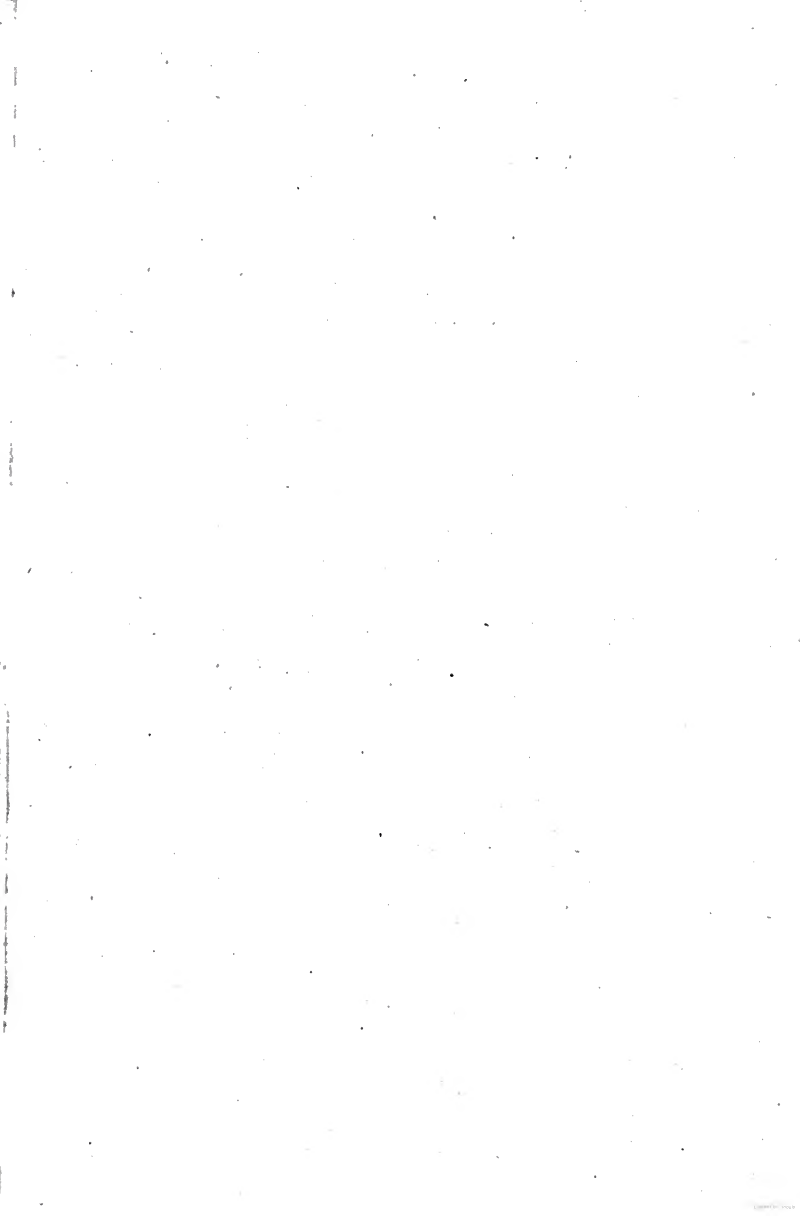

Curiositäten- und
Memorabilien-Lexicon von Wien
Gerhard Robert Walther
von Cöckelberghe-Dützele, Anton Köhler

<36632892890015






Curiositäten
und
Memorabilien-Lexicon
von
Wien.
Ein belehrendes und unterhaltendes Nachschlag- und Lesebuch in anekdotischer, artistischer, biographischer, geschichtlicher, legendarischer, pittoresker, romantischer u. topographischer Beziehung.
Von
Realis.
Herausgegeben von ANTON KÖHLER.
I. Band
Wien, 1846.
Kollonitz
Celtis
Dr Laz.
Pilgram.
Cuspinian.



> O edles Wien, selbs zu mir sprach,
> Du bist die port und zir alzeit
> Befestigung der Christenheit, —
> — — — — — — — — — —
> Das ich Dich nun besichten sol,
> Dank ich mein Gott, bin freuden vol.
>
> Wolfgang Schmeltzl.

Man hat die Stadt Wien eine Welt in einer Nuß genannt; man kann sie aber richtiger Österreich in einer Nuß nennen, und von dieser wollen wir uns bemühen, den edlen, saftigen Kern, und nicht bloß die trockene todte Schale wiederzugeben.

Unser Zweck ist, dahin zu wirken, daß Wien's Bewohner keine Fremdlinge in ihrer schönen Geburts- und die Bewohner der ganzen Monarchie keine Fremdlinge in der Hauptstadt ihres Vaterlandes seien. Diese Blätter haben auch den Nebenzweck, die blühende Gegenwart mit der merkwürdigen Vorzeit und mit beiden die heranrollende Zukunft bekannt zu machen.

Diese Mittheilungen sollen der österreichischen National-Encyclopädie besonders in jenen Fächern zur Ergänzung dienen, welche dort gar nicht oder nur wenig berücksichtigt wurden. Wo es der Stoff gestattet, sind geschätzte Lokalschriftsteller benutzt worden.

Biographische Skizzen lebender Personen sind in der Regel von diesen Blättern ausgeschlossen, weil wir eine doppelte Klippe vermeiden wollen; denn Viele wollen entweder nicht besprochen, oder es auf eine Art werden, welche mit der Wahrheit nicht im Einklange steht.

Obgleich die Stadt und die Vorstädte der eigentliche Vorwurf unserer Schilderung ist, so sind davon die Umgebungen im Umkreise einiger Meilen nicht ausgeschlossen, denn diese sind gleichsam integrirende Theile des großen Zentralpunktes der Monarchie. Das Werk dürfte dadurch an Brauchbarkeit, Interesse und Vielseitigkeit wesentlich gewinnen.

Auch für Erheiterung und Erholung des Geistes ist gesorgt worden. „Darum soll der freundliche Scherz hier als eine farbige duftende Blüthe er-

scheinen, die auf dem geweihten Stamme des sinnvollen Ernstes emporwächst. Wenn sich diese bisweilen durch Beimischung satyrischer Säfte in eine wohlriechende Brennnessel verwandelt, so wird auch wieder häufig die Nelke daraus entstehen, welche Blumisten in manchen Gegenden den Harlekin zu nennen pflegen — oder wohl gar eine aromatische Nießwurz zum Vorschein kommen, deren Geruch alle Falten des Zwerchfells durch fröhliches Lachen zu erschüttern im Stande ist."

Es bedarf wohl der Versicherung nicht, daß diese Schrift die Frucht einer mehr als dreißigjährigen Forschung ist. Die Bescheidenheit, womit sie sich ankündigt, dürfte ihr Anspruch auf die Milde der Kritik geben.

Von achtbaren Männern, besonders von dem Herausgeber, wurden interessante Mittheilungen gemacht, um deren Fortsetzung Jedermann gebeten wird. Was nach dem Drucke der einzelnen Buchstaben einlangt, wird in einem Anhange, — ohne welchen nun einmal ein ähnliches Werk nicht bestehen kann, aufgenommen werden.

Der Verfasser.

Abkürzungen.

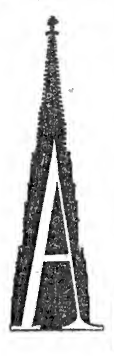
S. d.	bedeutet:	Sieh daselbst.
v.	"	vormals.
—g.	"	—gasse.
—gr.	"	—grund.
—m.	"	—markt.
—str.	"	—straße.
—vorst.	"	—vorstadt.
—i. St.	"	innern Stadt.
—u. z.	"	und zwar.

Die eingeklammerten Zahlen bei den Häusern bezeichnen die Nummer derselben.



A.

Wenn man eine große Stadt von der Ferne beschaut, so lehren uns die vielen in die Wolken ragenden Thürme die ewige Wahrheit, daß auf Erden nicht Alles gleich sein kann. Ein geistreicher Schriftsteller (Friedr. A. Kanne) glossirte in dieser Beziehung, daß man dieß sogar an den verschiedenen Anfangsbuchstaben der Schrift sehe, welche auch in ungleichem Verhältnisse immer eine gewisse Zahl niedriger Häuser oder Buchstaben um ihre hohen Thurmspitzen versammeln. So habe die Hauptstadt des Kaiserthums Österreich, das alte herrliche Wien aber vor allen ihren Schwestern einen recht ordentlichen Anfangsbuchstaben oder hohen Thurm aufzuweisen, der wie das große A im Alphabet über die andern Selbst- und Mitlauter hinausragt in die Wolken, und auf die niedern Häuser herabschaut, — den Stephansthurm. — Daß er ein Selbstlauter ist, beweise der helle Klang seiner Glocken, mit welchen er über die tief unter ihm stehenden Thürme, Palläste und Häuser bald mit starker Donnerstimme, bald mit feinem Geklingel hinwegruft. — In



seiner Spitze throne der Bothe, welcher die Ankunft des von dieser Erde scheidenden Erdensohnes schnell den Himmeln zu melden pflegt, — das Zügenglöckel. — Aus seinen Hallen töne der wahre Grundton der alten dauerhaften, österreichischen Macht und Herrlichkeit.

»Ich nenne ihn ein unschätzbares Edelgestein, einen Solitär. Steht er nicht da, einzig und allein in der Luft, und erscheint wie ein Riese, der die andern Thürme und Palläste niederdrückt, daß sie sich kaum zu ihm hinaufzuschauen wagen. Er ist sogar ein à jour gefaßter Solitär; man kann ihn ja von allen vier Himmelsgegenden durch eine gleiche Öffnung durchschauen, und das Blau des Himmels erblicken — wie bei einem à jour gefaßten Brillanten. — Ich nenne ihn einen für die Ewigkeit installirten Kreiswächter, der schon manche schlaflose Nacht zubrachte, weil er auf sein unter ihm liegendes, trautes Unter-Österreich Acht gibt. Ich nenne ihn sogar den ersten, größten und tapfersten Landwehrmann; denn seine Brust war unerschütterlich, und um ihn herum wollte die Treue noch niemals wanken, wenn gleich viele Pfeile des Unglücks an sein gepanzertes Herz prallten.«

Wir glaubten unser Alphabet nicht würdiger, als mit dieser Apostrophe an die äußerste Spitze des Stephansthurmes, als des am höchsten in die Wolken ragenden Punktes der Hauptstadt, welche der Gegenstand unseres Werkes ist, eröffnen zu können.

ABCHäuser.

Es gereicht dem gesunden Sinne der Bewohner Wiens zur Ehre, daß man daselbst mehrere Häuser findet, welche diese drei ersten Buchstaben des Alphabets, dieses Inbegriffes alles Wissens, an der Stirne tragen, ohne sich davon durch die Verrufung, worin die dreißigjährigen ABCschützen stehen, abhalten zu lassen. — Das merkwürdigste dieser ABCHäuser ist jenes in der Rauhensteingasse der innern Stadt (936), welches früher das Haus zur goldenen Kugel genannt wurde, und wo man die bedeutungsvollen drei Buchstaben sogar vergoldet sieht. Seit mehr als Menschengedenken ist hier eine der besuchtesten Branntweinschenken, in welcher manchem ABCbeflissenen ein X für ein U vorgemacht wurde, und wo noch täglich das Fusellied ertönt:

Also Freunde laßt uns trinken,
Weil noch volle Gläser winken,
Trinken nach dem ABC! —
Atzgersdorfer soll beginnen,
Bisamberger dann uns rinnen,
Schnaps und Cognak gibt den Thee!

Bedeutender ist dieses Haus durch seine alterthümliche Bauform. Von der Gasse aus kann nicht angegeben werden, ob es zwei- oder dreistockig ist, und das Spitzdach ruht auf dem Giebel, wie vormals die dreieckigen Herrnhütchen sich auf einer Allonge-Perrücke ausnahmen. Die kahle Fläche seiner dreifensterigen Façade wird durch ein antikes Vorsprungfenster unterbrochen, worunter ein niedriges, gedrücktes Thor in eine gewölbte Einfahrt führt, dessen Decke ein mittelgroßer Mann mit der Hand berühren kann. Der Hof ist schmal, lang und irregulär; auch hier sind alle Fenster ohne Symmetrie und sonderbarer Weise findet man auch im ersten Stockwerke ein Vorsprungfenster, welches aber kaum eine klafterweite Aussicht gewährt. Die Treppe gleicht der Leiter eines Hühnerstalles, sie bricht im ersten Stockwerke ab, und im zweiten mündet sie in einen jener hölzernen Gänge aus, welche die Bauordnung unserer Zeit mit Recht verbannt hat. Dieser äußern Form entspricht auch die winkelige innere Abtheilung der Gemächer, und es ist dabei auf Gemächlichkeit und Ebenmaß so wenig Rücksicht genommen worden, daß man daraus noch deutlich erkennt, unsere Vorfahren seien in der edlen Baukunst wahre ABCschützen gewesen.

Auch in der Hauptstraße der Vorstadt Neu-Wieden erblickt man ein Haus, zum goldenen ABC genannt; es führt die Nummer 690, ist ein Gasthaus und besitzt die Eigenheit, außer dem Eingange in die Trinkstube kein Hausthor zu besitzen. Wir sehen hieraus, daß es noch heute Leute gibt, welche das ABC der Baukunst nicht verstehen. Außer diesem hat dieselbe Vorstadt noch ein zweites goldenes ABChaus (458); eben so findet man eines auf der Laimgrube (89), im Lichtenthal (24, Salzergasse), zu Mariahilf (106, Mondscheingasse), am Spitelberge (11, breite Gasse), im Schottenfelde (25), in der Leopoldstadt (228) und deren zwei im Alt-Lerchenfelde (72 u. 229).

Die Sage, im ABChause in der Rauhensteing. sei das alte peinliche Gericht gehalten worden, ist ungegründet, wie beim Amthause vorkommt.

Abacus.

Der Abacus ist ein Bret oder Tisch, worauf vormals, da die Kopfrechner noch seltener als heut zu Tage waren, die Kaufleute in ihren Läden mittels Rechen- oder Zahlpfennige rechneten. Sein Gebrauch war auch in Wien sehr häufig; man findet deren hie und da noch in alten Rumpelkammern. Die größte Geläufigkeit in dieser Art zu rechnen, besaß man in Frankreich. Das Wesen dieser Rechnungsart bestand darin, daß auf einem Tische (abacus) einige wagrechte Striche nach Belieben so weit von einander

gezogen wurden, als zum wenigsten zwei Rechenpfennige breit sind. Der erste Strich von unten gilt eins, der zweite zehn, der dritte hundert, der vierte tausend u. s. w., und die Pfennige, welche in die Mitte zwischen zwei Striche gelegt werden, gelten halb so viel als der Strich zunächst darüber.

Dem zu Folge bedeuten die untenstehenden Pfennige 37,392. Zur Seite ist noch ein Strich quer durch die andern gezogen, um das Fach abzusondern, in welches die Zahlen, die von den ersten unterschieden sind, als z. B. im Subtrahiren, gelegt werden.

```
           — — — — — — — — — — | — — —
30,000 ==— ●— ●— ●— — — — —    | — — —
 5,000 ==      ●
 2,000 ==— ●— ● — — — — — —    | — — —
   300 ==— ●— ●— ●— — — — —    | — — —
    50 ==      ●
    40 ==— ●— ●— ●— ●— —       | — — —
     2 ==— ●— ●— — — — — —     | — — —
______
37,392
```

Abensperg- und Traun'sche (Gräflich-) Fideicommißhäuser.

Diese in der Herrngasse liegenden Häuser (240 und 241) gehören zu den ältesten Gebäuden der Stadt, wie denn auch ihre Besitzer den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes beigezählt werden, da sie von dem berühmten Grafen Babo von Abensberg und Rohr abstammen. Ernst Graf von A. und T. (geb. 1608, gestorben als Stadtcommandant von Wien, den 18. November 1668) ist der Stifter des Primogenitur-Fideicommisses, wozu diese Häuser und die Herrschaft Petronell in Nied. Östr. mit Traun gehören. — Hiezu gründete sein Sohn, Graf Otto Ehrenreich (geb. 1644, gest. 18. Sept. 1715) aus seinen Allodial-Herrschaften Bisamberg, Bockflüß, Meissau, Rapottenstein und Groß-Schweinbarth in N. Östr. ein Sekundogenitur-Fideicommiß, dessen Wohnsitz sich in der Johannesgasse (970) befindet.

Urkundlich waren die Traune schon im 14. Jahrhundert in der Herrngasse seßhaft. Berühmt war damals der Kampfesheld Hanns von Traun, Pfleger zu Freistadt, der wider Preußen und Polen gestritten, einen russischen Herzog erschlagen, der Einnahme von Calais beigewohnt und bei Poitiers den 19. Sept. 1356 so wacker mitwirkte, daß der schwarze Prinz von Wallis ihn zwischen sich und den gefangenen König Johann von Frankreich an die Tafel setzte. Traun begab sich dreimal nach England, enterte das letzte Mal in seinem hohen Alter ein französisches Schiff und brachte es dem König Eduard zum Geschenke mit.

Das die Zahl 241 tragende Haus bildet die Ecke der Strauchgasse und nimmt die Stelle des uralten Kohlhofes ein. Es ist nur ein Stockwerk hoch, umfaßt aber einen bedeutenden Flächenraum und ist älter als das andere Haus (240), mit welchem es innerlich zusammenhängt. Was dem ersten Hause an Großartigkeit abgeht, das besitzt der Haupttrakt des zweiten in der Herrngasse in vollem Maße. Dieses ist ein imposantes Bauwerk, welches mit seinem hintern, auf die Freiung stehenden mittelalterigen Theile einen auffallenden Kontrast bildet.

Die schöne Fronte dieses herrschaftlichen Hauses gegen die Herrngasse besitzt in seinen, den Balkon tragenden Atlanten oder lasttragenden Simsfiguren eine artistische Merkwürdigkeit und Kuriosität, die unseres Erachtens die geringe Beachtung, welche die Vorübergehenden ihnen erweisen, nicht verdienen. Diese Atlanten sind sechs kräftige, alte, orientalische Männer in mehr als natürlicher Größe, mit kahlen Köpfen und tüchtigen Zwickelbärten und in halber oberer Körpergestalt. Sie sind in zwei Gruppen, je zu drei Figuren, symmetrisch vertheilt, und enden in zwei Fußsäulen. Die Stellung der Köpfe und ihrer mit Polstern belegten Hälse ist der Situation gemäß gebückt, und

Mienen und Muskeln zeigen die Schwere der Last, welche sie ewig zu tragen verurtheilt sind. Der Künstler, welcher die Steinfiguren verfertigte, hat sich wahrlich seines Werkes nicht zu schämen und die Bekanntmachung seines Namens ist sehr zu wünschen. Der Haarbüschel, der den Scheitel eines jeden dieser übrigens kahlköpfigen Simsträger ziert, gab bei ihrer Aufdeckung im Anfange des 18. Jahrhunderts dem stets regen Wiener Volkswitze Gelegenheit, sie die „sechs alten Schüppel" zu nennen; wir erinnern uns auch noch unlängst ein einziges Mal diese Bezeichnung gehört zu haben, und zwar ebenfalls von einem alten Schüppel, der aber für die tausenderlei Schönheiten seiner Vaterstadt Wien mehr Sinn hatte, als eine Heerde bocksbärtiger Pflastertreter unserer Zeit.

Auch die Sage macht uns das Grafenhaus der Traun interessant. Zur Zeit als Ungarn von den Türken bedrängt wurde, befand sich ein edler Ungar zu Wien als Gast im Hause Traun. Eines Abends kreisten an der Tafel fröhlich die Becher, wobei das Gespräch auf ein unheimliches Gemach der Burg Rapottenstein und auf einen gespenstigen Zweikampf der längst verstorbenen, nicht einmal den Namen nach mehr bekannten Brüder von Kuenring, der frühern Besitzer des Schloßes, kam.

Im Stamme der Kuenringer soll der Sage nach die Liebe zwei Brüder zu unversöhnlichen Feinden gemacht haben, von welchen einer im ritterlichen Kampfe durch das Schwert des andern blieb. Seit jener Zeit sollen in gewissen Nächten in einem der obern unbewohnten Gemächer polternde Tritte, Schwerthiebe und Waffenklang, wie in erbittertem Kampfe, sich hören lassen. Dieses Getöse währe eine Stunde und dann trete die vorige Todtenstille ein.

Der muthige Ungar belächelte diese Spuckgeschichte und bat, ihn in die Waldeinsamkeit des siebenthorigen Felsenschloßes hinzuführen, ihm in dem unheimlichen Gemache ein Nachtmal zu bereiten und das Weitere ihm zu überlassen. So geschah es auch. Die ganze gräfliche Familie begab sich nach Rapottenstein, und nach einem vergnügten Abend betrat der Ungar die schauervolle Schlafkammer. Als am folgenden Tage Alles erwachte, blieb der Fremde allein unsichtbar. Im Spuckgemache herrschte tiefe Stille. Auf öfteres Anpochen erfolgte keine Antwort. Der Schloßherr ließ die Thür gewaltsam aufbrechen und fand den edlen Ungar kalt und unbeweglich wie eine Bildsäule, die Hand am Säbel, den Blick starr auf die Mitte des Zimmers gerichtet, auf dem Bette liegen.

Mit Mühe brachte man ihn zu sich. Als er sich erholt hatte, schritt er stumm mit den Geberden eines eiligen Abschiedes hinaus, und eilte von dannen. Er soll kein Wort gesprochen haben, bis er ins kaiserliche Lager angekommen war. Hier kämpfte er mit vieler Verwegenheit, allein der Tod schien ihn zu fliehen, wie Alles, was einmal das Reich der Geister berührt hat.

Nach Herstellung des Friedens vernahm der edle Ungar, daß sich sein Freund im Schlosse Petronell befände, weil das Haus Traun den Rapottenstein verlassen und sich mit allen geschichtlichen Erinnerungen und Seltenheiten in das auf den Trümmern des alten Carnuntums erbaute Schloß begeben hatte. Er beschloß daher dasselbe mit einem zweiten Besuche zu überraschen. Nach den ersten Stunden des Willkomms durchwandelten die Freunde die weiten Säle Petronells und kamen in die Halle, wo von Rapottenstein die Ahnentafel und Familienbilder der Kuenringer aufgestellt worden waren. Hier rief der Magyar plötzlich aus, „Sie sind's! — Diese Beide sind's!" —

Und nun offenbarte sich, was durch Jahrhunderte unbekannt geblieben war, nämlich welches Paar vom Hause Kuenring die feindlichen Brüder waren.

Der Edelmann erzählte, er sei damals nach einem kurzen Schlafe wie von einem heftigen Stoß aufgerüttelt, von seinem Bette aufgefahren, und habe näher kommende schwere Fußtritte vernommen. Plötzlich sei die Thür aus ihren Angeln gefahren, und ein Ritter — dieser Hadmar von Kuenring, den er im Bilde wieder erkenne, sei in einem pechschwarzen Harnisch, mit offenem Visier und blankem Schwerte herein getreten; und ihm auf der Verse folgend dieser Andere, Namens Albero. Beide hätten sich zum Kampfe gestellt und mit Erbitterung geschlagen, bis Hadmar gefallen und verzweifelnd an seinem künftigen Heile, weil er den Bruder zum Kampfe gezwungen, seine Seele ausgehaucht habe. Mit dem nächsten Glockenschlage sei die Erscheinung verschwunden — ihn aber, den vorwitzigen Zuschauer, hätten die geheimnißvollen Schauer der Geisterwelt berührt, seine Zunge sei gelähmt gewesen, kein Lächeln mehr über seine Lippen gekommen — und dieser Zustand habe so lange gewährt, bis in dem heiligen Kampfe für Fürst und Vaterland sein Blut geflossen sei.

Abgebrannte Haus (Das)

in der Vorstadt Wieden (447) ist ein architektonisches Monstrum, welches in vielerlei Betrachtung eine besondere Erwähnung verdient.

Schon der Name enthält einen albernen Widerspruch; ein abgebranntes Haus ist eine Brandstätte, und ist diese wieder aufgebaut, so ist der neue Bau nicht mehr abgebrannt. Selbst die Annahme, man habe diesem Hause zum Andenken seiner einstigen Einäscherung diesen Namen gegeben, ist seicht; denn es gibt nicht nur der Häuser, sondern auch ganzer Gassen und Plätze und selbst der Städte viele, welche dieses traurige Loos getroffen hat, ohne daß man sie deßhalb die abgebrannte Gasse oder die abgebrannte Stadt genannt hat.

Eben so unrichtig ist die Bezeichnung dieses Theils der Vorstadt Wieden als „Haus,“ denn es handelt sich hier außer den zahlreichen Magazinen und Remisen, welche sich in seinem Umkreise befinden, um mehr als ein Dutzend Häuser, die ordnungslos, wie vom Zufall dahin geworfen, theils an einander und theils von einander entfernt liegen.

Diese kunterbunte Anhäufung ebenerdiger, ein-, zwei-, drei- und vierstockiger, unansehnlicher und altersgelber Gebäude bedeckt einen so großen Bodenraum, daß das abgebrannte Haus in dieser Hinsicht einer herrschenden Sage nach den Vorzug behauptet, das größte Privathaus Wiens zu sein; es soll um eine Quadratklafter mehr Fläche besitzen, als das Starhemberg'sche Freihaus in derselben Vorstadt, welches gewöhnlich für das umfangreichste Privathaus Wiens gehalten wird. Das abgebrannte Haus erstreckt sich von der Wiedener Hauptstraße durch einen Theil der großen neuen Gasse den Mittersteig hinauf, wo mehrere andere Häuser angrenzen, und tritt gegen die obere Hauptstraße in der Klagbaumgasse wieder sichtbar hervor. Schon seine Fronte auf der Hauptstraße besteht aus drei verschiedenen Gebäuden, welche sich stufenartig zwei, drei und vier Stockwerke hoch erheben, und kein Merkmal an sich haben, aus welchem sich schließen ließe, daß sie den Eingang eines Besitzthums bilden, das ungeachtet seiner vernachlässigten Benützung noch immer die Einkünfte einer Herrschaft abwirft. Es bedarf keiner Berechnung, um das Facit herauszubringen, daß ein spekulativer Anbau der unermeßlichen, hier öde und in Unreinlichkeit liegenden Erdräume sich zwanzigfach rentiren würde; denn manches Städtchen mag mit seinem Baustande auf einen engern Raum beschränkt sein. Sein Besitzer ist der Freiherr von Geusau. — Den Mitteltheil des Terrains nehmen

die weitläufigen Rudera eines Gartens ein, der einst in stolzer Pracht sich hier entfaltet haben mag und noch Kunde gibt, daß seinem Verfalle eine Blüthezeit vorangegangen ist. Auffallend ist die dem Hauptgebäude angebaute, schöne Stiege, die sich mit ihrem grandiosen Treppenhause zwischen diesen unsymmetrischen Bauwerken ausnimmt, wie ein zierlicher Denkstein auf einem Schutthaufen, oder wie eine frische Rose zwischen dürrem Gesträuche. Entweder ist dieser gelungene Theilbau der Anfang eines größeren, projectirt gewesenen, aber ins Stocken gerathenen Werkes, oder die Laune eines der vorigen Besitzer des Hauses, in beiden Fällen aber kann man das daran verwendete Geld für verloren erklären.

Von den drei Eingängen des Hauses steht das Hauptthor auf der Wiedener Hauptstraße zwischen einer Apotheke und einem Gasthause, was an den alten Spruch erinnert:

„Zwischen Bacchus und Äskulap
Geht der Sensenmann auf und ab.“

Abgesehen hievon mag aber jeden Falls sich hier eine sonderbare Nasenweide ergeben, wenn die Dämpfe des Schweinebratens aus der Wirthshausküche sich mit dem Medikamenten-Geruche der lateinischen Küche vereinigen, — eine Nasenweide, die nicht selten den Wunsch nach dem Brandgeruche eines „abgebrannten Hauses“ zurückwünschen lassen.

Abnahme des Mondes und Sternes vom Stephansthurme 1686.

Am 12. Juli 1686 um 11 Uhr Vormittags, begann der Ziegeldecker Ressytko an der Seite des Thurmes, dem Curathause gegenüber, ober der Uhr auf dem Gange auswendig das Gerüst zu machen. Es war sehr einfach und kostete nur 11 Gulden. Es bestand aus etlichen Pfosten und 11 Leitern, die er auf einander stellte und mit Stricken befestigte, wobei er manche Ceremonien machte.

Den 14. um 9 Uhr Vormittags zog er aus des Bürgermeisters, Simon Schuster's, Behausung mit einer großen Fahne, welche gelbe und schwarze Streifen hatte, unter dem Trommelschlage seines Sohnes, um den die Domkirche damals umgebenden Friedhof herum, schwang diese Fahne auf der Rose des Thurmes gegen alle vier Seiten und band sie an die höchste Leiter. Ihm folgte sein Sohn mit der Trommel bis unter die Rose nach.

Nachmittags machte er mit seinen zwei Söhnen den Stern sammt dem Monde los und legte ihn an die Rose. Nachdem er eine Weile die Trommel geschlagen hatte, trank er dem Volke die Gesundheit aus sechs blechernen Bechern, die er nebst einem Sack voll Obst herabwarf. Das Ende seiner Ceremonien war ein Pistolenschuß und ein Trunk. Hierauf ließ er den Stern und den Mond an den Ort, wo er aus- und einzusteigen pflegte, und von da durch die große Öffnung des Gewölbes, wo das Primglöckel geläutet wird, in die Kirche herab. Der Stern sammt dem Monde wurde in die Behausung des Grafen Leopold v. Kolonitsch überbracht, welcher den folgenden Tag dem Volke diesen Stern zur Beschau aufstellen und neues Geld auswerfen ließ; von da ist er Abends von dem Thurmsteiger selbst nach Hofe getragen worden.

Ressytko bekam von dem Stadtrathe den Rathspfennig von 10 Ducaten, welche sammt dem Agio damals 36 Gulden ausmachten. Man ließ von dem Kupferstecher Martin Lerch auf den Mond eine Hand, die eine Feige zeigt, nebst den Worten stechen: **Haec Solimane memoria tua. 1529.** (Dieß Soliman zu deinem Andenken. 1529.) Diese Jahrzahl deutet die Zeit der ersten türkischen Belagerung, nicht aber die Zeit der Errichtung des Mondes an.

Dieser Mond und Stern ist aus Mes-

sing gemacht und hat sammt dem Stingelhelm 95 Pfund Gewicht. Er war mit zwei messingenen Ringen befestiget, auf dem obern standen die Worte: „Dum spiro, spero, Valentinus Sebaldt.“ (So lange ich athme, hoffe ich. Valentin Sebaldt, der Name des Künstlers.) In der Mitte ist ein Schild, worin ein laufender Löwe als das Zeichen des Monats Juli, in welchen dieser Stern verfertiget worden, mit der Jahrzahl 1591 gestochen. In dem untern Ringe las man: Wolfgangus Eglauer; spes mea Christus, aetatis 24. Anno 1591, 31. Juli. (Wolfgang Eglauer; Christus ist meine Hoffnung, meines Alters 24. im J. 1591 den 31. Juli.) Das bedeutet den Monat, den Tag und Namen, wann und von wem dieser Stern aufgesetzt worden ist.



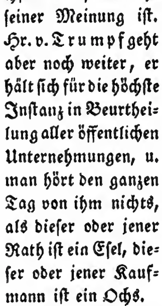
Die Meinung ist irrig, dieses Zeichen sei auf Begehren des türkischen Kaisers Soliman, der 1529 Wien belagerte, aufgesetzt worden, um den Thurm von der Beschießung zu befreien. Die darau befindliche Jahreszahl 1591 beweiset, daß die Aufsetzung dieses Zeichens erst 62 Jahre nach der Belagerung geschehen ist. Überdieß findet man in den Beschreibungen dieser Belagerung nicht die geringste Meldung von diesem Begehren des Feindes, wohl aber zeigen die Stadturkünden, daß während dieser Belagerung nicht nur das Kirchendach, sondern auch der große Thurm, so beschädigt worden, daß man mit Ausbesserung desselben viele Jahre zugebracht hat.

Dieser Stern und Mond werden gegenwärtig noch in dem bürgerlichen Zeughause aufbewahret.

Abschnalzer (Der).

Herr v. Trumpf ist ein seltenes Exemplar von Anmaßung und Grobheit, wie es deren noch viele gibt.

Herr von Trumpf will ein Allwisser sein, der Alles besser als Andere weiß, und jeden einen Esel und Ochsen nennt, der nicht seiner Meinung ist.



Hr. v. Trumpf geht aber noch weiter, er hält sich für die höchste Instanz in Beurtheilung aller öffentlichen Unternehmungen, u. man hört den ganzen Tag von ihm nichts, als dieser oder jener Rath ist ein Esel, dieser oder jener Kaufmann ist ein Ochs.

Ist von einer neuen Einrichtung die Rede, so kommt sie vom Thiere mit langen Ohren her, und von einem neuen Buche, so hat es ein Thier mit langen Hörnern gemacht.

Am ärgsten kommen aber junge Leute bei ihm an; diese macht er alle zu Haupteseln und Kapitalochsen, wenn sie es wagen, ihm zu widersprechen. Nach jeder solchen Expektorirung brüstet sich Herr von Trumpf mit der Äußerung, er habe diesen oder jenen derb abgeschnalzt, und dieser sein Lieblingsausdruck verschaffte ihm den Namen des Abschnalzers.

Vor einiger Zeit war in einem Kaffeehause von einem unserer witzigsten Köpfe die Rede, über dessen Werth die Stimmen

getheilt waren. Nachdem der Wortstreit eine Zeit lang gewährt hatte, that endlich Herr v. Trumpf mit der ihm eigenen Arroganz den Ausspruch: „Was braucht's da viel Wesens, er ist ein Erzesel; denn wir haben ja zusammen studirt."

So schnalzte der Abschnalzer zuweilen auch sich selbst ab. Ein von ihm Abgeschnalzter ließ sich es nicht nehmen, auf Hrn. v. Trumpf das nebenstehende Spottbild zu machen.

Academien.

Wien zählt der wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten, die als Academien bezeichnet werden, fünf:

1. jene der bildenden Künste in der Annagasse (980);

2. die k. k. Ingenieur-Acad. auf der Laimgrube (186);

3. die k. k. medicinisch-chirurgische Josephs-Acad. oder das Josephinum in der Alservorstadt, Währingergasse (221);

4. die orientalische Acad. in der Stadt, Jakobergasse (799);

5. die theresianische Ritteracad. oder das Theresianum auf der Wieden (306), von welchen allen besonders gesprochen wird;

6. die ehemalige Real-Acad. bei St. Anna hat durch die Entstehung des großartigen k. k. polytechnischen Institutes als eine überflüßig gewordene Lehranstalt aufgehört; von ihr hat sich noch die Realschule, als Vorbereitungsschule für die kommerzielle und technische Abtheilung des polytechnischen Institutes erhalten.

Achau.

Dieser Ort wird in alten Urkunden Aichowe und Eichau genannt. Er liegt von Wien zwei Stunden südwestlich entfernt in der großen Ebene zwischen Lanzendorf und Laxenburg. Außer dem Schloße, das der Feuchtigkeit wegen auf Bürsten steht und das feste Haus genannt wird, der alten Lorenzkirche und dem Pfarrhofe ist nichts bemerkenswerth.

Eine halbe Stunde davon befindet sich der Riedenhof, ehemals Roudeniche; ein Hartwick dieses Namens kommt 1136 in Leopold des Heiligen Bestätigungsbriefe von Klosterneuburg als Zeuge vor. Dieser Hof wurde wahrscheinlich erst von Ferdinand I. Achau zugetheilt, und von Carl von Moser mit dieser Herrschaft erkauft.

Achau war von jeher ein Bestandtheil der landesf. Burg Lichtenstein. Es blühte wahrscheinlich früher als Laxenburg auf und war ein Unterhaltungsort zum Jagen und Fischen. Den großen, bis Guntramsdorf gestandenen, von Albrecht III. (mit dem Zopfe) angelegten und erst seit Maria Theresia ausgetrockneten Teich, besaß 1529 Conrad von Königsberg, als Lehen Ferdinands I. Durch diesen Teich zogen die Bergwässer von Mödling und Baden, die Triesting, der kalte Gang und der Krottenbach nach der Schwechat, und überschwemmten nicht nur die ganze Gegend, sondern erfüllten sie auch mit schädlichen Dünsten.

Die ältesten Nachrichten von Achau reichen bis ans Ende des 12. Jahrhunderts, wo Wolfker de Aichowe, Schenke des Herzogs Heinrich, eines Sohnes Jasomirgotts vorkommt. Als erste Besitzer kennt man die Herrn von Hintberg (Himberg), von Ebersdorf und dann die Thürnstein, Kämmerer von Österreich. — Von diesen traten Johann und Albrecht um 1395 die ganze Gegend von Achau, Guntramsdorf und Laxenburg an den Herzog Albrecht III. ab. Im Jahre 1400 kaufte es Rudolf v. Wallsee von Katharina, Witwe Conrads des Schweinbarts, und 1447 brachte Heinrich Haiden Guntramsdorf und bald darauf Achau von einem Herrn von Rappach durch Kauf an sich.

Von Lorenz v. Haiden stehet aus dem Jahre 1485 ein Grabstein in der Kirche. Auch ein Ritter Karl v. Haiden, † 1582, hat an der Seitenwand ein Monument von Marmor. Ernest v. Haiden, der letzte seines Hauses, † 1613 — 1618, verkaufte Achau 1599 an Christoph von Wollzogen.

Während des Bruderzwistes zwischen Albrecht VI. und Friedrich III. hat Achau viel gelitten. Das Schloß, welches der Kaiser dem Ritter Simon Pött von Wien anvertraut hatte, wurde 1462 durch den Herrn von Pettau aus Mähren von Berchtoldsdorf aus, zum Raubneste gemacht, und bald darauf von den Räubern, die ungarischen Brüder genannt, verwüstet.

Eine Folge der ersten türkischen Invasion 1529 war für Achau, daß die dortige Pfarre ihre Selbstständigkeit verlor, welchen Verlust der Pfleger in Lichtenstein und die Reformation über 200 Jahre begünstigten. Später wurde die Pfarre mit Biedermannsdorf vereinigt. Aus einer Bittschrift des dortigen Pfarrers, Christoph Aigner, an den Erzherzog Mathias im Jahre 1609 zeigt sich, daß der Pfleger von Lichtenstein mehrere Jahre einen lutherischen Prädikanten in Achau gehalten hat, der diesen Ort erst verließ, als er des Landes verwiesen wurde.

So mußte das Lutherthum daselbst überhand nehmen. Bald kehrten aber die Achauer zur katholischen Kirche zurück, und um 1627 war von 50 Häusern nur noch der Schaffler und seine Familie lutherisch.

Bemerkenswerth ist, daß zu dieser Zeit auch Juden in Achau ansäßig geworden waren; sie hatten sich so vermehrt, daß sie im unteren Theile des Ortes sogar eine Synagoge hatten, wovon noch jetzt ein Theil in einem Bauernhause im unteren Orte, den sie ganz inne hatten, gezeigt wird. In der Seelenbeschreibung von 1650 kommen noch zehn Häuser mit Juden vor, welche sich derselben förmlich widersetzten.

Die Pfarre Achau wurde von Joseph II. 1783 wieder hergestellt. Die erste Wirkung davon war eine große Reparation der Kirche. Vermuthlich ist die Kapelle im Schlosse, dem heiligen Fabian und Sebastian gewidmet, älter als die Ortskirche. Ihr Eingang ist unten am Schloßthore und sie dürfte mit der Erbauung des Schlosses gleichzeitig sein. Die Pfarrkirche war 1783 des wasserreichen Grundes wegen gesunken, und mußte von Außen mit vier Strebepfeilern unterstützt werden; der Haupteingang wurde erhöht, der Boden mit Kehlhammerplatten belegt und die hölzernen, vermoderten Altäre weggeschafft. Der Thurm erhielt 1764 seine heutige Gestalt. Das Innere des Gotteshauses, die zwei Seitenaltäre, der heiligen Anna und dem heiligen Sebastian geweiht, die Wände, der Tabernakel, Alles wird vom Salpeter angegriffen.

Acht (Die).

Da Wien der Sitz beinahe aller deutschen Kaiser aus dem Hause Österreich war, so ist es auch der Centralpunkt, von welchem die Achts-Erklärungen ausgingen.

Diese vormals in Deutschland sehr gebräuchliche Rechtspflege kam seit der Einsetzung des Reichskammergerichtes immer mehr außer Gebrauch. Der Angeklagte ward gewöhnlich öffentlich drei Mal vorgeladen, bei Strafe für überführt geachtet zu werden; erschien er nicht, so erfolgte die einfache Acht, bei welcher der Geächtete in dem über ihn erkennenden Gerichtsbezirke kein Recht ausüben durfte, schutzlos war, und im Betretungsfalle verhaftet wurde.

Brachte der einfach Geächtete binnen Jahresfrist keine Beweise seiner Schuldlosigkeit bei, so ward er mit der zweiten oder Oberacht belegt, welche in gänzlicher Schutz- und Rechtslosigkeit bestand, bürgerlichen Tod, Eröffnung der Lehen, Auf-

lösung der Ehe und Vogelfreiheit nach sich zog. Wer einen so Geächteten aufnahm, verfiel selbst in die Acht, so z. B. im Jahre 1566 der Herzog Johann Friedrich von Sachsen, als er den geächteten Wilhelm von Grumbach einen Aufenthalt in seinem Lande gewährte.

Diese Achtserklärung des Grumbach geschah auf dem ersten Reichstage, welchen Maximilian II. zu Augsburg hielt. Er ließ am 13. Mai, unter freiem Himmel, mit allen dabei üblich gewesenen Umständlichkeiten, durch den Reichsherold nicht nur gegen Grumbach, sondern auch gegen seine Genossen, Wilhelm von Stein, Ernst von Mandelslohe, Jobst von Zettwitz, Michael Frißlein und Dietrich Pächte die Reichsacht öffentlich ausrufen: „Sie nicht zu hausen, zu hofen, zu beherbergen, zu ätzen, zu tränken, zu leiden, zu dulden, für zu schieben, zu schützen, zu schirmen, zu vergeleiten, ihnen auch nicht zu backen, zu mahlen, noch ihnen einige andere Förderung, Fürschub oder Beistand zu thun.“

In einer ältern Achtsformel hieß es auch von dem Geächteten: „Sein Leib und sein Fleisch sei den Thieren in den Wäldern und den Vögeln in der Luft zugetheilt, und er selbst in des Teufels Namen in die vier Straßen der Welt gewiesen.“

Wien sah aus dieser Veranlassung im Mai 1567 das seltene Schauspiel, den geächteten Herzog Johann Friedrich auf einem hohen offenen Wagen, mit einem Strohhute auf dem Haupte, von Reitern umgeben, beim rothen Thurm durch die Stadt ziehen zu sehen, um in ein 28jähriges Gefängniß gebracht zu werden.

Das letzte Beispiel einer Reichsachts-Erklärung war jene gegen Friedrich II., König von Preußen im Jahre 1758, die aber wegen der energischen Protestation der evangelischen Reichsstände nicht in Ausübung gebracht wurde.

Acht Fasanen.

Herr von X. hatte den Einfall, dem Pfarrer seines Kirchspiels in einer Vorstadt acht Fasanen nebst einem Billet zuzusenden, in welchem er ihn bat, sie unter die Armen auszutheilen. Hier ist die Antwort des Pfarrers:

„Ich habe die acht Fasanen, die Sie mir zur Austheilung unter die Armen geschickt haben, erhalten. Es scheint, als trauen Sie mir die Gabe des Heilandes zu, der mit fünf Broten und eben so viel Fischen einige tausend Menschen speisen konnte; denn ohne ein Wunder sehe ich nicht ein, wie acht Fasanen unter tausend Unglückliche, die ich täglich zu trösten habe, vertheilt werden sollen. Und sollte mich Ihre Güte oft bevollmächtigen, meinen Armen eine so leckere Speise vorzusetzen, so hieße das in der That ihnen einen schlimmen Dienst erweisen, wenn man sie erst nach Leckerbissen lüstern machen, und dann wieder zu ihrem groben Brote und ihrer dünnen Suppe zurückschicken wollte. Ich habe daher für das Klügste gehalten, die acht Fasanen für meinen Tisch zu braten und statt ihrer acht Thalerstücke in meine Armenkasse zu legen. Ich hoffe, Sie werden mich nicht wieder so theure Fasanen essen lassen, und erlauben Sie, daß ich Ihnen den Spruch des Evangeliums ans Herz lege: Selig sind die Armen im Geiste! Ich habe die Ehre &c.“

Adalbert von Babenberg.

Adalbert (Albert), dritter Markgraf von Österr. aus dem Hause der Babenberger, der 1018 seinem Bruder Heinrich I. folgte und 38 Jahre regierte († 26. Mai 1056), wird gewöhnlich in den Geschichtbüchern nur vorübergehend berührt, weßhalb ihm hier eine Stelle eingeräumt wird. Er erwarb sich als glücklicher Krieger den Zunamen des Siegreichen und ihm ver-

dankt die Ostmark es, daß eine davon getrennt gewesene ansehnliche Landesstrecke, in welche auch Wien lag, ihr für immer zurückgestellt wurde.

Das Land erfreute sich unter ihm Anfangs einer 12jährigen Ruhe; auch der Zug des Kaisers Conrad II. wider die Ungarn 1030 war von kurzer Dauer; desto mehr wurde Adalbert aber durch die Unruhen, welche nach des Königs Stephan Tode in Ungarn ausbrachen, in Anspruch genommen. Dieser kinderlose König hatte mit Übergehung der näheren Verwandten, den Sohn seiner geliebten Schwester Gisela, Peter, zu seinem Nachfolger ernannt. Da die Ungarn diesen nicht liebten, so steigerte sich ihre Abneigung gegen ihn um Vieles, als er nach Willkür Gesetze vorschrieb. Zu Stuhlweißenburg kündeten ihm daher die Großen des Reiches den Gehorsam auf, und Peter flüchtete sich zu Adalbert, seinem Schwager.

Die Ungarn riefen den Kumanen Aba, Stephans Schwager, zum Herrscher aus; dieser verlangte Peters Auslieferung und brach, als sie verweigert wurde, im strengen Nachwinter verheerend in Österreich ein. Adalbert und sein Sohn Leopold wiesen die Ungarn nicht nur kräftig zurück, sondern entrissen ihnen auch im Anfange 1042 das Land zwischen dem Kahlenberge und der Leitha für immer, wodurch Österreich wieder die Ausdehnung erhielt, welche es unter Carl dem Großen hatte (1043).

In diesem Jahre kam auch Kaiser Heinrich III. nach Österreich. In dem kaum eroberten Wien wurde ein Hoftag gehalten, und auf Peters Andringen ein Kriegszug wider Ungarn beschlossen. Adalbert und sein Sohn zeichneten sich dabei so sehr aus, daß der Letztere sich ungeachtet seines zarten Alters den Beinamen des starken Ritters erwarb; er starb noch in demselben Jahre. Obgleich Aba hierauf die Oberhoheit des Kaisers anerkannte, so brach 1044 der Krieg doch neuerdings aus, und am 5. Juli erkämpften Heinrich und Adalbert bei Laab einen entscheidenden Sieg, wobei Aba auf der Flucht an der Theiß das Ziel seines Lebens fand.

Peter wurde als König wieder eingesetzt, mißbrauchte aber seine Macht abermals, so daß er sich genöthigt sah, zum zweiten Male bei Adalbert Schutz zu suchen. Er wurde aber bei Wieselburg ereilt und geblendet. Andreas setzte sich nun die heilige Krone von Ungarn auf, und da der Kaiser sich in Italien befand, so wurde von Adalbert und dem Baiernherzog Conrad der Grenzort Haimburg befestigt und ein Einfall der Ungarn zurückgeschlagen.

Adalbert hatte die Schwester des geblendeten Königs Peter von Ungarn, Frowitza, Tochter des Grafen Otto Wilhelm von Burgund, welche den 17. Februar 1058 oder 59 starb, zur Gemahlin.

Adamberger (Maria Anna und Antonie).

Die erste ist die Tochter des Hofschauspielers Jacquet, wurde 1752 zu Nürnberg geboren, kam 1760 nach Wien und spielte Anfangs Kinderrollen mit hoher Vollendung. In der Folge 1768 trat sie in den Rollen der Marie im Kaufmann von London und der Henriette im poetischen Dorfbarbier zum ersten Male als Schauspielerin auf. Mit dem entschiedensten Talente spielte sie fortan naive, schalkhafte und launige Rollen, so wie auch unschuldige Landmädchen und sogenannte Agnesen. 1782 vermählte sie sich mit dem Hofsänger J. Adamberger und schied, nachdem sie beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch eine Zierde der Hofbühne gewesen war, den 22. Februar 1804 von der Bühne und noch in demselben Jahre von der Welt.

Ihre Tochter Antonie besaß ein schönes Talent für die Schauspielkunst, zog sich jedoch im Jahre 1817 in das Privatleben

zurück, um die Gattin des Herrn J. Arneth, gegenwärtigen Directors des k. k. Münz- und Antikenkabinetes und der Ambraser-Sammlung, zu werden. Später wurde sie Vorleserin Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter und Vorsteherin des von Allerhöchst derselben gegründeten Carolinenstiftes in der Vorstadt Landstraße. Der Dichter Th. Körner hat ihr manches schöne Lied gewidmet.

Adam und Eva.

Zu den größten Gemälden der k. k. Bilder-Sammlung im Belvedere gehört das auf Leinwand gemalte, 12 Fuß 6 Zoll breite, 9 Fuß 10 Zoll hohe Bild Philipps de Champaigne, Adam und Eva vorstellend, welche den Tod ihres Sohnes Abel beweinen, der erblaßt auf dem Schooß seiner Mutter liegt. Um sie stehen drei Kinder, von welchen das kleinste sich an die Mutter Eva hindrängt, und im Hintergrunde sieht man den fliehenden Kain, der nach dem Gebirge eilt. Das Bild ist mit der Jahreszahl 1656 bezeichnet, und die Figuren sind von mehr als Lebensgröße.

Adam- und Eva-Spiel.

Dieses öffentliche Spiel war noch im vorigen Jahrhunderte um die Weihnachtszeit in Gebrauch. Man gestattete sich dabei jedoch etwas zu viel Freiheit, was den 19. Dezember 1719 eine öffentliche Rüge zur Folge hatte, wobei ausgerufen und Jedermann zu wissen gemacht wurde: „Es habe die Erfahrung die ärgerliche Aufführung verschiedener dienstloser Bursche ergeben, die bei der herannahenden heil. Weihnachtszeit das sogenannte Adam- und Eva- wie auch das Bauern- oder Hochzeitsspiel vorstellen, dabei aber ein ungestümes Blasen und Leiern, ein ungebührliches Springen und Tanzen vorbringen, so wie alle Plätze und Gässen bis spät am Abende abgehen, und die Inwohner dadurch beunruhigen; da nun auf solche Weise vielen frommen Christen ein großes Ärgerniß gegeben, und deßwegen auch von der Geistlichkeit nachdrückliche Beschwerden eingelegt wurden, so soll zu derlei Exzesse ernstlicher Abstellung geschritten und besagtes Adam- und Evaspiel auch das Bauern- oder Hochzeitspiel nur durch die drei letzten Faschingstage, jedoch in aller Ehrbarkeit gespielt zu werden, verstattet seyn.“

Adam und Eva (Zum).

Diesen Schild tragen mehrere Vorstadthäuser, z. B. auf der neuen Wieden, Hauptstraße (769), zu Margarethen (104) an der Stirn und der Sündenfall des ersten Menschenpaares war bei den Meisten durch Erzeugnisse des Pinsels oder Meißels dem Auge freilich oft mit einem sehr geringen Kunstwerthe dargestellt.

Eines dieser Vorstadthäuser gab dem originellen Hofprediger Abraham a St. Clara, der in allen Vorstädten predigte, weil die Kirchen in der Stadt zu klein waren, die herbeiströmende Menge der Zuhörer zu fassen, die Gelegenheit, über den Gegenstand dieses auf den frommen Sinn der Vorzeit gegründeten Schildes in einem seiner Vorträge eine, den ästhetischen Standtpunct seiner Zeit genau andeutende Erklärung vorzubringen. Sie lautet: „Eine saubere Komödie hat Adam angefangen im Paradeis, in diesem irdischen Lustgarten, eine Komödie, die das ganze menschliche Geschlecht in das Verderben gestürzt; eine Komödie, allwo drei Personen gespielt, Adam, Eva, der Teufel, aber dabei all unser Heil verspielt; eine Komödie, dessen Theatrum zwar das Schönste, von Gott selbst verfertigte war, aber die Aktion war des Teufels; eine Komödie, die zwar nicht lange gewährt, aber einen ewigen Schaden verursacht hat; eine Komödie, die so viel gekostet hat, daß selbst Gottes Sohn daran hat zahlen müssen; eine Komödie, welche Satan zu unserm

größten Nachtheil componirt hat; eine Komödie, wobei keine Praemia ausgetheilt, sondern wobei uns das Praemium des ewigen Lebens entfremdet worden ist; — diese Komödie war das Comedi: — Dedit mihi de ligno et come, sagte Adam. — Serpens decepit me et comedi, sagte Eva. Dies war nun die saubere Comoedi! —“

Adeliger Frauen-Verein.

Er entstand 1810, zu einer Zeit großer öffentlicher Bedrängniß, welche eine Folge des tiefgesunkenen Werthes des damals kursirenden Papiergeldes der Bankozettel war. Der schöne, auf Anregung der Fürstin Caroline von Lobkowitz, gebornen Fürstin von Schwarzenberg, zu Stande gekommene Verein charakterisirt sich schon in seinem Titel, als berufen zur Beförderung des Guten und Nützlichen und zur augenblicklichen Unterstützung Bedrängter; die Krone seines Wirkens ist die Gründung des Marienspitals zu Baden für arme Kranke, welche die dortigen Bäder brauchen müssen. Die Kanzlei des Vereines befindet sich im Bürgerspital (1100).

Adeliges Casino.

Es befindet sich in der Stadt, in der Renngasse (139), und beschränkt sich auf adelige Personen, die gegen Erlag einer Jahreszahlung sich den Zutritt verschaffen. Es besitzt eine Fülle von Zeitschriften und Flugblättern und entspricht auf eine würdige Weise seiner Bestimmung. Schon in früherer Zeit bestand in Wien ein adeliges Casino, u. z. im Trattnerhofe; seine Eröffnung geschah im Monat Juli 1784, der Eintritt war nur adeligen und wie die Ankündigung lautete — charaktermäßigen Personen gestattet.

Adels-Alters-Kampf.

Die Trauttmanstorffer gehören zu den ältesten Adelsgeschlechtern des Landes überhaupt und der in Wien ansässigen insbesondere. Dieser alte Adel rief auch einst einen Streit hervor, der wenige seines Gleichen haben dürfte.

Am 24. April 1336 trat der berühmte Hektor von Trauttmanstorff mit der Klage vor Kaiser Ludwig dem Baier, Seifried von Frauenberg hätte ihm hinterrücks (so heißt es in der Urkunde) die Ehre genommen und sich allenthalben gerühmt, von besserem und älterem adeligen Herkommen zu sein.

Nach seinem entscheidenden Siege über Friedrich den Schönen von Österreich hatte Ludwig von Baiern, den treuen Freund seines Gegenkaisers Hektor von Trauttmanstorff, gerührt von dessen Anhänglichkeit an seinen unglücklichen Herrn, zu seinem Kammermeister (Obristkämmerer) ernannt. Diese Auszeichnung eines Fremdlings ärgerte die baierischen Herren, von welchen Seifried von Frauenberg es über sich nahm, es mit dem Trauttmanstorff aufzunehmen. Er verfolgte ihn von Stunde an so mit Unbilden und Schmähungen, daß endlich Hektor sich mit obiger Beschwerde an den Kaiser wandte.

Der Frauenberger wurde darüber zur Rede gestellt und gefragt, ob er bei seiner Behauptung in Betreff des älteren Adels beharre. Der Gefragte blieb es. Beide Ritter wurden nun aufgefordert, ihre Adelsbriefe vorzuzeigen, wobei sich ergab, daß der Herr von Frauenberg ein Adelsalter von 213 Jahren, Hektor von Trauttmanstorff aber von 352 Jahren auswies.

Bei diesem brieflichen Ausspruche blieb es aber nicht; denn die Ritter trieben es auch bis zum Zweikampfe. Nachdem ihnen Kaiser Ludwig diesen zugestanden hatte, wurde der Zeitsitte gemäß festgesetzt, daß der Unterliegende dem Sieger mit Leib und Wapen heimfallen, folglich all sein Habe und selbst das Leben verlieren soll.

Der Kampf fand mit allen Förmlichkeiten statt und Hektor von Trauttmanstorff

war der Sieger. Der Großmüthige schenkte seinem Gegner aber das Leben und verehrte seine Person der Kaiserin, damit sie mit dem Besiegten nach Willkür verfüge. Die Fürstin gab ihm die Freiheit, die der Kaiser mit dem Beisatze bestätigte: „daß in Zukunft Hektor von Trauttmanstorff, sein Bruder Herant, ihre Erben und alle ihre Nachkommen vor Seifrieden von Frauenberg, seinen Erben und Nachkommen allweg, in Schimpf und Ernst, mit ihrem Leib und Wapen den Vorstand haben sollten.“

Alle diese Umstände sind in einer Urkunde enthalten, die der Freiherr Wolf Christoph von Trauttmanstorff, Regierungs-Präsident und Geschichtschreiber seines Hauses im Jahre 1584 im Tazzenbacher Archiv besaß. Diese seltene Urkunde ging aber in den Stürmen des 30jährigen Krieges verloren und es hat sich davon nur eine beglaubigte Abschrift erhalten.

Adelshausen (Freiherr Pentenrieder von).

Ludwig **XIV.** von Frankreich, den sein Zeitalter den Großen nannte, hatte bekanntlich oft sonderbare Launen und besaß einen Kleinigkeitsgeist, welcher mit obigem Beinamen sich nicht wohl vereinen läßt. Da er an Schönheit der Gestalt über seinen ganzen Hofstaat hervorragte, so suchte er durch den Glanz seiner Repräsentation Alles um sich her zu verdunkeln und zu demüthigen.

Vorzüglich wurde seine Eitelkeit geschmeichelt, wenn es ihm gelang, durch ein schnelles Imponiren auch den Entschlossensten zu verwirren. Einmal jedoch mißlang dieser Versuch auf eine auffallende Art.

Der Freiherr Joh. Christoph Pentenrieder von Adelshausen, Reichshofrath in Wien, gestorben um 1729, ward von Carl **VI.** zum Gesandten am französischen Hofe ernannt; ein hochgesinnter, kühner Mann, der Äsops Figur, aber auch dessen Verstand besaß.

Als er in feierlicher Audienz sein Kreditiv übergab und Ludwig **XIV.** auf seinem Thron anzureden begann: „**Sire, L'empereur mon maître,** — so fiel ihm der König in die Rede: „**Plus haut, Monsieur le ministre.**“

Der Freiherr von Pentenrieder schien Anfangs betroffen über diese, eben so unerwartete als ungalante Unterbrechung, die ihn um so mehr befremdete, als er sich bewußt war, seine Anrede mit hinlänglich lauter Stimme angefangen zu haben.

Er faßte sich jedoch bald, und hob mit ruhigem Tone und unverwandtem Blicke auf den heimlich schon halb triumphirenden König wieder an: „**Sire, L'empereur mon maître.** —“

„**Plus haut, Monsieur le ministre!**“ rief der König zum zweiten Male.

Der Freiherr von Pentenrieder ließ sich jedoch auch dießmal nicht im mindesten beirren; — er trat mit fester, stolzer Haltung einige Schritte vor, und sagte mit hohem Tone: „**L'empereur, mon maître, — Sire!**“

Ludwig schwieg, seine Umgebung war über die Schlußstellung des Sire in der Anrede sehr betroffen, und der Gesandte endete seine Rede, ohne ferner unterbrochen zu werden.

Adel Venedig's (Der).

Wien, als die Residenz der Landesfürsten, ist auch der Centralpunkt des Adels, unter welchem, was das Alter anbelangt, jener Venedig's einen der ersten Stellen behauptet, indem er zu den ältesten in Europa gehört; denn die Barozzi, Contarini, Dandoli, Falieri, Michieli, Morosini u. a. m. können urkundlich ein tausendjähriges Alter erweisen. —

Späterhin ward freilich viel Mißbrauch, z. B. durch Verkauf des Adels, wenn die Republik Geld brauchte, getrieben; aber noch immer blieb die Aufnahme in das sogenannte goldene Buch (Venedig's Adels-

Matrikel) der Stolz und das Ziel des Strebens der edelsten Männer. Noch wendete Mancher gern die für die damahlige Zeit ungeheuere Summe von hunderttausend venetianischen Dukaten (so hoch belief sich die festgesetzte Summe der Aufnahme) daran, dieses Vorrechtes theilhaftig zu werden. Selbst noch im Jahre 1769, als zum letzten Male die Aufnahme in das goldene Buch eröffnet ward, fanden sich 40 Familien bereit, diese Ehre um den erwähnten Preis zu erwerben. —

In früherer Zeit fand sich selbst ein König von Frankreich, Heinrich III. durch diesen Beweis der Achtung der Republik geschmeichelt, und trug eigenhändig seinen Namen in das goldene Buch ein.

Als später der vertriebene König Ludwig XVIII. während der französischen Revolution einen Zufluchtsort in Venedig suchte, den ihm die Republik aus Rücksicht gegen die damaligen Machthaber in Frankreich verweigerte, begab sich der König nach dem Pallaste von San Marco, ließ sich das goldene Buch öffnen, suchte, und fand darin den Namen seines Ahnherrn, durchstrich den Namen, verließ schweigend den Pallast und am nächsten Tage die Stadt.

Adlergasse.

Die Adlergasse, welche von der Rothenthurmstraße hinter dem sogenannten Müller'schen Gebäude zum Rothenthurm-Thore führt, ist die am tiefsten liegende Gasse der Stadt und beinahe die einzige, welche bei großen Überschwemmungen der Donau ganz unter Wasser steht, was auch bei der großen Ergießung des Flusses am 1. März 1830 der Fall war. Von dieser Gasse steigt man nach allen Seiten in die höheren Theile der Stadt hinauf und mancher dieser Aufgänge, wie die Lorenzergasse und der Hafnersteig, sind so steil, daß sie von keinem schweren Fuhrwerke befahren werden können.

An ihrem Eingange erhebt sich das Fabelreiche Haus zum großen Küßdenpfennig genannt, der Sage nach der einstige Aufenthalt des Wundermannes Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Die ganze, dem Küßdenpfennig gegenüber stehende Seite der Adlergasse wird durch das vormalige Müller'sche Gebäude und zwar auf eine Art gebildet, die diesen Theil der Stadt zu einem der unschönsten macht. Denn was von diesem nach dem Plane des Hofarchitekten Johann Aman aufgeführten Gebäude bei seiner Entstehung der Wiener-Volkwitz sagte: es zeige sich von vorne Hui und rückwärts Pfui, — ist noch heute eine Wahrheit, wie man sich durch einen darauf geworfenen Blick überzeugen kann.

Man wird finden, daß die schöne Hauptfronte des Hauses gegen die Bastei, mit ihrem hohen Bogengange zu ebener Erde und der herrlichen Colonnade im ersten Stocke gewaltig von der Kehrseite des Gebäudes in der Adlergasse absticht, denn hier findet man keine Spur von Symmetrie, ja nicht einmal irgend eine gerade Linie im Grundrisse oder in der Fensterstellung. Wir können daher nicht umhin, diese ganze eine Seite der Adlergasse ihre Schattenseite zu nennen und die gegenüber liegenden Häuser zu bedauern, kein anderes Vis-à-vis als die Pfuiseite des Müller'schen Gebäudes zu haben. Dieses Gebäude ist auch des Umstandes wegen merkwürdig, daß darin der Hof-Statuar Joseph Müller, nach welchem es noch immer das Müller'sche Gebäude genannt wird, am 4. Okt. 1798, als dem Namensfeste weiland Sr. Majestät des Kaisers Franz, seine einst so berühmte und werthvolle Kunstgallerie eröffnete, welche nach einer Reihe von Jahren, während welcher sie zahlreich besucht wurde, leider in alle Welttheile sich zersplitterte. —

Wenn überhaupt der Gebrauch, ver-

schiedene Theile einer Stadt nach Thieren zu benennen, für zuläßig erkannt werden will, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der Adler, der König der Lüfte und der alte Repräsentant des Muthes und der kriegerischen Tapferkeit, der als solcher auch die Grundfigur des kaiserlichen und des Wapens mehrerer anderer Potentaten bildet, dazu vorzugsweise geeignet ist.

Darum haben die Bewohner Wien's sich nicht damit begnügt, nur in der Stadt selbst eine Gasse nach dem Adler zu benennen, sondern sie haben auch in verschiedenen Vorstädten, auf der Landstraße, auf der neuen Wieden, in der Alservorstadt und in der Roßau, Adlergassen errichtet, die, vereinigt mit einer Unzahl von Häusern mit Schildern des schwarzen, goldenen, weißen und rothen Adlers, einen Schwarm dieses Gefieders bilden, der den Horizont der Hauptstadt verdunkeln würde, wenn sie mit ausgebreiteten Fittigen vorüber flögen.

Mit Beziehung auf den Wiener-Adler sagt der Chronist, Georg Krekwitz (in seiner »richtigen Beschreibung des Königreiches Ungarn u. s. w.« Frankfurt und Nürnberg, 1685): »Es ist aber die herrliche Stadt Wien vor uralters gewesen was sie noch ist, nemlich eine Wohnung des römischen Adlers und eine Sitz-Stadt der Kaiser und hat sie sammt dem Lande Österreich gleich mit Anfang des römischen Kaiserthums angefangen berühmt zu werden, zum Vorzeichen, daß diese Würde, so damals zu Rom gleichsam in der Wiege lag, dereinst zu Wien ein hohes Alter erreichen sollte.«

Adler (Gelber) in der Stadt.

Es gibt der Häuser mit dem Schilde zum schwarzen, goldenen und rothen Adler gar viele, aber nur dieses eine hieß vormals der gelbe Adler; es liegt am Hafnersteig, führt die Nr. 710, war 1770 noch ein Wirthshaus, gehört der Frau Rosina Buchwein und ist die Herberge der Büchsenmacher. Es bildete einst eine Ecke des an seiner rechten Seite gestandenen Sauerkrautgassels, welches ganz verschwunden ist und auch unserer Aufmerksamkeit entgangen wäre, wenn uns nicht ein altes Sprichwort dahin geführt hätte. Dieses lautet: »er sieht aus wie der Adler im Sauerkrautgassel« — wodurch man einen Neidhammel bezeichnete, der beim Wohlergehen Anderer gelb vor Galle wird. Das Haus hat noch einen vorzeitigen Anstrich.

Adler (Goldener) auf der Wieden.

Wenn man alte irreguläre Gebäude Solecismen in Stein nennen kann, so gebührt dieser Name ganz vorzüglich dem genannten Durchgangshause (6), welches die Hauptstraße der alten mit jener der neuen Wieden verbindet und seiner kleinen Hauptfronte und ausgedehnten Nebengebäude wegen mit einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln verglichen werden kann.

Das Haus gehört zu den lebhaftesten Passagen und bewirkt kraft seiner Bauart, daß die von ihm den Namen habende rückwärtsige Adlergasse zur Sack- oder Strumpfgasse wird, wenn man die hintere, frei stehende Hauptpforte zur vorgeschriebenen Abendsstunde schließt; was einem Bonmotist sagen ließ, der Durchlaß höre auf, wenn der Hausmeister seinen Sack zuschnürt oder dessen Weib den Strumpf anzieht.

Eine Zeit lang führte das Haus den Namen Mausfalle, entweder weil der alte Eingang von der Alt-Wiedener-Hauptstraße mit seiner ungemein niederen und platten Wölbung, die ein großer Mann mit dem Kopfe berühren zu können scheint, so wie die darunter befindliche alte Einsengitterthür, die zur Stiege führt, wirklich eine Ähnlichkeit mit einer Fangma-

schine für das Mäusevolk hat, oder weil schon mancher Durchgänger Abends während dem Absperren beider Eingänge gefangen genommen worden sein mag.

Die verschiedenen Theile dieses Hauses gehören den Bauformen nach auch verschiedenen Jahrhunderten an und sind nichts weniger als einladend, unter ihrem Dache seinen Wohnort aufzuschlagen; demungeachtet aber trägt dieser steinerne Solecismus seinem Eigenthümer, Herrn Karl Bartl goldene Früchte.

Adler (Der) im Stadtwapen.

Es ist erwiesen, daß die österreichischen Landesfürsten aus dem Babenbergischen Stamme zum Zeichen ihres Reichsamtes den einfachen Reichsadler im Schild führten, und ihn in Bezug auf Leopold's des Tugendhaften Heldenthat vor Ptolomais seit Friedrich dem Streitbaren mit dem rothen Schild mit einem weißen Querstreif oder Binde vertauschten.

Wien, ihre Hauptstadt, nahm dieses Wapenschild ebenfalls und selbst mit der Variante an, daß auf dem Siegel der Herzoge einige Mal der Querstreif gedoppelt, ein oberer und ein unterer vorzukommen scheint. Die Siegel der Städte und der Adelsgeschlechter wurden damals noch häufig von Zufällen bestimmt, und sie nehmen erst nach dem Kostnitzer Kirchenrathe eine festere Eigenthümlichkeit an.

Früher findet man auch in Österreich zahlreiche Beispiele, daß sich mehrere Linien des nämlichen Hauses, daß Freunde und Waffenbrüder, ja sogar daß zufällige Gäste sich desselben Siegels und in Ermanglung des eigenen unbedenklich eines fremden bedienten, mehr darauf sehend, daß die Urkunde nicht unbesiegelt bleibe, als mit welchem Siegel sie gefertigt sei.

Dieser einfache Adler der damaligen Herzogsstadt Wien mit der Umschrift: Sigillum civium viennensium an einer „Erichtags vor Pfingsten 1228“ gefertigten Urkunde hangend und seiner Wichtigkeit wegen von Hergott in den Monumenten des Kaiserhauses herausgegeben, wird von ihm mit Recht als ein mächtiger Beweis gegen die vermeintlichen österreichischen Lerchen angeführt, ein Hirngespinnst, das der späteren Zeit angehört, wo die klassische Alterthümlerei solche Fabeln zu Tage brachte.

Laz und Birken irren, wenn sie den Doppeladler, welchen Wien erst im Jahre 1462 durch Friedrich III. der ihm bewahrten Treue wegen erhielt, der Stadt schon durch Friedrich II. ertheilen lassen, in einer Zeit, wo der zweiköpfige Adler noch nicht (wie beinahe zwei Jahrhunderte später) das bleibende Symbol der Kaiserwürde zur Andeutung des Vereines mehrerer Kronen geworden war.

Unter Albrecht I. aus dem Hause Habsburg, Friedrich dem Schönen und Albrecht dem Lahmen findet sich im Stadtwapen immer noch der einfache Adler; gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts kömmt auch ein Siegel mit dem Kreuze vor, das ebenfalls auf Münzen erscheint, und welches der einfache Adler manchmal als Herzschild auf der Brust trägt.

Friedrich III. gab der Stadt, wie gesagt, das Kaiserwapen, nur die Farben waren umgekehrt, nämlich einen goldenen Adler mit zwei Köpfen im schwarzen Schilde und mit der Kaiserkrone.

Als Maximilian I. im Jahre 1511 den rothen Thurm erneuern ließ, setzte er neben den mit der Reichskrone bedeckten Kaiseradler mit dem Herzschilde des Querbalkens zur Rechten eben diesen Bindenschild Österreichs, zur Linken das Anspruchswapen von Ungarn (die altungarischen oder anjouischen weißen Querstreifen im rothen Felde); unter das Erstere das der Stadt von seinem Vater Friedrich III. verliehene heutige Stadtwapen, den gekrönten Doppeladler, unter

das Letztere den andern städtischen Schild des weißen Kreuzes im rothen Felde.

Die irrige Idee, daß das Wapen der Hauptstadt und Burg vom Regenten ausgehe, und in seinem Hauptbestandtheile mit dem Seinigen dauere und wechsle, war der Grund, warum im kurzen Interregnum von 1790 Wien's Magistrat nach dem Tode Joseph's II. den Doppeladler weglegte und bis zur Wahl Leopold's II. sich des alten, einfachen Adlers bediente.

Adler (Josephinischer).

Mathias Fuhrmann theilt in seiner Beschreibung Wien's einen Kupferstich mit, welcher uns den innern großen Burgplatz und an einem Fenster der Burg die mit einer Allonge-Perücke bedeckte Person Leopold's I., eigentlich aber Joseph's I. zeigt, welcher mit vieler Aufmerksamkeit einen Adler betrachtet, der auf dem Boden des Hofes eifrigst herumflattert.

Mit diesem Adler verhält es sich folgendermaßen:

Der Kaiser stand eines Tages in einer ungewöhnlichen Morgenstunde an einem Burgfenster in Nachdenken versunken, wozu ihm der blutige Krieg mit Frankreich wegen der spanischen Nachfolge die Veranlassung gab. Das Waffenglück schien die kaiserlichen Heere in den Niederlanden verlassen zu wollen, und mit banger Erwartung sah Joseph einem Courier entgegen, der ihm Nachricht von dem Stande der Dinge bringen sollte.

In diesem Augenblicke flog ein gewaltiger Adler über das Uhr- und Wetterthürmchen des Amalienhofes herüber; der Adler umkreisete den großen Burgplatz in einem langsam schwebenden Fluge einige Mal und setzte sich dann gerade vor dem Fenster, an welchem der Kaiser stand, zu Boden. Das seltene Thier warf von hier aus sein blitzendes Auge nach dem Fürsten, betrachtete ihn fest und starr, erhob sich dann, bewegte sich hüpfend auf der Erde fort, und verschwand endlich wie er gekommen.

Der Kaiser betrachtete den König der Lüfte Anfangs mit Erstaunen und dann mit Wohlgefallen. Ein unerklärbares Gefühl ließ ihn in dem Vogel, dem Urbilde seines Reichs-Wapens, einen ihm vom Himmel gesandten Siegesboten erkennen. Er täuschte sich auch nicht; denn kurze Zeit nachher traf die Nachricht von Malborough's Sieg über die Franzosen unter Villeroy und den Churfürsten von Baiern, bei Ramiliers (den 23. Mai 1706) ein. Weil der Adler seinen Flug über die Bellaria oder dem nordwestlichen Ende des Leopoldinischen Burgtraktes genommen hatte, so soll die dort sich erhebende Stiege mit dem Bilde eines Adlers geschmückt worden sein, und den noch geltenden Namen der Adlerstiege erhalten haben.

Adler (Künstlicher).

> Bleib' ein Zeuge schöner Tage,
> Milden Friedens, trauter Ruh',
> Noch den späten Enkeln trage
> Unsres Glückes Kunde zu!
> (Seidl.)

Als Kaiser Rudolph II. im J. 1575 als gekrönter römischer König von Regensburg heimkehrend, in Wien feierlich einzog und sich dem St. Stephansdome näherte, erhob sich von der Spitze des Riesenthurmes ein großer mechanischer oder künstlicher Adler, der dem Fürsten mit regelmäßigem Flügelschlage bis zur Pforte des den Dom umgebenden, damals mit einer Mauer eingeschlossenen Freithofes entgegenflog und einen Lorbeerzweig im Schnabel hatte.

Dieser Kunstadler war drei Fuß hoch und das sinnreiche Werk des Mechanikers Johann Marbig, der das innerliche Räderwerk so gut berechnet hatte, daß diese, ganz die Gestalt des Königs der Lüfte habende Maschine seiner Erwartung vollkommen entsprach. Dieses Kunststück ist Jahrhunderte lang unter dem großen Dache der

St. Stephanskirche aufbewahrt worden und es ist möglich, daß es sich noch daselbst in einem verborgenen Winkel befindet, wenn es nicht die Beute eines vandalischen Kirchendieners geworden sein sollte.

Adlerorden (Der).

Albrecht V., als Kaiser II., stiftete im wildesten Gewirre des Hussitenkrieges, die Gesellschaft oder den Orden mit dem Adler, und fertigte am Montag nach Georgi, (27. April) 1433 zu Wien den Brief darüber aus, worin er sich und seine Nachkommen als obriste Herren und Verleiher des Ordens erklärte, „zu sondern Lob der christlichen Kirchen und ihren Glauben zu stärken wider die Ungläubigen."

Das Zeichen war ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, goldbekrönt, in den Klauen ein Brieflein haltend, mit der Aufschrift: „thue recht, scheue Niemanden." Darüber hängt aus den Wolken eine Hand mit einer langen Ruthe, an der das Zeichen am Hals oder an der Brust befestigt werden mag.

Den Rittern werden Andachtsübungen vorgeschrieben. Käme einer in Armuth und Noth oder verlöre das Seine im christlichen Kriege, so sollen ihm die andern treulich wieder helfen zu Harnisch und Helm und zu besserem Glück. Ritter und Knechte trugen den Adler weiß geschmelzt oder silbern. Nach der ersten Schlacht oder Sturm durften sie den rechten Flügel des Adlers, nach dem zweiten, beide, nach dem dritten den ganzen Vogel vergolden lassen, und zum Unterschiede von Ritter und Knecht, konnten die ersteren nach jener dreimaligen Feuerprobe auch die Wolkenhand mit der Ruthe von Gold tragen.

Der Orden hatte statutenmäßig auch geistliche Übungen auf sich, bestimmte tägliche Gebete, Almosen und Fasten; daß aber diese ritterliche Verbrüderung geradezu gegen die Hussiten gerichtet war, die mehrmals die Wiener-Donaubrücken umschwärmten und Nußdorf vom jenseitigen Ufer beschossen, lehrt wortdeutlich folgender Artikel: „Wenn Auch ain Lanndtsfürst zue Österreich ꝛc. wider der Christenhait vnd seine Feindt zue Beheim vnnd Mercheren. vermessentlich Streiten will, so sollen all vnd yegcleich der Gesellschaftt tragen zue ime khomen vnnd ime des beygesteen vnnd helfen."

Adler (Der schwarze).

Dieser Gasthof in der Leopoldstadt an der Taborstraße ist eines der ältesten jenes Theils der Hauptstadt und er kündigt sich auch als solcher schon in der Ferne durch das alte, weit in der Straße hervorragende, künstlich gearbeitete schwarze Schild mit dem Adler an, welches ein Meisterstück der vorzeitigen Schlosserkunst ist und tausend Pfund schwer sein soll, weshalb man diesen gastlichen Anzeiger ehemals, nämlich zur Zeit, als solche von den Häusern hervortretende Schildzeichen noch an der Tagesordnung waren, den Tausendsasa unter den Hausschildern nannte.

Man bezeichnete damit nicht blos sein ungewöhnlich schweres Gewicht, sondern spielte auch auf seine kunstmäßige Form an; auch dürfte dieses Schild, das zu den wenigen gehört, welche den baupolizeilichen Verordnungen der neuen Zeit bisher entgangen sind, nebst dem schönen Eisengitter am Bassinsplatze des oberen Belvedere gegen den Gloggnitzer-Bahnhof, zu den letzten Überbleibseln der Meisterwerke der altberühmten wienerischen Schloßerei gehören.

Zu allen Zeiten kehrten hier einheimische und fremde Reisende, welche aus nördlichen Gegenden nach Wien kommen, zahlreich ein. Die Unterhandlungen Carls VI. mit den Barbaresken wegen der Sicherung der österreichischen Flagge führte den ersten Gesandten von Tripolis über Venedig nach

Wien, der in diesem Gasthause wohnte, obgleich jenes zum goldenen Lamm sonst das gewöhnliche Absteigquartier der muselmännischen Abgesandten war, und hier war es auch, wo im Jahre 1812 vor der großen Leipziger-Schlacht Lord Walpole als Unterhändler von Seiten Englands abgeordnet, seinen verborgenen Aufenthalt nahm, um in Betreff der wichtigen Anschließung Österreichs an die nordische Allianz gegen Frankreich die nöthigen Dispositionen zu treffen. So wurden in den bescheidenen Gemächern dieses Hauses nächtlicher Weile, ohne daß irgend Jemand es ahnte, Verhandlungen gepflogen, von welchen das Geschick Europens abhing. —

Allein es gab auch Tage, in welchen nicht blos friedliche zweibeinige, sondern auch grimmige vierbeinige Passagiere unter diesem Dache hauseten. Vor Erbauung des Hetzamphitheaters am Glacis in der Weißgärber-Vorstadt, durch den Franzosen Defraine im Jahre 1755 wurde dieses animalische Spektakel im großen Hofe dieses Hauses, dessen Hintertheil damals noch nicht gebaut war, durch viele Jahre abgehalten. Hier war es auch, wo die wilden Thiere zum ersten Male mit Hunden gehetzt wurden, welche Kampfesart seitdem beibehalten wurde, bis das Hetzwesen oder Unwesen ganz aufhörte. Der erste Hetzschauplatz wurde im Jahre 1710 in der Leopoldstadt auf der sogenannten Heide errichtet, wo jedoch die wilden Thiere mit einander kämpften. Mit der Errichtung des Defraine'schen Hetzhauses hörte der schwarze Adler auf, die Bühne dieses blutigen Schauspiels zu sein.

In den neueren Annalen dieses Hauses, welches damals das Eigenthum des Bürgers Leopold Nagel war, und welches heute dem Bürger Lorenz Pieringer gehört, ist der 6. April 1811 denkwürdig; es entstand an diesem Tage in dem Magazinsgebäude, welches die Mitte des Hofes einnimmt, Feuer, welches sehr üble Folgen hätte haben können, aber glücklicherweise durch die schnell herbeigekommene Hülfe gelöscht wurde. Kaiser Franz war, wie immer, auch dieses Mal dabei erschienen, um die Löschanstalten zu leiten. Es trug sich dabei der merkwürdige Fall zu, daß noch während man mit Rettung dieses Hauses beschäftigt war, ein im Bau begriffenes Haus in der Jägerzeile einstürzte. Der Fürst eilte daher von der Brandstätte sogleich dahin, um wie ein tröstender Engel den beim Einsturze Verunglückten Beistand zu verschaffen.

Adlerthor und Adlerthurm der Stephanskirche.

Das Thor des unausgebauten Thurmes bei St. Stephan wird das Adlerthor und von diesem der Thurm selbst der Adlerthurm genannt, welcher uns eine Bemerkung Kanne's in das Gedächtniß zurückruft. Er äußerte den Wunsch, die große hölzerne Donaubrücke in eine steinerne verwandelt zu sehen, und rief dabei aus, „wie viel herrlicher und dem gemeinen Besten ersprießlicher wäre dieß, als wenn der zweite, als Zwerg gegen seinen Riesenbruder im Wachsthume zurückgebliebene Stephansthurm ausgebauet wäre; ein Projekt, das aber freilich Niemanden einfällt als alten Jungfern, weil diese gern alles Paarweis' auf Erden sehen wollen."

Wir können nicht umhin zu bekennen, daß wir in Betreff des unausgebauten Thurmes zu den alten Jungfern und zwar zum Theil darum gehören, weil aus seinem Grundrisse hervorgeht, daß er noch um ein Merkliches größer als der ausgebaute Thurm angelegt und seine Grundfeste zwölf Klafter tief gegraben ist.

Der Grund wurde 1450 gelegt und, wie das Stadtarchiv sagt, in sechs Wochen vollendet, wahrscheinlich so geschwind, weil er nur eine Fortsetzung der bereits 1444 zu Stande gebrachten ersten Fundamente ist. In diesem Jahre (1450), sagt Cuspinian,

ist ein so sauerer und unzeitiger Wein gewachsen, daß ihn die meisten Bürger auf die Gasse schütteten, weil ihn vor Säure Niemand trinken konnte. Man nannte ihn insgemein den Reifbeißer, um anzudeuten, er sei vor der Zeitigung vom Reife gebrannt worden; Unwissende nannten ihn aber darum Reifbeißer, als ob er vor Säure die Reifen an den Fässern angriffe und verzehre. Friedrich III. untersagte bei schwerer Strafe die Ausschüttung des Weines und befahl, wenn ihn Jemand nicht trinken wollte, ihn nach dem St. Stephansfreithof zu bringen, um damit den Kalk abzulöschen und das Fundament fest bauen zu können. Weil dieses aber in sechs Wochen fertig und das Weinlesen in diesem Jahre noch nicht gekommen war, sondern erst im dritten Monat darauf erfolgte, da es auch nicht gewöhnlich ist, den Wein sogleich zu trinken, sondern den Most liegen zu lassen, um zu sehen, was daraus werden wird, so scheint es der Wein vom J. 1448 gewesen zu sein, welchen der Reif gebrannt hatte und den man, obgleich er zwei Jahre gelegen, noch nicht trinken konnte.

Der unausgebauete Thurm, wiewohl von Rudolph dem Stifter entworfen, doch beinahe ein volles Jahrhundert erst nach ihm (1450) begonnen und nach seiner periodischen Fortsetzung mit den Jahreszahlen 1499, 1502, 1507 und 1511 bezeichnet, wurde 1579 vom Steinmetzmeister Kaspar Saffoy mit einem kleinen, kupferbedeckten Thurm, mit einer Kuppel und einem beweglichen Adler geziert, der dem Thore und dem Thurme den Namen gab.

An zwei Fenstern gegen Auf- und Niedergang sieht man den gemalten Erzherzogshut und zwei Wapenschilde, wovon eines oben die Worte „Eile mit Weile (festina lente)" und das andere einen Hirsch mit der Devise „So lange ich athme, hoffe ich (Dum spiro spero)" enthält. Es sind die Wapen des Bürgermeisters Hanns von Tau (Thau) und des Raitmeisters Hirsch.

Als der kühne Ziegeldecker Ressytko, der den hohen Thurm bestieg, auch den vom Wind gekrümmten Adler des unausgebauten Thurmes zurückbog, entdeckte er eine Kupferplatte mit der Aufschrift: „Michael Schwingenkessel von Lansperg, Burger und Kupferschmid in Wien hat den Thurm gedeckt und den Knopf darauf gemacht in MDLXXIX Jahr." Dies wurde noch bekräftigt als der heftige Sturm vom 27. Februar 1761 den vergoldeten Knopf mit dem Adler herunterwarf und man auf dem ersteren Folgendes las:

Virginis a partu ter centum lustra peregit,
Bis septemque vagus Titan, messesque novennas.
Caesaris arbitrio de Thau ter consul Johannes
Cum foret, haec mediae sunt juncta cacumina turri.

Es trifft auf das Jahr 1579, daß Johann von Thau zum dritten Mal Bürgermeister war.

Im J. 1634 wurde das große Fenster ober dem Todtenbeinhaus gemahlt und zum Andenken, daß der Thurm lange Jahre so öde gestanden, daß die Stoßvögel und Raben darin genistet haben, ein seine Jungen ätzender Rabe hingemahlt. Auch heute geschieht es noch häufig, daß die zahlreich dahinfliegenden Tauben dem gierigen Habicht zur Beute werden.

Der ausgebaute Theil des Thurms ist 25° hoch, hat 46′ im Durchmesser und zwei steinerne Stiegen von 250 Stufen, wozu der eine Aufgang gleich Anfangs des Frauenchors links, der andere unter dem alten Orgelfuße beim Peters- und Paulsaltar ist.

An das Adlerthor ließ der Nuntius, Alexander Bischof von Forli, den 17. Sept. 1480 die päpstliche Bulle wegen Errichtung des Wiener Bisthums, nachdem er sie vor

dem Hochaltare laut verlesen hatte, anheften, worauf das Passauer-Consistorium nach jahrhundertlangem Widerstand von Wien wich und sich nach Heiligenstadt begab.

Der Adlerthurm ist auch der Schauplatz der Sage vom Sturze Hanns Buchsbaums. Die Sage, dieser habe den Bau dieses Thurmes als Lehrjunge unternommen und aus Neid habe ihn sein Meister Pilgram eine Falle gelegt, daß jener vom Gerüste dieses Thurmes, den er kühn allein unternommen, gestürzt und sich todt gefallen, wird an seinem Ort besprochen (siehe Buchsbaum). Pilgram war damals schon über allen irdischen Neid hinaus, und Buchsbaum selbst, mit dem der Stadtrath und der Kirchenmeister Sim. Poltl 1446 einen Kontrakt schloß, war es in 4 Jahren, nach der Grundlegung dieses Thurmes, nämlich 1454. Sterbend setzte er das Stephansmünster zum Erben ein und nach dem J. 1466 werden als Eigenthum der Kirche die silbernen Werkzeuge erwähnt, deren er sich bei der Grundlegung bedient hatte.



In diesem Thurm hängt nur eine Glocke, die Halb-Pummerin genannt, 1472 von Felix Fabian gegossen, 1558 aber mit Zusatz in die heutige Größe von 208½ Zentner durch Urban Weiß umgegossen, unter dem Bürgermeister Georg Brandstetter und Kirchenmeister Hölderich Heger, wie die Aufschrift sagt. Noch unter Carl dem VI. war an dem Platze, wo sie gegossen worden ist, vor dem Regensburgerhof gegen das Lugeck ihre genaue Gestalt und Größe mit eingepflasterten Ziegeln zu sehen, welche Stelle das Marcus-Curtius-Loch genannt wurde.

Adolphus-Ring (Der).

Zu den vielen Opfergaben, welche sich in der Loretto-Capelle in der Augustinerhofkirche befanden, gehört auch der Ring, welchen der bei Lützen in der Schlacht gebliebene große Schwedenkönig, Gustav Adolf am Finger trug, und welchen Kaiser Ferdinand II. zum ewigen Gedächtniß an einer goldenen Kette dem marianischen Gnadenbilde in dieser Capelle mit folgender, in einer goldenen Tafel eingegrabenen Inschrift anhing:

„Diesen Ring hat gehabt Gustavus König in Schweden, so den 16. November 1632 in der Schlacht bei Lüzen von der Kaiserlichen Armatur geblieben.“

Advokatenprobe (Die).

Doktor Fuchsberger war ein Jurist mit Leib und Seele; man sah ihn nie, ohne einige Klag- und Gerichtsakten im Sacke oder unter dem Arm zu haben; dem justinianischen Codex zu Ehren nannte er alle seine Köchinen Justina, und aus der Mythologie kannte er nur die Büchse der Pandora, worunter seiner Behauptung nach die Griechen nichts verstanden, als die Pandekten. Traf Doktor Fuchsberger zum ersten Male mit einem Fachge-

nossen zusammen, so unterließ er nie denselben, wie er es nannte, die Advokatenprobe bestehen zu lassen. Diese bestand darin, daß er ihnen scherzweise einen Fall vortrug, worüber er sich ein rechtliches Gutachten erbat. Einer dieser Fälle war folgender:

In einem halb ungarischen, halb österreichischen Grenzdorfe wurde ein Mann vom Blitz getödtet. Es war aber der Mann so auf der Erde gefallen, daß er mit dem Kopfe auf der ungarischen, mit den Beinen jedoch auf der österreichischen Grenze lag. Nun fragte sich's, welches der beiden Territorien war gehalten, die Begräbnißkosten zu tragen? das, wo der Kopf, oder das, wo die Füße lagen? —

Aus den verschiedenen Meinungen, die Doktor Fuchsberger hierüber zu hören bekam, pflegte er seine Leute zu beurtheilen.

Der Eine sagte, das Territorium, wo die Füße lagen, müsse bezahlen, weil er dort schon stand, als er umfiel; wenn er also in Österreich stand, so müsse er dort begraben werden.

Dagegen demonstrirte ein Anderer, wo der Kopf liege, müsse man auch die Füße begraben, weil ja der Kopf schon ins Ungarische gewollt, als die Füße noch im Österreichischen gewesen.

Ein Dritter verwarf beide Argumente, weil der Kopf ohne Füße und umgekehrt die Füße ohne Kopf nichts vermögen.

Ein Vierter behauptete, daß man, da der Blitz eigentlich die Ursache gewesen sei, untersuchen müsse, ob solcher aus dem Österreichischen oder aus Ungarn gekommen sei? —

Da Doktor Fuchsberger den Schalk im Nacken hatte, so begreift man, daß er sich bei allen Demonstrazionen ins Fäustchen lachte, und daß er nur jenen seinen Mann nannte, der die gestellte Probefrage für das hielt, was sie wirklich war, nämlich für einen bloßen Scherz.

Ägyptisches Museum.

Die reichhaltige Sammlung von ägyptischen und andern merkwürdigen Alterthümern, welche früher im Hofkammer-Gebäude in der Johannesgasse (972) dem öffentlichen Besuche frei gegeben war, ist im Jahre 1844 im untern Belvedere neben der Ambraser-Sammlung aufgestellt und vermehrt worden. Sie ist durch die Menge und die Seltenheit der dem alten Lande der Wunder angehörigen Gegenstände höchst merkwürdig.

Sie enthält gegen 150 Monumente, größtentheils aus weißem Kreidensteine mit halberhobenen, zum Theil mit Farben belegten Vorstellungen und mit vertiefter Schrift; sie kommen aus den zahlreichen Gängen, womit fast die ganze Bergkette Lybiens an der linken Seite des Nilthales ausgehöhlt ist, und welche den alten Ägyptern zum Bewahrungsorte ihrer Mumien dienten. Die Malereien und Basrelifs dieser Steine stellen alle Beschäftigungen des häuslichen und öffentlichen Lebens der alten Bewohner des Nillandes vor; auch beziehen sich mehrere auf ihren Religions-Cultus.

Besondere Beachtung verdient darunter ein schön gearbeiteter Frauenkopf; eine stehende, Wasser und Weihrauch opfernde Figur; das Bruchstück eines Sarges oder großen Gefäßes, woran die Zartheit, womit selbst die kleinsten Figuren und Hieroglyphen im harten Stein eingegraben sind, Erstaunen erregt; ein schöner Grabstein aus der spätern Epoche der römischen Herrschaft, der eine Gruppe von zwei männlichen und einer weiblichen Figur, eine stehende Gottheit mit dem Sperberkopfe anbetend, vorstellt; eine herrliche Isisbüste aus Basalt; eine Fußzehe aus röthlichem Syenit, aus deren Größe zu schließen ist, daß die ganze Statue wenigstens eine Höhe von zwanzig Schuh hatte.

Höchst merkwürdig ist die Sammlung

von Papyrusrollen, welche größtentheils aufgerollt sind, und hieroglyphische Zierathe und demotische Schriften enthalten. Ihre Zahl beträgt vier und dreißig, worunter drei größere griechische, eine sehr große, durchgängig bemalt und gut erhalten, und mehrere mit bewundernswerther Zierlichkeit gezeichnet sind. Außer dem sieht man hier viele niedliche Bronze-Figürchen.

Nicht weniger sehenswerth sind die Mumien und die bemalten Särge, worin sie liegen. Die meisten Mumien sind eingewickelt, einige haben noch die aus länglichen blauen Glasperlen gemachten, netzförmigen Verzierungen; zwei Körper sind aufgewickelt und zeigen das Skelett mit der daran erhaltenen Haut, und bei einer Kindesmumie sieht man sogar noch die Haare am Kopfe.

Von Thier-Mumien ist ein kleines Krokodil, ein Fisch, eine Katze, ein Vogel, zwei Schlangen u. s. w. zu sehen, die mit vieler Sorgfalt behandelt worden sind.

Es befinden sich hier auch mehr als zweitausend Stücke aus Kalk- und Porzellanerde mit einer darauf eingebrannten hellblauen glänzenden Farbe, welche höchst wahrscheinlich sich auf religiöse Gegenstände beziehen, und worunter die zahlreichen Abbildungen des heiligen Käfers (Scarabäus) mit den hieroglyphischen Verzierungen uns die verständlichsten sind.

Ferner bietet sich dem Beschauer eine Reihe kleiner, mumienartiger Holzfigürchen dar, die sorgfältig bemalt, vergoldet und mit Hieroglyphen beschrieben sind; ferner eine Sammlung von Canopusgefäßen zum Theil aus Alabaster, mehrere Amphoren aus gebrannter Erde zur Aufbewahrung von Wein und Öhl, die man im Sande mit dem spitzen Ende feststellte.

Hier befinden sich noch zwei vergoldete Gesichts-Überzüge großer Mumien, die aus übereinander gelegter Leinwand bestehen. Eben so beachtenswerth sind die größeren Figürchen von gebrannter grün überzogener Porzellanerde, und die kleineren Holzfigürchen, Kästchen und Büchsen, die theils vergoldet, theils bemalt sind.

Auch zwei große Tongefäße liegen hier, wie sie noch heut zu Tage in Ägypten zum Läutern und Kühlen des Nilwassers gebraucht werden.

Der große römische Mosaikboden stellt in vier Gemälden die Sage von Theseus und Ariadne dar, und zwar den Moment, als sie ihm den Faden, der ihn aus dem Labyrinthe leiten soll, reicht, dann seinen Kampf mit dem Minotaur, und seine Abfahrt von der Insel Dia, auf welcher er Ariadne verläßt.

Dahin wurden im Jahre 1844 auch ein Theil der Alterthümer überbracht, welche bisher im Augustinergange der k. k. Burg standen; das vorzüglichste Stück davon ist der vom Kaufmann Peter Jussuff in Triest im J. 1821 dem k. k. Antiken-Cabinette überschickte, in- und auswendig ganz mit Hieroglyphen übersäete Sarkofag, der wahrscheinlich aus dem 4. Jahrh. vor Christi Geburt herstammt, und im Jahre 1818 im Delta Ägyptens unweit Samanout gefunden wurde. — Ein Deckel, der vermuthlich zum Sarge einer äthiopischen Königin gehörte, und ein Geschenk des General-Consuls Rosseti im Jahre 1814 ist.

A. E. I. O. U.

Groß ist die Zahl der Deutungen dieser symbolischen Devise Kaiser Friedrichs III. In Wien findet man sie an dem alten Decken-Gemälde des von ihm erbauten Schweizerthores an der alten Burg und an seinem herrlichen Grabmale in der St. Stephanskirche. Weniger bekannt, als die vielen Auslegungen dieser fünf Buchstaben in deutscher und lateinischer Sprache, worüber die österr. National-Encyclopädie

einen interessanten Artikel enthält, ist die französische:

Autriche, Empire Invicible, Ordonatrice Universelle, —

welche gleiche Bedeutung hat mit dem lateinischen:

Austriae Est Imperare Orbi Universo,

und dem deutschen:

Aller Erdreich Ist Oesterreich Unterthan,

womit angeblich auf die Universal-Monarchie angespielt werden soll.

Beachtenswerth ist die neue Lösung Emil's in dem genannten Werke nach einer von ihm im Archive der k. k. vereinigten Hofkanzlei entdeckten Urkunde, nach welcher Friedrich die fünf Buchstaben zur Zeit seines Zwistes mit seinem Bruder Albrecht und dem Grafen von Cilly, auf dem von ihm neu erbauten Theile der Burg zu Wien eingraben ließ. Das Dokument sagt: »Da hat einer dem Kunig ze smach ober diese Buchstaben geschrieben: Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben. Daz mißfiel dem Kunig und er liez sie abtun und schrieb auff einem köstlichen Amer (Armoire, Schrank) **En! Amor Electis, Injustis Ordinat Ultor, sic Friedericus ejo rex mea jura rego**, d. i. »Sieh da! die Liebe waltet über die Auserwählten, der Rächer über die Ungerechten, so handhabe ich, Friedrich der König, meine Rechte.« — Allein diese Auslegung kann im Grunde nur eine, dem friedliebenden Gemüthe des Kaisers entsprechende, durch die hämische Erklärung des unbekannten Überschreibers hervorgerufene neue Variante sein, und dürfte den ursprünglichen Sinn, den Friedrich in diese Buchstaben legte, noch nicht unzweifelhaft machen.

Agnes von Österreich.

Diese Fürstin war eine Tochter Kaiser Albrechts I. und die Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn, nach dessen Tode sie von den Ungarn gefangen genommen und übel gehalten wurde. Ihr Vater, der ein Heer nach Ungarn schickte und Preßburg belagerte, befreite sie.

Als er in der Schweiz durch Johann Parricida und seine Mitverschwornen den 1. Mai 1308 auf eine grausame Weise ermordet worden war, begab Agnes sich hin zur Stätte, wo er gefallen, weniger, ihn zu betrauern, als zu rächen. Ihr Schmerz und Zorn kannte keine Grenzen und verschonte selbst die Verwandten derer nicht, welche ihren Vater getödtet hatten.

Ihre Mutter stiftete auf dem Ackerfelde, dessen rauhe Scholle Albert's Sterbelager war, ein Kloster, das sie Königsfelden hieß. Der Hochaltar der Kirche kam genau auf den Erdfleck zu stehen, worauf ihr Vater gestorben war. Zu seinem Bau wurden die eingezogenen Güter der Schuldigen, so wie ihrer unschuldigen Verwandten verwendet, und die Königin Agnes, obgleich noch in der Blüthe ihrer Jugend, bezog es, sich den strengsten Andachtsübungen unterwerfend und ihr Leben innerhalb seiner Mauern, nach einem 60jährigen Aufenthalte darin beschließend, nachdem sie ihren ganzen, aus Ungarn mitgebrachten Schatz der Ausstattung desselben gewidmet hatte. Sie starb 1364 in ihrem 84sten Jahre.

Alanova.

Das A. der Römer war ein in der Umgebung Wiens liegender Ort; man hält gewöhnlich dafür, daß er an dem Platze stand, so sich heute Ebersdorf erhebt. — A. lag an der römischen, von Vindobona nach Carnuntum (von Wien nach Haimburg) führenden Straße. Es kommt im Antoninischen Reisebuche vor; über seine wahre Lage sind die Alterthumsforscher nicht einig; sie versetzen es nach Ebersdorf, oder in die Gegend von Albern, andere nach Mannswerd oder nach Schwechat.

Albertinische Wasserleitung.

Die am 24. Juni 1798 Abends im fürstl. Kaunitz'schen Gartenpalast zu Mariahilf gestorbene Erzherzogin Christine, eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia und Gattin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, verewigte ihre letzte Lebensstunde durch eine große Wohlthat für Wiens südwestliche Vorstädte: Mariahülf, Laimgrube, Windmühl, Schottenfeld, Neubau, Neustift, St. Ulrich, Spittelberg und Josephstadt. Das Gedränge um die wenigen Brunnen hatte die menschenfreundliche Fürstin gerührt.

Sie beschloß, dieser Wassernoth abzuhelfen, und übertrug die Erfüllung dieses Entschlußes sterbend ihrem Gemahl, der rasch Hand ans Werk legte. Der damalige Stadtunterkämmerer Wohlleben entdeckte im Gebirge bei Hütteldorf geeignete Quellen, die in einem großen Wasserbehälter gesammelt, und woraus das Wasser 7155 Klafter weit in eisernen Röhren unter der Erde bis in die genannten Vorstädte geführt wurde, wo auf angemessenen Plätzen steinerne Wasserbecken gemacht wurden. In den Monaten Juli und August 1805 ergoß sich aus denselben reichliches Wasser. Am größten Becken vor der Mariahülfer-Kirche verewigt folgende einfache Inschrift die große Wohlthat:

„Aquae perennes 7155 ab urbe hexap. contectae civium suburb. commodo diu exoptatum munus Maria Christina magnae Theresiae filia constituit. Votum uxoris explevit Albertus reg. pol. dux Sax. Tesch. 1805."

Das Wasser kommt aus mehreren reichhaltigen Berg-Quellen von der hohen Wand hinter Hütteldorf, ungefähr zwei Stunden von Wien; bis nahe an Hütteldorf wird es in einen Canal von 5½ Fuß Tiefe und 2 Fuß Breite in eine große Brunnstube geführt, welche 45 Fuß lang, 34 breit und durchaus aus Stein erbaut ist. Von dieser Brunnstube wird das Wasser durch mehr als 16,000 eiserne, doppelt neben einander liegende Röhren in die Vorstädte geführt und dort so vertheilt, daß Mariahilf 3, Gumpendorf 2, Laimgrube 2, Platzl 1, Neubau 1, Schottenfeld 1, Josephstadt 2, so wie auch die Ingenieur-Akademie zu Mariahilf und die Reitercaserne in der Josephstadt Bassins mit gutem trinkbaren Wasser besitzen.

Die zwei Hauptquellen liegen höher als der Stephansthurm, und die ganze Masse der vereinigten Quellen gibt einen Wassergang von 48 Quadratzoll. Das Werk wurde in zwei Jahren vollendet und kostete über 400,000 Gulden in Conv. Münze.

Albertus Magnus.

Wie Theophrastus Paracelsus und Faust, so war auch Albertus Magnus in Wien's Vorzeit ein Gegenstand des Tagsgespräches und des Aberglaubens, und als solchen glauben wir ihn nicht mit Stillschweigen übergehen zu können.

Einer der gelehrtesten Männer des finstern 13. Jahrhunderts war Albert Graf von Bollstädt, geboren zu Lauingen, Predigermönch, Meister in Köln, Paris und Rom, Bischof zu Regensburg und gestorben zu Köln im Jahre 1280.

Seine für die damalige Zeit ungewöhnlichen Kenntnisse in der Philosophie, Physik, Chemie und Mechanik erwarben ihm weit und breit die Bewunderung seiner Zeitgenossen, und den Beinamen des „Großen (magnus)"; — ja die überraschenden Wirkungen, welche er durch Benützung der damals fast gänzlich unbekannten Naturkräfte hervorbrachte, machten auf seine Zeitgenossen einen solchen Eindruck, daß sie glaubten: Albertus könne solche vermeintliche Wunder nur durch Geisterhilfe vollbringen.

In Folge dieser vorherrschenden Ansicht nahm das Ansehen seines Namens von Geschlecht zu Geschlecht zu, aber sein wahres Bild verwischte sich allmählig in den Begriffen des Volkes, die Volkssage verwandelte den Charakter des großen Forschers in die romantische Gestalt eines mächtigen Zauberers und knüpfte während des ganzen Mittelalters an seinen Namen zahlreiche Abenteuer, sowohl ernster als auch heiterer Art.

Eine Sage meldet, daß Albertus Magnus Jahre lang mit unsäglichem Fleiße ein Automat verfertigt hatte, in Gestalt eines Menschenhauptes, welches reden konnte. Da trat eines Tages sein Schüler, der fromme Thomas von Aquin zu ihm herein, sah das wunderbare Haupt, das Werk einer Menschenhand, und hörte es sprechen. Ein Grausen überkam ihn dabei, daß Menschenwitz sich vermessen sollte, die höchste Schöpfung Gottes nachzuahmen, und, von diesem Gefühle hingerissen, zerschlug er das künstliche Haupt.

Albertus Magnus sprach, ruhig lächelnd, bloß die Worte: „O Freund, du hast mir ein Werk von dreißig Jahren zernichtet."

Allbekannt war auch des Albertus sogenannter „Giftbecher;" in diesem befand sich ein künstlich verborgenes Spiesglas, welches, je nachdem der Becher mit Wasser oder Wein gefüllt war, verschiedene Wirkungen auf den Trinkenden hervorbrachte. Dieser Giftbecher wird noch heute in der Stadt Cochem an der Mosel aufbewahrt.

Erst der neuern Zeit war es vorbehalten, die romantische Glorie zu zerstören, womit die alte Volkssage ihren Liebling Albertus Magnus umwob, das historische Bild dieses tiefen Forschers wieder herzustellen und seine wahren Verdienste zu würdigen.

Albrecht I.

Kaiser Albrecht I., Rudolph's von Habsburg Sohn, war eigentlich der erste österreichische Landesfürst aus dem genannten Hause und ein in die Geschichte Wiens mächtig eingreifender Herrscher, von dem man sagte: er sähe mit einem Auge mehr, als mancher Andere mit beiden Augen.

Wir entnehmen daraus, daß er einäugig war; wie er es aber wurde, ist so unglaublich und abenteuerlich, daß man es für eine Fabel halten würde, wenn uns nicht mehrere Annalisten, und insbesondere auch Jakob von Königsofen in seiner Elsassischen und Straßburgischen Chronik die Sache mit den Worten berichtete: „Jme, dem Kunig Obrecht, wart eines moles vergeben, da hingent jn die Arzete an die Beine, und stochent ime ein ouge us, un brochtent mit ertzenige zu, das die vergift alle ging zu den ougen us un genas."

Daß die Heilart, einen Vergifteten mit den Beinen aufzuhängen und das Gift durch ein Auge ableiten zu wollen, wirklich die goldene Praxis jener Zeit war, bestätigt auch folgende Stelle von Kaiser Heinrich VII., der in einem Dorfe bei Pisa vergiftet worden sein soll.

„Hernach, als Kaiser Heinrich wieder nach Rom gehen wollte, ist er leichtfertiger Weise mit Gift vergeben worden. Und als dem Kaiser gerathen wurde, er solle wieder nach Pisa gehen, damit er durch Aufhängung mit den Füßen und mit Verlust eines Auges von dem Gifte befreit werde, worauf der Kaiser antwortete: „Er sei im Dienste Gottes und wolle denselben, den er zu seinem Heile empfangen hätte, nicht von sich geben." — Und als er hierauf fort nach dem Flecken Bonconvent kam, konnte er nicht weiter, sondern ist am Tage des h. Bartholomäus, des Apostels (den 24. August) verschieden. Das Kriegsheer brachte

ihn nach Pisa zurück, woselbst er mit unsäglichen Klagen herrlich begraben worden, im Jahre 1313."

Alchemie.

Alchemie ist ein Wort arabischen Ursprungs, in dem die Sylbe Al bloß der Artikel ist; es sollte mit demselben nichts ausgedrückt werden als Chemie oder Scheidekunst. Diese Wissenschaft hatte ihre Quelle in dem Bemühen, Metalle mindern Werthes oder unedle in edle umzuwandeln, und da von jeher auf das Gold der höchste Werth gesetzt ward, durch Scheidungskünste oder chemische Prozesse, Gold zu gewinnen.

Da sich die Araber besonders mit Zubereitung von Medicamenten mittelst chemischer Proceduren beschäftigten und die Gründer der Pharmaceutik wurden, hier aber, so wie dort, nach dem Höchsten, nach Universalheilmitteln strebten, die allen Krankheiten Widerstand leisten sollten; da ferner die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in jener Zeit nicht so leicht wie jetzt war; so bildete sich, besonders im 14. und 15. Jahrhunderte der allgemeine Glaube aus: daß die Umwandlung der Metalle zugleich mit der Bereitung von Lebenselixiren (Panaceen), die Aufgabe der Alchemie als einer reelen Wissenschaft sei, die zu erlangen, es besonderer Vortheile bedürfe.

Dieser Glaube ward vielfältig auch von Menschen gemißbraucht, die den Schleier des Geheimnisses über sich warfen, um von der Leichtgläubigkeit der Menge Nutzen zu ziehen. Vorzüglich verschaffte Theophrastus Paracelsus im 16. Jahrhunderte der Alchemie, in Verbindung mit theosofistischen Träumereien, immer mehr Eingang.

Die im 17. Jahrhunderte sich bildende Geheimgesellschaft der Rosenkreuzer hatte besonders die Bearbeitung der Alchemie zur Aufgabe.

Mehrere Fürsten glaubten in ihr eine Hilfsquelle in Geldbedrängnissen zu finden; bei diesen fanden die sogenannten Adepten (zum Besitz der Kunst Gelangten) eine zuvorkommende Aufnahme. Von allen Geschichten aber, die man aufgestellt findet, daß einzelne Bemühungen wirklicher Golderzeugung aus Körpern, in denen es vorher nicht schon metallisch befindlich war, von Erfolg gewesen seien, entrathen der historischen Glaubenswürdigkeit.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Alchemie zu wichtigen Erfindungen (wie zur Porzellanbereitung) geführt hat, der Chemie förderlich gewesen ist, und daß man von ihr sagen kann, hier habe eine tolle Mutter eine sehr verständige Tochter geboren. (Siehe den Art. Adepten.)

Die Alchemie, die gelehrteste aller Modethorheiten, hatte in Wien vielleicht mehr als anderswo vom Anfange des 15. bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ihr Hauptlaboratorium; Alles geizte nach dem Rufe, ein Goldkoch zu sein und Tausende sahen sich durch die Goldkocherei dahin gebracht, endlich mit Meister Schmalhans Küche zu halten. Die Sucht, Gold zu machen, hätte einmal sogar der ganzen Stadt den Untergang bringen können.

Im Gefolge der Gemahlin des Königs Mathias von Ungarn, Beatrix von Sizilien, waren im Jahre 1485 mit 400 neapolitanischen Edelleuten auch mehrere Adepten nach Wien gekommen, die hier zu laboriren anfingen. Sie arbeiteten den 7. Juli 1488 mit starkem Feuer im Hause bei St. Pankraz am Hof (an der Stätte der Nunziatur), welches sie gekauft hatten, wobei das Haus in helle Flammen aufloderte, welche weiter griffen und mehr als hundert Häuser verzehrten. Das Feuer erstreckte sich bis zu den Schotten, ergriff den Kirchthurm und zerschmolz darin die größte und schönste Glocke.

Es gab wohl zu allen Zeiten einige

helle Köpfe, welche die Thorheit der Alchemie belachten und sich über ihr Symbol das A̅ der Goldköche — wodurch diese den ersten und letzten Buchstaben des lateinischen **A**lchymi**a** mit Aurum (Gold) und Argentum (Silber) andeuteten; — lustig machten und in gutem Deutsch behaupteten, die zwei A deuteten auf Armuth oder die leeren Säcke und auf Arzenei für das kranke Gehirn der Adepten. Sie durften es aber nicht wagen, mit ihrer Meinung offen dem herrschenden Zeitgeiste entgegen zu treten.

Eine Sage von Theophrast's Wunderkraft, Gold erzeugen zu können, verdankt das Haus zum Küßdenpfennig (713) in der Stadt (Siehe das.) seinen abenteuerlichen Namen, und sogar der bedeutende Reichthum des berühmten Joh. Conr. von Richthausen, Freiherrn von Chaos, eines der größten Wohlthäter der Waisen in Wien, soll in der ihm bekannt gewesenen Goldtinktur seine Quelle gehabt haben.

Man zeigte noch zu Ende des vorigen Jahrhundertes in der kais. Schatzkammer ein Goldstück in der Schwere von 300 Dukaten, welches Baron Chaos v. Richthausen aus Blei in Gold verwandelt haben soll: es hatte auf einer Seite die Aufschrift: Diva Metamorphosis, und auf der andern: Exhibita Pragae d. 15. Jan. 1658 in praesentia Sac. Caes. Maj. Ferdinandi III. — Auch eine große ovale, von Metall gegossene Platte war dort, die ein Augustinermönch, Wenzel genannt, in Leopolds I. Gegenwart zur Hälfte in Krongold verwandelt haben soll, so daß man die Grundmaterie noch erkennen konnte.

Die letzten Adepten von einiger Bedeutung in Wien, waren Wagnerek und Sehfeld.

Der erste stammte aus Baiern von bürgerlichen Eltern und durchzog Deutschland als Freiherr. In Wien soll er Proben seiner Wissenschaft an den Tag gelegt haben, indem er aus Blei und Kupfer Gold machte. Er mußte aber flüchtig werden und starb auf der Flucht im Jahre 1683 zu Enns in Oberösterreich.

Sehfeld war ein Oberösterreicher und ließ sich im Jahre 1746 zu Rodaun nieder, wo er eine große Rolle spielte. Hier machte er heimlicher Weise Zinn zu Gold. Seine Laborirung wurde aber verrathen, und er als Gefangener nach Temeswar gebracht. Er behauptete fest und beharrlich, das Geheimniß der Goldtinktur zu besitzen, und erbot sich, öffentliche Proben davon abzulegen. Man schenkte ihm abermals Glauben und setzte ihn unter Aufsicht in Freiheit. Der Listige wußte sich aber aus dem Staube zu machen, und seitdem hat von ihm und seiner Goldtinktur nichts mehr verlautet.

Alland.

Dieses im V. U. W. W. liegende Dorf, auch Alend genannt, am Klausenschwemmbache, muß seiner ungemein schönen Lage in einem lieblichen Waldthale wegen, zu den angenehmsten Ortschaften des Landes gezählt werden, und diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß der berühmte Hofschauspieler Siegf. Gotthelf Koch (Eckhardt) es zu seinem Sommeraufenthalte wählte. Er starb auch daselbst den 11. Juni 1831.

Auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe liegt die uralte Schießstätte und als eine besondere Merkwürdigkeit zeigt man den Fremden in der Kirche einen räthselhaften Grabstein, worauf ein auf dem Rücken liegender Hund mit einem Kreuze auf dem Bauche dargestellt ist.

Da alle Zeitbücher über die Bedeutung dieses seltsamen Denkmals schweigen, so mag es uns gestattet sein, die Vermuthung zu äußern, es dürfe dasselbe mit dem Anubis

von Schalaburg, wohin wir hiermit verweisen, in Verbindung stehen, oder es dürfte diesen Anubis selbst darstellen und zu seinem Gedächtniße errichtet worden sein.

Das Dorf Alland hat seinen Namen dem großen, ringsum sich über Berg und Thal ausbreitenden Allanderforste verliehen, dessen Revier mehreren Dominien unterworfen und zum Theil mit Wild bevölkert ist. Vom Stifte Heiligenkreuz aus kann man den Berg Schöpsel besteigen und wird reichlichen Ersatz für den etwas beschwerlichen Weg finden, indem derselbe die höchste Spitze des Allanderforstes ist, und eine malerische Aussicht gewährt.

Allerheiligen-Capelle (Trautson'sche).

Unter allen Privat-Capellen der innern Stadt, welche Joseph II. im Jahre 1783 aufhob, behauptete die Allerheiligen-Capelle im Trautson'schen Pallaste (heutige Kaan'sche Haus 1138) in der Breunerstraße eine der ersten Stellen. Ihr Erbauer war der berühmte Sixtus Trautson, Graf von Falkenstein, im J. 1590. Sie besaß einen großen Schatz von Reliquien und Heiligthümern, welche ein Graf dieses Hauses als österr. Gesandter von dem Herzoge von Sachsen zum Präsent bekommen hatte. Der Bischof von Wien, Ernest Trautson, hat damit diese Capelle bereichert.

Dieser Schatz bestand in folgenden Heiligthümern: Mehrere Partikel des heiligen Kreuzes und von der Säule, woran Christus der Herr gegeißelt worden, ein Stück von dessen ungenähtem Rock, von der Krippe des Stalles zu Bethlehem, vom Speissaal des letzten Abendmals, von der Lanze und vom Schwamme.

Häupter von unschuldigen Kindern, wie auch der Märtyrer Mauritius, Corbilla, Regina, Placentia und anderer Heiligen. Hirnschalen der Märtyrer Laurentius, Vincentius, Erhard, Christophorus, Margareth und der heiligen Jungfrau Petronilla. Zähne des heil. Johann Baptist, des heil. Märt. Apollinaris, der Märtyrer Johannis und Paul, der Märtyrinen Agatha und Apollonia. Arme des Erz-Märtyrers Stephan, Gregors des Großen, der Märtyrer Almachius und Eustachius, der heil. Jungfrau Fortunata. Finger des heil. Bischofs Wolfgang, des heil. Markgrafen Leopold und der heil. Jungfrauen Euphemia und Paulina. Diese Reliquien waren in elfenbeinernen Kreuzen, in Tafeln, in Kästchen, in Altären, in Monstranzen, in Statuen, in Agnus-Dei und in andern Figuraten kostbar und herrlich gefaßt, mit Silber, Gold, Perlen und Edelgestein reichlichst gezieret, und mit den feinsten Gläsern und Crystallen verschlossen.

Aller Practic Grosmutter.

Diesen Namen führt ein komisch-satyrischer Kalender, der eine Nachahmung von Rabelais Pantagrueline Prognosticon ist, die sich in den alten Ausgaben des Rabelais als Anhang hinter dem zweiten Buch befindet. Rabelais hatte wieder einem deutschen Original nachgeahmt, welches Jacob Henrichmann in's Lateinische übersetzt im Jahre 1508 herausgab.

Der ganze Titel dieses einst vielgelesenen Buches ist:

Aller Practic Grosmutter. Die dickgeprockte Pantagruelinische Btrugdicke Procdic oder Peuchnastikatz, Lastafel, Baurenregel oder Wetterbüchlein, auf alle Jar und Land gerechnet und gericht: Durch den vollbeschreinen Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt: des Herren Pantagruel zu Landagruel Löffelreformirer, Erb- und Erztränk und Mundphysikus. Jetzund alles aufs neu zu Lib den grillengirigen Zeitbetrigern: verstockten, hirnbedäubten, maulhänkolischen

Naturzwängern: ergenzt und besprengt. Ein frischräs, kurtzweilig Geläs, als wann man Haberstroh äs. Kum krazien und Brief in Legen der Käsen Käsischen Mestitet. **Biberii Krausii Caldii Meronis, Vitellii F. M. D. LXXIIII. 8. 1598. 8.** Gedruckt im Fliegenstall zu Altenarren D. **Culkus, Schalkus, Winkalbus** im Narrenweiden mit Holzschnitten von Tobias Stimmern.

Allerseelentag.

Wer am 1. und 2. November die sechs Kirchhöfe, die zum Burgfrieden der Stadt gehören, besucht, der wird sich mit der Überzeugung trösten, daß, wie E. Straube in seiner Lokal-Skizze (Alt- und Neu-Wien 1842) sagt, »das Gedächtniß empfangener Gutthaten das Dasein im Fleische überdauert und der Edle noch nicht vergessen ist, wenn das Gras über seinem Hügel wächst.«

Ein ungewöhnliches lärmendes Leben äußert sich an solchen Tagen vor und in den stillen Räumen des Todes. »Wolken von Gezelten, in welchen Wachslichter, Blumen, Bänder, oder auch geselchte Würstel und Semmeln, Votivbildchen und Obst verkauft werden; Heerschaaren von Bettlern, zumal Krüppeln und schmutzigen oder halbnackten Kindern, welche die kalte Herbstluft mit gellenden »Vaterunser,« oder sinnlosen Formeln erfüllen; — eine Wagenburg von »Linienzeislern« und anderem Fuhrwerke, wodurch den andächtigen Gottesacker-Pilgern wohlfeile Communications-Mittel geboten werden; — geputzte Manns- und Frauenbilder, die zu dem frommen Werke kommen, wie zu einer Opernvorstellung; das Gedränge, Stoßen, Treiben, Treten an den Eingängen, wo Taschendiebe und die löbliche Polizei wacker zu thun haben.«

Betritt man den Leichenhof selbst, über welchen noch überdieß ein trüber Herbstnebel liegt, so glaubt man sich in einem duftenden Blumengarten versetzt, wo nicht nur die Repräsentanten des Grabes, die Astern, Rosmarin und Cipressen, sondern auch Rosen und Georginen tausendweise blühen und glühen.

So verschieden auch immer die Charaktere und der Stand der hier Wandernden sein mag, so überwältigt doch Alle ein Gedanke; es ist jener des Jenseits. Dieser Gedanke »drückt das Siegel des Schweigens auf jedes andere Gefühl, macht Alle, welche heut über den Todtenacker wandern, zu Befreundeten, zu einer einzigen, großen christlichen Gemeinde, deren Endzweck dahin geht, das Gedächtniß der lieben Todten zu feiern, ihnen ein Thränenopfer zu widmen, ihre Ruhe der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen; denn ob sie nun selig im Herrn entschlafen sind nach einem Leben voll Tugend, oder dahinfuhren in ihren Sünden, anstatt des Grabgesanges, von Flüchen begleitet, das Grab versöhnt und wischt der mangelhaften Menschheit Flecken ab.« —

Wir lassen diesem Gräber-Besuchen seine volle Gerechtigkeit widerfahren, können aber unserer Seits die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir die Ruhestätte eines theuren Dahingeschiedenen lieber in einer einsamen, stillen — als in einer lärmenden Stunde betreten, und daß uns die Sitte empört, die Wallfahrt nach den Gräbern mit einem Einsprechen beim »Heurigen« zu beschließen.

Allgerin (Die).

So hieß vormals das Haus Nr. 905 in der Kärntnerstraße, dem historischen Hasenhause gegenüber und jetzt von einer über der Hausthüre angebrachten schönen Steingruppe mit Figuren in mehr als halber Lebensgröße »zur heiligen Dreifaltigkeit« genannt. Es gehört der Frau Josepha Leidt, vorher Joh. Mich. Sieß.

An dieses Gebäude knüpft sich ein historisches Interesse, welches bis zum Jahre 1758 zurück reicht, in welchem am 5. Octob,

nach Herstellung des Friedens mit dem Raubstaate Algier sich der Algier'sche Gesandte Haggi Demetrius Marzachi in Wien eintraf, um ein Freundschaftsbündniß mit dem kaiserl. Hofe abzuschließen.

Als am 18. Jänner des folgenden Jahres dieser afrikanische Diplomat, der mehrere Damen in seinem Gefolge hatte, die Rückreise in sein Vaterland angetreten hatte, blieb eine dieser maurischen Schönen, oder wenigstens eine Schöne mit schwarzbraunem Teint in Wien zurück, die in diesem Hause ihre Wohnung nahm.

Von dieser Dame verbreiteten sich in der Stadt hunderterlei abenteuerliche Erzählungen, die ihre Wirkung nicht verfehlten und zur Folge hatten, daß die ganze galante Männerwelt zu Fuß, zu Roß und zu Wagen bei der Algierin zehnmal des Tages vorüberzog und ein solches Straßen-Spektakel machte, daß man die Nothwendigkeit einsah, dem Herkommen der schwarzbraunen Schönheit näher nachzuforschen. Da fand sich denn, daß die Algierin zwar eine Nomadin, aber keine afrikanische, sondern eine echt vaterländische sei, und als solche erhielt sie auch die Weisung, ihr Zelt anderswo aufzuschlagen.

Aus dieser Algierin machte das Volk eine Allgerin, und es legte dem Hause diesen Pseudonamen einer seiner Bewohnerinen bei.

Almosenstein (Der).

Als die Bettelmönche in Wien noch öffentlich Almosen sammelten, geschah es eines Tages, daß ein Günstling der Glücksgöttin einem armen peregrinirenden Frater, welcher ihn um ein Almosen bat, mit einem Steine warf. Der geschmähte Frater sagte über diese Roheit nichts, sondern hob den Stein auf und nahm ihn mit sich. Über kurz oder lang, dachte er, werde ich gewiß Gelegenheit bekommen, mich an diesem Stolzen mit eben dem Steine zu rächen.

Einige Zeit darauf hörte er ein Geschrei auf der Straße; er erkundigte sich, und vernahm: derselbe Übermüthige habe ein Vergehen begangen und er werde zum Pranger geführt, um den Beleidigungen des Pöbels Preis gegeben zu werden.

Geschwind griff der Frater nach seinem Stein; bald aber kam er zu sich, warf ihn in einen Brunnen und sagte: „Jetzt fühle ich, daß man sich nie rächen muß. Denn ist unser Feind mächtig, so ist es unklug und thöricht; ist er aber unglücklich, so ist es niedrig und grausam.“

Nehmet euch diese Lehre des armen Fraters zu Herzen, ihr Mächtigen, die ihr die Macht habt, an Schwächern euer Müthchen zu kühlen.

Alräunchen (Alraunen).



Der mit den Alräunchen (Galgen-Männchen oder Erd-Männchen) getriebene Unsinn fand auch in Wien einst leichtgläubige Seelen, die ihm huldigten, und noch lebt hier im Munde des Volkes das Sprichwort: „er hat ein Alräunchen (Alraundl),“ wenn man Jemanden andeuten will, dem es nie an Geld gebricht, von dem man aber nicht weiß, wo er selbes hernimmt. In dieser Beziehung darf in unseren Blättern eine Notiz über die Beschaffenheit dieser angeblichen geheimen Geldspender nicht fehlen.

Die Alräunchen waren kleine, aus den härtesten Pflanzenwurzeln, besonders der Mandragora (**Mandragora vernalis**) verfertigte Bilder, einen halben, höchstens

einen Fuß lang, die irgend einen berühmten Zauberer oder eine Zauberin vorstellten, und denen man so viel Macht beimaß, daß sie das Glück oder Unglück des Menschen in Händen haben. Gewöhnlich gab man ihnen die Form eines Weibes, seltner eines Mannes, kleidete sie sauber und verwahrte sie an einem geheimen Platze, wo man sie herausnahm, wenn man sich mit ihnen berathen wollte.

Die Entstehung dieser Alraunen leitete der Aberglauben von einer Pflanze her, die nach der Meinung des Volkes aus dem Harne emporwächst, den ein unschuldig Gehängter unter dem Galgen von sich gelassen. Man glaubte, daß die Wurzel dieser Pflanze der Gestalt eines Menschen vollkommen ähnlich sei, wie dieß, obschon irriger Weise, von der Mandragora angenommen wurde. Es galt auch für sehr gefährlich, diese Wurzel aus der Erde herauszureißen, da man wähnte, daß dieselbe, gewaltsam ausgerissen, ein Geschrei ausstoße, an dessen Folgen der Herausreißende sterben müsse. Der Aberglaube rieth deßhalb, sich bei einer solchen Operation die Ohren mit Wachs zu verstopfen und die Pflanze an den Schwanz eines schwarzen Hundes zu befestigen. Hält man nun diesem ein Stück Fleisch vor, so gibt er sich Mühe, es zu erhaschen, zieht dadurch die Wurzel aus, wird aber durch das Geschrei, welches sich beim Ausreißen erhebt, getödtet.

Bei dieser Entstehungsweise waren natürlich die Alraunen sehr selten, und deßhalb erfand man noch andere Arten ihres Ursprungs; indessen waren es immer nur Wurzeln, denen man die nöthige Form zu geben suchte. Die Wurzel sollte, wenn man sie glücklich der Erde entrissen hatte, mit rothem Wein abgewaschen, in weißes und rothes Zeug gewickelt und in ein Kästchen gelegt, alle Freitage aber gebadet und bei jedem Neumond mit einem weißen Hemdchen versehen werden.

Dafür verliehen dergleichen Alräunchen, wie man glaubte, ihren Besitzern alle möglichen Güter und schützten sie vor jeder Gefahr. Insbesondere dienten sie als die kräftigsten Arzeneimittel, indem man sie im Wasser badete, welches dadurch eine solche Heilkraft bekam, daß es alle Krankheiten bei Menschen und Thieren hob.

Auch die Zukunft durchschauten diese Erd-Männchen, und verkündigten sie ihren Besitzern entweder durch eine Bewegung des Kopfes oder auf eine andere verständliche Weise. Wer ein solches Wesen bei sich trug, dem wurde ein jeder Richter gewogen, auch wenn er früher noch so sehr gegen ihn eingenommen war. Auch brachte es dem Besitzer Glück und ließ ihn nie verarmen; denn ein Stück Geld, das man dem Galgen-Männlein Nachts zulegte, war des Morgens verdoppelt. Wollte man indessen seine Dienste lange genießen, und sicher gehen, daß es nicht absterbe, so durfte man es nicht zu sehr anstrengen und nicht über einen halben Thaler jede Nacht ihm zulegen.

Daß Solches und Ähnliches vom Alraun nicht erfüllt wurde, versteht sich von selbst, indessen wurde der Aberglaube von Betrügern vielfach benutzt, um den Verblendeten ihr Geld abzunehmen. Gewöhnlich schnitten sie die Wurzeln der Zaunrübe wie Alraunwurzeln zu, steckten sie voll Hafer und Hirsenkörner, und legten sie in warmen Sand. Hier fingen die Körner an zu keimen, und war dieses hinreichend geschehen, so wurden die Wurzeln wieder hervorgezogen, die Keime gleich Haaren zugestutzt und die fertigen Wunderdinge aufgeputzt für schweres Geld verkauft.

Außer der oben angegebenen Behandlung gab man ihnen bei jeder Malzeit zu essen und zu trinken, weil sie, wenn man sie überging, wie kleine Kinder schreien, die Hunger oder Durst haben.

Bemerkenswerth ist es auch, daß die

Siege der allbekannten Jungfrau von Orleans über die Engländer von jenem abergläubischen Zeitalter dem Umstande zugeschrieben wurden, daß sie stets eine solche Wurzel bei sich getragen.

Die Tracht der Alraun-Männchen bestand aus einfachem Leinengewande mit Metallgürtel, den ein rothes Mieder zusammenhielt. So pflegen die Zigeuner nach uralten Überlieferungen sie noch heute zu putzen.

Vormals belegte man in Wien die Hexen mit dem Namen Alraunen; eine solche hielt sich 1498 und 1499 mit zwei Genossen im Dorfe Dürnkrut auf. Sie wußte sich den eifrigsten Nachforschungen des Wiener-Gerichtes aber zu entziehen.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts war der Glaube an Alraun-Männchen noch herrschend, damals wurde auf dem Rabenstein nächst der Roßau der Jakob Gotscher gegeißelt, „weil er ein Alraundl erkauft, so er zu unterschiedlichen Sachen gebrauchen wollen."

Eine Sage erzählt, ein Vorsteher der kaiserl. Bibliothek habe dort nach dem gewöhnlichen Bezeichnen keine Ruhe gehabt, und sei oft mit Gewalt herausgetrieben worden. Besonders war dieß der Fall in jenem Zimmer, in welchem Manuscripte und andere seltene Monumente aufbewahrt wurden. Es befanden sich darunter auch zwei Alraunen, mit rothem Scharlach bekleidet, und gleichsam in ordentlichen Todtesladen nach ihrer Größe liegend. An denselben befanden sich besondere Zeichen, als wenn sie verschiedenen Geschlechtes wären, und es soll sich Rudolphus II. ihrer bedient haben, um künftige Dinge zu erforschen. Unter andern erzählt man, daß sie wie kleine Kinder hätten müssen gebadet werden und zwar mit unverfälschtem Weine. Wenn dieses nicht geschah, so erhoben sie ein Geschrei wie neugeborne Kinder, und ließen damit nicht nach, bis ihnen ihre ordentliche Pflege widerfuhr.

Alserbach.

Dieser Bergbach entspringt in dem Waldgebirge hinter Dornbach; seine tröpfelnde Quelle wird von Steinnelken beschattet und war schon nach Pez dem heil. Markgrafen Leopold unter dem Namen der Als (Alß) bekannt, indem in seinem, dem Stifter St. Peter zu Salzburg ertheilten Restitutionsbriefe von 1134 gesagt wird, „daß Graf Sieghard von seinen an der Als gelegenen Grundstücken dem genannten Stifte zwei Huben auf ewige Zeiten schenke."

Der Alserbach verfolgt seinen mäandrischen Lauf durch Neu-Waldegg und Dornbach, bei dem er jenen Gebirgsrücken, der den besten Wein dieser Gegend liefert, den Namen des Alseckes ertheilt. Diese Benennung ist ebenfalls uralt und wird schon von Friedrich dem Streitbaren 1241 bei Erwähnung der Lehngüter, die er vom Bisthum Passau besaß, als „das alte Alßekh" angegeben.

Auch der Ort Hernals verdankt diesem Bache seinen Namen, der so viel sagen will als, herin Als oder jenseits der Als. Unweit der Hernalser-Linie betritt der Bach das Stadtgebiet, wo er nicht nur der noch blühenden Alservorstadt, sondern auch dem 1529 von den Türken ganz zerstörten Dorfe Siechenals (dem heutigen Thury) den Namen gegeben hat.

In früherer Zeit fehlte es der Als nie an Wasser, welches sie von den vielen Bergquellen und Waldbächen erhielt; auch an Fischen war sie reich, was Merian in seiner Abbildung von Hernals durch einen fischenden Mann andeutet. Als aber 1732 die schöne Brunnensäule am Hohenmarkte erbaut und die Gewässer außer Hernals in Brunnstuben aufgefangen und mitten durch's

Dorf in Röhren nach dem Hohenmarkte geleitet wurden, verlor der Alserbach sein Wasser und die in Hernals gelegene Mahlmühle mußte, wie es in einer gleichzeitigen Nachricht heißt, Feier-Abend machen.

Von der Linie durchfließt der Bach die Alservorstadt, den Michaelbeurnschen Grund, den Himmelpfortgrund, das Thury, Lichtenthal und ergießt sich zwischen der Roßau und dem Althangrunde in die Donau. Diese lange Strecke ist erst in unseren Tagen durch großartige Überwölbungen und Bauführungen auf eine Art bedeckt worden, daß der Unkundige, der jene Gegend betritt, weit von dem Gedanken entfernt ist, zu vermuthen, daß unter seinen Füßen ein Bergstrom fließt, der oft sehr verheerend wüthete, und bloß im vorigen Jahrhunderte viermal (5. Juni 1741, 4. März 1744, 8. August 1779, 21. April 1785), ja selbst den 24. April 1845 den genannten Vorstädten verderblich war.

Die Gegend am Alserbache, nächst der Thury-Vorstadt war zur Zeit der im Jahre 1410 geherrschten Pest der Schauplatz einer tragischen Begebenheit, die noch heut zu Tage in der Sage der Jungfer, die zum Fenster hinaussieht, fortlebt.

Im Spitale zu Siechenals lebte damals ein junger, rüstiger Krankenwärter, der allgemein beliebt war und sich immer als ein sorgsamer Pfleger der Leidenden bewiesen hatte. Seit einiger Zeit wollte man jedoch in seinem Betragen gegen die Kranken eine Veränderung bemerkt haben. Man glaubte die Ursache in einem Liebesverhältnisse suchen zu müssen, worin er mit einem Mädchen stand, das, in einem benachbarten Hause wohnend, sich häufig am Fenster zeigte, um mit ihrem Geliebten, so oft es sein Dienst gestattete, zu liebäugeln.

Daß ein junger Bursche und ein noch jüngeres Mädchen sich lieben, ist keine ungewöhnliche Sache, — daß sie aber ihre Herzenssache zu einer Zeit, wo der Knochenmann so viele Opfer dahinraffte, so offen an den Tag legten, das fanden die Siechenalser nicht in der Ordnung und sie verkündeten dem losen Handel ein böses Ende.

Ganz besonders schien das Mädchen von Liebe entbrannt zu sein, denn es gab keiner Ermahnung, die Schicklichkeit zu beobachten, Gehör, sondern erschien nach wie vor am Fenster, um nach dem Geliebten oder wenigstens nach der Spitalspforte, woraus er treten mußte, zu blicken. Da der Bursche jede Gelegenheit eifrig ergriff, sich hier der Geliebten zu zeigen, so kann man sich ihre Ungeduld vorstellen, als der Erwartete eines Tages gar nicht zum Vorschein kam.

Eine stürmische Nacht folgte diesem Tage; schwere Wetterwolken waren in den Gebirgen niedergegangen. Als der Morgen heranbrach, schwoll der Alserbach hoch an. Das Mädchen war während der ganzen Nacht nicht vom Fenster gewichen und sah auch jetzt in den vorüberbrausenden Bach hinab, auf welchem ein Leichnam schwamm, worin die Unglückliche ihren Geliebten erkannte.

Er war in wenigen Stunden eine Beute der Seuche geworden, und nach seinem Hinscheiden hatte sich gezeigt, daß er sich viele Habseligkeiten von Kranken zugeeignet hatte, die im Siechenhause gestorben waren. Diese Entdeckung erweckte in den Bewohnern des Spitals den Verdacht, der Todte möge wohl aus Habsucht Manchen aus der Welt geschafft haben, den die Krankheit verschont hätte. Sie warfen seinen Leichnam daher statt ihn zu beerdigen, in den Alserbach.

Das Mädchen kam nicht mehr zur Besinnung; sie stürzte sich aus ihrem Fenster ebenfalls in den Bach. In der Umgebung verbreitete sich die Sage, die im Stande der Ungnade Dahingegangene finde in dem Wellengrabe keine Ruhe und harre zu gewissen Zeiten an demselben Fenster, aus

welchem sie den Geliebten so oft gesehen und den Todessprung gethan habe, der Stunde ihrer Erlösung. Das Haus führt noch den Namen des Hauses, „wo die Jungfer zum Fenster hinaussieht.“

Alservorstadt.

Der vom sogenannten Thury-Brückl (die Brücke am Thury) bis zur Mündung des Alserbaches in die Donau (zwischen den Vorstädten Rossau und Althan) liegende Distrikt wurde ursprünglich die Gegend am Als oder am Alserbache genannt und er gehört zu den ältesten Örtlichkeiten Wiens.

Der heilige Severin gründete im Städtchen Fabiana, wie Wien Anfangs hieß, zwei Klöster; das eine gilt für die heutige Capelle Sankt Johannes am Alserbache, in der Vorstadt Thury, das andere für Heiligenstadt. Zu dieser Johanneskirche kam später ein Kranken- oder Siechenhaus und mehrere Wohnhäuser, woraus das in der Sanitätsgeschichte Wiens so bedeutende Dorf Siechenals entstand, welches in den Annalen der Pest, mit welchem Übel Wien durch die Kreuzzüge und dem starken Verkehr mit dem Morgenlande bekannt wurde, und welches von 1197 bis 1713 darin siebzehn Mal wüthete, eine vorzügliche Rolle spielte.

Friedrich III. schenkte 1475 diesen Distrikt dem neuentstandenen Benediktinerstifte zu St. Dorothea in der Stadt. Zur Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529 wurde das damals sehr blühende Dorf Siechenals mit dem Spitale und dem Gotteshause zu St. Johann so verheeret, daß davon nichts — ja nicht einmal der Name übrig blieb, denn seit dieser Zeit ist der Name Siechenals verschwunden.

Erst 17 Jahre hernach begann der Bürger und Hofbediente Johann Thury daselbst den Bau eines neuen noch erhaltenen und mit einem Denksteine versehenen Hauses, welches der Ursprung der heutigen, nach ihm genannten Vorstadt ist.

Von der jetzigen, 26 Gassen, 314 Häuser und 16300 Seelen zählenden Alsergasse war zu jener Zeit noch keine Spur vorhanden; diese Gegend hieß „zu den sieben Hofstetten,“ und war ein unheimlicher, von wildem Buschwerke, dürftigem Zwergholz und Steinschutt bedeckter Grund, auf welchem verscheuchtes vierbeiniges und zweibeiniges Wild, Schutz und Sicherheit suchte.

Die erste Alsergasse, deren die Jahrbücher der Stadt gedenken, lag am Währingerberge gegen die von Joseph II. im Jahre 1783 aufgehobene Benediktiner-Abtei von Montserrat (die sogenannten Schwarzspanier) und diese Alsergasse wurde erst bei der Befestigung Wiens 1663 auf ihren heutigen, gegen den uralten Ort Hernals sich ausdehnenden Platz übersetzt.

Der Anbau dieser Vorstadt, die sich durch die großartigsten öffentlichen Anstalten auszeichnet, ging sehr langsam vorwärts; nur vor etwa einem halben Jahrhunderte fingen hier die neuen Ansiedlungen an, sich bedeutend zu vermehren. Es erhoben sich in kurzer Zeit auch herrliche Gärten ausgezeichneter Adelsgeschlechter, wovon der ehemals Lichtenstein'sche, (ursprünglich Graf Paar, dann Wilczeck) an andere Besitzer gekommen und durch lange Zeit der Wohnsitz des Herzogs von Würtemberg war; — der Graf Blümegen'sche, von dem die Blumen- (Blümegen-) gasse den Namen hat, der Dietrichstein'sche gegen die Josephstadt gelegen und heut zu Tage ganz verbaut, der Graf Schönborn'sche in der Herrngasse, der größtentheils noch besteht und sich bis in die Florianigasse erstreckt, die vorzüglichsten sind.

Allein während ringsum auf dem öden

Boden stattliche Bürgerhäuser, und stolze Edelsitze sich erhoben, schien auf einem Theil dieser Vorstadtgegend der Fluch des Nichtgedeihens zu lasten; es war der vormals sogenannte Hohlweg, oder die heutige Kaserngasse, welche die Verbindung der Hauptstraße mit dem oberen Theil der Herrngasse unterhält, von welcher man noch vor einem Jahrzehend mit dem Dichter sagen konnte:

„Da war ein Plätzchen, da wuchs kein Gras,
Das wurde vom Thau und vom Regen nicht naß,
Da wehten die Lüfte so schaurig.“

Die linke Seite dieser Hohlweggasse, wenn man sie von der Alsergasse nächst dem Brunnenplatze betritt, wird noch heute der ganzen Länge nach von der Gartenmauer des vormaligen Lichtenstein'schen Gartens gebildet, und ihre rechte ist erst seit einigen Jahren mit Häusern besetzt worden. Bis dahin war es ein wüster, holperiger, für Fuhrwerk kaum benutzbarer Seitenweg, der besonders zur Nachtszeit um so ängstlicher gemieden wurde, als er allgemein den schauerlichen Namen des Hexentanzes führte, und das nicht ohne Grund; denn die Bewohner der Nachbarschaft wußten sich von dieser unheimlichen Passage eine solche Unzahl von haaremporsträubenden Spuckgeschichten zu erzählen, daß eine tüchtige Portion von Muth dazu gehörte, sich darüber hinauszusetzen.

Es kam auch eine Zeit, wo man anfing diesen Hohlweg zu einer Art von wienerischem Blocksberg zu machen, wo dann und wann ein kleiner Hexensabbat abgehalten wurde, was ihm auch den Namen des Hexentanzes verschafft hat, wie er noch heute gewöhnlich genannt wird.

Diesen Gebilden einer aufgeregten Phantasie fehlte es jedoch nicht an einer veranlassenden Ursache, indem sich vor etwa einem Jahrhunderte dort eine Begebenheit zugetragen hat, die diesem Aberglauben neue Nahrung gab und die wir hier nach mündlichen Aussagen eines Augenzeugen zum ersten Mal zur Sprache bringen.

Noch steht beinahe in der Mitte der Hohlweggasse zwischen den beiden Seiteneingängen des Lichtenstein'schen Gartens ein ebenerdiges Gebäude, worin vor etwa einem Jahrhunderte der Aufseher der fürstl. Strapazirställe, welche sich hier befanden, wohnte. Der Mann war unverheirathet und lebte in guten Umständen. Seine, aus einer ungemein großen Stube und einer Schlafkammer bestehende Wohnung war der Zeit gemäß stattlich möblirt, und insbesondere war das Kandelbret so reichlich mit Trinkgefäßen besetzt, daß man daraus ersehen konnte, es werde hier den Göttern des Weins und des Biers eifrig geopfert.

Diese Libationen fanden vorzüglich zur Fastnachtzeit statt, wo in dieser entlegenen Wohnung wahre Orgien gefeiert wurden. Der dadurch entstehende nächtliche Lärm störte jedoch die ruheliebenden Stallbediente, die in demselben Gebäude wohnten, und die sich dieses Spektakel verbaten. Da ihr Ansinnen unbeachtet blieb, so legten sie sich auf die Lauer, um dem tollen Treiben der Bacchanten auf den Grund zu sehen, und als ihnen dieses gelungen war, unterließen sie nicht, bei dem fürstlichen Stallmeister klagend aufzutreten. Dieser untersagte den Lärmern jede Störung der nächtlichen Ruhe und drohte ihnen mit ernstlichen Ahndungen, wenn sie es wagen sollten, dem Gebote zuwider zu handeln.

Dieser Fall trat jedoch bald ein. Die lockere Gesellschaft versammelte sich abermals bei dem Stallaufseher, mit dem Vorsatze, sich bei einem Glase Wein oder Bier gütlich zu thun; als aber die Flaschen und Krüge anfingen leer, die Köpfe hingegen voll zu werden, so vergaßen sie sich bald, und der Unfug ging von Neuem an.

So geschah es auch eines Tages in einer kalten stürmischen Februarsnacht. Da pochte es nach Mitternacht gewaltig an die

verschlossene Thüre und mit Schrecken vernahmen die trunkenen Zecher die rauhe Stimme des Stallmeisters, der im Namen des Gesetzes und der Herrschaft Einlaß begehrte.

Die Eingeschlossenen standen vor Furcht gelähmt, eine Weile betäubt, und kamen erst zur Besinnung, als die Thür durch äußere Gewalt aus ihren Angeln getrieben wurde und die Wache eintrat. Der Stallmeister war mit einer tüchtigen Schulpeitsche bewaffnet und befahl der verblüfften Ballgesellschaft unverweilt die Stube zu verlassen, und zwar ganz in dem Zustande, in welchem sie sich befand; die Männer in Hemdärmeln mit aufgelösten Halsbinden ohne Kopfbedeckung und die Weibspersonen ohne Busentücher und im leichten Tanzkostüm mit dünner Fußbekleidung.

Von der Wache escortirt wurden die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen an einer unteren Stelle des Hohlweges geführt, wo dieser an beiden Seiten sich erweiterte und eine Art freien Platzes bildete. Hier befahl der Stallmeister den Spielleuten ihre Instrumente erklingen zu lassen, und einen Schnelltanz aufzuspielen, weil es sich jetzt darum handle, die heutige Ballnacht mit einem Kehraus zu beschließen, wovon man nach hundert Jahren noch sprechen werde. Als die Musikanten mit düstern Gesichtern im schnellsten Tempo darauf losspielten, erhielten die Tanzpaare die Weisung, sich zum Tanze anzuschicken, und da sie anstanden es zu thun, so fuhr ihnen der Tanzmeister mit seiner Peitsche so kathegorisch zwischen die Füße, daß in Zeit einer halben Minute ein allgemeines Hüpfen und Springen auf dem schneebedeckten Boden herrschte. Der ganze Auftritt dieses Zwangtanzes unter dem freien winterlichen Himmelszelte, blos vom nächtlichen Leuchten des Schnees erhellt, bot ein durch Originalität sich auszeichnendes Bild dar, welches wohl einzig in seiner Art ist.

Der stallmeisterische Tanzmeister setzte seine Lection durch eine Stunde fort, und entließ dann seine erschöpften Schüler mit der Ermahnung, sich diese Lehrstunde zu Herzen zu nehmen. Diese schlichen sich mit durchgebläuten Waden nach Hause, und mußten noch dem Himmel danken, daß ihre Ausschweifung nicht schärfer geahndet wurde. Dieser Ball im Freien war aber von andern Bewohnern jener Vorstadtgegend nicht unbemerkt geblieben. Die wilde Musik, das Schnalzen der Tanzpeitsche, das laute Spottgelächter der Wachmänner, das Fluchen der Tänzer, das Gekreische der Tänzerinnen, mit einem Worte, das höllische Spektakel wurde in weiter Ferne gehört. Einige Wanderer, welche vom neuen Lerchenfeld nach der Herrngasse oder von Hernals kamen, vernahmen das Unwesen; einige Beherzte wagten es sogar sich dem Tummelplatze des räthselhaften Auftrittes etwas zu nähern, um die tanzenden Gestalten wahrnehmen zu können, und diese Zuseher waren es, welche am folgenden Morgen die Schauerkunde verbreiteten, im Hohlwege hätten in der vergangenen Nacht die Hexen ihre Fastnacht gehalten. Da es auch im Interesse der Theilnehmer dieses Hexentanzes selbst lag, den Glauben an die unheimliche Begebenheit zu befestigen, so unterließen sie auch ihrer Seits nicht, die Sache zu bestätigen. So kam dieser Vorstadtgrund in den Ruf der Unheimlichkeit und zum Namen des Hexentanzes.

Altäre (Privilegirte).

Beinahe in allen Kirchen Wiens und in vielen Gotteshäusern auf dem flachen Lande befanden sich vormals besondere Altäre, an welchen nur für deren Stifter oder für bestimmte Wohlthäter und Beschützer der Kirche Messe gelesen wurden. Diese Altäre erhielten den Namen der privilegirten Altäre. Eine Hofverordnung vom 7. August 1787 schaffte alle Tafeln in den Kirchen,

welche bei diesen reservirten Altären mit der Aufschrift: „Privilegirter Altar“ angebracht waren, mit dem Beisatze ab, dieselben alsogleich hinwegzuräumen.

Altargemälde des Thomas von Mutina.

Dieses in drei Abtheilungen bestehende Gemälde des Thomas von Mutina oder Muttersdorf in Böhmen, befindet sich in der k. k. Bildergallerie und ist als das älteste aller bisher bekannten Gemälde in Öhl berühmt, indem es vom Jahre 1297 herrührt.

Es ist auf Holz gemalt, hat eine gleiche Höhe von zwei Fuß fünf Zoll und eine Breite von einen Fuß acht Zoll in der Mitte, und ein Fuß vier Zoll an den Seiten. Es enthält Halbfiguren in halber Lebensgröße. Das Mittelstück stellet die h. Jungfrau in einem blauen Gewande mit goldenen Blumen vor, das Jesuskind auf den Armen tragend, das mit einem kleinen Hündchen spielet, welches seine h. Mutter auf der Hand hat.

Das Seitenstück zur Rechten zeiget den h. Wenzeslaus, König in Böhmen, mit einer kleinen Fahne in der rechten, und einem Schilde in der linken Hand, worauf man einen einfachen schwarzen Adler sieht.

Zur Linken ist der h. Palmatius abgebildet, ebenfalls mit einer Siegesfahne in der Hand, und mit der Linken sein Degengefäß haltend. Alle drei Bilder sind auf einem vergoldeten und mit erhabenen Laubwerken verziertem Grunde gemahlt.

Auf der mitteren Tafel liest man folgenden lateinischen, mit gothischen Buchstaben geschriebenen Vers:

Quis Opus hoc finxit Thomas de Mutina pinxit:
Quale vides Lector Rarisini Filius Auctor.

Nämlich:

Das Werk, welches du Leser hier siehst, hat Thomas von Muttersdorf, des Rarisinus Sohn, erfunden und gemalt.

Altars-Dukaten (Die).

Ein in Druck erschienener „Bericht von der Gnadenreichen Bildnuß des H. Blutzeugens Johannis von Nepomuck in der Hoff-Kirchen bei den PP. Augustinern,“ enthält folgende Legende:

„Einem, welcher laut eigener Bekanntnuß Sünden mit Sünden gehäuffet, und darum von Göttlicher Rache mit allerhand zeitlichen Straffen, besonders mit äusserster Dürfftigkeit heimgesucht worden, gieng diese Noth dergestalt zu Herzen, das er an seinem Heil verzweiflend nicht weit mehr vom ewigen Untergang entfernet war.

Doch zu seinen zeitlich und ewigen Glück, suchte er zu rechter Zeit noch bey den allgemeinen Noth-Helffer H. Johann von Nepomuck vor dessen Altar und Bildnuß in der Hoff-Kirche bey St. Augustin, Hülffe, die er auch wunderbarlich gefunden. Denn als er vor erst ersagtem Altar mit wahrer Reu sein Herz ausgosse und dauerhaffte Besserung seines Lebens versprache; annebens auch zu seinen Unterhalt um Beyhülffe batte, siehe! da erblicket er ungefehr auf dem Marmorsteinernen Geländer des Altars vor sich 50 Ducaten in Gold liegen, die er als ein Gaab von der Freygebigkeit seines Schutz-Heiligen zu sich nahme, und sich damit aus seiner Noth und Verzweiflung half.

Sein schriftliches, mit eigenem Blut unterschriebene Bekanntnuß lautete also: „Heut versprich ich Ends benannter mein „ganz verloren Seel dem H. Johann v. „Nepomuck zu Diensten des bittern Leiden „und Sterben Jesus Christi, daß ich stünd„lich u. augenblicklich niemand andern die„nen u. verpflicht sein will, als jenen, der „meine Seel zu lieb des meinetwegen ver„gossenen h. rosenfarben Blutes Jesu Christi, „aus dem Wust so großer Sünden und De„speration um 50 Dukaten in Gold erkau„fet und mir auf dieses Ort, wo dieser Zet-

»tel lieget, gelegen u. gegeben hat; anbey »alles zu beten u. zu verrichten, was mir »immer anbefohlen wird, welches mich ge»tröste zu geschehen, so wahr Gott uns ge»storben ist.

Wien, den 9. März 1723. F. A. H.“

Alte Häuser der inneren Stadt.

> Selbst aus des Gemäuers Spalten
> Blickt des Lebens frisches Grün
> Und es ist ein selig Walten,
> Wo die alten Mauern blüh'n.

Eben so schnell als zahlreich erheben sich in der inneren Stadt neue Gebäude, die oft den Raum mehrerer alter Häuser einnehmen, und nicht nur die Zahl der Hausnummern, sondern auch jene der vorzeitlichen Bauwerke, welche durch geschichtliche Erinnerungen oder ihre alte Form merkwürdig sind, so sehr vermindern, daß diese architektonischen Alterthümer bald ganz verschwunden sein werden. So oft wir eine solche bauliche Antiquität abbrechen sehen, fällt uns Gräffer's leider nur zu wahre Betrachtung ein: »Und da kommen nun heran mit trägem, lässigem Schritt die Schaaren gedanken- und gefühllosen Tagwerker mit ihren Hacken, Hämmern, Schaufeln und Brechstangen, und beschauen sich das vielhundertjährige Gebäude, das ihrer Zerstörung ausgewürfelt ist. Sie umschleichen es vorerst, wie der Tiger, dem seine Beute nicht entgehen kann; sie glotzen es an und beaugenscheinigen es, das hohle Haus, in welchem nun keine Menschenseele mehr weilt. Es ist ein ausgedientes Ding, das man nun zusammenschlagen soll. Dann macht sich die Schaar gemächlich darüber her, und haut und stößt, hämmert und bohrt, und schlägt und reißt so lange daran, bis keine Spur mehr übrig. Der neue Herr Hausherr jedoch spaziert tagtäglich zu wiederholten Malen d'rin herum, lorgnirt die Lokalitäten, belobt lächelnd den raffinirten Architekten, der so viele luftige Räume in dreimal so viele unluftige Kämmerchen verwandelt, die so und so viel Zins eintragen müssen.«

Wir wollen daher auf einige der ältesten Häuser der inneren Stadt einen flüchtigen Blick werfen. Auf dem Stephansplatze erhob sich 1844 an der Stelle des uralten Zwettelhofes, das einzige Gebäude aus den Zeiten der Babenberger, das auf uns gekommen war, ein hoher moderner Prachtbau, der mit den übrigen Neubauten dieser Gegend mit dem alterschwarzen Dome einen sonderbaren Kontrast bildet.

Auch das dem erzbischöflichen Pallast gegenüber liegende Haus (632), welches den Schwibbogen und die Ecke der Brandstätte bildet, hat Anspruch auf ein sehr hohes Alter. Man besichtige, um sich davon zu überzeugen, den finstern, engen und schwarzen Hofraum dieses schon halb verfallenen Baues, und es wehen einem die Schauer der Vorzeit entgegen. Mitten im größten Getümmel der Stadt erfaßt uns hier der Gedanke:

> Und so stehst du noch; wie in alten Zeiten durchwandeln
> Geister das schwarze Gebäu nächtlich im schimmernden Tuch.'
> Zieh'n von Gemach zu Gemach, die Thüren schließen sich schmetternd
> Und in der Wiege das Kind schaukelt gespenstige Hand.

Auch das daranstoßende Haus (631) auf der Brandstätte, bekannt unter dem Namen des Wanner'schen Bierhauses, ist, wie die Bauart zeigt, sehr alt. Das Wandgemälde stellt den Kampf des heiligen Georg mit dem Lindwurm dar; es ist aber von neuer Auffrischung.

Reich an alten Bauwerken ist noch immer Wien's modernster Theil, der Graben. Hier contrastirt schon in der Ferne mit dem glänzenden, neuen Prachtbaue der Sparkasse das ganz den Charakter des Mittelalters an sich tragende Haus Nr. 282, welches die Ecke der Naglergasse einnimmt und vormals das Nadlerhaus ge-

nannt wurde. Das Spitzdach und die Mauerbögen über dem Erdgeschoße bezeugen eine mehrhundertjährige Bauzeit. Dieses beachtenswerthe alte Gebäude scheint zwei Häuser zu bilden und es hat auch zwei Eingänge, einen größeren auf dem Graben, und einen kleineren in der Naglergasse. Das Haus führt den Schild zum Auge Gottes, welches auch in großer Gestalt auf der Grabenseite und zwar zwischen den Fenstern des vierten und obersten Stockwerkes in Steinarbeit angebracht ist. Weiter unten gegen die Seite der Naglergasse ist ein sehr verwittertes Freskobild zu sehen, und darunter noch folgende Inschrift zu lesen: „Jacob raug mit dem Engel darumb ward ihm der Name Ismel gegeben 1635.“

Auch das Haus Nr. 619 auf der entgegengesetzten Seite des Grabens, zur goldenen Krone, worin sich im ersten Stocke Eichhorn's Kaffehhaus befindet, und das sich durch ein doppeltes Spitzdach bemerkbar macht, so wie die Häuser Nr. 611 und 614, besonders aber Nr. 613 oder das sechsstockige Eckhaus des Jungferngäßchens zeichnen sich durch hohes Alter aus.

Betritt man vom Graben die Naglergasse, so wird man zur linken Seite eine beinahe ununterbrochene Reihe sehr alter Häuserchen (288, 291, 292, 293, 300, 301, 302 und 303) gewahr. Es sind thurmhohe, schmale (nämlich nur zwei oder drei Fenster breite) Gebäude, die fünf bis sechs Stockwerke hoch und sämmtlich mit verschiedenartig geformten Gibeldächern versehen sind. Ihre Eingänge sind dunkle Löcher, die ein etwas Wohlbeleibter nicht ohne Beschwerden betreten kann, und die Stiegen sind so schmal und niedrig, daß der Herabkommende den Aufsteigenden anrufen muß, um eine Stockung zu vermeiden.

Nicht weniger zahlreich findet man noch alte Bauwerke in der Gegend des Lugek's und des Lichtensteg's. Das vom Lichtensteg in das Rothgäßchen durch einen im Jahre 1843 verschwundenen Schwibbogen führende Gasthaus Nr. 486 ist nicht weniger alt. Es hat zwei Eingänge, den einen im Rothgäßchen und den andern kleineren am Lichtensteg zwischen den Fleischbänken. Man werfe nun einen Blick auf das oberste Gibelfeld der kleinen Hausfronte gegen den Lichtensteg, und man wird ein gothisches Spitzdach mit fünf Pyramiden ausgestattet, sehen, deren zwei mittlere mit Kugeln versehen sind. Mit diesen alten Formen will sich die neue helle Färbung nicht vertragen.

Auch das am hohen Markt zwischen dem alten Fischhofe und der Apotheke zum rothen Krebse liegende alte Eckhaus Nr. 522 verdient besehen zu werden. Das sogenannte Polizeihaus in der Sterngasse ist ganz das unverändert gebliebene Kloster zu St. Joseph, oder zu den sieben Büchern, woher die dortigen Carmeliter-Nonnen den Namen der Siebenbücherinnen erhalten haben. Das Kloster wurde zur Zeit des Kaisers Joseph II. aufgelöset; es ist ein weitläufiges, aus verschiedenen ungleichartigen Theilen zusammengesetztes Gebäude, dessen Hintertheil bis auf den Salzgries reicht, und dessen geräumiges Gotteshaus noch zu dortigen Hauszwecken gebraucht wird.

In der dahin führenden Krebsgasse ist das Haus Nr. 448 mit der kleinen Vortreppe, welches der Gasse den Namen gegeben hat, und zum blauen Krebs heißt, von sehr hohem Alter. Der in neuerer Zeit aufgefrischte, riesengroße blaue Krebs kriecht daran noch auf den Wänden über den Fenstern der Hausthür herum, und ist, wie wir sehen, mit der Zeit weder vorwärts noch rückwärts geschritten.

Einige Überbleibsel des alten Baustandes der Stadt enthält auch noch der Bauernmarkt. An seinem untern Ende, gegen das Eisgrübel und neben den ebenfalls

alten Gundelhofe erhebt sich der umfangreiche Margarethenhof (489), über dessen Eingang noch das lebensgroße, in ovaler Einfassung gemalte, aber schon sehr verblichene Bild der Namensheiligen mit dem darunter angebrachten Namen des Hauses zu sehen ist. Der Hof dieses Hauses ist sehr geräumig und darin der auf der rechten Seite stehende Säulengang, und die im Hintergrunde sich befindende, gedeckte Außenstiege, die zum ersten Stockwerke führt, sehenswerth.

Nicht zu übersehen sind hier auch die alten Häuser Nr. 585 und 586. Das erste führt die Bezeichnung „zum schwarzen Hute," der auch über dem Thore en hautrelief leibhaftig angebracht ist, und das zweite bildet den Durchgang in das Siebenbrunnergäßchen, das kleinste, unfreundlichste Gäßchen der ganzen Stadt.

Nicht nur wegen seines Alters, sondern auch wegen der äußeren Verzierung verdient in der Seilergasse das Haus Nr. 1087, dem Herrnhuter gegenüber, welches in diesem Augenblicke abgebrochen wird, betrachtet zu werden. Über dem Vorsprungsfenster des ersten Stockes befindet sich eine gutgearbeitete Figurengruppe von Stein.

Auch der Judenplatz bleibt an alten Bauwerken nicht zurück. Schon die Altersschwärze macht das Haus Nr. 404 bemerkbar, worin der Lohnkutscher Janschky sein Lokale hat. Nach einer alten Tradition, soll es einst das Spital der Juden gewesen sein. Zwischen dem ersten und zweiten Stocke ist ein trefflich gearbeitetes, aus vielen Figuren bestehendes Steinbild zu sehen.

Zu den alten Häusern müssen noch gezählt werden: der Rambhof in der Franziskanergasse, in dessem engen, aber langen Hofraume noch aus der Zeit der zweiten türkischen Belagerung drei hieher gefallene Kanonenkugeln eingemauert sind, — das Haus zum Basilisken in der Schönlaterngasse, — der Gasthof zum weißen Schwan am neuen Markte, der vorzüglich im Schwanengäßchen mit dem runden Eckthürmchen und am neuen Markte mit dem über dem Dache hervorragenden Aussichtsthurme seinen vorzeitigen Charakter ganz beibehalten hat, das Mignonhäuschen nächst dem Stock-im-Eisen und der Kärnthnerstraße, auch als die einstige Wohnung des Dichters Blumauer merkwürdig, — der untere Theil des Küßenpfennigs in der Adlergasse, wovon erst im Anfange dieses Jahrhunderts der leider in Verlust gerathene und den abenteuerlichen Namen des Hauses erklärende Denkstein weggenommen worden ist, — und das Haus zur Schnecke am Petersplatze, mit einem sehenswerthen, aufgefrischten Steinbilde, den auf dem Schooße der Schmerzensmutter ruhenden Heiland vorstellend.

Alte Mehlgrube.

Das Haus Nr. 1053 ist das einzige, welches sich in der Spitalgasse befindet, welche vor dessen neuem Aufbaue gar kein Hausthor hatte, weil der Eingang dieses Gebäudes sich am neuen Markte befand, wo es unter dem Namen der alten Mehlgrube, auch der Stadt-Getreidekasten und Metzengaden genannt, bekannt war. Daran war auch der als gesetzliches Maß geltende, steinerne Stadtmetzen eingemauert, der an den Markttagen gebraucht wurde.

Diese alte Mehlgrube trat ihre Bestimmung mit der Zeit dem Nebenhause oder der neuen Mehlgrube ab, und als diese durch Fischer von Erlach ihre heutige pallastähnliche Gestalt erhalten hatte, verschwand sogar das Andenken des alten, schlichten Metzengadens, den ein frommer Mann einst den Brodladen des Herrn nannte, so wie er in jeder Kornähre einen kleinen Bäckerladen von

Milchbrödchen erblickte, welche die liebe Sonne in ihren großen Gluthofen ausbäckt.

Dieses Haus gehört heute den Erben des bürgerl. Handelsmannes J. Pummerer.

Altenburg.

Altenburg ist ein in V. U. W. W., sechs Stunden östlich von Wien auf der Hauptstraße nach Haimburg und Preßburg liegendes Dorf, welches zum Unterschiede von dem gleichbenannten Orte in Ungarn auch Deutsch-Altenburg genannt wird.

Hier erhob sich einst auf dem Gipfel eines hervorragenden Felsens eine von den Römern gegen die Deutschen erbaute Warte, wozu später ein Schloß gebaut wurde, welches sich im Jahre 1213 in eine Kirche verwandelte.

Am Fuße dieser steilen Höhen, das Donau-Ufer entlang, hatten die Römer ein verschanztes Lager, welches sich von der Höhe von Stixneusiedel, der Trauttmannsdorferfläche und Petronell bis nach Haimburg erstreckte, und eine versiegte Gesundheitsquelle in sich schloß. Aus den Überbleibseln dieses römischen Lagers bildete sich mit der Zeit Altenburg und mehrere umliegende Ortschaften.

Altenburg wurde 1529 von den Türken ganz zerstört und erst 1548 wieder aufgebaut, wobei man ein Schwefel-, Alaun- und Salpeterhältiges Heilwasser entdeckte, welches die den Römern bekannte Quelle ist.

Im J. 1549 errichtete man hier ein Bad, welches bis zum Einfalle der Türken 1683 bestand. —

Altenburg ist eine dem Freiherrn v. Ludwigsdorf gehörige Fideicommißherrschaft und besonders merkwürdig wegen dem nahe liegenden Majorate der Grafen von Traun, Petronell, welches auf der Stelle der berühmten Römerstadt Carnunt liegt, folglich ein Alter von 1500 Jahren zählt und schätzbare Denkmäler jener Zeit enthält.

Die merkwürdigste dieser Ruinen ist die bekannte Triumphpforte, welche August dem Tiberius, dem Bezwinger Pannoniens zu Ehren errichten ließ und die vom Volke das Heidenthor genannt wird. Franz I. befahl 1755 es von dem gänzlichen Verfalle zu retten und aufrecht zu erhalten. Vielleicht war es auch ein Stadtthor Carnunt's, jenes wichtigen Waffenplatzes und Brückenkopfes der Römer wider die Markomanen, wo Mark-Aurel seine berühmten Betrachtungen schrieb, Severus zum Kaiser ausgerufen wurde und Diokletian den Entschluß zur Abdankung faßte.

Dieses Carnunt war dem Ptolomäus bekannt, auf vielen Steinschriften als Colonie aufgezeichnet, ein Hauptsitz des aus dem Morgenlande herübergekommenen Mithras-Dienstes und ragt in Österreich, wie kein anderer Ort, durch eine große Zahl herrlicher Denksteine, Särge, Altäre, (Cippi), Statuen und Säulen, Grabsteine und Terracottas hervor. — Fast täglich kommen im gräflich Traun'schen Schloßgarten zu Petronell und bis gegen Deutsch-Altenburg hin, schöne Überreste der Römerwelt zum Vorschein. Der Schüttkasten und der Schloßhof sind voll davon. Die Aufschrift dieses großen Wirthschaftsgebäudes lautet: „An der hier gelegenen, uralten großen Hauptstadt Carnuntum, welche die Pannonier erbauet, die Römer im Jahre X erobert, die Mährer, Schlesier, Polen im Jahre 357 zerstört haben, ist dieser Schüttkasten, auf die von den Römern gelegten Grundmauern mit ihren zugefügten Steinen und vielen unter dem Kaiser Constantinus II. gebrannten Ziegeln im Jahre 1774 aufgeführt worden.“

Die beiden auf dem Boden des Schüttkastens ersichtlichen Denksteine sind die zwei merkwürdigsten Denkmäler Carnuntum's.

Silvanab. Et
Quadribis. Aug. Sacrum
C. Antonius. Valentinus.
Vet. leg. XIV. G. murum. a. fu
Ndamentis. cum. suo. int
Roito. et Porticum. cum
Accubito. Vetustate. Conla
Psum. impendio. suo restitu
It. Gentiano et basso. cos.

folglich 211 Jahre nach Christi Geburt, im letzten Jahre der Regierung des Severus.

Imp. Caes.
M. aur. Antonino
Pio. Felici. August.
Part Max. Britt. Max.
Pontif. Max. Trib. Pot.
XVI. Imp. II. Cos. III. Desig.
IV. P. P. Pro. Cos.
Corniculari.
Commentariens.
Speculatores.
Legionum. III.
Antoninianar
P. S. Devotissimi
Numini Ejus.

Altenburgerhof.

Das alte, 1144 gegründete Benediktinerstift Altenburg im V. O. M. B. hatte vormals in Wien, wie beinahe alle andern Stifte, seinen Freihof, welcher in der Wallfischgasse (1030) stand und worin sich heute die russische Kirche befindet.

Das Gebäude gehört dem russ. kais. Reichskollegium der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg, welches diese Kirche dem Besuche der in Wien wohnenden russischen Unterthanen gewidmet hat.

Zur Zeit des Hussiten-Einfalls 1421 stand der Abt Lorenz diesem geistlichen Hause vor, unter dessen Regierung das Stift harte Schläge trafen, die sich sinnvoll mit der Legende verbinden.

Nachdem die Hussiten das Kloster Zwettl ihrer Wuth geopfert hatten, rückten sie vor Altenburg und verheerten es dergestalt, daß von allen Gebäuden nur ein — Taubenschlag unverletzt blieb.

Die Kirche wurde nicht nur aller heiligen Gefäße beraubt, sondern auch die Altäre und Heiligenbilder zertrümmert. Die Glocken schmolzen bei dem Brande, und die Unterthanen des Klosters wurden theils erschlagen, theils gefangen fortgeführt.

Wie schrecklich wäre das Loos der Ordensmänner gewesen, wenn sie in die Gewalt der wüthenden Taboriten gefallen wären! Die frommen Väter hatten glücklicher Weise Zeit gefunden, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Als die Hussiten abgezogen waren, fanden sich die Väter nach und nach wieder in den Mauern ein, wo sie ihr Gelübde abgelegt hatten. Sie erblickten hier die gräßlichste Zerstörung, so daß der Brandgestank des angesteckten Ortes, der halb verbrannten Menschen und Thiere sie wieder forttrieb.

Da sie sich aber von der Brandstätte ihres Gotteshauses nicht ganz trennen wollten, so wählten sie die, ungefähr eine halbe Stunde von Altenburg, zwischen diesem Dorfe und der hohen ritterlichen Rosenburg noch diesseits des Kampflusses liegende Berggegend, zum einstweiligen Aufenthalte, deren tiefe Schluchten ihnen dazu ganz geeignet schienen.

In dieser Abgeschiedenheit erhielten sie sich von Waldkräutern, schwarzem Brote und Quellwasser; hier im einsamen Forstgebiete beteten sie im Chore ihre Tagszeiten, in der Klostersprache Hora's genannt, als ob sie im hohen Dome ihrer ehemaligen Prachtkirche versammelt wären.

In besseren Stunden haben sie noch oft dieses wilden Aufenthalts gedacht, und gaben ihm den Namen Horasberg, als welcher er noch bekannt ist.

Nicht ohne Rührung betritt man diese Öde, aus deren Klüften der Gesang der Ordensmänner sich mit dem Gebrause vermischte, womit in der Tiefe der reißende

Kamp über das Gestein strömt. Noch viele Jahre nachher wollen die Bewohner der Gegend zu gewissen Zeiten den Nachhall dieser frommen Klänge vernommen haben.

Der Abt Lorenz, der während der Verödung des Stiftes den Altenburgerhof bewohnte, ließ die Gebäude und die Kirche wieder herstellen; den 30. September 1423 wurde sie von dem Bischof Andreas, Suffragan von Passau, nebst dem Gottesacker eingeweiht.

Alter Fleischmarkt.

Dieser Stadttheil verdankt seinen Namen in der That der Metzgerzunft oder der Fleischhackerzeche, und er gehört zu den ältesten, urkundlich bekannten Stadttheilen, der das Eigenthümliche hat, daß er schon vor einem halben Jahrtausend der alte Fleischmarkt genannt wird; denn in der ersten Fleischhacker-Ordnung vom 24. August 1331 Herzog Albrechts des Lahmen, wird anbefohlen, „daß jene vom Lande in den wöchentlichen Markttagen, Dinstags und Samstags von Michaeli bis Georgi auf dem alten Fleischmarkt, und was sie an diesen zwei Tagen nicht anbringen, vor dem Thor auf dem Heubühel verkaufen mögen.“

Aus dem großen Fleischhacker-Briefe vom 7. December 1350 ersieht man, daß damals diese Zunft ihrer Wildheit und Gewaltthätigkeit wegen in bösem Rufe stand. Dieser Brief verbot ihr alle heimlichen Vereine, die eigenen Vorstände oder die willkürliche Entlassung der Knechte und beschränkte sie selbst in ihrer Zeche, in der rechten Marktszeit, in Feilbiethung des in den wiener Burgfrieden getriebenen Viehes mehr als andere, befahl ihnen Urfehde und Abschwörung aller Rache für die Abstrafung Einiger aus ihrer Mitte ausdrücklich an, und erklärte sie für jede Übertretung mit Leib und Gut verantwortlich. —

Eine andere Eigenthümlichkeit des alten Fleischmarktes ist, daß er schon seit mehr als zwei Jahrhunderten und seitdem sich die Fleischhacker davon zurückgezogen haben, das Quartier der Griechen oder Raizen ist, die in dieser Stadtgegend auch zwei Kirchen haben, eine für österreichische Unterthanen des griechischen Ritus mit einem Glockenthurme, und die andere für fremde Griechen.

Schon vor der zweiten türkischen Belagerung 1683 war ein großer Theil des orientalischen Handels in den Händen der Griechen, deren sich immer mehrere in Stadt und Vorstädten, vorzüglich am alten Fleischmarkte und in dessen Nähe ansiedelten. Leopold I. errichtete 1667 in Wien eine eigene orientalische Handels-Compagnie und bestellte einen Lehrer der morgenländischen Sprache an der Hochschule.

Diese hoffnungsvollen Vorkehrungen zerfielen aber im Gewirre der ungarischen Unruhen. Die Raizen wurden bedenklicher Einverständnisse verdächtig, und diejenigen, welche keine besondere Hoffreiheit hatten, weggewiesen.

Im J. 1769 den 2. November fand man am alten Fleischmarkt, als man einen Kanal führen wollte, in der Erde zwei römische Särge von Stein neben einander. Der eine war 4 Schuh lang, 1 ¼ breit und eben so hoch, der andere 7 Schuh lang, 4 breit und eben so hoch. Der erste war ohne Aufschrift, auf dem Deckel des zweiten stand: D. M. Aur. Secundine, das Übrige war unleserlich. Im großen Sarge waren die Hauptgebeine von vier Personen und vier Geschirre von schwarzer Erde mit Asche und Kohlen, eine große Urne, eine Lampe und ein Stück von einem Dolche. In dem kleinen Sarge waren Kindergebeine. Bei diesen Särgen fand man auch zwei glatte Fingerringe von Metall, vier römische Erzmedaillen und andere Alter-

thümer, worüber 1765 eine eigene Beschreibung erschien.

Im J. 1786 ließ der Großhändler Natorp, ein reicher Grieche, der zehn Jahre später auch am Hohenmarkte ein schönes Haus aufführte, am alten Fleischmarkt das große, fünf Stockwerke hohe, Gebäude (695), heute dem Herrn Vincenz und Therese Faucal angehörend, erbauen, worauf er folgende, von der Regierung genehmigte und noch daran über die Fensterreihe des dritten Stockwerkes befindlichen Verse mit großen goldenen Lettern auf blauem Felde unter Josephs II. Bildniß setzen ließ.

„Vergänglich ist dies Haus,
Doch Joseph's Nachruhm nie,
Er gab uns Toleranz,
Unsterblichkeit gibt sie."

Am alten Fleischmarkt ist noch das aus dem alten Lorenzerinnen-Kloster (S. d.) entstandene Staatsgebäude merkwürdig; auch befindet sich dort, und zwar im Hause Nr. 795, die Glaser-Herberge.

Alterthümer (Römische).

Die römischen Alterthümer, welche in Wien selbst und seiner nächsten Umgebung zu verschiedenen Zeiten (so wie noch heute) gefunden wurden, setzen es außer Zweifel, daß das einstige Vindobona ein Municipium der Römer und der Standort der fabianischen Cohorte war.

Drei Epochen waren es vorzugsweise, in denen Überreste dieses römischen Vindobona und Fabiana gefunden wurden; jene der neuen umfassenden Befestigung unter Ferdinand I. 1543 — 1546; — jene der Prachtbauten des Prinzen Eugen von Savoyen im obern und untern Belvedere um 1720, und jene des Neustädter Canalbaues am Rennwege und auf der Landstraße.

Diesen kann noch eine vierte, aber geringere hinzugefügt werden, nämlich jene der Bauten unter Leopold I. vor der Burg, am alten Burgthor und auf der Burgbastey 1662 und 1665.

Den Arbeiten am Canal verdankte man viele Töpfe voll Münzen, die nach Hormayr's Meinung bei mehreren Gelegenheiten im Markomanenkrieg oder unter Gallienus mögen eingegraben worden sein.

Die Münzen waren von der Republik bis auf die flavischen Kaiser, selbst einige von Sever und Pescennius Niger. Auch fand man hier den Fuß einer kolossalen Bronz-Statue, Gläser und irdene Gefäße, vorzüglich Lampen, eine verrostete eiserne Klammer und zwei merkwürdige Schwerter. Nur ein kleiner Theil dieses interessanten Fundes kam ins k. k. Antikenkabinet, das Mehrere wurde durch die Arbeiter, welche größeren Gewinn hofften, verheimlicht und unter der Hand verkauft.

So kam insbesondere ein bedeutender Theil des Ausgegrabenen, eine Gold- und mehrere Silbermünzen, eine Lampe, mehrere Trümmer von Legionsziegeln und zwei Schwerter nach Gratz auf den Trödelmarkt, und letztere Stücke in die schöne Waffenkammer des Freiherrn von Dietrich zu Feistritz.

Dieser theilte sie dem Freih. von Hormayr mit, der sie in seiner Geschichte Wien's (Bd. I. S. 159) beschrieben und in Abbildung beigegeben hat. Diese beiden Schwerter sind ganz geflammt und das eine ist auf einer Seite wie eine Säge ausgezackt. Auf diesem wird unter den verschiedenen Inschriften die fabianische Cohorte ausdrücklich genannt, wodurch jeder historische Zweifel darüber gehoben ist. Von den vorzüglichsten übrigen Alterthümern aus der Römerzeit wird bei den betreffenden Artikeln gesprochen werden.

Altes Frauenbild bei St. Stephan.

Ein sehenswerthes Denkmal der ältesten Malerei ist das Bild unserer lieben Frau oder das sogenannte alte Frauenbild auf dem alten Frauenaltare oder späteren Speisealtare der St. Stephanskirche. Es ist auf Goldgrund gemalt, worin Arabesken und verschiedene Züge eingegraben sind, und stellt die Gottesmutter stehend in einem blauen Mantel, mit dem göttlichen Kinde auf dem Arme, vor. Über ihrem Haupte halten zwei Engel eine goldene Krone und zu ihren Füßen knieen mehrere betende Personen in verhältnißmäßig ganz kleinem Maßstabe; es ist ohne Zweifel die Familie des Gebers, eines Wiener Bürgers, der es im Jahre 1493 der Augustinerkirche schenkte.

Die reichen Gaben, welche diesem Bilde zuflossen, waren armen Bürgern durch zwei Jahrhunderte sehr wohlthätig gewesen, als ein Traum, den in einer und derselben Nacht mehrere einflußreiche Männer in Wien hatten, sie so entflammte, daß sie aufbrachen, um gegen die Türken in Ungarn zu ziehen.

In Folge dessen wurde das Frauenbild am 16. August 1693 in Begleitung des Hofes und der ganzen Geistlichkeit durch zwölf Pazmaniten aus der Hofkirche der Augustiner nach St. Stephan getragen, wo es seitdem verblieb und wo Leopold I. vor demselben das Gelübde ablegte, alle durch den Einfall der Türken zerstörten Kirchen und Pfarren wieder herzustellen.

Altes Universitäts-Haus (749).

Dasselbe bildet in der unteren Bäckerstraße die Ecke der kleinen Kirchengasse und enthält Wohnungen für Universitäts-Beamten, die Universitäts- und Pedellamts-Kanzlei und den Konsistorialsaal mit den Bildnissen Maria Theresia's, ihres Gemals, Franz des I., des Kaisers Ferdinand, ferner mehreren Porträts und Büsten berühmter Rektoren, Professoren, und ist mit den Fahnen geziert, welche die Studenten bei der Vertheidigung Wiens 1683 so ehrenvoll führten.

Althangrund.

Im Umkreise des alten Vorstadtgrundes Lichtenthal hatte unter dem Adel nur der Graf Gundacker von Althan gegen die Donau ein prächtiges Gebäude mit einem sehr großen Garten anlegen lassen, welche unter Carl VI. zusammen den 30. Juni 1713 dem Stadtmagistrate verkauft wurde. Das Palais und ein Theil des Gartens kam an den Herrn v. Puthon, der übrige Theil wurde zum Häuserbau bestimmt, bildete einen besonderen Vorstadttheil und erhielt den Namen des Althan'schen Grundes. Sein Siegel ist ein Hirsch und von jenem der Jägerzeile nur durch die Stellung des Thieres unterschieden. Diese Vorstadt besteht aus 6 Gassen und 38 Häusern, worin 850 Seelen wohnen.

Im gräflich Althan'schen Gartengebäude befand sich 1766 ein warmes Bad, sowohl in Zimmern des eigenen Badhauses, als in aufgeschlagenen Hütten in Badwannen, wovon ein Bad damals 17 kr. kostete; es war eines der ersten Anstalten seiner Art.

Das Haus der Grafen von Althan ist uralt und stammt aus Schwaben; es herrscht darin die Eigenthümlichkeit, daß der männliche Name Michael und der weibliche Marie von jeher gebräuchlich ist.

Sie stammen von den alten Freiherrn von Than ab, wovon Dietmar von Than mit Herzog Leopold dem Glorreichen vor Ptolomais stritt und ihm dort das Leben rettete. Seiner Tapferkeit wegen nannte man ihn im Kreuzheere den alten, d. i. den tapfern Than, und Leopold gab ihm aus Dankbarkeit den österr. Wapenschild mit den Anfangsbuchstaben seines Kriegsnamens A. T. zum Wapen.

Dieser Grund gehört zu den kleinsten Vorstädten Wiens.

Altmannsdorf.

Dieses ist ein gleich außer Schönbrunn, am Wiener-Berge, an der Straße bei Meidling und Hetzendorf in einer angenehmen Gegend liegendes Dorf, gehörte vormals den Augustinern auf der Landstraße und ist mit einer dem heil. Oswald geweihten Kirche versehen. Der Ort hatte schon im 13. Jahrhunderte die Ritter von Altmannsdorf zu Besitzern. Einen Fridericus miles de A. findet man unter den adeligen Geschlechtern des Landes 1263 und 1276. Ein anderer Friderich v. A. kaufte einen Zehent von Bernhard von Melch und von Gottschalk Harlanter von Standerstorf, worüber der Verkaufsbrief zu St. Pölten am Pfintztage 1344 ausgefertigt wurde. Ihr Wapen zeigte eine Kugel zwischen zwei Büffelhörnern.

Im Jahre 1434 erscheint als Grundherr und Hausbesitzer Erhard Griesser, welcher A. in diesem Jahre den beschuhten Augustinern auf der Landstraße mit der Verbindlichkeit schenkte, daß sie in seinem Hause zu Wien auf dem Graben in der Capelle der heil. Barbara eine tägliche Messe, welches auch seine Gemahlin 1470 bestätigte, lesen sollten.

Die Augustiner besaßen in A. einen Hof, den die Türken 1529 abbrannten, und dessen Aufbau 200 Pfund Pf. kostete. Dennoch blieb er eine Zeitlang öde, und weil die damaligen Augustiner meistens aus Italien kommend, weder der Landessprache, noch der deutschen Ökonomie kundig waren, der Aufenthalt verdächtiger Inleute. Der n. ö. Kammerrath, Christoph Zoppel bat im J. 1570 daher, ihm den Augustinerhof auf Leibgeding zu verleihen.

Aus Akten von 1590 und 1591 erhellt, daß der kais. Rath und Kuchelmeister Daniel Rehling, diesen leibgedingnißweise zum Lehen gehabten Hof heimgesagt und daß dieser hierauf mit Einwilligung der Augustiner dem Sebastian Sommer von Rottenberg, des Erzh. Mathias Kammerdiener, dessen Familie ihr Begräbniß in der Stephanskirche (1621) und die im Wapen drei Sonnen hatten, gegen einen jährlichen Bestand von 100 fl. als Leibgeding verliehen wurde.

Die Augustiner blieben im vollen Besitz der Herrschaft, bis sie den 13. April 1812 aufgelöset wurde, wo diese Herrschaft dem Religionsfonde zufiel. Heutiger Besitzer ist Herr Joh. Bapt. Hoffmann, Hauseigenthümer in Wien.

Die kleine, gut gebaute Kirche steht fast in der Mitte des Dorfes auf dem Platze. Im Jahre 1529 von den Türken ganz verwüstet, wird sie im Visitations-Protokolle vom Jahre 1544 nur eine Capelle genannt, die als ein Filiale zur Pfarre Atzgerstorf gehörte. Kaum hergestellt, erlitt sie 1683 von den Türken das gleiche Schicksal, in Brand gesteckt zu werden und mehrere Jahre verflossen, bis die Gemeinde an ihre Herstellung denken konnte. Nur durch Aufkündung eines 1529 geretteten Satzbriefes auf dem Hause des Gotthard Kunz in Wien und durch milde Beiträge sah sie sich im Stande, den 21. Juli 1689 den Bau zu beginnen.

Das Jahr 1783 gab den Bewohnern von A. einen eigenen Seelsorger, indem die Kirche zu einer selbstständigen Local-Capellanei erhoben wurde.

Der Bezirk dieser Herrschaft ist ein bedeutendes Wasserbecken, von welchem der Hauptstadt ein Theil ihrer Brunnengewässer zugeht. Auf Anregung des Herrschaftsbesitzers sprudeln hier 24 artesische Brunnen herrliches Wasser hervor; manches Wirthschaftshaus zählt deren mehrere, eines sogar sieben. Dieser Wasserüberfluß, der bei Bohrversuchen immer in einer Tiefe von 8

bis 30 Klaftern gefunden wird, hat hier den großartigsten Blutegelhandel in Europa concentrirt. Viele Millionen sind von hier nach Frankreich und England versendet worden. Hart an A. befindet sich die Aufnahmsstation der Eisenbahn.

Alumnat (Das)

oder Seminarium (Erzbischöfliches) befindet sich nächst der St. Stephanskirche (874). Es hat den Cardinal Clesel, Bischof zu Wien und Neustadt zum Stifter. Derselbe widmete 1618 dem Convikte ein Capital von 20,000 fl., und vermachte in seinem Testamente 1630 abermals 20,000 fl. zur Bildung so vieler Alumnen, als die Zinsen gestatten würden, für beide Bisthümer, jedoch sollte der jeweilige Wiener Bischof das Präsentationsrecht haben.

Im Jahre 1758 wurden die Alumnen für das Wiener-Bisthum in dieses Curatenhaus übersetzt, welches 1807 vergrößert wurde. Die jetzige Zahl der Alumnen ist 96, sie besetzen in der Wiener-Diözese (V. U. W. W. und U. M. B.) jährlich 25 Stellen des Sekular-Clerus. (S. Curatenhaus.)

Alvarez (Die Grafen).

Von besonderem Interesse sind die Schicksale der Grafen Alvarez, deren vorzüglichster Schauplatz Österreichs Hauptstadt war.

Graf d'A., Grand von Spanien, erhielt von seiner Gemahlin einen Sohn, sie starb drei Tage später. Der Graf folgte ihr nach zehn Monaten. Die Waise kam unter die Vormundschaft ihres Vaterbruders, eines Mannes, der eben so arm an Mitteln, als reich an Kindern war. Von den Gütern des Kindes gereizt, beschloß er, es zu ermorden und dessen Vermögen an sich zu reißen; da er aber nicht den Muth hatte, die That selbst zu vollziehen, so bestach er einen Bedienten.

Das Gemüth dieses Mannes empörte sich zwar anfangs dagegen; allein die verheißene Belohnung brachte ihn auf andere Gedanken. Er versetzte dem Kinde drei Dolchstiche. Des Kindes Geschrei, das Blut und das erwachende Gewissen bewogen ihn aber, den kleinen Verwundeten zu einem Chirurgen nach der Stadt zu bringen, um ihn herstellen zu lassen. Da die Wunden nicht tödtlich waren, so heilten sie bald, ließen aber Narben auf dem Rücken zurück.

Der Vormund erklärte seinen Verwandten nun, daß sein Mündel an Convulsionen gestorben sei, und Tags darauf verscharrte man einen mit Lumpen gefüllten Sarg.

Der Bediente hatte das Kind einem Bauer in einem entlegenen Dorfe zur Erziehung gegeben, bei welchem der junge Alvarez bis in sein sechstes Jahr blieb.

Eines Tages kam der Bediente, nahm das Kind weg und übergab es einem Kaufmanne, der eine Reise nach der Türkei antreten wollte, mit dem Bedeuten, das Kind sei ein natürlicher Sohn eines vornehmen Mannes.

Der Onkel erndtete bald die Früchte seiner Unmenschlichkeit, der Tod raffte in kurzer Zeit seine ganze Familie weg, und in seinem Hause herrschte die Stille des Grabes. Sein Gewissen erwachte; in einem Augenblicke der Reue entdeckte er seine Qual demselben Bedienten, der das Werkzeug seiner Schandthat hätte sein sollen. Der Bediente gestand seine Abweichung des Befehles, und der Alte wurde durch die Aussicht der Möglichkeit, seinen Neffen wieder in seine Rechte einzusetzen, einigermaßen beruhigt.

Er genas; aber seine Bemühungen, den Aufenthalt seines Mündels zu erfahren, blieben lange fruchtlos. Endlich erhielt er Nachricht, daß ihn ein Türke gekauft und einem englischen Kaufmann zu Constantinopel überlassen habe, mit dem er nach London abgegangen sei.

Der alte Alvarez fertigte sogleich einen Curier nach London ab, doch dieser erfuhr nur, daß der Herr des jungen Menschen mit dessen Aufführung so wohl zufrieden gewesen sei, daß er ihn die Barbierprofession habe lernen lassen, und daß er hierauf in die Dienste des Grafen von Gallas, österreichischen Gesandten am englischen Hofe, getreten sei.

Da nun Graf Gallas schon eine geraume Zeit nach Wien zurückgekehrt war, so schickte der alte Alvarez seinen Beichtvater dahin; allein der junge Mensch war nicht mehr bei diesem Grafen. Inzwischen aber erfuhr man, daß er eine Kammerjungfer der Gräfin Obersdorf geehligt und sich mit ihr nach Böhmen begeben habe.

Der alte Alvarez beschloß nun, sich an den Kaiser Carl VI. selbst zu wenden. Sein Stand und ein Darlehen von 400,000 Gulden, womit er diesem Monarchen, als er zu Barcelona war, ein patriotisches Opfer gebracht hatte, gaben ihm Ansprüche auf dessen Verwendung. Zugleich ließ er ihn von dem Zusammenhange der Sache umständlich unterrichten.

Der Kaiser bedauerte sowohl den Zustand des alten als des jungen Alvarez; er schickte einen Offizier mit dem Beichtvater nach Böhmen, um dem Aufenthaltsorte des jungen Mannes nachzuspüren.

Lange waren ihre Bemühungen vergebens; doch endlich trafen sie ihn in dem Stande eines Haushofmeisters. Die Narben auf dem Rücken ließen über seine Person keinen Zweifel übrig. Das Erstaunen des jungen Mannes, die Besorgniß seiner Gattin, von ihrem Gemahle getrennt zu werden, läßt sich begreifen.

Der junge Graf liebte aber sein Weib zu aufrichtig, um der Veränderung seines Standes einigen Einfluß auf sein Herz zu gestatten; er begab sich nach Wien, um dem Kaiser zu danken, und als ihm der Monarch die ihm gebührenden 400,000 fl. zurückstellte, kaufte er sich die Herrschaft Ratibor in Schlesien, wo er seine Tage beschloß, ohne auf den Rang eines Grand von Spanien Anspruch zu machen.

Alxinger (Johann Bapt. Ritter v.), geboren in Wien den 24. Jänner 1755 und daselbst gestorben den 1. Mai 1797, war Doktor der Rechte und erhielt im J. 1794, als der Freiherr Peter von Braun die Direktion des Hoftheaters übernahm, die Theater-Sekretärsstelle; auch wurde er in demselben Jahre in den Ritterstand erhoben. Alxinger, Blumauer, Mastalier und Denis waren die ersten Wiener Dichter, welche sich im Auslande geltend zu machen wußten. Er hat sich vorzüglich durch seine lyrischen und romantischen Heldengedichte (Doolin von Mainz, Leipz. 1787. — Bliomberis, Leipz. 1791) ausgezeichnet.

In den späteren Ausgaben seiner Gedichte werden manche vermißt, die nicht zu den schwächeren gehören, und womit er in einem populären Ton manche Sitten- und Klugheitslehre vorbrachte. Hiezu gehört besonders die „Schöne nach der Mode“ mit dem Eingange:

> Ihr kennt doch wohl Mamsell Caton,
> Die Blonde mit dem langen Chignon,
> Sie sitzt im Theater im dritten Stock,
> Meist rechts in einem taff't'nen Rock;
> Auch könnt ihr sie seh'n,
> Wenn's dunkelt über den Graben geh'n, —

wodurch junge Leute auf eine eingreifende Art gewarnt werden, leichtfertige weibliche Bekanntschaften anzuknüpfen.

Alxinger war reich und ungemein edelmüthig. Franz Gräffer (in den kl. Wiener-Memoiren 1845) theilt hierüber einen bemerkenswerthen, in der Wahrheit gegründeten Zug Alxingers mit. Er saß eines Tages mit seinem Freunde, dem Dichter Haschka, der nichts weniger als reich war, beisammen, als die Nachricht kam, Alxinger habe 10000 Gulden gewonnen. Hasch-

ka war davon ergriffen und es entfuhr ihm der Ausruf: „Hätte ich 10000 Gulden, so wäre ich glücklich!“ — „Hier hast Du sie, Freund!“ rief Alxinger aus, nimm sie und sei es.“ — Haschka hatte 10000 Gulden und war eine zeitlang glücklich. Eines Tages aber kam ein Brief mit der Meldung, ein Sclavenschiff sei versunken und mit ihm Haschka's zehntausend Gulden.

Alxingers Verdienste als Dichter und Schriftsteller fanden auch nach seinem Tode allseitige Anerkennung, denn nicht nur der Freiherr von Geymüller setzte ihm in seinem lieblichen Parke zu Pötzleinsdorf in einer von dichtem Gebüsche beschatteten Rotunde ein Monument, sondern auch der Freiherr von Braun errichtete ihm eines im schönen Lustgarten zu Schönau.

Amalienhof.

Er wird auch die Amalienburg genannt und bildet den westlich auf dem großen innern Burgplatze stehenden Theil der Burg, welcher gegen Ende des 17. Jahrh. von Rudolph II., ungeachtet er die meiste Zeit seiner Regierung in Prag residirte, erbaut wurde, und seinen Namen erhielt, weil die Kaiserin Amalie Wilhelmine, geborne Prinzessin von Braunschweig - Lüneburg und Witwe Kaiser Joseph I., hier durch lange Zeit residirt hatte und darin, obgleich sie meistens in einem Seitenflügel des Amalienstiftes der Salesianerinnen lebte, einen selbstständigen glänzenden Hofstaat unterhielt.

Dieser Hof bildet ein unregelmäßiges Viereck und hat einen Durchgang auf den Ballhausplatz. Es befinden sich darin großartige Apartements, und hier wohnte auch Leopold II. während seiner kurzen zweijährigen Regierung (1790—1791) und Seine jetzt regierende Majestät als Kronprinz.

Auf dem kleinen Thurme gegen den Burgplatz befindet sich eine Uhr und darunter ein künstlicher Mondglobus, der das Mondviertel anzeigt. Auf der obersten Thurmspitze ist ein bewegliches schwarzes Rößlein (Rößel) angebracht, dessen Stellung den erfahrnen Bewohnern der Stadt als ein untrügliches Zeichen der zu erwartenden Witterung dient. Wenn das Rößel nach Norden und Westen schaut, so ist Sturm und Regen in Anzug; wenn es aber gegen Osten und Süden steht, so kann auf Sonnenschein und heitere Zeit gerechnet werden.

Wo sich der Amalienhof erhebt, stand ehemals das feste Haus des bekannten Grafen Friedrich von Cilly, oder der Cillyerhof, worin der Graf als Landesverweser von Österreich seine Wohnung nahm, um den jungen Landesfürsten Ladislaus nie aus den Augen zu lassen. Der ehemalige Cillyerhof stand aber mehr vorwärts gegen den Schweizerhof, so daß damals der Burgplatz kleiner wie heute war und beinahe nur zwei Drittheile seiner gegenwärtigen Länge hatte.

In älteren Schriften wird dieser Theil der Burg auch die Rudolphsburg, von seinem Erbauer, und das Zeughaus genannt, weil darin durch einige Zeit die Hof-Armaturen aufbewahrt wurden.

Als Hof-Zeughaus kommt das Gebäude 1525 vor, und in diesem Jahre entstand darin eine schreckliche Feuersbrunst, die das Haus selbst, einen großen Theil der Stadt, und von St. Michael bis zum Kloster der Büßerinnen in der Singerstraße oder dem heutigen Franziskanerkloster gegen 400 Häuser verzehrte.

Nach diesem Brande blieb es lange in seinen Trümmern liegen. Gleich nach seiner Erbauung wurde dieses Gebäude auch die neue Burg, im Gegensatze der gegenüberstehenden eigentlichen alten Burg oder des Schweizerhofes, genannt.

In unsern Tagen bewohnt Se. k. H.

der Erzherzog Ludwig, Oheim Sr. Majestät des Kaisers, einen Theil des Amalienhofes, und auch einige nicht in Wien domicilirenden Personen der allerhöchsten Familie pflegen bei ihrer Anwesenheit in Wien darin ihr Absteigquartier zu nehmen. Während des Wiener Congresses 1814 herrschte im Amalienhofe ein nie gesehenes reges Leben durch den Aufenthalt des Kaisers Alexander von Rußland und seiner Gemalin, die im zweiten Stockwerke unter der Uhr, und des Königs von Würtemberg, der im ersten Stockwerke wohnte. Von Hofämtern befindet sich darin im ersten Stockwerke das k. k. erste Obersthofmeisteramt und zu ebener Erde das k. k. Oberststallmeisteramt.

Amalienstift.

Die schon im vorigen Artikel genannte Witwe des in seinem 33. Jahre an den Pocken gestorbenen (17. April 1711) edlen Joseph I., die Kaiserin Amalie Wilhelmine, Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, verbarg ihren heiligen Schmerz in der Einsamkeit dieses Klosters, welches sie zur Erziehung weiblicher, adeliger Jugend gestiftet und wozu sie Chorfrauen aus den Niederlanden berufen hatte.

Sie erkaufte dazu das Haus und den großen Garten des, durch seinen Codex austriacus berühmten Referendärs, Baron Quarient, auf dem Rennwege und setzte am Geburtstage ihrer Nichte, der nachmaligen großen Theresia, den 13. Mai 1717 den Grundstein. Der Bau war 1719 vollendet, und die Kirche ist im verkleinerten Maßstabe nach dem Modelle der Peterskirche in Rom aufgeführt.

Im 30. Jahre Witwe überlebte sie den Gemahl 31 Jahre und starb den 10. April 1742 zu einer Zeit, als ihre beiden Schwiegersöhne, Karl Albrecht von Baiern und Friedrich August von Sachsen Theresien hart bedrängten. Sie wurde in dem von ihr gestifteten Kloster beigesetzt, nur ihr Herz kam in die Capuzinergruft.

Das Kloster führte Anfangs nach der Stifterin den Namen des Amalienstiftes, wird aber gewöhnlich das Salesianerinnen-Kloster genannt, und die Kirche führt den Namen Mariä Heimsuchung.

Jeanne Françoise Fremiot de Chantal ist die Stifterin dieses Ordens, sie war im Jahre 1572 zu Dijon geboren, und bestimmte sich erst für das geistliche Leben, nachdem ihr Gemahl Christoph von Rabutin, Baron von Chantal, durch einen gewaltsamen Tod auf der Jagd umgekommen war. Sie legte nach diesem traurigen Ereignisse das Gelübde ab, unverheirathet zu bleiben, und widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Pflege der Armen und Kranken, bis der heilige Franz von Sales (daher der Name Salesianerinnen) sie zur Stiftung eines neuen Ordens vermochte, der 1610 in's Leben trat. Nach empfangener Einwilligung des päpstlichen Stuhles zur Verbreitung desselben, widmete sie ihr ganzes Leben diesem Berufe und stiftete nach und nach über 30 Klöster dieses Ordens. Sie starb im Jahre 1641, und Papst Clemens XII. sprach sie heilig.

In diesem Kloster wohnte die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg als Braut des nachmaligen Kaisers Franz I. vom 16. Oktober bis 17. November 1782, an welchem Tage sie die Hofburg bezog, und hier erhielt sie den ersten Unterricht im katholischen Glauben.

Das Klostergebäude überhaupt und besonders die Kirche stellt sich mit ihrer mächtigen Kuppel und in ihren schönen architektonischen Verhältnissen ungemein imposant dar. Sie gehört zu den schönsten kirchlichen Gebäuden Wien's. Das Innere entspricht an reicher edler Ausstattung dem Äußern. Reichliche Verzierungen an Marmor und Gold schmücken dieselbe. Das Kuppelge-

mälde, Mariä Himmelfahrt darstellend, ist von Pellegrini, und kostete 8000 fl. Das Hochaltarblatt ist von van Schuppen. An den Seitenaltären zeigen sich die Abnahme Christi vom Kreuze von Jansens, die heilige Magdalena von Pellegrini und der heilige Ordensstifter Franz von Sales von Altomonte.

Das Pensionat im Kloster ist für adelige Mädchen katholischer Religion, welche Unterricht in Sprachen u. s. w. erhalten; doch aber mehr in einem Kosthause als in einer eigentlichen Erziehungsanstalt befindlich betrachtet werden. Es gibt darin auch freie Stiftungsplätze.

Amazonenkampf (Der)

oder die Amazonenschlacht ist das schönste auf uns gekommene Stück altgriechischer Bildnerei und die Zierde des k. k. Antiken-Cabinets. Es kam durch die berühmte Familie der Fugger nach Deutschland, indem sie es dem Kaiser Rudolf II. für seine bekannte Kunst- und Wunderkammer nach Prag schickten. Dieser ungemein herrliche Sarkophag, dessen vier Seiten mit meisterhaft gearbeiteten Basrelief-Figuren und den trefflichsten, den Streit der Amazonen mit den Athenern vorstellenden Gruppen von Menschen und Pferden bedeckt sind, ist noch heute die Perle des kais. Antiken-Cabinets und in einem ihrer würdigen Lokale, nämlich im majestätischen mittleren rothen Marmorsale des unteren Belvedere, der gleichsam die Vorhalle der Ambraser- und der ägyptischen Sammlungen bildet, nebst vielen andern zum Antiken-Cabinette gehörenden schönen Alterthümern aufgestellt.

Ambraser-Sammlung.

Diese unschätzbare Sammlung ist im unteren Theile des kais. Lustschlosses Belvedere am Rennwege aufgestellt, wo sie nächst dem Mittelsaale zur rechten Hand eine Reihe von sieben Sälen und einigen kleinen Gemächern einnimmt, worin der öffentliche Eintritt jeden Dinstag und Freitag, Vormittags von 9—12, und Nachmittags von 3—6 Uhr, und zur Winterszeit von 9—2 gestattet ist.

Die Sammlung besteht aus beglaubigten Waffenstücken und Rüstungen, aus kostbaren alten Gefäßen, Bildern und sonstigen Kunstgegenständen, alten merkwürdigen Handschriften, Naturseltenheiten u. s. w., welche im alten Schloße Ambras bei Innsbruck in Tirol vom kunstliebenden Erzherzoge Ferdinand, dem zweiten Sohne Kaisers Ferdinand I., (geboren zu Linz den 14. Juni 1529 und Gemahl der schönen Philippine Welser), gegründet und daselbst bis 1806, in welchem Tirol an Baiern kam, aufbewahrt wurden.

Um diesen seltenen Kunstschatz zu retten, wurde der größte und wichtigste Theil desselben nach Wien gebracht, und dem in des Stifters Testament ausgesprochenen Wunsch zufolge, daß diese Sammlung für ewige Zeit als ein beständiges Ganze erhalten werde, in ihr gegenwärtiges Gebäude, nachdem die früher davon weggenommene Sammlung geschnittener Steine zurückgestellt worden war, wieder vereinigt. Nur die von Kaiser Leopolds I. berühmtem Bibliothekar Lambecius in die Hofbibliothek überbrachten 583 Bände (größtentheils altdeutscher) Handschriften, und 5880 Bände an gedruckten Werken, so wie die von Heräus 1713 und von Eckhel 1784 für das k. k. Münzcabinet weggenommenen Münzen und Medaillen blieben bei den genannten Instituten.

In der Ambraser-Sammlung befindet sich unter den geschnittenen Steinen auch die herrliche Kette, welche 49 aus Muscheln erhoben geschnittene Brustbilder von österreichischen Fürsten, von Rudolph von Habsburg bis Ferdinand III., mit 448 Rubinen geziert, von einem un-

bekannten Meister, enthält. Auf der Rückseite jedes Porträts ist das Wapen erhoben eingeschnitten; die Arbeit ist sowohl an den Köpfen als an den Nebendingen meisterhaft.

Die Sammlung von Handschriften, Büchern, Kupfer- und Holzstichen ist, ungeachtet der Abgabe an die Bibliothek, noch immer sehr reichhaltig. Von den Handschriften sind besonders hervorzuheben:

1. Ein großes hussitisches Chormissale auf Pergament (groß Folio, mehr als 400 Blätter), deren erste Hälfte mit schönen Zügen und Miniaturgemälden geziert ist.

2. Zwei Lobgedichte auf Carl V. und dessen Gemalin Isabella; in zwei Liedern mit ihren Melodien für vier Stimmen bestehend, deren jede auf feiner Leinwand mit Gold und Silber ausgenäht und als besonderes Büchlein geheftet ist.

3. Ein Chormissale auf Pergament (82 Blätter in 8.) aus dem dreizehnten Jahrhunderte, mit der alten Art der Noten über jede Sylbe des Textes vom Abte Berthold von Weingarten, mit der Jahreszahl 1227.

4. Eine Handschrift aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, mit dem Titel: **Speculum humanae saluationis.**

5. Das Gebetbuch der Kaiserin Bianka Maria Sforza, zweite Gemahlin Maximilians I.

6. Ein auf 446 Pergamentblätter (in gr. 8.) geschriebenes, mit vielen schönen Miniaturbildern und Randgemälden verziertes Andachtsbuch, welches Ferdinand dem I. gehörte.

7. Eine astrologische Schrift in deutschen Reimen, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

8. Ein Band lat. Gedichte an den König Robert von Sicilien, ungefähr um das J. 1330 geschrieben, und mit Malereien und Vergoldung geziert.

9. Wolfram von Eschenbachs Gedicht: „Markgraf Wilhelm der Heilige von Oranse," aus dem 13. Jahrhundert, nebst den zwei Zusätzen, deren Verfasser sich Turlin oder Turheim nennt. Ein Pracht-Exemplar auf Pergament in 421 Blättern in gr. Fol. Es ist auf zwei Spalten, mit viertelzollhohen Buchstaben ungemein fleißig geschrieben und mit Initialen von der Größe eines halben Fußes geschmückt, welche durch ihre Laubwerke und Züge von schimmernden geschlagenen Goldblättchen und durch ihre niedlichen, auf die Geschichte des Helden sich beziehende Miniaturen einen schätzbaren Beitrag zur alten Kunst liefern.

10. Die wichtigste Handschrift dem Inhalte nach ist der mit dem Namen des Heldenbuches bezeichnete Pergamentband mit 23 altdeutschen Gedichten, beinahe sämmtlich aus dem 13. Jahrhundert, und ebenfalls in prachtvoller Ausstattung.

11. Mehrere Werke über die Kriegskunst aus Maximilians I. Zeit.

12. Freidals Turnierbuch; ein Bilderwerk, in welchem die vorzüglichsten Kämpfe und Mummereien Maximilians I., dieses ritterlichsten aller Fürsten, jedoch, was sehr zu bedauern ist, ohne allen beschreibenden Text, und blos mit dem Namensverzeichnisse der Ritter, mit denen und der Damen, vor denen Maximilian ein Turnier bestanden, oder in der damaligen Kunstsprache „genumbt" hat, vorgestellt sind. Der Kaiser erscheint darin unter dem Ritternamen Freidal, d. i. Freude Allen.

Endlich 13. die sogenannten Trinkbücher von Ambras, zwei Bände, welche die eigenhändigen Namenszüge der Herren und Damen enthalten, die beim Besuche des Schloßes zu Lebzeiten des Erzherzogs Ferdinand und später den daselbst vorgeschrieben gewesenen feierlichen Trunk gethan haben. Außer Ferdinands und Philippinens Handschrift sieht man darin auch jene des Herzogs Ferdinand

von Baiern, des Erzherzogs Carl von Steiermark, der Herzoge Albrecht und Wilhelm von Baiern und mehrerer Welser.

Unter den wenigen vorhandenen Druckwerken ist besonders eine 37 Blätter starke Schrift in chinesischer Sprache und Jakob Schrecks Lebensbeschreibung der Fürsten und Feldherrn, deren Rüstungen in der Sammlung aufbewahrt werden (in lateinischer Sprache, Innsbruck 1601), erwähnenswerth.

Die Waffen und Rüstungen nehmen die drei ersten Säle ein, die Rüstungen sind größtentheils aus dem 16. Jahrhundert, und in zwei Reihen von Nischen mit beigesetzten Namen in lateinischer Sprache aufgestellt.

Der erste Rüstsaal begreift meistens Rüstungen österreichischer Fürsten und darunter jene Albrechts I., Maximilians I., Philipps I. Königs von Spanien, Carls V., König Philipps II., sieben Rüstungen Erzherzogs Ferdinand und seiner Söhne, jene des berühmten Don Juans d'Austria, des Erzherzogs Sigmund von Tirol, Ferdinands I., Erzherzogs Carl von Steiermark und Ferdinand des Katholischen. In diesem Saale hängt auch der alte Filzhut des Obersten Sibert Grafen von Heister, (S. d.) der ihm bei der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken von einem feindlichen Pfeil im eigentlichen Verstande des Wortes, an den Kopf genagelt wurde, ohne für den Verwundeten bedenkliche Folgen gehabt zu haben.

Der zweite Rüstsaal enthält größtentheils Rüstungen deutscher Fürsten und Feldherrn und darunter jene der Churfürsten Johann Friedrich und Moriz von Sachsen, des Landgrafen Philipp von Hessen, Ulrichs und Christophs von Würtemberg, Georgs und Kaspars von Fronsberg, des Grafen Niklas von Salm, der Freiherrn Wilhelm von Roggendorf und Lazarus v. Schwendi, des Churfürsten Albrecht v. Brandenburg, des Prinzen Moriz v. Oranien, der Herren von Hohenems, Schertlins u. A.

Der dritte Rüstsaal umfaßt die Rüstungen vieler italienischer und spanischer Herrn, worunter jene Alfons II. von Este, des Cosmus v. Medicis, des Herzogs v. Alba und mehrere aus den Häusern Farnese, Gonzaga, Urbino, Pescara u. A. besonders bemerkenswerth sind.

An den Seitenwänden dieser drei Rüstkammern sind mehrere einzelne merkwürdige Waffenstücke angebracht, von König Ludwig II. v. Ungarn, von Franz I. v. Frankreich, von dem berühmten Grafen Niklas Zriny, von Herzog Philipp dem Guten von Burgund, von Scanderbeg (Castriota, S. d.). Ferner ein Helm und ein Schwert, ein Vor- und ein Hintertheil einer reichen türkischen Rüstung, ein Schild und eine mit arabischer Inschrift versehene Sturmhaube des berühmten Seeräubers Dragut Reis, nachmaligen Königs von Kairewan; — des Großveziers Kara Mustapha große Fahne aus rothem, grün verbrämten Damast, von demselben ein Roßschweif auf einer gemalten Stange, sein Pusikan und Köcher mit zierlich lakirten Pfeilen und Bogen; — ein Handschuh mit eiserner Armbekleidung von dem großen Soliman; — eine Streitkolbe des Montezuma, des letzten Inka von Mexico.

In der Mitte dieser drei Rüstsäle stehen neun vollständige Rüstungen in Rittergestalt zu Pferde, und zwar:

1. Erzherzogs Ferdinand geschobener Hochzeitharnisch, von getriebener Arbeit, weiß mit incrustirten Streifen und mit Goldverzierung.

2. Desselben Fürsten schwarzer Küraß von herrlicher Arbeit.

3. Dessen sogenannte mailändische Rüstung von dem feinsten schwarzen Eisen, welches jedoch wegen der vielen mit Gold und Silber verzierten Figuren und Platten von getriebener Tauschirarbeit nur an einigen Orten hervorblickt, um die verschwenderische Pracht des Ganzen noch mehr hervorzuheben.

4. Die vollständige Prunkrüstung des Alexander Farnese.

5. Maximilians I. Kampfrüstung für Mann und Roß.

6. Des Grafen Christoph v. Fugger Turnierrüstung für Mann und Roß.

7. Die Panzerrüstung eines Erzherzogs.

8. Das kostbare Reitzeug, welches bisher dem Großvezier Mehmed Sokolovitsch zugeschrieben wurde, mit Silber gestickt und reich mit Edelsteinen verziert.

Hier ist endlich auch die Rüstung des riesenhaften Leibtrabanten des Erzherzogs Ferdinand aufgestellt, welcher unter dem Namen des großen Bauers von Trient bekannt war und bei verhältnißmäßiger Dicke und Stärke 9 Fuß in der Höhe maß. Er hält des Erzherzogs große, 45 Pfund schwere Turnierstange im Arme.

Das kleine Cabinet zwischen dem zweiten und dritten Rüstsaale enthält eine nach der Zeitfolge geordnete schöne Sammlung von Schwertern, Degen, Armbrüsten, Pfeilen und Feuergewehren aller Art; von den alten Doppelhaken ohne Schloß, bis zu der fein gearbeiteten Pistole.

Besonders herauszuheben sind: das schöne mit damascirter Arbeit geschmückte eiserne Streitbeil Kaitbais, des im Jahre 1499 gestorbenen Sultans der Mameluken in Ägypten, und das Schlachtschwert des wackern Ungarkönigs Mathias Corvinus.

Unter vielen kostbaren Feuergewehren befinden sich auch fünf im 16. Jahrhunderte verfertigte Büchsen, die wahre Kunststücke, und zwar ihrer reichen zierlichen Ausstattung an Elfenbein, Perlmutter, Schildkröte und damascirten Eisen wegen sind. Die schönste dieser Arbeiten ist wahrscheinlich ein Geschenk Sigmunds III. Königs von Polen und Schweden, der mit zwei Erzherzoginnen — zuerst mit Anna und dann mit Constantia vermählt war. Man hält den ausgezeichneten Kupferstecher Hans Liefrink für den Verfertiger derselben. Der ganze Schaft ist von oben bis unten mit Laubwerk, Thieren, Genien und verschlungenen haarbreiten Zügen von eingelegtem Elfenbein bedeckt, so daß der dunkle Holzgrund nur durchblickt, um die dichten, aber wohlgeordneten Zierathen noch mehr zu heben. Unten sieht man das polnisch-schwedische Königswapen und daneben die Buchstaben H. L. F. im Monogramme, vielleicht der Name des Künstlers.

Der große Ecksaal enthält 133, zum Theil lebensgroße Bildnisse, deren Namen neben der Eingangsthüre verzeichnet sind; das Goldcabinet Nr. 6 jene Carls V. von Tizian, und von Carl IX. von Frankreich von Clouet gemalt.

Dieser Ecksaal enthält auch die zwei großen Stammbäume der Fürsten aus dem Habsburgischen Hause, mit deren Bildnissen in Wasserfarben gemalt. Sie reichen von Rudolph von Habsburg bis zu Philipp dem Schönen, dem Sohne Maximilians I. Leider ist einer dieser ehrwürdigen Reste der vorzeitigen Kunst von dem Zahne der Zeit ziemlich mitgenommen worden; übrigens steht derselbe an Kunstwerth hinter dem andern zurück. Man muß es daher mit Dank anerkennen, daß von diesen Stammbäumen in neuerer Zeit eine lithographirte Abbildung erschienen ist.

Das Cabinet Nr. 7 zeigt den, 6 Fuß 8 Zoll hohen und 18 Fuß breiten, meisterhaften Entwurf zum Innsbrucker Grabmale Maximilians I. auf Papier, grau in

grau gemalt. Es besteht aus acht Gevierten, deren jedes eine Vorstellung aus Maximilians thatenreicher Regierung enthält, wovon sieben verschiedene Schlachten und Ritterthaten, das achte aber die Verlobung seines Sohnes, Philipp des Schönen zeigt. Die Größe der vordersten Figuren beträgt wie die Marmorbilder in Innsbruck 6 bis 8 Zoll. Die bestimmte Zeichnung und Haltung der oft bis zur Übertreibung kräftigen Krieger und ihrer Rosse, so wie die kunstvolle Vertheilung von Licht und Schatten bei der ungemeinen Fülle der Compositionen machen diese Darstellung zum Werke eines vollendeten Meisters, dessen Namen leider unbekannt ist.

Im anstoßenden großen Marmorsaale u. dem nebenliegenden Goldcabinette befindet sich die eigentliche Kunst- und Wunderkammer; ein eben so merkwürdiges als wundersames Gemenge der verschiedenartigsten Gegenstände von Natur- und Kunstproducten, die sich in keine bestimmten Kathegorien eintheilen lassen und wobei sich oft das Unbedeutendste, jedoch durch Alter und Seltenheit ausgezeichnet, an das wahrhaft Schätzbare und kleinliche Künsteleien an Meisterwerke der Kunst reihen.

Der Marmorsaal faßt 18 Glaskasten in sich, wovon der 1. und 2. Kasten Curiositäten aus dem Thierreiche enthält, und wovon ein großes Büffelhorn aus Sicilien, ein großer Elephantenzahn und große Rhinoceroshörner genannt zu werden verdienen. Auch von Korallengewächsen ist eine reiche Sammlung da.

Der 3. und 4. Kasten enthalten Fossilien, worunter sich eine schöne Smaragddruse, einige große Stücke Pepit (Gold), mehrere sehr große Exemplare gediegenen dendritischen Silbers, sämmtlich aus Peru; und die in Form von Bergwerken u. s. w. verarbeiteten Silberglaserze von Schwaz in Tirol befinden.

Der 5., 6. und 7. Kasten sind mit antiken Gefäßen, Lampen und Broncefigürchen angefüllt, wovon das römische Edict de lege agraria in Erz 114 J. v. Ch. G. vorzüglich merkwürdig ist.

Im 8.—12. Kasten sind treffliche Arbeiten aus Stein, Horn, Holz, Elfenbein, Wachs und Pappe aufgestellt, worunter ein in Entwurf, Zeichnung und Ausführung gleich vortreffliches und erhabenes Bild von weißem Marmor, den himmlischen Vater vorstellend, wie er den vom Kreuze abgenommenen Heiland betrachtet, und die Opferung Christi im Tempel, ein Werk des berühmten Alex. Colin von gelblichem Sandstein hocherhaben bearbeitet, besonders sehenswerth sind. Unter den Holzschnitzwerken sind drei andere Arbeiten Colins, den Raub der Sabinerinen und zwei Schlachten vorstellend von ausgezeichneter Vollendung.

Der 13. und 14. Kasten enthalten Glasgemälde, Gefäße von Glas und Stein und die sogenannten Raphaelschen Vasen.

Im 15. Kasten erblickt man merkwürdige Uhren, mathematische Instrumente und mechanische Kunstwerke.

Der 16. Kasten verwahrt nebst alten Hausgeräthschaften auch einige türkische, indianische und chinesische Stücke.

Der 17. und 18. Kasten zeigt merkwürdige alte musikalische Instrumente, worunter einige von der höchsten Seltenheit sind.

Der schönste Elfenbeinbecher der Kunstkammer ist ein Geschenk der Prinzessin Jakobine von Polen, an den oberösterreichischen Kammerpräsidenten, Grafen von Künigl. Der Becher ist aus einem Stück Elfenbein, worauf ein Gurt von erhoben geschnittenen Gruppen, welche die Zeit, die Hoffnung, den Ruhm, der über den Neid siegt, die Gesundheit, die Liebe und die Freude bezeichnen. Der Deckel (mit mehreren Genien von Elfenbein), die Handhabe und die Ränder sind von Silber; die ganze Höhe des Bechers beträgt 14 Zoll.

In diesem Saale liegt auch ein die Aufmerksamkeit des Naturforschers besonders auf sich ziehendes Naturspiel, nämlich: ein Stock von einem Eichbaume mit einem eingewachsenen Hirschkopfe, dessen Geweih weit hervorragt. Man hält dafür, daß eine Schneelawine das Thier erschlagen und so tief in die Erde gedrückt habe, daß über ihm Wurzel und Holz gewachsen sei.

Im letzten Gemach oder dem Goldcabinette werden in vier Glasschränken eine Unzahl Kostbarkeiten von Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen und Kristall aufbewahrt, wovon besondere Erwähnung verdient das berühmte goldene Salzfaß (S. d.) oder der Tafelaufsatz, welchen Benvenuto Cellini für den König Franz I. von Frankreich verfertigte, und den König Carl IX. dem Erzherzog Ferdinand schenkte; es ist vielleicht das kostbarste Stück der ganzen Sammlung.

Merkwürdig ist auch die Sammlung der goldenen Streitgeräthschaften Carls V., die mit Perlen gestickten großen sammtenen Hüte und das geweihte Schwert, sämmtlich Geschenke des Papstes an den Erzherzog.

Überhaupt sind die Kunstgegenstände dieses Kunst-Museums so zahlreich, daß der Catalog derselben von dem verstorbenen, verdienstvollen Cabinets-Direktor Alois Primisser (Wien, 1819) mehr als 400 Seiten stark ist.

Als Beigabe glauben wir hier noch einige Gegenstände ihrer Seltsamkeit halber, die im Schloße Ambras noch zu sehen waren, seitdem aber als nicht mehr zeitgemäß zum Theile beseitigt worden sind, und zwar hie und da mit Beibehaltung des alten Catalog-Textes anführen zu dürfen.

1. Bei einem Ofen in Ambras war des Erzherzogs Ferdinands lustiger Tischrath oder Hofnarr, Christen genannt, abconterfeit.

2. „In einem andern Schloß-Sälein waren in der Niedern unterhalb der Rahmen herum angebracht 20 Conterfäte von höchstgedachtes Erzherzogs Narren u. Närinnen.“

3. Daselbst befand sich auch des Königs Franz I. von Frankreich Pferd von Gips, so ein Rappe ist, auf welchem er im Thiergarten bei Pavia gefangen worden; das Pferd hat noch seine und des Königs rechte Rüstung und Hosen an und seine vier Hufeisen an den Füßen.“

4. Ebenso Herzog Siegmund's von Österreich Pferd, „mit dem edlen Knaben von Sternberg in seiner rechten Kleidung darauf, welches Pferd unten im Felde mit dem edlen Knaben einen Sprung 21 Schritt weit gethan, und ist das Pferd und der Knabe todt geblieben, und sind zum Gedächtniß zwei Marksteine gesetzt worden.“

5. Eines Trabanten Conterfät in seiner Kleidung, welcher 11 Schuh lang war, der zu des Erzherzogs Ferdinand Zeiten gelebt hat. Neben ihm der Thomas, ein Zwerglein, drei Spanner hoch, auch in seiner eigenen Kleidung.

6. Das Schwert des Hussitenführes Ziska.

7. Die Rüstung des riesenstarken burgundischen Ritters Claudius de Quadre, mit dem Maxmilian I. zu Worms kämpfte und den er im Sand warf.

8. Das Schwert des Riesen Haymon zu Wiltau.

9. Eine Picke aus Wachholderholz, gewachsen zu Sultz, die noch 28 Schuh lang war, obgleich mehr als eine Elle davon abgeschnitten wurde.

10. „Ein Haufen Favor vom Frauenzimmer, den Fürsten und Cavalieren gegeben, die hangen unter Dekinen in der Höhe.“

11. Das Conterfät eines Bauern, Hans Brav (S. d.) genannt, geboren im J. 1553, der 9½ Werkschuh lang war.

12. Eine Gemsenhaut, worauf ein Hörnlein gewachsen ist.

13. Ein eiserner Sessel, worin sich einer selbst fängt.

14. Ein Stein um einen Nagel gewachsen.

15. Ein Paar Schuhe eines Innsbrucker Kutschers, welchen bei einer Mühle der Blitz getroffen hat ohne ihn zu beschädigen.

16. Ein Herzlein, so einem Roß auf der Nase gewachsen.

17. Ein rothatlassenes Baret, „auf dessen Boden genäht eine Rechentafel, auf dem Stulp unterschiedliche Dienst zum Schreiben, zu Rechenpfennigen und andern Diensten, welches Baret Herzog Albrecht in Baiern dem Erzherzog Ferdinand zu einer abgewonnenen Kramet (Kirchtag) zugesandt hat.“

18. Pomeranzen vom Baume des heiligen Dominik.

19. Den Strick des Judas, welchen der berühmte Hauptmann Schertel (auch Schärtel geschrieben) von Rom gebracht hat.

20. Ein Hirschgeweih, welches in der Charwoche in eines Juden Haus Blut geschwitzet hat.

21. Holz und Keil, die zu Stein wurden, weil sie an einem Feiertag gehacket wurden.

22. Schriften, welche Thomas Schweicker von Schwäbisch=Hall, unter Andern aus Mangel an Arme und Hände mit den Füßen geschrieben.

Ammen=Anstalt.

Die Anstalt der Säugammen ist mit dem Findelhause verbunden, und befindet sich in der Alservorstadt (108). Sie entstand im Juni 1801 und liefert jeder christlichen Partei gegen Entrichtung einer Gebühr von 20 Gulden eine vollkommene, taugliche Amme, welche aus den Wöchnerinen der Klinik, die verhalten sind, im Findelhause zwei bis vier Monate Ammendienste zu leisten, gewählt werden können.

Amphibolische Zeitschrift.

Gerade vor einem halben Jahrhunderte veröffentlichte ein journalistischer Schalk die Ankündigung einer Zeitschrift, die sich durch das Eigenthümliche der Idee und besonders durch den Umstand auszeichnete, daß sie die Lese= und Eßwelt in Ungewißheit ließ, ob es dem Ankündiger mit seiner Annonce Ernst oder Spaß war. Hier folgt dieses sonderbare literarisch=gastronomische Curiosum mit einigen, durch die vorgeschrittene Gesittung vorgenommenen Auslassungen.

„Da Seele und Leib gleiche Nahrungsbedürfnisse haben und es ein durch manche unserer Stände längst widerlegter Satz ist: daß volle Bäuche nicht gern studiren, überdieß auch die üblen Folgen bekannt sind, die durch die Lectüre bei leerem Magen, besonders bei Nationen, die nicht in Nüchternheit erzogen wurden, schon entstanden sind, und dabei zu befürchten ist, daß noch weit schädlichere entstehen mögen, so hat man hiermit die Ehre, einem verehrungswürdigen Publikum bekannt zu machen, daß eine Gesellschaft deutscher Gelehrter eine periodische Schrift herauszugeben Willens ist, bei der sie bedacht sein wird, außer einer proportionirten Seelenspeise, auch dem lesenden Leib eine angemessene Nahrung zu verschaffen. Man wird also in Rücksicht dessen diese gelehrte Schrift nicht durch Buchhändler, sondern in einer Garküche ausgeben lassen, weil man überzeugt ist, daß der Geruch von Speisen schon an sich fähig ist, eine Menge Leser anzulocken.

Diese Schrift wird den Titel führen: „Nützliche Speisekammer für Leib und Seele.“

Für die Seele wird man lustige Anekdoten, artige Zoten, Pasquille wider die würdigsten Männer des Staates, politische

Lügen und anderes pudelnärrisches Zeug aufsetzen; — der Leib aber soll aus der Garküche mit Butter-Kräpfchen, petits pâtés, Mandoletten und anderen Bäckereien bedient werden, so zwar, daß jeder respective Pränumerant bei der Abnahme unserer gelehrten Monatschrift für seine zwanzig Kreuzer immer den Werth von fünf Kreuzer leiblicher Speise erhalten soll.

Weil aber nicht alle lesenden Mägen an obigen Delikatessen ein Behagen finden, so haben wir die Anstalt getroffen, daß den Liebhabern solliderer Speisen das Equivalent an Bratwürsten, Rostbraten, aufgeschnittenen Ochsenfüßen, gesulzten Schweinsohren und dergleichen abgereichet werde.

Um aber auch die Lust zur deutschen Lectüre bei den höheren nobleren Ständen zu verbreiten, werden wir in eleganten Nebenzimmern unsere gelehrten Blätter durch drei der schönsten, ganz nach Wienerart gekleideten Stubenmädchen ausgeben lassen; den Damen aber auf Verlangen die Blätter durch wohlgemachte Bursche in die Wohnungen schicken.

Endlich lassen wir die Namen sämmtlicher Herrn Pränumeranten nach vollendetem Jahrgange in der Garküche zum ewigen Andenken mit Kreide in den Rauchfang schreiben. Wir schmeicheln uns also, das lectürliebende Publikum werde unser patriotisches, menschenfreundliches Vorhaben durch reichliche Präuumeration unterstützen."

Amphion (Der Wiener-).

Der Musikus Dudler leidet an der Serenaden-Manie; wo er ein schönes Mädchengesicht oder einen reizenden Weiberkopf bei Tage an irgend einem Fenster erblickt hat, dort bringt er zur Nachtzeit ein Ständchen an, mit Guitarre und Gesang, zuweilen auch mit der Violine.

So wenig die gefeierten Schönen auch immer von den Produktionen des Nachtmusikanten Notiz nehmen, so ungelegen sind sie oft den Vätern und Ehemännern der Angesungenen und Angegeigten. Diese verabredeten sich daher eines Tages, den Serenadenbringer auf eine Art abzufertigen, daß ihm das Ständchenbringen vergehen sollte.

Sie empfingen ihn nämlich mit einem Steinregen, der ihn beim ersten Akkord nöthigte, das Fersengeld zu geben. Dieser Umstand verschaffte dem guten Dudler den Beinamen des Wiener-Amphions, der Steine in Bewegung setzt.

Amtshaus.

Das alte städtische Amts- oder Gefangenhaus, in alten Stadtschriften auch Diebshaus—Devphows genannt, erhob sich in der Rauhensteingasse an der Stelle, wo das heutige Haus Nr. 933 steht. Das Fronton des alten Gebäudes war mit einem, aus rohen Steinen künstlich zusammengesetzten Öhlberge geziert und es wurde im April des Jahres 1722 vom Grund aus neu erbaut, wobei nach der vormaligen Sitte sonderbare Feierlichkeiten statt fanden.

Der Magistrat berief zuerst alle Handwerker auf das Rathhaus und verlas ihnen den Befehl wegen des neuen Baues. Dann verfügte sich der Unterrichter in feierlichem Zuge zur Baustelle in der Rauhensteingasse mit den Meistern und Gesellen, zeigte ihnen, daß es von Verbrechern ganz leer sei, rief ihnen drei Mal den Befehl der Stadt zu, daß Keiner dem Andern wegen dieses Baues irgend einen Vorwurf machen solle und that dann mit seinem Stabe, so wie die Meister und Gesellen mit ihren Werkzeugen drei Streiche an das Haus, was hiemit völlig frei von jeder Unbilde und ehrlich gesprochen war. —

In diesem Gefangenhause befand sich auch eine Kapelle, welche am 21. Juli 1723 vom Wiener-Weihbischofe, Heinrich Joseph

von Breitenbücher zu Ehren des heiligen Kreuzes eingeweiht wurde.

Der erheblichste Theil dieses Gebäudes waren die großen unterirdischen Marter- und Kerkergewölbe, welche sich viel weiter erstreckten, als des Hauses Umfang über der Erde. Fuhrmann sagt, daß dieses Amtshaus nach einer sonderbaren Erfindung gebaut war, weil die meisten Criminal-Gefangenen unter der Erde in abgesonderten Kerkern, welche zu besserer Sicherheit inwendig mit dicken, harten Pfosten-Läden ausgetäfelt waren, aufbehalten wurden.



In diesen Verließen wurde die peinliche Frage oder die Folter vorgenommen und hier lagen die schweren Verbrecher in Ketten, seitdem 1547 der Kärntnerthurm, einst das Hauptgefängniß der Stadt, blos zu fortifikatorischen Zwecken diente.

Allein nicht blos wirkliche Verbrecher, sondern auch viele Opfer politischer Partheienwuth schmachteten und litten in diesen finstern Erdkerkern; so der Bürgermeister Holzer und seine Mitgefangenen, und mehrere Andere vor und nach ihm. —

Um von den vielen Unglücklichen, die hier peinlich verhört wurden, ein Beispiel anzuführen, nennen wir die zehn Wallonen von der Besatzung der ungarischen Festung Papa, welche sie den Türken übergeben hatten und die den 28. August 1600 in das Amtshaus gebracht wurden, wo sie den 27. Oktober ihr Urtheil erhielten. Eine gleichzeitige Nachricht meldet davon: „Erstlich war ein ansehnlicher von Adel, Lorenz Schackuney, welcher des aufgeworfenen Obristen de la Motte Hauptmann und Rädelsführer war, auf dem Platz, der Hof genannt, geviertheilt und die vier Viertel vor der Stadt an unterschiedlichen Landstraßen aufgehängt; Johann Balde, der Lieutenant, Michael Benge, der Fähnrich und Hissan Revel, der Feldwebel, wurden an dreien Orten außer der Stadt, als am Tabor, am Stubenthor und auf der Landstraße jeder lebendig an einen Spieß gezogen. — Dem de la Visson, de la Thou, beide Lieutenants, dem Feldscherer Hans Mayr und den Soldaten Johann Laransch, Michael Brandes und Klaudius Muglier ward an drei unterschiedlichen Orten der Stadt, als am Graben, am neuen u. am hohen Markte, auf jedem Platz zwei mit einander, jedem die rechte Hand abgehauen und dann mit dem Schwert, deßwegen, daß sie an Gott und der Röm. Kais. Majestät meineidig worden, hingerichtet.“

Im J. 1603 stürzte sich ein als Zauberin verurtheiltes Weib in den Brunnen des Hauses; ihre Leiche durfte nach dem damals noch herrschenden Aberglauben der magia posthuma aber nicht verbrannt werden, sondern sie wurde in ein Faß gepackt und in die Donau geworfen, damit sie weit von Wien verwese.

Diesem Amtshause blieb die traurige Bestimmung, der Ort der Daumschrauben-

und spanischen Stiefeljustiz zu sein, bis zum 1. Jänner 1776, an welchem Tage die, schon deßhalb allein unvergeßliche Maria Theresia die Folter ganz abschaffte und die Todesstrafe auf die schwersten Verbrechen beschränkte. Das Haus wurde hierauf an Private verkauft und erhielt im J. 1785 seine gegenwärtige Form.

Alle diese vorzeitigen Barbareien erhalten jedoch in unseren Augen einen burlesken Anstrich, wenn man sich die Vollstrecker derselben nach dem Maßstabe der jetzigen Zeit vergegenwärtigt. Wir sehen hier einen Streckknecht oder Diebsscherg aus der letzten Blüthezeit des Folterthums, und man muß gestehen, daß dasselbe auch seine komische Seite hat.

Anatomisches Museum der Universität.

Dasselbe befindet sich im neuen Gebäude im zweiten Stockwerke; es wurde 1835 durch den Prof. Dr. Edlen v. Berres neu eingerichtet und sämmtliche anatomisch-pathologischen Gegenstände theils dem pathologischen Cabinete im allg. Krankenhause, theils den anatomischen Anstalten in den Provinzen einverleibt.

Vorzüglich reich ist die Sammlung an höchst gelungenen mikroskopischen Einspritzungen, von Ruysch, Lieberkühn, Barth, Prohaska, von Berres und Hyrtl herrührend und nach histiologischen Prinzipien geordnet. Außer den Präparaten, die in jedem wohl eingerichteten anatomischen Cabinet enthalten sind, befindet sich hier eine Sammlung von mehr als 200 menschlichen Embryonen, von der dritten Woche bis zum achten Monate.

Das Museum besitzt auch eine anatomische Instrumenten-Sammlung, ein Gasmikroskop nach Schuh's Angabe (Beleuchtung mit Siderallicht) und eine Bibliothek anatomischer Kupfertafeln.

Anatomisch-pathol. Museum im Josephinum.

Diese herrliche Sammlung ist die Krone aller Sammlungen der k. k. medicinisch-chirurgischen Joseph's-Akademie in der Währingergasse der Alservorstadt (221), wo sie in neun großen Sälen aufgestellt ist.

Die Hauptgrundlage dieses berühmten Museums bilden die anatomischen Wachspräparate, welche in Florenz unter der Leitung des Cavaliere Felice Fontana verfertigt und von Joseph II. angekauft wurden. Sie nehmen sieben Säle ein und sind in Kassetten von Rosenholz unter Spiegelgläsern bewahrt und mit einer anatomischen Beschreibung in deutscher, lateinischer und italienischer Sprache versehen. Zu jeder Gruppe von Nachbildungen einzelner Theile gehört eine ganze Figur, an welcher diese im Zusammenhange dargestellt sind.

Am berühmtesten ist eine Kopie der mediceischen Venus, an welcher, im Präparaten-Geschmacke der damaligen Zeit, alle Eingeweide der Brust- und Bauchhöhle herausgenommen werden können und deren Gebärmutter einen viermonatlichen Fötus u. s. w. enthält.

Die übrigen Theile des Museum sind: Sömmering's anatom. pathol. Sammlung, ebenfalls von Joseph II. gekauft; jene von Vering, 1810 von Franz I. gekauft und reich an pathologischen Knochen, und endlich Hunczovsky's Wachspräparate.

Die physiologischen Präparate füllen 13 und die pathologischen 37 Kästchen.

Andreaskirche (Die) zu Hütteldorf.

Diese Kirche ist für eine Gemeinde, die mehr als tausend Seelen zählt und wohin sich im Sommer von der Hauptstadt auch viele Familien der reizenden Lage wegen hinziehen, offenbar zu klein.

Es ist ein altes Gotteshaus, dessen

rechter Flügel als ein Werk späterer Zeiten erscheint. Der Thurm ist von viereckiger Form und hat eine ihres Alters wegen sehenswerthe Uhr. Außer dem Hochaltare, den das Bild des h. Andreas schmückt, sind noch zwei artige Seitenaltäre vorhanden, die, wie das ganze Innere der Kirche, einfach geziert sind.

Das Merkwürdigste daran sind die Grabsteine, wovon nur jene des Freiherrn Johann Georg von Grechtler und des Dichters und Literaten Denis erwähnt werden.

Der erste befindet sich zur rechten Hand an der Wand; er ist von bläulichem Marmor, auf welchen ein fein gearbeitetes Wapen und ein vergoldeter Aschenkrug mit einem weinenden Genius angebracht ist. Grechtler war geheimer Rath und Oberkriegskommissär (1705 geboren und starb 1780). Erwähnungswerth ist die Laufbahn dieses Mannes. Als Fuhrmann zu Villingen im Schwarzwalde, wurde er Lieferant der österreichischen Armeen in dem Kriege gegen Preußen; er trieb sein Geschäft mit strenger Rechtlichkeit und mit so viel Glück und Thätigkeit, daß er sich bis zum geheimen Rath und Freiherrn emporschwang und ein Vermögen von vier Millionen Gulden hinterließ.

Außer der Kirche an der rechten Seite ruht der unvergeßliche Denis. Die von ihm selbst verfaßte Grabschrift lautet:

Hic tumulum Optavi.
Michael. Denis
Extinctae S(ocietatis). J(esu). Sacerdos.
A Consiliis. Et Bibliotheca. Augg.
Natus Schardingae. A. MDCCXXIX.
Obiit Viennae. A. MDCCCI.

Der h. Apostel Andreas, dessen Bildniß den Hochaltar ziert, ist der Patron der Kirche, und über die Art, wie er dazu gekommen ist, besteht folgende Legende.

Der Wienfluß, dessen Quelle im hohen Waldgebirge liegt, wächst nach starken Regengüßen, genährt durch eine Unzahl periodischer Gießbäche und Wildwässer, oft zu einem reißenden Strome an, der seine Ufer übersteigt und sich verwüstend über die angrenzenden Fluren ergießt.

Das geschah auch vor mehreren Jahrhunderten, zu einer Zeit, wo weder der Ort Hütteldorf, noch die dortige Kirche bestand. Das nahe liegende Dörfchen Weidlingau war vorzüglich der Schauplatz der Verheerungen, die der angeschwollene Wienfluß anrichtete. Besonderen Spielraum fand die Gewalt der Fluthen in dem dortigen Gotteshause. Sie zerstörten dessen ganze innere Einrichtung, führten den größten Theil derselben mit sich fort und untergruben die Mauern, so daß der Tempel zusammenstürzte.

Unter den fortgeschwemmten Gegenständen befand sich auch ein Bild des h. Andreas, das, ein Spiel der Wellen, in der Gegend, wo später Hütteldorf erbaut wurde, an einem Baumstamme mit Schlamm und Reisig bedeckt, liegen blieb.

Als das Wasser abgelaufen war, fanden die Bewohner einiger dort schon stehenden einzelnen Hütten beim Aufräumen der Verwüstung das Bildniß, und da sie eben mit dem Vorhaben umgingen, sich ein Bethaus zu bauen, so beschloßen sie, dasselbe zu Ehren des h. Apostels zu weihen, dessen Bildniß ihnen die Wuth der Elemente zugeführt hatte.

Von diesen wenigen zerstreuten Hütten erhielt in der Folge der ganze Ort seinen Namen.

Dieser Schutzheilige der hütteldorfer Kirche, einer der zwölf Apostel und ersten Schüler Christi, war gleich seinem Bruder Petrus ein Fischer. Seine späteren Schicksale sind ungewiß. Einige lassen ihn am 30. November 83 zu Paträ in Achaja, wo er das Christenthum predigte, an einem Kreuze sterben, das die Gestalt eines X hatte, woher auch das Andreaskreuz seinen Namen hat. Er wird in Schottland als Schutzheiliger des Landes verehrt; er

ist auch Rußlands größter Heiliger und der Begründer der dortigen Kirche, weßhalb Peter der Große ihm zu Ehren 1698 den ersten Reichsorden stiftete. Er ist auch der Schutzpatron heirathslustiger Jungfrauen, zu welchem Ende sie in der Andreasnacht eine gereimte Betformel, das sogenannte Andreasgebet hersagen.

Dieser scherzhafte Gebrauch war vormals auch in Wien und Österreich sehr allgemein, die Mädchen begaben sich gewöhnlich am Abende des Andreastages an abgelegene Orte oder an einen Brunnen und beteten dort eine bestimmte Formel. Sie hofften dadurch nicht nur den Wohnort, sondern auch das Geschäft und die Gestalt ihres künftigen Gatten zu erfahren. Wahrscheinlich entstand diese lächerliche Sitte von der Bedeutung des griechischen Wortes Andreas (die Mannheit, die Mannbarkeit), welche dem Dichter Langbein auch Stoff zu einer launigen Legende gab.

Anekdoten- und Neuigkeitenfresser.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte ein Mann in Wien, der allgemein unter dem in der Aufschrift angegebenen Namen bekannt war und als ein noch immer fortlebender städtischer Charakter eine Erwähnung verdient.

Weh Jedem, dem Herr v. Klatsch auf der Gasse begegnete. Wen er einmal am Rockknopfe erwischte, den ließ er vor Sonnen-Untergang nicht aus. Wie eine Spinne in ihrem Gewebe auf Mücken lauert, so lauerte er seinen Bekannten auf, um ihnen Neuigkeiten und Stadtanekdoten auszusaugen. Hatte er Einen erhascht, so brachte er seine Beute in das nächste Hausthor, zwang sie hier in eine Ecke hinein und pflanzte seinen dicken Bauch vor, damit sie ihm nicht entkomme.

„Gut, daß ich Sie einmal habe,“ so fing er an, „was gibt es Neues?“

„Ich weiß nichts.“ —

„Was! Sie sollten nichts wissen? Das machen Sie mir nur weiß.“

„Aber Sie drücken mich so heftig an die Mauer, daß ich kaum athmen kann.“

„Warum erzählen Sie mir nichts?“

„Weil ich nichts weiß.“ —

„Werden wir nicht bald Krieg haben?“

„Wenn Sie wollen, ja.“ — —

„Und mit wem glauben Sie?“

„Nu, vielleicht mit Frankreich oder der Türkei.“

„Wer wird's mit Frankreich halten?“

„Ich höre von einer Tripel-Allianz zwischen dieser Macht, dem Kaiser von China und der Republik San Marino.“

„Was Sie mir da Neues sagen!“

„Aber jetzt bitte ich Sie um Gottes Willen, lassen Sie mich los, ich habe nothwendige Geschäfte.“

„Nur noch ein Wort — — —

Allein alle Mühe loszukommen war vergebens; man mußte sich in sein Schicksal ergeben und so lange auf der Folter bleiben, bis der Herr v. Klatsch ein neues Opfer seiner Neugierde erblickte.

Die Neuigkeits- und Anekdotensucht war bei ihm so tief eingewurzelt, daß er keinem Armen einen Kreuzer geben konnte, ohne ihn um eine Neuigkeit zu fragen.

Seine Frau versicherte, seine ersten Worte beim täglichen Erwachen wären: „Was gibt es Neues?„

Indessen hatte Herr v. Klatsch die Tugend an sich, daß er Alles glaubte, was man ihm sagte, und je größer eine Lüge war, um so wahrscheinlicher fand er sie.

Angelo's (Michael) Traum.

So wird ein auf Stein gemaltes (ein Fuß zehn Zoll hohes, ein Fuß fünf Zoll breites) Gemälde von Michel Angelo genannt, welches sich in der k. k. Bilder-Gallerie befindet und zu den ausgezeichnetsten Stücken gezählt wird.

Es stellt eine Allegorie seltsamen Inhalts dar, und ist unter obigem Namen oder jenem des Schauspiels des menschlichen Lebens bekannt. Vorne in der Mitte des Gemäldes sitzt ein nackter Jüngling auf einem umgestürzten steinernen Kasten, in dessen Höhlung ein Haufen Larven liegt; der Jüngling hält mit beiden Händen die Weltkugel und gibt durch seine Stellung zu erkennen, daß ihn der Schall der Trompete, worauf ein von oben herabfliegender Engel bläst, plötzlich aufgeweckt hat. Um ihn her bilden die Wolken einen Kreis, welcher stufenweise mit den verschiedensten kleinen Figuren und Gruppen besetzt ist, welche die sieben Hauptsünden vorstellen sollen.

Angenagelte Gerippe zu Würnitz (Das).

Als im Schlosse Würnitz, das dem in mancherlei Hinsicht verdienten, unlängst verstorbenen Ritter von Heintl gehörte und in einer wunderschönen Gegend westlich von Wolkersdorf liegt, im Jahre 1764 bei einer Bauführung eine Grundfeste gegraben wurde, fand man das Gerippe eines ungewöhnlich großen Mannes, dessen beide Arme ausgebreitet und mit Nägeln durchlöchert waren; überdieß steckten in der Hirnschale, am Scheitel und im rechten Armknochen tödtliche Pfeile.

Diese Theile der Knochen werden noch im genannten Schlosse als traurige Denkmale einer verschwundenen barbarischen Zeit aufbewahrt.

Dieser schauderhafte Fund hat eine längst verschollene Sage von zwei feindlichen Brüdern, Freiherrn von Würnitz aufgefrischt, die einst gemeinschaftlich dieses Schloß besaßen, aber zur unseligen Zeit der grausamen Hussitenkriege, welche so manche zarte Familienbande zerrissen und mit Blut befleckten, einander feindlich gegenüber standen.

Maximilian von Würnitz, der ältere Bruder, war und blieb mit voller Seele ein treuer Diener des Kaisers Sigmund, der andere, Rudolph von Würnitz aber war, vom Schwindel des Tages ergriffen, ein leidenschaftlicher Anhänger der hussitischen Lehre geworden.

Bei diesem ihrem Stammschloße Würnitz trafen sie bei Gelegenheit eines Einfalls der Hussitischen Horden in Österreich zusammen und es kam zwischen ihnen zu einem unnatürlichen Kampfe, in welchem Maximilian unterlag. Sein entmenschter Bruder überließ den Besiegten den blutdürstigen Taboriten, welche seine ausgestreckten Arme mit großen Nägeln an die Mauern des Schlosses befestigten, mit Pfeilen nach ihm schoßen und ihn tödteten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das gefundene Gerippe mit den Nägeln in den Handknochen die Reste dieses unglücklichen Ritters und treuen Dieners seines Fürsten sind.

Angst (Die) bei St. Stephan.

In der Domkirche wurde alle Donnerstage zur Vesperzeit auf dem Hochaltare ein Bild gesetzt, welches die Todesangst des Erlösers vorstellte. Diese besondere Andacht wurde um das Jahr 1565 von Wolfgang Kirchhofer unter dem Namen: „die Angst“ gestiftet und vormals in der Todtenkapelle gehalten, wobei von den Oktonariern oder Ächtern, welches acht dem Chorherrn beigegebene Priester sind, gewisse Collekten abgelesen und von dem Cantor und vier Knaben gesungen wurden. Später geschah dieses in der Kirche selbst nach dem Komplete.

Ankündigungs-Anstalt.

In dieser priv. Anstalt (Dorotheergasse 1108) wird die Veröffentlichung jeder Art von Ankündigungen besorgt, entweder mittels eigenen Tafeln an den vorzüglichen Plä-

zen der Stadt, oder durch Anschlagen in den Vorstädten und Austragen. Für Ankündigungen, welche in der Stadt in den Tafeln längere Zeit erscheinen, wird für einen halben Bogen täglich 10 kr. C. M., für einen Bogen 20 kr. bezahlt. Für einen Monat sind nur 50 Stück erforderlich. — Für Ankündigungen, welche an einzelnen, bestimmten Tagen in den Tafeln erscheinen, wird pr. Tag und Bogen 24 kr. entrichtet. — Für Ankündigungen von Unterhaltungen u. s. w. wird sammt Druck und Anschlagen für einen Bogen nach Verhältniß der Größe des Papiers täglich 45 kr. bis 2 fl. 30 kr. berechnet, je nachdem die Ankündigung nur in einer oder in allen Vorstädten geschieht. Endlich wird für Zettel, welche der Anstalt zum Anschlagen in den Vorstädten überbracht werden, für jedes Stück ein halber Kreuzer bezahlt.

Annagasse.

Sie verbindet die Kärntnerstaße mit der Seilerstätte und hieß vormals von einem alten Bürgergeschlechte, die Pippingerstraße. Eine fromme Wienerin räumte unter Friedrich dem Schönen ihr schönes, hier stehendes Haus frommen Pilgrimen ein, indem sie daraus ein Hospital machte, wobei sie ihnen ein Kirchlein bauete, welches sie der heil. Mutter Anna weihete, wovon bald nach dem Absterben der Familie Pippinger die Gasse ihren heutigen Namen erhielt.

Die Annagasse läuft beinahe in gerader Linie fort und enthält als Seitenstraße keine Kaufmannsläden, was ihr einen sonntägigen Anstrich verleiht. Sie besteht aus großartigen Gebäuden. Das gräfl. Karolysche Haus bildet die eine Ecke, wenn man die Gasse von der Kärntnerstraße betritt; an diesem stoßen die aus der Vorzeit herrührenden Höfe der Stifte Kremsmünster und Herzogenburg mit den Stiftswapen über den Eingangsthoren. Gegenüber liegt das St. Annen-Gebäude, wo die k. k. Akademie der bildenden Künste und die k. k. Normal-Hauptschule untergebracht sind, und die schöne, ganz im bekannten Style der Jesuiten aufgeführte Anna-Kirche, an welche der sogenannte große Mariazellerhof grenzt, dermal ein Dikasterialhaus, worin sich die Bureaux des k. k. General-Rechnungs-Direktoriums und einiger andern Ämter befinden. Diesem gegenüber steht das alte Bierhaus mit dem Schilde zum blauen Karpfen. Das letzte Haus der rechten Häuserreihe gegen die Seilerstätte ist das Eigenthum des Erzherzogs Carl K. H., von welchem es in früherer Zeit auch bewohnt wurde.

Annagebäude und Kirche.

Es ist bei der Annagasse gesagt worden, daß unter Friedrich dem Schönen eine fromme Frau ihr Haus in der Pippingerstraße Pilgrimen einräumte und ihnen dabei ein Kirchlein zu St. Anna baute.

Dieses Pilgrimhaus wurde durch die Maroldiger- und Maulberghöfe vergrößert und behielt, nachdem 1415 die Elisabeth Warthenauerin die heutige Annakirche erbaut hatte, seine Bestimmung bis zur Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529, welche in den Kirchen und Klöstern der Stadt wesentliche Veränderungen hervorbrachte, weil alle außer der Stadt liegende, frommen Zwecken gewidmeten Gebäude damals zerstört wurden.

So wurde am 1. März 1530 das Armen- und Krankenspital der Bürger vor dem Kärntnerthore in die Stadt übersetzt und erhielt das Kloster und die Kirche zu St. Clara auf dem Schweinmarkte (Lobkowitzplatz), wofür den Nonnen dieses Klosters das Pilgrimhaus und die Annakirche in der Annagasse angewiesen wurde.

Diese Nonnen hatten sich bei Annäherung der Türken nach Villach in Kärnten geflüchtet, und bezogen den 1. März 1531 unter ihrer Äbtissin Anna Welserin dieses ihr neues Ordenshaus, wogegen das Bürgerspital verhalten wurde, die armen Pilgrime aufzunehmen.

Zur Zeit der Pest 1541 starb das ganze Kloster an dieser Krankheit aus, so daß es ganz neu bevölkert werden mußte.

Nach einem halben Jahrhundert war es in Folge der Reformation abermals beinahe ausgestorben, so daß Rudolph II. das Gebäude und die Kirche 1582 den Jesuiten gab, welche Ferdinand II. 1551 nach Wien gerufen hatte. Dieser Orden machte das Annagebäude zu seinem Probhause und behielt es bis zum Jahre seiner Auflösung (1773) unter Maria Theresia, seit welcher Zeit es der Kunstakademie und den öffentlichen Schulen gewidmet ist.

Die Annakirche ist die Nationalkirche der Franzosen und es wird darin an Sonn- und Feiertagen eine Predigt in französischer Sprache gehalten. Das schöne Muttergottesbild und die Kuppel sind vom Jesuiten Pozzo gemalt, auch von Gran und Schmidt (Vater) hat sie gute Gemälde.

Am 25. Juni 1747 zog ein furchtbares Ungewitter von Berchtholdsdorf über Wien herein, alles mit Hagel bedeckend; es zündete die Kirche zu St. Anna, wobei ein wetterläutender Noviz im Thurme erbärmlich verbrannte. Nach diesem Brande erst erhielt die Kirche die reiche Ausschmückung mit Marmor und mit Vergoldungen, welche sie noch heute zeigt.

In dieser Kirche wird die rechte Hand der h. Anna als Reliquie aufbewahrt, welche als Pfand von einem angesehenen griechischen Hause an das Haus Braganza von Portugal kam; als Anna Maria, zweite Tochter Leopold I. und Schwester Carls VI. mit Johann IV. von Portugal vermählt wurde, erhielt sie diese Reliquie zum Geschenke und übergab sie als verwitwete Königin ihrer älteren Schwester Maria Elisabeth, Regentin der Niederlande, welche sie später ihrer Schwester Maria Magdalena testamentarisch hinterließ. So kam diese Reliquie nach Wien und wurde, als die Erzherzogin auf dem Sterbebette lag, der St. Anna-Kirche vermacht.

Das Annagebäude hat besonders in seinem Theile in der Johannesgasse ungemein geräumige, mehrere Stockwerke tiefe Keller, worin einst die reichen Weinvorräthe der Jesuiten aufbewahrt wurden.

Heute hat darin der spekulative Kaffeesieder und Weinhändler, Herr Daum, sein bekanntes Elysium errichtet, welches sich von dem alten, mythischen darin unterscheidet, daß dahin nicht die Seelen der Hingeschiedenen, sondern die Leiber der Lebenden und Lebenslustigen wandern.

Anninger.

Dieser südlich beim Markte Mödling liegende Berg wird zu den schönsten Spaziergängen dieses interessanten Ortes gezählt und verdient der Fernsicht wegen, die man von seinem Gipfel genießt, bestiegen zu werden.

Zwei Wege führen dahin; der eine geht durch Waldungen und das sogenannte Kienthal an den Eschenbrunnen vorüber, der andere läuft von Gumpoldskirchen aus. Da der erste Weg nicht leicht ohne Führer gemacht werden kann, so wird gewöhnlich der zweite gewählt.

In Gumpoldskirchen macht das Wirthshaus zum goldenen Ochsen, gegen die von Wien nach Baden laufende Straße Fronte und hat man diese hundert Schritte weit im Rücken, so öffnet sich zur rechten Hand ein breiter, steiniger Fußweg,

welcher zwischen Weinpflanzungen auf den Anninger führt.

Ist man eine halbe Stunde lang gestiegen, so durchschneidet man einen Waldweg, der in südlicher Richtung nach Baden führt und erreicht bald darauf ein rothes Kreuz mit einem Marienbilde, wo die Wegscheide ist. Man folgt der westlichen Richtung und kommt an ein sich in die Erde verlierendes Bächlein und an einigen Felsenstücken vorüber, in eine sumpfige Niederung, nach welcher sich eine freie Aussicht eröffnet.

Hier steht zur Linken die Triangulirungs-Piramide auf einer steilen, kaum zugänglichen Höhe; der zwei Fuß hohe, in der Mitte aufgerichtete Markstein ist auf allen vier Seiten mit Aufschriften versehen.

Von hier ist die Aussicht auf Laxenburg, Baden, Neudorf, Biedermannsdorf, den Eichkogl, Gaden, Wien, den Schneeberg mit der Gebirgsreihe gegen den hier nicht sichtbaren Ötscher überaus lohnend.

Besonders bemerkenswerth ist die Ansicht nach dem Schneeberge, welcher von hohen Bergen umgeben, hier entschiedener als der König der Berge des Landes unter der Enns hervortritt, als da, wo sich zugleich der Ötscher zeigt, weil dieser wegen seiner kegelförmigen Gestalt immer höher zu sein scheint.

Anschütz (Heinrich).

Dieser ausgezeichnete Schauspieler, geboren den 8. Februar 1787 zu Luckau in der Nieder-Lausitz, gab schon als Knabe seine einstige Bestimmung zu erkennen, denn schon auf der Fürstenschule zu Grimma entfaltete sich seine Fertigkeit im öffentlichen Vortrage. Cicero und Livius waren seine Lieblingslectüre, und hier erschien ihm zuerst der Genius des großen Shakespeare, dessen Julius Cäsar, den er verstohlen lesen mußte, auf ihn einen unvertilgbaren Eindruck machte.

Auf der Leipziger Hochschule machte Anschütz durch den Vortrag seiner Abschiedsrede ungemeine Sensation. Hier rieth man ihm, die Theologie zu studiren, weil er als Kanzelredner Großes leisten würde. Aber ein einsichtsvoller Landgeistlicher, der ihn durchschaute, gab ihm den Rath, den Coder, sei es nun der sacer oder der Justinianische, bei Seite zu legen und sich der Bühne zu widmen."

Anschütz befolgte diesen Wink, verlegte sich auf Studien, die auf den Schauspielerstand Bezug hatten und besuchte von Jena aus in Gesellschaft des Dichters Sonnenberg oft das Theater in Weimar, wo beide junge Männer Schiller's und Goethe's Haus umschlichen und sich glücklich schätzten, wenn sie einen dieser beiden großen Männer am Fenster erblickten.

In Nürnberg trat Anschütz 1807 zum ersten Male als junger Klingsberg auf. Nachdem er später in Königsberg, Danzig und Breslau gespielt hatte, kam er im Frühlinge 1820 nach Wien, um Gastrollen zu geben. Er debutirte als Hugo in Müllner's Schuld, und gewann so schnell die Gunst des Publikums, daß er schon 1821 bleibend für die Hofbühne engagirt wurde.

Seither wirkte er als Darsteller tragischer Rollen durch geniale Auffassung und echte Künstlerweihe; besonders groß ist er in Shakespeare'schen Rollen, welches ihm den Namen des „Shakespearespielers" verschaffte. König Lear ist seine Meisterrolle.

Anstoßen (Das) **beim Trinken.**

Zu den mancherlei alten Gebräuchen, die vorzüglich in den untern Volksklassen sich erhalten haben, gehört auch das Anstoßen der Gläser beim Trinken, das Gesundheits- und Zutrinken. Man kann täglich in Gaststuben und öffentlichen Gärten die Bemerkung machen, daß ein Eintretender von seinen Bekannten mit die-

derer Geberde und mit emporgehaltenem Bier- oder Weinglase bewillkommt wird. Es wäre von dem Ankömmling ein arger Verstoß gegen den Anstand, wenn er nicht Bescheid thäte. Ich erinnere mich keines solchen Falles; so tief ist das Gefühl des Schicklichen und die Ehrfurcht vor dem Herkömmlichen in den Herzen der Bewohner Wien's eingeprägt.

Dieses Zutrinken ist eine uralte, bei den meisten Völkern bestehende Gewohnheit, die auch schon bei den Griechen, diesen Mustern der geselligen Bildung stark im Schwunge war und von denen es die Römer annahmen. Beide Völker hatten den Gebrauch, nach vollendetem Opfer in dem Tempel eine Gasterei zu halten und einander zum Lobe der Götter und der verstorbenen Helden zuzutrinken. Sie pflegten auch den Göttern flache, mit Wein gefüllte Schalen auf den Händen vorzuhalten und sie auf denselben an die Knie zu stoßen, wovon vermuthlich das noch gebräuchliche Anstoßen der Gläser bei dem Gesundheitstrinken seinen Ursprung genommen hat. Nach verrichteter Mahlzeit wurde auch eine mit Wein angefüllte Schale oder ein Becher von Erz auf die Tafel, cottabus genannt, gesetzt, an welche die Gäste mit ihren kleinen Bechern stießen, welches einen Klang von sich gab. Dieß nannten sie cottabum facere, wir nennen es in besseren Zirkeln Choquiren oder mit den Gläsern anstoßen.

Die Engländer nennen den Akt des Zutrinkens Toast (spr. tost) und von ihnen ist diese Benennung zum konventionellen Ausdruck aller gebildeten Nationen geworden. Das Wort kommt von der gerösteten Brotschnitte (toasts) her, welche man in England in die Bierkannen legt, und die demjenigen bleibt, der den Bodensatz trinkt.

Das Anstoßen und Zutrinken ist an sich nichts anderes, als eine Erfindung, wozu das starke Trinken Gelegenheit gegeben hat, denn in welchem Zusammenhange steht unser Wohl und unser Wohlbefinden mit dem Trinken eines Andern? — Des dabei häufig eingetretenen Mißbrauches wegen ist auch mehrmalen das Anstoßen und Gesundheitstrinken verboten worden, und in Preußen ist noch am 31. März 1718 ein scharfes Edikt gegen das Vollsaufen und Gesundheitstrinken ergangen, worin verordnet wurde, daß Niemand sich unterstehen soll, eine Gesundheit auszubringen oder anzunehmen.

Soweit ist es in Wien nun wohl noch nicht gekommen; jeden Falls jedoch rathen wir den Anstoßern immerhin an, sich bei dem Zutrinken des Zuvieltrinkens zu enthalten.

Es hat sich übrigens bei dem Zutrinken noch eine andere Gewohnheit erhalten, die auch heut zu Tage noch, obgleich nur scherzweise an den Tag kommt, es ist das Zutrinken bis zur Nagelprobe. (Sieh. das.)

Antiquitäten-Sammlungen.

Wien ist an Alterthümern, besonders an vaterländischen ungemein reich. Man findet deren nicht nur in reicher Fülle im k. k. Münz- und Antikenkabinete (sieh. das.), sondern auch an vielen andern Orten, z. B. in den unterirdischen Hallen des Theseus-Tempels, im Stiegenhause der Hofbibliothek u. a. m., sondern auch in mehreren Privat-Sammlungen, unter welchen die fürstlich-Esterhazy'sche zu Mariahilf (42) eine vorzügliche Stelle behaupter.

Sie enthält vorzüglich römische, ungarische und siebenbürgische Münzen, besonders reichhaltig und vollständig ist die Sammlung der letzteren. Unter den vielen Alterthümern sind zwei Räder eines römischen Triumph-Wagens sehr merkwürdig, welche aus Erz im Ganzen gegossen sind und

in Siebenbürgen gefunden wurden. Ferner schöne metallene und steinerne Büsten und viele seltene Waffen, worunter mehrere alte tartarische und ungarische begriffen sind.

Antonsgrotte (Die)

ist ein interessanter Punkt des schönen Helenenthales bei Baden.

Diese sehenswerthe Höhle liegt zwischen dem Ruinenberge Scharfeneck und den Krainerhütten in einem der unteren Gründe des Badner Lindkogels (Lindenkogels) tief im Waldgebüsch verborgen. Sie führte in früheren Zeiten den Namen der Königsgrotte, unter welchem sie in älteren Beschreibungen und Situationsplänen vorkömmt, und wurde dem verstorbenen Erzherzog Anton zu Ehren nach ihm genannt, weil dieser Fürst zu den größten Verehrern und Wohlthätern von Baden und seiner Umgebung gezählt werden muß, der besonders die verschiedenen, höchstpittoresken Partien des Helenenthales durch bequeme Pfade zugängig machte und mit einander verband, zu welchem auch der Zugang zu dieser, bis dahin wenig besuchten merkwürdigen Grotte gehört.

Sie ist geräumig und hat das Besondere, daß ihre steinerne Decke eingestürzt ist und den Mittelpunkt der Höhle einnimmt, wo sie einen unförmigen, massiven Tisch zu bilden scheint. Durch die dadurch entstandene große Öffnung fällt das Licht in den Felsenkessel, der dadurch wenig geeignet ist, bei eintretenden Regengüssen den Lustwandelnden zu einem Zufluchtsorte gegen die Unbilden des Jupiter Pluvius dienen zu können.

Ein reisender Gastronom, — vielleicht war es der Verfasser des einst so sehr en vogue gewesenen Almanac des Gourmands, verglich die Höhle ihrer merkwürdigen Gestaltung wegen mit einer Riesen-Pastete, deren Deckel eingestürzt ist.

Dieser materiellen Vergleichung wollen wir aber eine spirituelle in Gestalt einer Legende entgegensetzen, die schon der Art wegen, wie sie die Allmacht Gottes versinnlicht, aufbewahrt zu werden verdient.

„Es liegt ein großer Stein,
Der wohl so schwer kann sein,
Daß hundert Pferd' ihn nicht vom Platz bewegen;
Und wem daran gelegen,
Der Sache auf den Grund zu kommen,
Dem dien' zu Nutz und Frommen:
Er liegt in einem Wald, das Wolfsthal genannt,
Wie Jeder weiß, der dort herum bekannt.

Von diesem Stein thut man sagen,
Daß sich, in grauer Vorwelt Tagen,
Mit ihm der böse Feind ergetzt,
Und ihn als Spielwerk auf den Kopf gesetzt.
Er trug ihn leicht, wie einen Sommerhut
Und ging umher mit kühnem Frevelmuth.

Wer kann, spricht er, gleich mir den schweren Stein bezwingen?
Selbst Ihm, der ihn gemacht, wird's nicht so leicht gelingen;
Er läßt ihn ruhen, wo er ruht,
Obwohl er groß mit seiner Stärke thut.

Da tritt zu ihm, in lichter Strahlen Schein,
Der Höllenbrut Bezwinger,
Und steckt den schweren Stein
Sich an den kleinen Finger.

Geblendet und beschämt entweicht der Feind zur Hölle,
Und nimmer sieht man ihn hinfort an dieser Stelle.
Doch heut zu Tag' noch schaut man klar,
Wo einst der Kopf des Teufels war,
Und unsers Herrgott's Finger.

Anubis zu Schalaburg.

Es ist bekannt, daß der Anubis eine ägyptische Gottheit ist und für den Sohn des Osiris und der Nephtis, die ihn nach der Geburt aussetzte, gehalten wird. Isis, des Osiris Gemahlin, erfuhr es, ließ das Kind durch Hunde aufsuchen und erzog es.

Darum waren ihm die Hunde heilig; auch wird er mit einem Hundekopf abgebildet, woher sein griechischer Name Kynokephalos herrührt; er ist der Genius des Hundssterns, Sirius, als solcher Hüter der kuhköpfigen Isis und Wächter der leuchtenden Heerden des Firmaments.

Man wird fragen, was dieser ägyptische Götze mit dem schönen, alten und ausgedehnten Schloße Schalaburg in Nieder-Österreich gemein hat, das zwischen St. Pölten und Melk, hinter dem Markte Loosdorf, zwischen der reißenden Bielach und dem Flüßchen Mank auf einem ziemlich hohen, waldbewachsenen Berge sich stolz erhebt.

Unter den vielen Figuren, die am Gesimse im großen Hofe dieser Burg in der kunstliebenden Zeit ihrer Erweiterung angebracht wurden, erblickt man zwischen zwei männlichen Büsten einen braunen Hundekopf auf einem menschlichen Körper und darunter das Losensteinische Wapen, welches Geschlecht durch längere Zeit im Besitze des Schloßes war.

Ein Alterthumsforscher wollte in diesem Hundekopf den ägyptischen Anubis erkennen; ihn widerlegen aber unzählige Gründe, unter welchen auch eine in der ganzen dortigen Gegend verbreitete Sage nicht den letzten Platz verdient.

Diese erzählt von einem im Schloße Schalaburg auf die Welt gekommenen Herrn aus dem Grafenhause der Losensteine, der auf einem menschlichen Rumpfe einen Hundekopf und auch Hundepfoten gehabt und wegen seiner thierischen Wildheit, in welcher er besonders gegen das vormals höher als heute geachtete schöne Geschlecht aller ritterlichen Artigkeit vergaß, von seinen Angehörigen an einer silbernen Kette in einem kleinen Gemache, das noch im Schloße gezeigt wird, verwahrt worden sein soll. Nach seinem Tode dürfte diesem Ungetüm das Denkmal in der Pfarrkirche zu Alland mit seiner Abbildung gesetzt worden sein.

Strengere Geschichtforscher behaupten dagegen, die Sage von dem Schalaburg'schen Anubis rühre von dem Wapen des Losenstein'schen Geschlechtes her, welches von den Herren von Steier abstammt und daher einen Panther im Schilde hatte, der durch die ungeschickte Hand eines Steinmetz oder durch eine irrige Auslegung die Gestalt eines Hundes erhielt.

Anzbacher Fackeldocht (Der).

Die Kirche dieses zur Herrschaft Neu-Lengbach im V. O. W. W. gehörenden Dorfes ist, wie der größte Theil der dortigen Gegend, von den türkischen Raubhorden 1683 schwer heimgesucht worden. Von dieser Zeit her zeigt man im Oratorium des Gotteshauses noch den Docht einer Wachsfackel, welche die Türken in die Kanzel gesteckt hatten, um die Kirche in Flammen aufgehen zu lassen. Ihre Absicht wurde aber vereitelt. Die Barbaren mußten abziehen und die Fackel brannte nicht fort, sondern das Wachs lief geschmolzen ganz am Dochte herab und verbrannte nur die Kanzel.

Alte Leute im Dorfe behaupten, die schwarz gebrannte Kanzel, wovon in der Sakristei eine Abbildung vorhanden ist, noch gesehen zu haben.

Apaffi's Säbel und Streitkolbe
in der k. k. Schatzkammer.

Der Säbel (Pussikan) und die Streitkolbe (Bozdigany) des letzten Fürsten von Siebenbürgen, Michael Apaffi II., welche sich in der k. k. Schatzkammer befinden, werden ihrer staatspolitischen Wichtigkeit wegen zu den interessantesten Stücken derselben gezählt.

Auf einem dem Säbel angeklebten Zettel liest man: „Dieser Säbel (Pussikan)

ist von dem türkischen Kaiser dem jungen Michael Apaffi in Signum principatus Transylvaniae gegeben, von ihm, Apaffi aber zu Füßen Ihro römischen kais. Majestät, cum plena resignatione aller auf gedachtes Fürstenthum Siebenbürgen etwa habenden Prätensionen Anno 1701 gelegt worden." — Einige Nachrichten über den Fürstenwechsel dieses Landes werden die Bedeutenheit dieser Insignien in ein helleres Licht stellen. —

Da die Beherrscher Siebenbürgens sich nicht in der Lage befanden, den innerlichen Unruhen oder den Türken Widerstand leisten zu können, nahmen sie ihre Zuflucht bei den ungarischen Königen und dem römisch-deutschen Kaiser, welchen sie den Besitz eines Landes anboten, das sie außer Stande waren, zu vertheidigen. Bereits 1551 überließ die Königin Elisabeth (Isabella), Witwe des Johann Zapolia, Gegen-Königs von Ungarn und Fürsten von Siebenbürgen, im Namen Johann Sigmund's, ihres einzigen Sohnes, dem ungarischen Könige und nachherigen Kaiser Ferdinand I. das Fürstenthum gegen Zuweisung der Fürstenthümer Oppeln und Rabitor in Schlesien. Die siebenbürgischen Landstände, besonders die Szeckler, riefen die Königin und ihren Sohn zurück und wählten nach dessem Tode den Stephan Bathori von Somlyo zu ihrem Fürsten, welchen Maximilian II. anerkannte.

Im J. 1597 trat Fürst Sigismund Bathori das Land Rudolph II. abermals gegen die obigen zwei Herzogthümer ab. — Da er es aber bald bereute, so setzte er sich wieder in den Besitz des Landes, bis ihn der Kaiser (1602) daraus vertrieb. Es gelang diesem jedoch nicht, das Land ruhig zu besitzen; Stephan Bocskai, ein Bruder der Mutter des Fürsten Sigismund Bathory, machte ihm nicht nur den Besitz des Fürstenthums, sondern auch Ungarn streitig. In dem Vertrage, welchen Rudolph II. und Bocskai 1606 geschlossen hatten, wurde festgesetzt, daß Siebenbürgen nach dem Tode des Bocskai dem Kaiserhause anheim fallen solle; allein die Landstände wählten den Sigismund Rakotzi zum Fürsten und der Kaiser schwieg, um einem Krieg mit den Türken, gegen welche Siebenbürgen zinspflichtig war, auszuweichen.

Dem Fürsten Sigismund Rakotzi folgten: Gabriel Bathori von Bathor, aus dem ältesten Zweige dieses berühmten Geschlechtes, dann Gabriel Bethlen, Georg Rakotzi I., Georg Rakotzi II., Johann Kemeny, Michael Apaffi I. und Michael Apaffi II., welchen Emerich Tököli, von den Türken unterstützt, verdrängen wollte.

Endlich kam die Zeit, wo Österreich ein anderes Verfahren annehmen mußte. Leopold I. faßte den Entschluß, seine Ansprüche, welche von den mit der Königin Elisabeth, mit Sigismund Bathori und mit Stephan Bocskai errichteten Verträgen herrührten, geltend zu machen.

Im J. 1696 wurde Fürst Apaffi I. mit seiner Gemahlin Katharina Bethlen nach Wien eingeladen, wo er sich entschloß, die ihm von Seite des kaiserlichen Hofes gemachten Anträge anzunehmen. Er wurde zum Fürsten des heiligen römisch-deutschen Reiches ernannt und trat dem Kaiser das Land mit allen seinen darin liegenden Stammgütern, gegen einen Jahrgehalt von 10,000 Ducaten und einige deutsche Ländereien ab, indem er zugleich die Insignien seiner fürstlichen Würde, nämlich den Säbel und die Streitkolbe (Bozdigany) sammt dem Bestätigungsbriefe, den er 1684 von dem türkischen Sultan erhalten hatte, zum Beweise seiner Unterwürfigkeit auslieferte.

Seitdem blieb, obgleich die Mißvergnügten den Franz Leopold Rakotzi im August 1704, auf einem Landtage zu Wasserburg, zum Fürsten erwählt hatten, Siebenbürgen dem Kaiserhause unterworfen,

wurde von Ungarn abgesondert verwaltet und zum Großfürstenthum erhoben.

Apfelkreuz.

Zu den hundertfältigen Kreuzformen gehört auch jene des Apfel- oder Kugelstabkreuzes, welches an den vier Enden mit Äpfeln oder Kugeln versehen ist:

Ein solches Kreuz war das Abzeichen des Ordens der Nächstenliebe, — Ordre de l'amour du prochain, — welchen im J. 1708 die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1691, † 1750), Gemahlin Kaiser Carl's VI. und Mutter der großen Theresia gestiftet hat. Die Ritter trugen an einem rothen Bande im Knopfloche ein goldenes, emaillirtes Apfelkreuz mit der Inschrift: **Amor proximi.** Der Orden war von kurzer Dauer und wurde gewöhnlich kurzweg das Apfelkreuz genannt. Diese Fürstin ist auch die Stifterin des noch bestehenden Elisabeth-Ordens.

Apollo-Saal.

Dieser bisher an Großartigkeit noch unerreichte öffentliche Saal erhob seine stolzen, prachtvollen Räume in der Zieglergasse der Vorstadt Schottenfeld, im Hause Nr. 113. Der bekannte, geschickte Mechaniker Wolfsohn war sein Schöpfer, und der Tag der Eröffnung der 10. Jänner 1808 gegen einen Eintrittspreis von zehn Gulden in damaligen Bankozetteln für eine Person.

Dieser feenartige Unterhaltungsort riß in der That bis zum Entzücken hin, denn er strotzte von Originalität, Abwechslung und Reichthum.

Selbst natürliche Bäume und Blumen, wirkliche Wasserfälle und Grotten mit Bassins, worauf lebendige Schwäne schwammen, waren vorhanden und in der rauhesten Winterszeit wanderte man hier in einem duftenden Blumengarten.

Alle diese Herrlichkeiten konnten von der die ganze Breite des Saales einnehmenden Terrasse gleich beim ersten Eintritte mit einem Blicke überschaut werden. Die Länge des Haupt- oder Tanzsaales betrug 112 Mannsschritte.

Eine der glänzendsten Ballnächte des Apollosaals war jene des 5. März 1810, an welchem Tage der französische Großbotschafter Berthier, Prinz von Neuchatel seinen Einzug in Wien gehalten hatte und Abends im Gefolge des Kaisers Franz I. und der Erzherzoge diesen Saal besuchte.

Dieses ausgedehnte Lokale ging nach einigen Jahren an andere Eigenthümer über und büßte nach und nach an Raumhältigkeit und Eleganz ein; die bedeutendste Veränderung fällt in das Jahr 1819, seit welcher Zeit es zwar noch zu öffentlichen Bällen verwendet wurde, die aber nur ein schwacher Abglanz der vorigen Herrlichkeit waren.

Jetzt wird dieser einst so glänzende Schauplatz des Tanzes und der Lebenslust zum Fabriksorte von Kerzen verwendet, die als gräßliche Ironie seiner vorigen Bestimmung von ihm den Namen der Apollo-Kerzen erhielten.

An jener Stelle, wo einst der großartigste Unterhaltungsort Europa's stand, befindet sich jetzt die großartigste Kerzenfabrik! Imposant ist der schöne, im großartigen Style gehaltene Sitzungssaal, zu dem die ehemalige Terrasse am Eingange verwendet worden ist. Neben einer eleganten Einrichtung prangt das Bildniß des Kaisers unter einem roth sammtenen Baldachine. Von da aus betritt man die Laboratorien, in welchen die regste Thätigkeit herrscht. Hier befindet sich ein großes Behältniß, in welchem das Unschlitt mit Kalkwasser gesotten wird, und eine sehr harte Masse (Kalkseife) bildet.

In zwei anderen fast eben so großen Behältnissen wird es mit Säuren zersetzt, damit sich der Fettstoff (in der technischen Bezeichnung „Eloin“ genannt), vom Stearin leicht absondern lasse. Nebstbei findet man hier die Apparate zur Läuterung des Stearins, so wie die kalten und warmen Pressen, wo alle diese Funktionen vor sich gehen.

Eine große Thür führt in den hellerleuchteten Saal, — den ehemaligen Speisesaal, wo gegen 300 Individuen in voller Thätigkeit sind. Auf dem Orchester werden die Dochte gesponnen, und unfern vom Eingange wird der flüssige Stearin in die Formen gegossen, hierauf heraus genommen, geputzt und verpackt. Man findet hier Kerzen von der Größe der russischen Kirchenkerzen, deren eine über zwanzig Pfund wiegt.

Apotheken.

Die erste förmliche Apotheker-Ordnung für Wien erließ Ferdinand I. am 12. Jänner 1564, seinem Todesjahre. Damals bestanden nur sechs bürgerliche Apotheken, die in Deutschland einen guten Ruf hatten und sich nach ihm auf zehn vermehrten.

Diese Ordnung vermehrte und erläuterte Rudoph II. am 15. Jänner 1602 und Ferdinand III. am 8. Mai 1644.

Gegen Ende der Regierung Carl's VI. (1730) bestanden in Wien nur 12 Apotheken, es waren folgende: zum schwarzen Adler, zum schwarzen Bär, zum schwarzen Mohr, zum weißen Engel, zum weißen Storch, zum goldenen Hirsch, zum goldenen Greif, zur goldenen Krone, zum goldenen Löwen, zum rothen Krebs, zum Tiger und zum heil. Geist im Bürgerspital. Überdies hatten auch die Jesuiten eine, und in den Vorstädten war eine in der Leopoldstadt bei den barmherzigen Brüdern, eine zu St. Ulrich und eine auf der Wieden.

Unter Joseph II. wurde das Gremium der Apotheker wegen beträchtlicher Bevortheilungen des Ärars aufgehoben und erst unter Franz II. durften sie vermöge Hofresolution vom 11. Juni 1796 inner der Linien wieder ein eigenes Gremium bilden.

Mit Regierungsdekret vom 17. Dezemb. desselben Jahres wurde ihnen streng untersagt, — „nach eigener Einsicht oder auf Geheiß bürgerl. Chirurgen heftige Brech- Abführungs- oder Ableitungs-Mittel, Merkurialien, Opiate oder giftartige Waaren ohne Vorschrift eines befugten Arztes hinauszugeben; ja sie werden sogar verhalten, eigene Protokolle über alle diejenigen zu führen, welche Gifte abnehmen, die Namen der zur Beglaubigung unterfertigten Ärzte genau zu registriren, und diese Verzeichnisse der höheren Behörde zur Einsicht vorzulegen.“

Gegenwärtig bestehen in der inneren Stadt 17 Apotheken, unter welchen die Hofapotheke in der Augustinergasse den ersten Rang behauptet.

Von den Vorstädten hat die Wieden drei, Mariahilf und die Leopoldstadt jede zwei Apotheken, darunter jene im Kloster der barmherzigen Brüder. In den folgenden Vorstädten findet man 25 Apotheken: Neustift, Jägerzeile, Neubau, Josephstadt, Lichtenthal, Hundsthurm, Spitelberg, Roßau, Laimgrube, Landstraße, St. Ulrich, Erdberg, Schottenfeld, Alservorstadt, Margarethen und Gumpendorf. Außer den Linien in der Nähe bestehen deren sechs und zwar eine im Braunhirschengrund und ebenso in Döbling, Hietzing, Hernals, Meidling und Neu-Lerchenfeld.

Arbeits- und Besserungs-Anstalt.

Die k. k. A. u. B. A. in der Krongasse der Vorstadt Windmühle (17)

ist das größte Haus jener Vorstadt. Es ward 1804 auf Befehl Franz I. in dem alten Klostergebäude der aufgehobenen Carmeliten errichtet. Es ist kein Strafhaus, sondern eine Anstalt, in welche gemeine Müssiggänger, arbeitscheue Bettler und erwerblose Leute auf unbestimmte Zeit gebracht werden, um zur Arbeit angehalten und in den Pflichten der Moral und Religion unterrichtet zu werden.

Auch können arme Leute da eintreten und gegen Bezahlung Arbeit finden.

Damit ist eine Corrections-Anstalt für ausgeartete junge Leute aus den bessern Ständen verbunden, deren Namen sorgfältig verschwiegen werden.

Arbeits- und Strafhaus (Erstes).

Kurz nach Abschaffung der Juden in der Leopoldstadt (1670) ließ der Magistrat drei Häuser der dort gestandenen aufgehobenen Judenstadt, gegen die Haide gelegen, herrichten, weil die n. ö. Regierung längst gesonnen war, zur Besserung der Sitten und Verminderung der Bettler, ein Arbeitshaus anzulegen.

Leopold I. genehmigte diesen Antrag den 12. Jänner 1671 und ertheilte dem Magistrate die Versicherung, daß, wenn in der Folge diese Anstalt anders wohin verlegt werden sollte, die abgegebenen Häuser der Stadt anheimzufallen haben.

Da es jedoch an Mitteln gebrach, die große Zahl Leute und Kinder, welche darin aufgenommen werden mußten, zu erhalten, so ertheilte der Kaiser dem Magistrate für dieses Haus den 13. Juli 1671 ein Privilegium zur Eröffnung einer Sammlung, über deren eingehende Beiträge ein Buch geführt werden mußte. Auch wurde dem Magistrate bewilligt, von allen öffentlichen Spielen, Glückshäfen und Theatern einen bestimmten Betrag einzuheben, täglich mit vier einspännigen Karren in der Stadt und den Vorstädten Nachmittags das übriggebliebene Essen von den Tischen, und mit gesperrten Büchsen Geldbeiträge zu sammeln, endlich auch Alles, was die Eingeschlossenen mit Spinnen und Krämpeln der Wolle im Hause erwerben würden, auf ihren Unterhalt zu verwenden.

Ebenso erhielt die Anstalt die Mauthfreiheit, die Begünstigung einer abgekürzten Execution bei Eintreibung ihrer Forderungen, das Recht Vermächtnisse und Gaben anzunehmen und damit einen Fond zur Ausstattung ehrlicher Mädchen, dürftiger Fremden u. s. w. zu bilden.

Endlich wurde damals schon verordnet, daß sich Niemand beikommen lasse, diejenigen, welche aus diesem Hause gebessert, in das bürgerliche Leben zurückkehren, zu kränken oder zu verunglimpfen.

Die Herstellung des Zucht- und Arbeitshauses, womit eine Capelle des heiligen Anton verbunden ist, war 1673 vollendet, wie aus der dortigen Aufschrift erhellt:

Imperante Leopoldo
et consule Daniele Lazaro Springer
S. C. M. C.
Disciplinarum hoc
Senatus Populusque Viennensis
erexit
MDCLXXIII.

Die Seelsorge lag der Pfarre St. Leopold ob. Aber schon nach zehn Jahren erlitt das Gebäude bei der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) großen Schaden; es wurde jedoch seiner Bestimmung gemäß wieder hergestellt.

Zur Zeit der Pest 1713 mußte es von den Sträflingen geräumt werden, um in ein Lazareth umgestaltet zu werden. Nach Aufhören der Pest wurde es bloß als Strafort gebraucht. Da jedoch noch immer Knaben, die einer strengen Zucht bedurften, darin aufgenommen wurden, so zeigte sich, daß diese Gemeinschaft mit den übrigen Gefangenen nachtheilig auf die Sitten jener einwirkte. Die Regierung verordnete daher den

9. Jänner 1720 eine strenge Sonderung der Knaben von den Sträflingen.

Mit Patent vom 28. August 1718, welches alle in Wien zur Unterkunft der Bettler bestehenden Plätze und Häuser abschaffte, wurde das Zucht- und Arbeitshaus seiner ursprünglichen Bestimmung wieder gegeben, und zur Unterbringung von Bettlern und Müßiggängern, so wie für Arbeitslose und für Waisen bestimmt. Fremde Bettler und Landstreicher wurden in ihr Vaterland abgeschoben.

Da die Zahl der neuen Bewohner des Hauses sehr groß war, so wurde ein zweites Gebäude mit einem Stockwerke 1726 erbauet und in beiden Abtheilungen Arbeitssäle angelegt, worin Unterricht im Spinnen, Stricken, Tuch- und Kotzenmachen und in der Leinweberei ertheilt wurde. Diesem neuen Hause wurden zwei Oberaufseher vorgesetzt, wovon der eine die Verwaltung der Einkünfte, der andere die Disciplin zu besorgen hatte.

Die Seelsorge lag noch einige Zeit der Pfarre zu St. Leopold ob; die Ertheilung des Religionsunterrichtes aber ließen sich die Jesuiten angelegen sein.

Um der Anstalt einen täglichen Gottesdienst zuzuwenden, stiftete Nikolaus Niedermayer 1728 eine tägliche Messe. Alle Zünfte und Meisterschaften wurden aufgefordert, sich Lehrlinge aus dieser Anstalt zu wählen.

Im J. 1742 hörte die Anstalt auf, ein Aufnahmsort für Waisen zu sein, für welche auf Veranlassung des Domherrn Anton Marxer, eines wahren Menschenfreundes, auf dem Rennwege ein eigenes Haus erbaut wurde. — Von nun an blieb das Arbeitshaus in der Leopoldstadt nur erwachsenen Personen gewidmet.

Archive.

Wien ist ungemein reich an archivalischen Sammlungen, was sich aus der Satzung erklärt, daß jede öffentliche Behörde und jede Anstalt statutenmäßig verpflichtet ist, seine Akten ordnungsmäßig aufzubewahren. Außer den zwei folgenden, einzeln besprochenen Archiven, sind nachstehende die wichtigsten:

des k. k. General-Rechnungs-Direktoriums, Annagasse, 984.
der „ Genie-Kanzlei, am Hof, 421.
„ „ allg. Hofkammer, Johannesgasse, 971.
„ „ vereinigten Hofkanzlei, Wipplingerstr. 384.
„ „ siebenbürg. Hofkanzlei, vordere Schenkenstraße, 48.
„ „ ungrischen Hofkanzlei, vordere Schenkenstraße, 47.
des Musik-Vereins, Tuchlauben, 558.
der Stadt Wien, Wipplingerstraße, 385.

Archiv (Das geheime Haus-, Hof- und Staats-)

befindet sich im ersten Stockwerke des herrlichen Reichskanzlei-Gebäudes, welches einen Theil der Hofburg bildet.

Diese äußerst merkwürdige, kostbare und der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei untergeordnete, überaus reichhaltige Urkunden-Sammlung nimmt jenen Theil des Gebäudes ein, der sich bis zu seiner Haupteinfahrt vom Michaels- auf den Burgplatz erstreckt.

Der eigentliche Gründer dieses Archives ist Maximilian I. Nach den ersten Nachrichten wurden vor ihm die wichtigsten Staatsurkunden in der Burgcapelle aufbewahrt, woher er sie in den nahe dabei gestandenen Wiedmerthurm bringen ließ. Dieser Fürst ließ alle Bibliotheken und Archive durchsehen, um Beiträge zu seinem Archive und eine vollständige Abstammung seines Hauses zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit war es, wo die Hand eines kecken Spottvogels den bekannten Reim an der Kaisersburg schrieb:

„Da Adam hackt' und Eva spann,
Wer war denn da der Edelmann?"

Maximilian selbst, nachdem er diese Zeilen gelesen hatte, schrieb hinzu:

„Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann!"

Maria Theresia centralisirte alle Kronarchive und wies ihnen das gegenwärtige Lokale an. Allein die Ausführung dieser Maßregel vollendete erst der letztverstorbene Kaiser Franz I. Vom Jahre 1802—1812 wurde das Archiv um mehr als das Dreifache vermehrt und in acht Rubriken eingetheilt: der österreichischen, ungarischen, böhmischen, italienischen, lothringischen und galizischen Miscellen und die von dem jeweiligen Regenten der Primogenitur und Chefs des Hauses gefertigten Urkunden.

Nach Auflösung der deutschen Reichskanzlei erhielt das Archiv 1807 eine Erweiterung des Lokales und eine auserlesene Bibliothek, wodurch einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen wurde.

Im Jahre 1818 nahm die wissenschaftliche Bearbeitung der bisher nur auf trockene Extrakte beschränkten Repertorien ihren Anfang. Jede wichtige Urkunde wurde nach ihren graphischen, semiotischen und formularen Haupteigenheiten beschrieben bis zum Jahre 1300, wo diese Kennzeichen in der Regel für die Diplomatik bedeutend zu sein aufhören; dann folgte ein ausführlicher Auszug mit Hinweisung auf den geschichtlichen, staatsrechtlichen, Lehens- oder fiskalischen Gebrauch der Stücke.

Se. Durchl. der Fürst von Metternich ließ in den Jahren 1810 und 1811 die zerstreuten Urkundenschätze aufgehobener Klöster hier sammeln und aufbewahren. Der Zuwachs betrug 10.000 Stücke.

Dieses Archiv ist eines der bedeutendsten und seit der wissenschaftlichen Bearbeitung vielleicht das erste in Europa. Es besitzt die herrliche Sphragidothek (Original-Siegel- und Stampigliensammlung) von dem gelehrten Paduaner Sertorio Ursato begonnen, nach seinem Tode (1678) fortgesetzt vom holländischen Gesandten zu Venedig, Strycker, dann vom Nürnberger Kaufmann Geysel, darauf vom Gelehrten Glafey, der sie erheirathete, und seit 1772 von Franz Paul von Smitmer, der mehr als 30 Komentare und Register darüber verfaßte, und sie auf mehr als 9000 Stücke brachte. Nach Smitmers Tode kam die Sammlung an den geheimen Kabinets-Offizialen, Wenzel Löschner, von welchem sie erkauft wurde.

Archiv (K. K. Kriegs-).

Diese ungemein wichtige Aktensammlung befindet sich auf dem Hof, in dem Hofkriegsraths-Gebäude (421), sie entstand 1801 auf Anordnung des damaligen Hofkriegsraths-Präsidenten Erzherzogs Carl. Sie ist bestimmt, alle auf den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Theil des Kriegs- und Militärwesens sich beziehenden Gegenstände zu sammeln, zu ordnen und aufzubewahren, um diese Materialien zum Studium der Kriegsgeschichte, zur Bearbeitung darauf Bezug habender Werke und zur Vorbereitung für künftige Kriege benützen zu können.

Die reichen Vorräthe dieses Archivs zerfallen in drei Abtheilungen.

Die Erste besteht aus der Bibliothek, welche mehr als sieben tausend Werke mit beinahe 24000 Bänden über alle Zweige der Kriegskunst und ihrer Hülfswissenschaften, (Geographie, Mathematik, Geschichte, Statistik, Reisebeschreibungen u. s. w.) umfaßt. Diese Bibliothek besitzt auch eine reiche Sammlung von Zeitschriften, wobei besonders die Fächer der Länderkunde, der Kriegsgeschichte und der Kriegskunde berücksichtigt werden. Über die vorhandenen Bücher besteht ein systematisch geordneter Katalog und der Eintritt in den Büchersaal ist allen Offizieren, Militär-

beamten, Professoren und distinguirten Personen gestattet.

Die Zweite enthält Charten und Pläne, die entweder gezeichnet oder gestochen sind. Die Charten belaufen sich auf mehrere Tausend in beinahe 3000 Werke und 73 Atlasse.

Original-Manuskripte und Akten, welche sich auf Feldzüge beziehen, bilden die Dritte. Es befinden sich darunter viele und hochwichtige Handschriften, Befehle, Berichte, Verträge u. a. m. der berühmtesten Feldherrn, z. B. Carls von Lothringen, des Prinzen Eugen von Savoyen, Laudon's, Lascy's, des Fürsten Raimund Montecuculi u. a.

Arcieren-Leibgarde.

Sie hieß in früherer Zeit die Hatschierer und bestand aus zwei Abtheilungen, wovon eine zu Fuß und die andere zu Pferd diente. Sie wurde aus verdienten Offizieren gebildet und stand in hohem Ansehen, so daß ein Missethäter, der zum Tode geführt wurde und dem es gelang, die Hellebarde oder den Flügelrock eines Hatschiers zu berühren, an diesem Tage nicht hingerichtet werden durfte, sondern zurückgeführt werden mußte. Daher kommt es auch, daß mehrere Häuser einen Arcieren zum Schilde wählten, z. B. in der Leopoldstadt (91), am Thury (57) u. a. m. Diese Garden hatten den Ritterstand und ihren Begräbnissen traten daher die Hoftrompeter und der Hof-Pauker mit gedämpfter Musik vor, auch folgte ihrem Sarge ein Trauer- und ein Ritterpferd.

Mit der Zeit hatten sich jedoch Handwerksleute in dieses Corps einzuschleichen gewußt, wodurch sein Ansehen so sehr sank, daß Maria Theresia und ihr Gemahl Franz I. sich veranlaßt sahen, es zu reformiren und es ausschließlich in eine adelige Arcieren-Leibgarde zu verwandeln.

Sie ist die älteste Adelgarde und legte den 29. Dezember 1763 in dem ihr als Domizil angewiesenen unteren Belvedere unter ihrem ersten Capitäne, dem Feldmarschalle von Aspremont-Lynden, vor dem Erzherzoge Leopold den Eid der Treue ab.

Den ersten Dienst verrichtete sie bei der Krönung Franz I. zum römischen König 1764 und zählte damals 80 Mann. Ihre damalige Uniform war eine strohfarbene Weste, rother Rock mit goldenen Schlingen und schwarzem Sammt ausgeschlagen; Carabinerriemen und Patrontasche war ebenfalls schwarzer Sammt mit Gold bordirt und das Pferdezeug strohfarbenes Tuch mit Gold gestickt.

Nebst dieser neuen adel. Arc. Garde ließ Maria Theresia die alte Arcierengarde, ungefähr 50 Köpfe stark, fortbestehen; diese war in verschiedenen Häusern der Stadt und der Vorstädte einquartirt. Ihre Uniform war strohfarbene Weste, rother Frack mit schwarzsammtenen Aufschlägen und darüber schwarze Flügelröcke mit gelbseidenen Borden. Sie diente zu Fuß bei öffentlichen Kirchengängen, wo sie mit der Hellebarde an der rechten Schulter den Hof auf der rechten Seite umgab.

Die heutige Garde ist mit den übrigen Leibgarden zur nächsten Bewachung der Personen des Kaisers und der Kaiserin und zur Begleitung derselben bei Gelegenheit, wo sie im Glanze der Majestät erscheinen, bestimmt. Sie hat daher eine Uniform für den gewöhnlichen und eine Galla-Uniform für den außerordentlichen Dienst. Die Garde ist bloß aus Generalen, Stabs- und Ober-Offizieren der Armee zusammengesetzt und wird aus dieser ergänzt. Außer dem Stabe besteht sie aus vier Garde-Second-Wachtmeistern (Majors und Rittmeister in der Armee), aus vier Vice-Second-Wachtmeistern (Rittmeister in d. A.) und 55 Gar-

den, (Rittmeister, Ober- und Unterlieutenants in der A.)

Die Uniform ist scharlach reich mit Gold, sie reiten herrliche Rappen, die ihnen von Militär-Anstalten jedesmal geliefert werden.

Arist (Der Wiener-).

Ein älterer Skizzenschreiber hat uns unter obigem Namen folgendes Bild eines Griesgrams, oder populär gesagt, eines Verdruß-Narren aufbewahrt, welches der Vergessenheit entzogen zu werden verdient.

„Herr Arist kann den Regen nicht leiden, weil er Koth macht, die Sonne nicht, weil sie brennt und den Wind nicht, weil er Staub erregt.

Er fährt zwar gern spazieren, will aber nicht, daß andere Leute fahren, wenn er zu Fuß geht.

Speiset er in einem Gasthause, so gefällt ihm entweder die Gesellschaft nicht, oder es eckelt ihm vor den Speisen, und ißt er bei einem Freund, so ärgert er sich, daß er essen muß, was man ihm vorsetzt.

Ins Theater ging er gern; aber es verdrießt ihn, daß er warten muß, bis das Stück anfängt.

Die Redoute besucht er nie ohne Verdruß. Ist sie leer, so hat er lange Weile, und ist sie voll, so wird er gedrückt.

Die Laternen kann er nicht leiden, weil sie ihm zu finster brennen, den Mond nicht, weil er zu hell macht und weil er Abends nicht gekannt sein will.

Im ersten und zweiten Stock wohnt er nicht gern, weil er zu wenig Luft hat, und im dritten und vierten nicht, weil es zu hoch ist.

Das alte Pflaster in Wien ist ihm zu holpericht, und das neue zu schlüpfrig.

Es verdrießt ihn, länger ledig zu sein, weil er gern Leibeserben hätte; aber es verdrießt ihn auch zu heirathen, weil er fürchtet, daß ihm die Kinder Verdruß machen werden.

Er wird toll, wenn seine Bekannten bei ihm vorbeigehen, ohne ihn zu grüßen; aber es verdrießt ihn auch, wenn sie es thun, weil er ihnen dann danken muß.

Es verdrießt ihn, daß er nichts versteht; aber es verdrießt ihn auch etwas zu lernen. —

Endlich verdrießt es ihn, daß er lebt; aber es verdrießt ihn auch, daß er sterben soll.“

Armenhaus-Münze.

Das heutige allgemeine Krankenhaus in der Alservorstadt war ursprünglich zur Unterkunft der Armen bestimmt. Unter Carl VI. 1733 bestand dasselbe aus 5 Höfen, welche einer Anzahl von 5000 Menschen eine bequeme Wohnung darboten; damals befanden sich 3000 daselbst. Später kamen noch zwei Höfe dazu, wodurch diese Anstalt das Ansehen einer kleinen Stadt erhielt.

Um aber den Bewohnern derselben nicht Gelegenheit zu geben, auszulaufen und das Publikum mit Betteln zu belästigen, waren darin zwei Kaufmanns-, ein Tabak- und andere Gewölbe errichtet, worin man Alles, was zum menschlichen Leben nöthig ist, erhalten konnte; und um die Versorgten in den Stand zu setzen, alle ihre Bedürfnisse im Hause selbst und nicht außer demselben kaufen zu können, bekamen sie eine besonders für sie aus Kupfer geprägte Münze, für welche die Hauskaufleute, Wirthe, Bäcker, Fleischhauer u. s. w., von dem Verwalter der Anstalt alle Monate gewöhnliches Silbergeld erhielten.

Eine solche Münze findet man in Gensau's Geschichte Wiens abgebildet

Armen-Pflege.

Die Armen-Pflege war in Wien und Österreich von jeher ein Gegenstand der väterlichen Obsorge der Staatsverwaltung. Maria Theresia aber gebührt neben so

vielen andern Ehrennamen insbesondere auch jener einer Mutter der Armen, denn sie widmete denselben sogar die Herrschaft und das kais. Schloß Ebersdorf, welches davon den Namen des Lustschloßes der Armuth erhielt. Unter ihrer Regierung wurden (1745) die Armen verpflegt: 1. Zu Ebersdorf, 2. am Rennweg unweit St. Marx in dem Waisenhause oder sogenannten Spital zu unserer lieben Frau, 3. in dem kurz vorher von dem Magistrate ganz neu mit einer Kirche versehenen Sonnenhof in Margarethen, 4. in den Grundspitälern zu Mariahilf, St. Ulrich untern Guts, Alt= und Neulerchenfeld, Lichtenthal, Spitelberg ꝛc., wo mehrere alte Männer und Weiber verpflegt wurden, 5. in dem Contumazhof und dem Bäckenhäusel, wohin die Unheilbaren und die mit ekelhaften Schäden Behafteten geschafft wurden, welche dem Publikum nicht mehr unter die Augen kamen, und die früher in Kirchen, Häusern und Gässen zum Ekel besonders schwangerer Frauen zu sehen waren, 6. im erzbischöfl. Kollonitsch'schen Garten in der Leopoldstadt, wo Blinde und vom Schlage Gerührte, alte Männer und Weiber aufgenommen wurden. 7. Zu St. Marx wurden auch die Hinfallenden geflegt, endlich 8. wurden in dem Arbeitshause die schubmäßigen Bettler bis zur Zeit ihrer Abschiebung mit Arbeit versehen und ernährt.

Hinsichtlich des Schlosses und der Herrschaft Ebersdorf ist zu bemerken, daß die Kaiserin dieses schöne Besitzthum ganz zum Nutzen der Armuth und der Abstellung des unter dem Vorwande des Bettelns überhand genommenen Müssiggangs gewidmet hatte. Die dort untergebrachten Armen waren in drei Classen eingetheilt. Zur Ersten gehörten jene, welche Alters oder Gebrechlichkeit halber nicht arbeiten konnten, und welche mit allem Nothwendigen versehen wurden. Die Zweite machten diejenigen aus, welche ihren Unterhalt nur zum Theil verdienen konnten und so viel bezahlt erhielten, daß sie, nebst freiem Genuße der Wohnung, des Bettes, der Kleidung, der Wäsche und des Lichtes, so hoch zu stehen kamen, als es die patentmäßige Verpflegung auswies. Die Dritte bestand aus Personen, welche sich durch Arbeit selbst ernähren konnten und sich nebst der ganzen Verpflegung noch täglich 8 — 10 Kreuzer ersparen konnten.

Joseph II. brachte die wichtige Pflege der Armen in eine geregelte Ordnung, besonders in Wien, indem er 1783 das Armen=Institut errichtete, welches die bedeutendste Anstalt dieser Art im Kaiserthume ist. Es besitzt ein Stammvermögen von mehr als 800,000 Gulden. Nur in Wien geborne oder durch einen zehnjährigen Aufenthalt eingebürgerte Dürftige haben auf Unterstützung daraus Anspruch. Diese bestehen in täglichen Betheilungen für alte, erwerbsunfähige Personen auf Lebensdauer und für Kinder bis zwölf Jahren. Auch ist damit der Bezug unentgeldlicher Arzeneien verbunden. Gänzlich Erwerbunfähige werden in ein Versorgungshaus oder in ein Grundspital aufgenommen.

Verarmte Bürger und Bürgerinnen erhalten aus der Bürgerlade oder aus dem Bürgerspitalsfonde eine tägliche Gabe; die Gebrechlichsten werden in das Bürgerspital untergebracht.

Die Verwaltung des Armen=Institutes ist in 33 Pfarrbezirke eingetheilt, deren natürliche Vorsteher die Pfarrer sind. Es theilen jedoch mit ihm die Armen=Bezirksdirektoren, die Rechnungsführer, die Cassenverwalter und die Armenväter die Geschäfte. Die letzteren besorgen in ihren Bezirken die Sammlungen und nehmen die Umstände der Hülfsbedürftigen in eigenen Abhörbogen auf.

Diese werden dann von 14 zu 14 Ta=

gen mit einem Hauptberichte dem Magistrate eingesendet, welche darüber entscheidet.

Am 1. Juni 1842 wurde dem Magistrate die Leitung des gesammten Armenwesens der Stadt und der, zu ihrem Armenbezirke gehörigen Gemeinden außer den Linien, so wie die von der Landesregierung seit Aufhebung der Stadthauptmannschaft (1. Jänner 1820) besorgte Verwaltung der Versorgungshäuser in der Währingergasse, am Alserbache und am Neubau, und außer Wien zu Mauerbach, zu St. Andrä und zu Ybs, in so fern sie als nach Wien gehörige Lokalanstalten zu betrachten sind, übergeben. Zugleich wurde verordnet, daß die bestandenen verschiedenen Armenfonde in Zukunft **einen** Fond, unter der Benennung „allgemeiner Versorgungsfond“ bilden soll.

Nach ämtlichen Nachweisungen sind im Jahre 1842 in Wien 73,905 Arme mit 1,397,222 Gulden Conv. Münze unterstützt worden.

Armenseelen-Hilfsversammlung.

Im Jahre 1701 stand bei dem Hutmacher Joh. Weidlåner ein Geselle, Georg Kurz genannt, in Arbeit. Dieser widmete täglich Abends eine kurze Zeit dem Gebete, zum Troste der armen Seelen, welches zur Folge hatte, daß der Meister, die Meisterin und alle Hausleute bald seinem Beispiele folgten. Sie kamen auch überein, daß jeder dieser kleinen Versammlung wöchentlich einen Kreuzer beitragen soll, um eine Messe für die Abgestorbenen lesen zu lassen.

Im J. 1703 gesellten sich zu diesem Vereine einige Handlungsdiener, wodurch sich die Zahl der Messen vermehrte. Kurz trat darauf in den geistlichen Stand, und bei seinem Austritte war die Gesellschaft so zahlreich, daß täglich eine Messe auf dem Sebastiansaltar der Domkirche gelesen werden konnte. Im Jahre 1780 belief sich die Zahl der jährlichen Messen auf 3000.

Unter Joseph II. wurde dieser Fond anderen Kirchenzwecken gewidmet.

Armensünder-Gäßchen (Das)

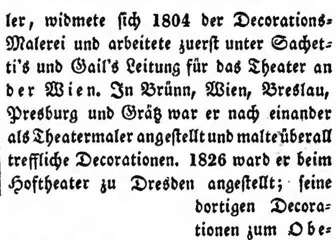
in der Vorstadt Weißgärber, nicht weit von der Franzensbrücke, wird aus drei kleinen Häusern (14, 15, 16) gebildet; es ist schmal und düster und erhielt seinen traurigen Namen von der nahe liegenden Gänseweide, welche bis vor einem Vierteljahrhunderte die Stätte der militärischen Hinrichtungen war, und wo früher die Scheiterhaufen loderten, welche die wegen Mordbrennerei, Hexerei und Zauberei zum Tode Verurtheilten verzehrten.

Es war zu erwarten, daß nicht nur die Lage, sondern auch der Name dieses Gäßchens in manchem Leichtgläubigen abenteuerliche Ideen erzeugen werde. Noch unlängst lebte in seiner Umgebung ein altes Mütterchen, die fix und fest behauptete, daß, wenn mehrere Personen gleichzeitig in ungerader Zahl eine und dieselbe Gasse betreten, einer davon binnen Jahresfrist irgend ein Unfall zustoße. Ganz vorzüglich sei dieß aber bei diesem Armensünder-Gäßchen der Fall, was sie durch viele selbst erlebte Beispiele zu belegen wußte. Diesem sei ein Kind gestorben, Jener habe einen großen Geldverlust gehabt; eine Nachbarin sei zur Witwe, eine andere vor der Zeit Mutter geworden.

So oft das Mütterchen das unheimliche Gäßchen betreten mußte, zählte es, bevor es einen Fuß vorwärts setzte, jedes Mal sehr genau die darin sich ergehenden Personen und schritt nicht eher vor, als bis darin eine gerade Menschenzahl vorhanden war, wozu es nöthigen Falls den ersten besten Vorübergehenden in Anspruch nahm.

Ähnliche Volksmeinungen sind auch in andern Sädten, in welchen sich unreinliche,

schiefwinkelige und enge Gäßchen, die noch dazu durch die Mauerschwärze der Häuser das Gepräge eines hohen Alters haben, gang und gäbe; was insbesondere in *Prag* der Fall ist, wo in der Altstadt ein Gäßchen gezeigt wird, wovon man behauptet, daß, so oft eine ungerade Menschenzahl sich darin befindet jene Person, durch welche die ungerade Zahl hervorgebracht wird, alsogleich ganz *verschwinde* und nie mehr zum Vorschein komme. — Hier ist offenbar roher Aberglaube, während unsere Bewohnerin der *Gänseweide* mit ihrem Glauben nicht ganz Unrecht hat; denn die Annahme, daß von mehreren Menschen, die sich zu gleicher Zeit an einem Orte beisammen befinden, *einem* ein Mißgeschick in Jahresfrist zustoßen werde, ist eine natürliche, in dem gewöhnlichen menschlichen Lebenslaufe gegründete Sache; man kann bei der alten Frau sich daher nur an dem Zusatze der *ungeraden Zahl* stoßen.





Armuth (Lustschloß der).

Siehe Armen-Pflege.

Arrigoni (Anton)

geboren zu Wien 1789, machte auf der hiesigen Kunstakademie seine Studien als Maler, widmete sich 1804 der Decorations-Malerei und arbeitete zuerst unter Sachetti's und Gail's Leitung für das Theater an *der Wien*. In Brünn, Wien, Breslau, Presburg und Grätz war er nach einander als Theatermaler angestellt und malte überall treffliche Decorationen. 1826 ward er beim Hoftheater zu Dresden angestellt; seine dortigen Decorationen zum *Oberon*, zur *Libella*, zu den *Hugenotten* rc. dürfen sich den besten in diesem Fache zur Seite stellen und haben *wahren* Kunstwerth. Das neue Theater in Dresden eröffnete seinem Talente einen weiteren Wirkungskreis.

Arsenal (das obere und untere) und der Arsenal-Thurm.

Das *obere Arsenal* befindet sich in der *Renngasse* (141) und steht zum Theil auf dem Platze des alten ausgedehnten *Salzburgerhofes*, eines dem Erzstifte *Salzburg* eigen gewesenen Freihauses.

Es hat einerlei Bestimmung mit dem anstoßenden *unteren Arsenale* (183), welches ein aus sehr verschiedenartigen Theilen bestehendes Gebäude ist, das am Ende des *Salzgrieses* dem *tiefen Graben* gegenüber liegt, und worin Kanonen und fertige Artillerie-Erfordernisse aufbe-

wahrt werden. Hier befindet sich auch die k. k. Bäckerei für die Garnison der Hauptstadt. Der Theil gegen die Bastei war das vormalige k. k. Schiffamt und das Schiffs-Arsenal. Hier wurde auch bis zu Theresiens Zeit Alles verwahrt, was zur Ausrüstung und Bewaffnung der Donauschiffe nöthig war. Dabei stand auch durch lange Zeit ein Stadtthor (wahrscheinlich das ehemalige Werderthor), welches durch einen alten Römerthurm lief, der vom Schiffs-Arsenale den Namen des Arsenalthurmes erhielt. Als nahe dabei das neue Thor 1558 eröffnet wurde, ging das alte Thor ein; man vermauerte dessen Durchgang gegen die Nordseite und in seiner Thorwölbung schlug der Grobschmied des Arsenals seine lärmende Werkstätte auf.

Dieser ungemein merkwürdige, und wie viele Geschichtschreiber Wiens aus seiner Bauart und seinen Bausteinen zu beweisen gesucht haben, von den Römern herstammende Thurm, durch welchen auch St. Hilaire mit den Dampierre'schen Reitern einzog, um Ferdinand II. den Händen der protestantischen Landstände zu entreißen, — hatte im alten Schottenthurm (S. d.) einen Zwillingsbruder von gleicher Form, und sonderbar genug auch ganz gleicher Größe; jede Seite war 42 Wiener Schuh oder 7 Klafter lang, folglich betrug die Peripherie der vier Seiten 168 Schuh oder 28 Klafter.

Dem unter der Thorhalle dieser schönen Römerwarte hämmernden militärischen Vulkan mißgönnte der sogenannte Wiener-Hanswurst, Joseph Anton Stranitzky († in Wien 1735), — eine in der Bühnenwelt gar wichtige Personage arlekinischen Andenkens, der nebenbei auch das Gewerbe eines Zahnarztes, oder nach der damaligen richtigen Terminologie, Zahnbrechers trieb, — seine Werkstätte; dieser theatralische Schalksnarr wußte von Karl VI. sich die Erlaubniß zu verschaffen, auf diesem Thurme sich eine Wohnung bauen zu dürfen, wie wir es in unseren Tagen noch am Schottenthore in dem nun abgebrochenen Hause des verstorbenen Protomedikus Guldener v. Lobes gesehen haben.

In dieser abenteuerlichen Wohnung mag Stranitzky den größten Theil seiner extemporirten Rollen vorbereitet und sein spaßiges Werk: „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi," (Wien 1722) geschrieben haben. (S. das.)

Auf der Stelle dieses Thurmes soll das Haus Nr. 184 auf dem Salzgriese stehen, welches bis am heutigen Tage von Stranitzky's Thurmbehausung den Namen des Hanswurstenhauses beibehalten hat.

Arte (Comedia dell').

Italienische Oper und italienisches Schauspiel bestand in Wien schon zu Leopolds I. und noch mehr zu Carls VI. Zeit. Das Schauspiel zerfiel in die Comedia dell' Arte und in die Comedia erudita. Die erste, — ein Spottname der extemporirten burlesken Stücke, um sie von der regelmäßigen Komödie, Comedia erudita, zu unterscheiden, — wurde nach einem Entwurf, der zu beiden Seiten der Bühne angeheftet war, aufgeführt. Der Schauspieler durchlief den Inhalt der Scene mit einem Blicke, wenn ihn seine Rolle auf die Bühne rief, und sprach dann aus dem Stegreif.

Die Personen waren maskirt und jede derselben war eine Art von charakteristischem Repräsentanten einer besondern Gegend oder Stadt Italiens. So war Pantalon ein venetianischer Kaufmann, der Doktor ein Arzt oder Rathsherr von Bologna, Spaviento ein neapolitanischer Bramarbas, Giangurgulo und Coviello, zwei ungeschliffene Lümmel aus Calabrien, Gelsannico ein süßer Herr aus Rom, Beltrame

ein mailändischer Einfaltspinsel, Brighello ein Kuppler aus Ferrara, Arlechino ein drolligter Bediente aus Bergamo u. s. w.

Jede dieser Personen sprach den Dialekt ihres Ortes. Diese Art von Schauspielen fanden viel Beifall und arteten nie in die Trivialitäten der deutschen Hannswurstenstücke aus.

Artesische Brunnen.

Man würde sich irren, wenn man das Aufkommen der artesischen oder Bohrbrunnen in Wien oder in Österreich für eine Erscheinung unserer Zeit hielte. Sie sind hier, und besonders in Steiermark schon lange bekannt, und nur die wichtige Verbesserung, daß man das Quellwasser in einer Röhre bis über die Oberfläche der Erde anhaltend heraufleitete, ist neuen Ursprungs. Diese Entdeckung gewährt mehrere Vortheile, von welchen jener der vorzüglichste ist, daß das aus großen Tiefen gebohrte Wasser nicht nur häufig in bedeutender Quantität als mächtiger Wasserstrahl hervorsprudelt, sondern auch in jeder Jahreszeit eine gleiche Temperatur hat.

Ein in Hetzendorf ansäßiger Bäcker aus Flandern brachte uns von dort diese Einrichtung hieher, und bewog den vor zwei Decennien gestorbenen Hetzendorfer Zimmermann Belghofer zu den ersten Versuchen, welche so glücklich ausfielen, daß in kurzer Zeit eine bedeutende Anzahl solcher Springquellbrunnen theils inner den Linien in den am Wienflusse gelegenen Vorstädten Gumpendorf und Hundsthurm, theils in ihrer Umgebung (Hetzendorf, Meidling, Altmannsdorf, Liesing, Inzersdorf, Döbling, Brunn am Gebirge, Rodaun, Perchtoldsdorf, Gießhübel u. a. m. *) entstanden, und welche, obgleich die meisten derselben 80—100, ja manchmal auch sogar über 200 Fuß tief gebohrt sind, wenn nur das Bohrloch nach einigen Jahren ausgeputzt wird, unverändert fortdauern.

Am Schottenfelde soll vor einigen Jahren ein bemerkenswerther Fall der Brunnenbohrerei vorgekommen sein. In einem Hause gelangte man in mäßiger Tiefe zu einer ergiebigen Quelle, und dieses war Ursache, daß man in einem Nebenhause ebenfalls auf die Idee kam, einen solchen Brunnen zu bohren; was auch in einer beinahe mit der Quelle des Nachbarhauses das Niveau haltender Tiefe glücklich erzielt wurde, aber den sonderbaren Erfolg hatte, daß der Wasserstrahl des ersten Brunnens in demselben Maße und in dem Augenblicke schwächer wurde, als der zweite zu springen anfing, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß beide Brunnen ihre Speisung einem gemeinschaftlichen Ursprunge verdanken.

Was die innere Stadt und ihre nächste Umgebung anbelangt, so besaß sie, — übrigens so reichlich mit Wasser, großartigen Wasserleitungen und anderen herrlichen hydraulischen Werken versehen, — bisher nur einen einzigen Springbrunnen, und zwar am hohen Markte, auf eine würdige Art mit einem der schönsten Kunstdenkmäler geziert.

Die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft faßte daher den Entschluß, am Getreidemarkte einen artesischen Kunstbrunnen anzulegen, der mit Hilfe wissenschaftlicher

*) Nur am Künigl berg bei Hietzing hat ein Versuch fehlgeschlagen, was aber mehr durch Unglück herbeigeführt wurde, obgleich schon die Stellung dieses Berges der Prognosis große Schwierigkeiten hätte verkünden sollen; denn hier setzt wie überall ein durch eine tiefe Schlucht vom Hochgebirge isolirter Unterberg ein unterirdisches ableitendes Wasserniveau voraus, welches viel tiefer als die Wasser ableitende Bergschlucht quillt, und daher keine Springquelle geben kann. Dieser Umstand verschlägt aber der Gemeinnützigkeit der Sache nichts, denn wenn auch die artesische Brunnenbohrerei einzelne, wenige Punkte der Versagung zeigt, so kann dieses Extrem nicht gegen die Sache im Allgemeinen sprechen.

Combinationen, nach mehrjähriger Arbeit mit dem schönsten Erfolge zu Stande kam. Die öffentlichen Blätter haben die verschiedenen Perioden und Phänomenen dieser Bohrung besprochen. Im Sommer 1843 war der Inhalt des Brunnens so gering geworden, daß das Wasserquantum nicht mehr als täglich 360 Eimer betrug; es war übrigens rein und zu jedem Gebrauche verwendbar. Man war daher nahe daran, den Brunnen im wörtlichen Verstande im Sande verrinnen zu lassen. Allein der bessere Sinn siegte und am 28. Mai 1844 begann die Arbeit von Neuem und hatte einen so glücklichen Erfolg, daß schon am folgenden Tage das Wasser mächtig hervorsprang. Die Wassermenge, welche in 24 Stunden am Horizonte ausfließt, beträgt 5760 Centner, die Bohrtiefe des Brunnens ist 96 Klafter, 5 Schuh, 2 Zoll und die Temperatur des Wassers 13½ Grad Reaumür.

Arthaber's (Rudolph Edlen von) **Gemäldesammlung.**

Sie befindet sich in Ober-Döbling im Tulnerhofe. Ihr Gründer Rudolph Edler von Arthaber (in Wien den 4. Sept. 1795 geboren) ist der Chef des unter der Firma: „Öster. Manufaktur-Handlung des Jos. Arthaber“ bestehenden Etablissements. Er wurde 1836 zum Ehrenmitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste ernannt und 1841 in den Adelsstand erhoben. Auch ist er Eigenthümer und Erbauer des Hauses (642 und 643) am Haarmarkte, dessen unterster Theil das merkwürdige alte kleine Waghaus war. In Ober-Döbling besitzt er eine mit schönen Gartenanlagen versehene Villa, die der Gemäldesammlung wegen bekannt ist, und vorzüglich Stücke von lebenden, größtentheils Wiener Meistern enthält, wozu der Zutritt gestattet ist.

Die Villa wurde 1834—1835 vom Architekten Pichl an der Stelle des uralten Tulnerhofes in einem edlen Style aufgeführt. Besonders sehenswerth ist das Treppenhaus nach Zeichnungen des Professors Carl Rösner, im Geschmacke der pompejanischen Wandgemälde entworfen, von welchem auch die Grau in Grau ausgeführten Landschaften in Fresko gemalt wurden. Die drei Figuren wurden von Moriz v. Schwind erfunden und ebenfalls in Fresko gemalt; die Ornamente sind von Holle.

Die Rundung dieses Treppenhauses ist in sieben Felder getheilt, wovon drei mit den besagten Figuren und damit abwechselnd die vier übrigen mit Landschaften versehen sind. Die mittlere Figur stellt in Jünglingsgestalt, in einer Hand einen Palmzweig und in der andern ein Füllhorn haltend, den Frieden vor; ihm zur Rechten ist die mit Pinsel und Palette angedeutete Kunst und zur Linken die Natur angebracht, welche Früchte aus ihrem Schoße schüttet.

Die vier Landschaften beziehen sich auf die Entstehung und Umgebungen des Tulnerhofes, und stellen rechts die vordere Façade des Hauses und links die Ansicht desselben, vom Hohlwege nach Heiligenstadt aus gesehen dar. Die andern zwei Felder zeigen die alte merkwürdige Pfarrkirche in Sievering und die noch ältere byzantinische Capelle in Tuln.

Das Stockwerk der Villa enthält einen Mittelsaal, in welchem so wie in zwei Nebenzimmern die Bildersammlung aufgestellt ist, wohin sie im J. 1836 versetzt wurde. Sie besteht aus mehr als hundert, vorzüglich gelungenen Werken lebender Meister, von welchen die Wiener die Mehrzahl bilden. Namentlich verdienen angeführt zu werden: Adam's Bestürmung der großen Redoute in der Schlacht an der Moskwa durch die französische Cavallerie; — Amerling's Witwe, einen schlafenden Knaben an die Brust drückend und seine Rebecca, ein Glanzstück der Kunstausstellung in Wien 1844; — Bayer's Erwinssäule im Straßburger-Münster mit einer Prozession; — Bräke-

leer's Sonntag im Innern einer ländlichen Wohnung, in welcher ein Vater seinen drei Kindern aus der Bibel vorliest; — Danhauser's Prasser und das Gegenstück die Armensuppe; — Eckhout's Abschied des Predigers Hambroeck im Fort Zelandia auf Formosa; — Fendi's arme Offiziers-Witwe mit zwei Kindern und seine Auspfändung eines armen Schlossers; — Führich's Gang nach dem Öhlberge; — Gauermann's Ernte-Landschaft mit einem aufsteigenden Gewitter, seine zu Schiffe heimkehrenden vom Sturme überraschten Älpler und seine Schmiede im Hochgebirge; — Marco's zwei Landschaften; — Müller's Hochzeit in einer Wirthsstube im baierischen Hochgebirge und von David Wilke's Braut an der Toilette und Waldmüller's niederösterreichische Bauernhochzeit.

Artillerie-Caserne (am Rennwege).

Dieses ungemein ausgedehnte Gebäude war ursprünglich eine Fabrik des Hofrathes Kienmayer, der darin auf Anregung des Domherrn Marxer eine Anzahl Waisen (S. d.) aufnahm. Maria Theresia kaufte das große Gebäude und erhob dieses Waisen-Institut zur Staatsanstalt. Joseph II. übersetzte die Kinder 1785 in das von ihm aufgehobene spanische Spital in der Alservorstadt nächst der Währingergasse und bestimmte das Waisenhaus für die Artillerie, die es seitdem besitzt und seit welcher Zeit es durch verschiedene Zubauten seine heutige Ausdehnung erhielt.

Der Ernst, — so lasen wir irgendwo, — mit welchem hier die Kriegskunst in die Tiefen der Wissenschaften steigt, spricht sich schon beim Eintritt in dieses Haus ganz deutlich aus. Aber alle Logarithmen, welche die Mannschaft dieser auserlesenen Waffengattung erlernen muß, sind nicht im Stande die zarten Regungen der Natur in ihrem Herzen zu erdrücken. Man kann dies sehen, wie manche, nach den überstandenen Unterrichtsstunden die Spanne Zeit zu benutzen wissen, indem sie ihr Mädchen an den Arm nehmen und ihr in der freien Natur den eben genossenen Unterricht, besonders den mathematischen wieder erzählen. Da zeigen diese Peripathetiker ihnen auch gleich, wie man eine Festung bauen muß, um dem Feinde die Einnahme recht zu erschweren, und demonstriren ihnen den Bau einer Schanze gleich praktisch, indem sie sie an dem mit unzähligen Ecken durchkreuzten Liniengraben spazieren führen. Wer den ganzen Tag im schwersten Studium zubrachte, dem ist die Erholung wahrlich zu gönnen, über die Küsse seiner Geliebten alle Kegelschnitte, Triangel, Bomben, Haubitzen, Granaten, Wachteln und Ricochetschüsse zu vergessen.

Am 13. Dezember 1844 fand hier die Einweihung der im großen Hofe erbauten Johannescapelle statt. Nachdem sich das Bombardier-Corps u. das 2. Feld-Artillerie-Regiment darin aufgestellt hatte, erschien der Bischof Leonhard, Feldvikar der Armee, bei der Capelle. Ein Theil der Truppen sang jetzt, unter Musikbegleitung, das Festlied zu Ehren des h. Johann von Nepomuk, und als die Einweihung beendet war, ertheilte der Bischof den drei Artillerie-Bataillons den Segen.

Zur näheren Bezeichnung, wie die in der Capelle aufgestellte Johannes-Statue in die Caserne gekommen ist, wird bemerkt, daß diese Büste früher in dem Kaiser-Gebäude, oder dem jetzigen italienischen Gardehofe stand, und da bei der Demolirung des alten Nebenhauses kein schicklicher Platz für dieselbe ermittelt werden konnte, und an diese Büste sich eine vaterländische Erinnerung knüpft, indem Kaiser Franz I. nach den beendigten Feldzügen 1813, 1814 und 1815 unmittelbar nach seiner Ankunft in Wien, am Fuße derselben sein erstes Dankopfer dargebracht hatte, so wurde sie

in die Artillerie-Caserne überführt, und in der Capelle, die Se. kais. Hoheit der Erzherzog Ludwig, General-Artillerie-Direktor, erbauen ließ, aufgestellt.

Artillerie-Feld-Zeugamt.

Es befindet sich im Zeug- und Gußhause auf der Seilerstätte (958), welches ein sehr ausgedehntes Gebäude ist und lange schon zu militärischen Zwecken verwendet wird. Bereits bei der zweiten Belagerung durch die Türken 1683 wurde hier das grobe Geschütz gegossen. Damals lag darin eine große Menge Munition aufgehäuft und der Zufall wollte, daß eine der ersten türkischen Bomben im großen Hofe niederfiel, aber sich glücklicher Weise so tief in den Erdboden eingrub, daß sie darin erstickte.

Wäre sie im Freien zerplatzt, so hätte ein unsägliches Unheil entstehen können.

Die Capelle dieses Hauses ist den heiligen drei Königen geweiht und verdankt ihre Erbauung 1696 dem Fürsten Heinrich von Mannsfeld. Sie wurde jedoch erst den 6. Jänner 1733 eröffnet. Der berühmte Chef der österr. Artillerie, Fürst Wenzel von Lichtenstein erneuerte und verschönerte sie 1757.

Artillerie- und Schützen-Corps (Bürgerliches).

Das älteste Geschützwesen der Stadt besorgten die sogenannten Konstabler, welche sich bei der zweiten türkischen Belagerung 1683 so wacker hielten, daß ihnen Graf Starhemberg ein rühmliches Zeugniß ausstellte, welches im bürgerl. Zeughause aufbewahrt wird.

Seine förmliche Organisation verdankte dieses Corps unter Carl VI. dem Zeugwarte der Stadt und Architekten, Anton Ospel, welcher auch die erneuerte Pfarrkirche zu St. Leopold erbauet hat, und die Bürger im Artilleriewesen und der Feuerwerkskunst eben so eifrig als erfolgreich unterrichtete.

Aus seiner Schule ging ein aus 15 Offizieren, 104 Feuerwerkern, 18 Unteroffizieren und 210 Kanonieren bestehendes Artillerie-Corps hervor, welches so große Gewandtheit erlangt hatte, daß selbes es wagen durfte, vor dem Hofe und den Militär-Autoritäten seine Fertigkeit zu zeigen. Es legte am 16. Nov. 1732 in der Klosterneuburger- und Spitelau davon eine gelungene Probe ab. Als der Kaiser in jenen Auen erschien, ward er mit 12 Kanonenschüßen begrüßt, worauf aus 12 Dreipfündern nach dem Fenstergitter eines hohen Wachthurmes, wie nach der Scheibe so richtig geschoßen wurde, daß 206 Kugeln trafen, und nur vier das Ziel verfehlten.

Darauf wurde zur Belagerung einer 500 Schritte entfernten, 36 Schuh hohen und 72 Schuh breiten Festung geschritten, die in Brand gesteckt, in Grund geschoßen und wobei jede Gattung von Pechkränzen, Leuchtkugeln, Bomben, Granaten, Carcassen, Feuerballen und Brandkugeln mit Geschicklichkeit angewendet wurde. Den Schluß machte ein Lustfeuerwerk, welches sich durch die schönsten Frontstücke, Laufräder und Raketen auszeichnete. Der Kaiser bezeigte dem Corps seine volle Zufriedenheit und als die Probe nach zwei Jahren, den 12. Nov. 1734 mit gleicher Vollkommenheit wiederholt wurde, ertheilte er den Bürgern verschiedene Auszeichnungen.

Artillerie-Übungen

finden jährlich auf der Simmeringer-Haide Statt. Sie dehnt sich in einer Länge von mehr als einer halben Meile und in einer Breite von 1500 Klaftern aus. Es befindet sich darauf die Werkstätte, in welcher die Munition für die scharfen Herbst-Schießübungen der Infanterie, Cavallerie und Artillerie erzeugt wird. Für die Exercitien der letztgenannten Waffe sind Erdwerke erbaut, welche in einem regelmäßigen Festungs-Ravelin, zwar ohne Mauerverkleidung, aber mit einem Graben, bedeck-

ten Weg, eingehenden Waffenplätzen und Glacis bestehen. In der Verlängerung der Ravelinfaçe (in der Entfernung der ersten Parallele 320°) sind zwei Ricochet-Batterien, dann eine dritte in der Entfernung der zweiten Parallele (180°), ferner in einer Distanz von 200° eine Demontirbatterie von Belagerungskanonen und endlich eine Mörserbatterie errichtet.

Es befindet sich daselbst auch ein Epaulement, blos als Kugelfang für jene Wurfkörper, welche aus neu erzeugten Geschützen, um deren Ausdauer zu erproben, abgeschossen werden und ein zweites Epaulement zur Ausübung des Scheibenschießens und des Bataillefeuers.

Die Erbauung dieser Werke, ihre Herstellung nach den Beschädigungen der Manövres und ihre Instandsetzung vor deren Beginn wird von der Artillerie-Mannschaft besorgt. Das Bombardier-Corps erbaut die drei Ricochet- und die Mörserbatterie, das Artillerie-Regiment die Demontir-Batterie und die Epaulements. Beide gemeinschaftlich aber das Ravelin.

Das Scheibenschießen beginnt immer im Monat August und wird auf Entfernungen von 400—1000 Schritten aus dem Feldgeschütze auf das Epaulement und auf eine Scheibenplanke ausgeführt. Diesem folgt das Bataillefeuer, das Bombenwerfen aus der Mörserbatterie, das Ricochetiren, das Granatenwerfen und die übrigen Geschützübungen. Auch das Demontiren und die Wirkungen des Schießens mit glühenden Kugeln werden gezeigt. Den Schluß der ganzen Übung macht eine Nachtübung, bei welcher die eingeführten Feuerwerkskörper geworfen werden, welches herrliche pyrotechnische Schauspiel immer ein zahlreiches Publikum herbeizieht. Je dunkler der Abend, um so glänzender nehmen sich die leuchtenden Luftkörper aus.

Gewöhnlich beginnt dieser letzte Theil der Experimente um 9 Uhr; diese sind stets von imposanter Wirkung und bestehen in Signalen, Raketen von allen Farben und Formen, in Leuchtkugeln und oft auch in ganzen pyrotechnischen Zeichnungen, wodurch die meilenweite Haide eine sonnengleiche Helle erhält.

Wenn man die hohe Bedeutung dieses Theils des Heerwesens und die hohe Stufe bedenkt, auf welcher die österreichische Artillerie, als deren Vater mit Recht der Fürst Wenzel von Lichtenstein genannt wird, sich emporgeschwungen hat, so wird man gestehen, daß nicht blos Schaulust und Neugierde, sondern auch ein patriotisches Gefühl der Magnet ist, der jährlich so viele Tausende dahinzieht.

Artischocke.

Nicht ohne Grund findet man in jenen Vorstädten, wo vorzüglich der Gemüsebau getrieben wird, mehrere Häuser zu der Artischocke genannt. Diese Pflanze gehört zu den edleren Gemüsen, sie wächst im südlichen Italien und Frankreich wild und wird bei uns in Gärten getrieben.

Als sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Wien kam, fielen die Leckermäuler mit großer Gier darüber her und die Küchengärtner konnten nicht Artischocken genug zu Markte bringen. Die Erzeuger derselben unterließen nicht, wie sich das von selbst versteht, ihre grüne Modeware nach Möglichkeit hoch zu taxiren und mancher davon erbauete sich von dem Erlöse der Artischocken ein Haus, dem er aus Dankbarkeit auch diesen Namen beilegte.

Da sich diese Häuser besonders in der Leopoldstadt und zu Erdberg bald vervielfältigten, so kamen, um sie von einander zu unterscheiden, Hausschilder mit zwei und drei Artischocken, ja endlich sogar mit goldenen Artischocken zum Vorschein.

Die Form der eigentlichen Frucht die-

ser Gemüsegattung ist bekanntlich nichts weniger als edel und schlank, der Volkswitz verfiel daher auf die Idee, ein kleines, unförmig dickes, dabei aber affektirtes Frauenzimmer eine Artischocke zu nennen.

Arzt (Der) mit dem Uringlase.

Dieser Arzt ist ein Glanzstück der k. k. Gemälde-Sammlung. Es ist von Gerhard Dov auf Holz gemalt, ist oben von gewölbter Form, 1 Fuß 6 Zoll hoch und 1 Fuß 2 Zoll breit und stellt einen Arzt vor, der am Fenster ein Uringlas mit forschendem Blick betrachtet. Zu seiner Rechten steht eine alte Frau, die mit thränenden Augen den Ausspruch des hochweisen Äsculaps erwartet; an der linken Seite ist ein offenes Anatomiebuch angebracht, wobei eine Weltkugel, eine zierliche silberne Flasche und ein Barbierbecken auf dem Gesimse stehen, welches zur Hälfte mit einem türkischen Teppich bedeckt ist.

Unter dem Fenster ist auf die Mauer das berühmte Basrelief von Fiamingo, welches ein Kinderbacchanal vorstellt, Grau in Grau gemalt. Der Künstler hat über denselben seinen Namen und die Jahreszahl also hingeschrieben: GDOV. 1643.

Ärzte.

Die Heilkunst lag vormals in Wien, wie überall sehr im Argen. Die Bader und Aderlasser waren Jahrhunderte hindurch die Ärzte des Volkes. Als man anfing, von den Ärzten eine wissenschaftliche Bildung zu fordern, gehörte ein studirter Arzt lange Zeit hindurch zu den seltenen Dingen, und noch 1480 zählte man in Wien nicht mehr als eilf solcher Heilkünstler.

Kurz vor der Belagerung durch König Mathias von Ungarn, wäre wegen eines israelitischen Arztes von großem Rufe, dem Alles zulief, bald ein Aufruhr entstanden, weil man den Stadtrath der Partheilichkeit und Verletzung der noch in Kraft stehenden Satzungen gegen die Juden anklagte. Das Volk ließ sich nur durch die augenblickliche Verbannung jenes Äskulaps und durch die Erklärung besänftigen: „man bedürfe keiner jüdischen Heilkünstler, mit den vorhandenen eilf christlichen sei Wiens Bevölkerung zur Genüge versehen."

Als die Jesuiten nach Wien kamen, traten sie als wahre Väter des Volkes auf; ihre Aufopferung zur Pestzeit war bewundernswürdig; eine eigene Bulle vergönnte ihnen sogar, auch Ärzte zu sein, wo es Noth that, und von ihnen hieß auch die von ihnen mitgebrachte Chinarinde das Jesuitenpulver.

Schon Maximilian I. gab 1518 den Befehl, „der Wiener-Rath und Bürgerschaft sollten keinen Arzt dulden, der nicht der hochbefreiten medicinischen Fakultät der Universität angehöre;" — aber das hinderte nicht, daß noch immer ein Schwarm Afterärzte und Quacksalber sein Unwesen forttrieb.

Wie noch beinahe zwei Jahrhunderte später das medicinische Wissen beschaffen war, lehrt uns ein 1689 in Wien bei Leopold Voigt erschienener satyrischer, aber seine Zeit genau charakterisirender Traktat mit dem Titel:

„Allamodische Artzeney-Affen, das ist: Wahre und klare, obschon schlechte, dennoch gerechte Beschreibung lächerlicher Fehler, einfältiger Thorheiten und schädlicher Mißbräuche in der Artzeney, wie auch vieler curiosen, aus dem alten Weiber-Artzeney-Archiv genommenen Recepten, possirlichen Kunststücken und mit besondern Super-Verstand ausgespickten Geheimnisse der Natur. Allen aufschneiderischen Landstörtzern, verlogenen Theriakskrämern, aufgeblasenen Menschen-Flickern, zahnlucketen Cl.... Köchin, Ehr- und Lehrbedürftigen Purgier-Künsterinnen zu einer heilsamen Warnung. Das erste Mal an das Licht gegeben durch Joco. serium."

Im achtzehnten Jahrhunderte ergingen viele Verordnungen, um der stets von Neuem aufwuchernden Quacksalberei Schranken zu setzen. Die wirksamste davon war jedoch der Regierungserlaß vom 17. Dez. 1797, womit bestimmt wurde, daß Niemand zur Ausübung der inneren Heilkunde berechtigt ist, der nicht bei dem Dekane der medicinischen Fakultät sich gemeldet und bei derselben als ordentliches oder außerordentliches Mitglied eingetragen ist. Wer sich sonst beigehen läßt, die Arzeneikunde in Wien auszuüben, wird nach den Gesetzen als Pfuscher behandelt. Zu diesem Ende wurde der Herausgeber des Universitäts-Schematismus angewiesen, den Apothekern die Namen aller Fakultätsmitglieder genau bekannt zu machen und den Apothekern befohlen, nur von diesen Ärzten Recepte anzunehmen.

Die medicinische Fakultät führt einen Ochsen im Wapen, der in einem Buche liest, um symbolisch anzudeuten, daß das Studium auch einen beschränkten Kopf mit Kenntnissen bereichern kann. Dieses in der guten alten arglosen Zeit entstandene Emblem dürfte jedoch der so gestiegenen Verfeinerung unseres Zeitgeistes nicht mehr angemessen sein, und wir wünschen, daß dieser gehörnte Leser einmal aufhören möge, sich mit einer Weisheit zu brüsten, deren er nun einmal durchaus nicht fähig ist.

Ärzte-Gesellschaft.

Sie besteht seit 1838 und ihre Bestimmung ist die Beförderung der Arzneikunde in ihrem ganzen Umfange. Sie besitzt eine Bibliothek und ein Lesekabinet im Domherrnhofe am Stephansplatz (870). Die ordentlichen Mitglieder tragen jährlich 20 fl. bei, und haben das Recht, Fremde einzuführen. Auch bestehen Ehren-, korrespondirende und ausländische Mitglieder. Die Gesellschaft hält ihre Versammlungen im Consistorialsaale der Universität.

Aspern.

„Aspern klingt's, und Carl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.
Und so lange deutsche Ströme sausen,
Und so lange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Carl und Aspern ist in's Herz gegraben,
Carl und Aspern donnert's im Gesang.“

Aspern ist ein am linken Donau-Ufer liegendes Dorf unter dem Patronate des Stiftes Melk. Die im Anfange desselben liegende Pfarrkirche hat vier, dem heil. Martin, Johann von Nep., Joh. von Gott und dem Apostel Thomas geweihte Altäre.

In der vaterländischen Geschichte ist es ewig denkwürdig durch die Riesenschlacht, welche am 21. und 22. Mai 1809 zwischen den österreichischen und französischen Armeen hier vorfiel. Während dieser zwei blutigen Tagen mußte Aspern dreizehn Angriffe und Erstürmungen von beiden Armeen aushalten. Die Kirche und der Kirchhof, der Thurm, einzelne Hausböden und Keller, ja einzelne Bäume und verrammelnde Wägen und Pflüge waren der Gegenstand einzelner, erbitterter Gefechte.

Hier wurden die feindlichen Generale Fouler und Durosnel gefangen und am Schluße mußte sich Napoleon selbst auf einem Kahne nach Ebersdorf flüchten. Hier war auch der letzte Tag seiner furchtbaren schweren Reiterei, die bisher die Unüberwindliche genannt worden war. Von den Harnischen der Gefallenen errichteten die Sieger hohe Eisen-Pyramiden, die man von den Thürmen der Hauptstadt sehen konnte.

Nach diesen großen Schlachttagen war Aspern eine Ruine; Alles, nur die Todten-Capelle und eine armselige Hütte mitten im Dorfe, wo man auch bis zum Monat Oct. 1810 den Gottesdienst hielt, war ein Raub der Verheerung. Doch in Kurzem war jede Spur des Kriegs verschwunden

und nur die Kirchenmauer trägt hie und da noch Zeichen der abgeprellten Kugeln.

Zwischen Aspern und Eßlingen bildet die Donau eine große Insel, Lobau genannt, die in diesem Kriege ebenfalls eine bedeutende Rolle spielte. Der Name Aspern wird ewig in der Geschichte glänzen, wie denn auch schon damals der österreichische Generalissimus in seinem Tagsbefehle sagte: »bei solchem Wettstreit der höchsten Kriegstugenden sei es unmöglich, die Tapfersten zu sondern und alle Soldaten von Aspern seien der öffentlichen Dankbarkeit würdig.«

Fr. Gräffer theilt (in seinen kleinen Wien. Memoiren) in Betreff dieser Schlacht ein curioses Nachspiel von einem emeritirten Fechtmeister, Timlich genannt, mit, der auch literarisch und calcographisch curios herumfocht. In einem Kämmerlein auf der Fischerstiege producirte er allerhand Sachen und kaum war die Aspern-Schlacht geschlagen, so trat er mit dem gestochenen Plan derselben auf. Der Plan war fast ganz falsch, nur aus dem Stegreif der Länge nach auf einem halben Bogen. Er nahm davon ein Paar hundert Abdrücke, legte sie auf den Arm, wie die Zettelträger und ging durch die Stadt. Die Leute schauten und fragten. »Die Schlacht von Eßling,« sagt er, »die Schlacht von Eßling, ganz neu; kostet einen Gulden!« — In zehn Minuten hat er fünfzig verkauft. Er geht über den Salzgries, den Fischmarkt, zum rothen Thurmthor hinaus, nimmt Platz auf einer grünen Bank bei Hugelmann, legt seine Waare auf den Schooß und verkauft immerfort. Das geschah Alles mitten unter den geschlagenen Franzosen, welche gerade die Käufer der meisten Exemplare waren. Und nicht ein Haar ward dem Manne gekrümmt. Timlich's Freunde fürchteten für ihn, aber er lachte. Auf dem Plane stand nicht Aspern, sondern Eßling, wie die Franzosen die Schlacht nannten. Er ward auch bei Geistinger auf dem Kohlmarkt verkauft.

Nach dieser Schlacht war Wien mit Blessirten angefüllt, denen die Wiener ohne Unterschied der Nation tausend und tausend Beweise ihres echt samaritanischen Charakters gaben. Den 8. Juni 1809 las man an den Straßenecken in französischer Sprache: »Gott möge Euch segnen, Ihr edlen Wiener, die Ihr die Thränen der verwundeten Feinde trocknet, die Ihr die Franzosen wie Euere eigenen Mitbürger pflegt. Napoleon dem Großen wird es zur Kenntniß kommen und der Lohn wird Euerer würdig sein.«

Aspremont.

Der niederländische Graf Ferd. Gobert von Aspremont (auch Apremont, Scharfenberg), geboren 1643, der von baierischen Diensten in kaiserliche übertrat und es darin bis zum Feldmarschalle brachte, war zu seiner Zeit ein Mann, der in Wien viel Aufsehen machte.

Es fehlte ihm nicht an Kriegsruhm, er entschied 1686 die Einnahme von Ofen, da er beim Sturme die baierischen Truppen anführte, und 1689 erhielt er das Oberkommando über die kaiserliche Armee bei Belgrad. In dieser Stadt wurde er von dem siegreichen Mustapha Kiuprili belagert, mußte sie jedoch übergeben, nachdem nach einander vier Pulvermagazine von türkischen Bomben in die Luft geflogen waren.

Dieser Übergabe wegen wurde ihm aber dennoch der Prozeß gemacht, während welchem er in Wien gefangen saß. Als er seine Freiheit erhielt, wurde sie auf Wien beschränkt und diese Muße benutzte er, um die Bekanntschaft der schönen Prinzessin Rakoczy, Schwester des unruhigen Fürsten Franz Leopold Rakoczy, zu machen, welche im Kloster der Himmelpförtnerinen eingesperrt war.

Aspremont wußte demungeachtet das

Herz dieser Dame zu erobern und trieb sein kriegerisches Feuer so weit, daß er die Prinzessin entführte und ohne Bewilligung Leopold I. heirathete. Von dieser Zeit lebte er auf seinem Schloße Reckheim im Auslande, wo er den 1. Febr. 1708 starb.

Assicurazioni Generali Austro-Italiche in Triest.

Diese Versicherungs-Gesellschaft wurde 1831 errichtet und besitzt einen Gewährleistungsfond von 5,800,000 fl. C. M. (an Reserven 2,350,000, an Stammkapital 2,000,000, an jährlich eingehenden Prämien und Zinsen 1,450,000). Sie hat in jeder Stadt der Monarchie Agenten mit der Befugniß aufgestellt (in Wien, Schulgasse Nr. 750, Hauptagent: J. B. Benvenuti), sich mit Versicherungs-Lustigen zu verständigen und haftet gegen:

a. Feuer-Schäden bei Gebäuden, Fabriken, Meubeln, Boden- und Kunsterzeugnissen, Vieh, Waaren u. s. w.

b. Elementar-Schäden bei zu Land oder Wasser reisenden Gütern.

c. Capitalien oder Renten zahlbar, wenn der Versicherte eine bestimmte Zeit überlebt.

d. Dergleichen, zahlbar, nach dem wann immer erfolgenden Tode des Versicherten, oder wenn dieser innerhalb eines bestimmten Zeitraumes oder nach dessen Verlauf stirbt.

e. Bedingte und unbedingte Leibrenten.

Zu Versicherungen gegen Schäden ist blos die Beschreibung der zu versichernden Gegenstände mit Angabe des Werthes einzureichen, worauf eine Polizze ausgefertigt wird. Ist die verlangte Versicherungszeit zu Ende, so erlischt die Versicherung von selbst; sie tritt aber wieder in Kraft, sobald die Bezahlung für eine weitere Versicherungszeit erfolgt. Die Bedingung für die Lebensversicherung ist in einer besonderen Ankündigung enthalten.

Im Jahre 1844 hat sich die Schäden-Anzahl auf 2934 und geleistete Vergütungs-Summe auf 730,200 fl. C. M. belaufen.

Association der Damen.

Vor einem halben Jahrhunderte schrieb J. Richter von einer Damen-Association in Wien. Was er damals sagt, paßt noch von Sylbe zu Sylbe auf unsere Zeit; wir widmen seiner Nachricht daher eine kleine Rückerinnerung.

Damals beschäftigten sich die Wiener-Tonangeberinen in Sachen der Mode, mit der Reforme ihrer Chapeaux, Poufs, chemises, menteuses, culs de Paris, fourreaux, ceintures de Venus, Bonnets aux Zephires und wie die Waffen des weiblichen Zeughauses alle heißen mögen.

Es war am Tage der unschuldigen Kindleins, und also am 28. des Christmondes 1788, daß sich eine beträchtliche Anzahl junger Damen auf einem Landhause zu diesem löblichen Zwecke versammelte.

Die Gräfin Klarisse eröffnete die Sitzung dieses weiblichen Parlaments mit einer Rede, worin sie sehr wider die eben so lächerliche als unbequeme Tracht ihres Geschlechtes eiferte.

„Gestehen wir uns, theure Schwestern," heißt es darin, „daß die Art uns zu kleiden eben so unbequen als lächerlich ist. Unsere Hüte, die so groß wie parapluies sind, lassen uns kaum mehr zu unseren Wägen hinein und zwingen uns stets mit gekrümmten Hals zu gehen, aus Furcht, daß wir irgend an einem Luster hangen bleiben.

Unsere Reifröcke sind uns im Gehn zur Last und machen, daß wir uns kaum niedersetzen können. Wir tragen Chemises (oder Hemde) zum Oberkleide. Unsere Menteuses sind schon durch ihre Benennung eine Satyre auf uns; denn wer wird sich

durch einen Busen von Dünntuch täuschen lassen? Es ist fast keine unter uns, die nicht Hühneraugen hätte und doch fahren wir fort unsere ziemlich starken Füße in Kinderschuhe zu zwingen. Unsere fourreaux mit ihren ceintures de Venus sind keine üble Erfindung und mögen sich für einen geraden, schönen Wuchs ganz wohl schicken; aber leider haben wir es unserer verkehrten Erziehung zu danken, daß wir fast alle schief gewachsen sind. Wodurch wir uns aber am meisten lächerlich machen, ist, daß wir alles schön finden, was Mode heißt, und ohne darauf zu sehen, ob sie für jeden Wuchs passet, diese Mode mitmachen. — Glauben Sie ja nicht, daß Frankreichs würdigere Damen sich so närrisch wie wir kleiden. Sie sind zu gute Hausmütter, um durch halbe Tage am Putztische zu sitzen und überhaupt zu klug, um durch das ganze Jahr en masque zu gehen. — Wir sind also bloß Kopien von der étourderie junger Schwärmerinen, die selbst in Paris der feinern Welt zum Spotte dienen — und doch sind wir kindisch genug, uns etwas einzubilden, wenn wir ein neues Kind der Mode tragen können, das eben die flles entrenues in Paris abgelegt haben.

Wir bezahlen das geschmackloseste Putzwerk mit theurem Geld, so bald es aus Paris kömmt, und es ist uns keine Treppe zu hoch, wenn es darum zu thun ist, einer Modewaarenhändlerin einen Besuch zu machen, die eben von Paris kam. Ja, wir schämen uns sogar nicht, die Fächer unserer Reisewägen damit so voll zu stopfen, daß uns die Mauthbeamten eher für Schleichhändlerinen als Damen halten müssen.

Hören wir also auf, französische Geckinen zu sein. Verwenden wir die kostbaren Stunden, die wir unter den Händen unsers Friseurs vertändeln, auf die Erziehung unserer Kinder, auf die Bestellung unsers Hauswesens. Lassen Sie uns, anstatt uns nach einer Pariserpuppe zu kleiden, lieber selbst eine Tracht erfinden, die dem Wuchs angemessen, prächtig ohne Verschwendung, geschmackvoll ohne Karikatur; — kurz, eine Tracht, die uns, ohne uns lächerlich zu machen, gut bildet und sich für deutsche Damen, oder überhaupt für vernünftige Wesen schickt."

Kaum hatte die Gräfin ihre Rede geendiget, so fingen, — wie das Protokoll sagt, — die übrigen Damen alle zugleich zu reden an; daher es der Protokollistin unmöglich war, nur einen einzigen zusammenhangenden Gedanken zu Papier zu bringen.

Wie der Sturmwind sich legen muß, so kühlte sich endlich auch das Feuer dieser Sprecherinen, und die schöne Flavia mit den großen, schwarzen Augen konnte nun zum Wort kommen.

„Ich finde, daß unsere satyrische Freundin nicht viel Nächstenliebe besitzt. Ich zwar kann mir für meine Person die Ablegung unserer Reifröcke, unserer menteuses und überhaupt des ganzen französischen Flitterkrams, wie unsere Schwester unsere Tracht zu nennen pflegt, gefallen lassen. Die Natur ist in keinem Stück eine Stiefmutter gegen mich gewesen und ich könnte wohl von meinem Überfluße andern etwas mittheilen. Ich hoffe auch nicht, daß sie mit dem Spotte über unsere Kinderschuhe auf mich angespielt hat. Der Natur sei es gedankt! ich brauche meinen Fuß nicht in einen kleinen Schuh zu zwingen. Kleine Dinge brauchen keinen großen Raum. — Indessen hätte die Sprecherin vor mir, bei ihrem Reformationsplan auf ihre Mitschwestern Rücksicht nehmen sollen. Ich will, um Niemand zu beleidigen, keine Beispiele aus der gegenwärtigen Versammlung anführen.

Aber thun Sie selbst den Ausspruch, ob z. B. die kleine Pinpin nicht einer Zwergin gleichen würde, wenn sie ihren Lockenbau, ihren Chapeau mit ellenlangen Federn und ihre hohen Absätze ablegen müßte? Oder die hagere Selinde, wenn man sie

um ihren dünntücherner Busen brächte? Oder die himmellange Melusine, wenn man ihr ihren Reifrock nähme? Was für eine erbärmliche Figur würden unter uns diese wohl gemachten, und mit allen Reizen begabten Damen spielen? Würden sie sich nicht zu Tode kränken, wenn ihre bisher durch diese nachgeahmte Naturgaben angelockten Verehrer einsehen sollten, daß diese aufgeblüht scheinende Busen nicht ihrer Gebieterin, sondern der Marchande de Mode gehören? Daß sie kein Geschenk der Natur, sondern ein Geschenk Frankreichs sind?

Durch nichts aber verräth unsere Reformatorin ihren Mangel an Nächstenliebe deutlicher, als durch ihre Aufforderung, daß wir die Stunden des Putztisches auf die Erziehung unsrer Kinder und unser Hauswesen verwenden sollen. Was würden die meisten von uns mit dem lieben langen Tag anfangen, wenn ihnen nicht die göttliche Erfindung der Toilette die Hälfte davon wegnähme? — Hier ist es, wo Stunden wie Augenblicke verschwinden; wo Witz und Verstand ausgebildet werden und unser Humor für den ganzen übrigen Tag seine Stimmung erhält. Was die Erziehung unserer Kinder und die Besorgung des Hauswesens betrifft, so ist dies ein Vorschlag, der so lächerlich ist, daß sich sogar unsere Kaufmanns- und Bürgersweiber dessen schämen würden.

War es nicht genug, daß wir der Familie zu Liebe die erschreckliche Last auf uns nahmen und zwei- oder dreimal Mutter wurden? Und warum haben wir denn unsere Kindsfrauen und Gouvernanten, wenn wir uns selbst mit der Erziehung abgeben sollten?" — —

Weiter geht das Protokoll nicht, nur so viel ist noch angegeben, daß der Vorschlag der Gräfin durch die Mehrheit von 30 gegen 10 Stimmen verworfen wurde.

Astronomisches und physicalisches Cabinet (K. K.).

Dasselbe befindet sich im Hintergebäude der Reichskanzlei in der Schauflergasse, und das astronomische Observatorium im Schweizerhofe; es gehört gewissermaßen zu den naturhistorischen Sammlungen und enthält nebst vielen physikalisch-astronomischen Instrumenten auch viele mechanische und technische Kunstwerke, wovon die Tastenharmonika vom Professor der Mathematik zu Olmütz, Franz Bartl, und eine camera obscura vorzüglich sehenswerth sind. Wenn wir nicht irren, so befindet sich hier auch das merkwürdige Astrolabium oder die astronomische Planeten-Maschine des Prinzen Eugen von Savoyen, welche vormals in dessen Bibliothek aufgestellt war. Der Engländer Rouwley soll sie nach dem Copernicanischen System in Auftrag des Grafen Cadogan, der sie dem Prinzen schenkte, verfertigt haben. Besonders bemerkenswerth ist an dieser Maschine, daß ihr Erfinder, um die Abwechslung der Jahreszeiten und die Länge des Tages nach einer gegebenen Polhöhe auf der Erde vorstellen zu können, sie dergestalt verfertigte, daß sie erhöht und erniedrigt, und statt der Sonnenkugel eine gläserne Lampe eingesetzt werden kann, welche, wenn das Gemach verfinstert ist, durch Schatten und Licht die erwähnte Abwechslung auf den von Elfenbein gemachten kleinen Globus andeutet.

Das mit einer Wetterstange und einer Sonnenuhr versehene kleine Observatorium mit einem Aussichtsthürmchen, um welches herum eine Gallerie läuft, bietet den Vortheil einer Mignon-Sternwarte dar und muß den interessantesten Theilen der Hofburg auch in baulicher Beziehung zugezählt werden, denn der untere Theil des Gemäuers dieses Burgtheils soll auf den Fundamenten der ältesten Burg ruhen, welche hier einen ihrer, noch im heutigen Vorsprunge

des Gebäudes erkennbaren vier Eckthürme hatte.

Asylrecht (Das).

Das in der Vorzeit allgemein bestandene Asylrecht will sich dem ersten Anscheine nach unseren Begriffen von Recht und Gerechtigkeit nicht wohl anpassen und man stimmt dieser Einrichtung nur dann einigermaßen bei, wenn man erwägt, daß die rauhe Gestaltung jener Tage es sehr nothwendig machte, manchen unschuldig Verfolgten eine sichere gesetzlich bestimmte Zufluchtsstätte oder Freiung zu öffnen.

Dieses Recht war vormals in Wien in größerer Kraft, als in irgend einer anderen Stadt Deutschlands; denn es ist bekannt, daß unter den ersten habsburgischen Landesfürsten hier jedes Bürgerhaus das Asylrecht genoß.

Erst Rudolph der Stifter schaffte alle diese Sicherheitsstätten für Verbrecher ab und ließ nur drei Asyle bestehen: jenes der landesherrlichen Burg, jenes des Münsters zu St. Stephan und das schon von seinem Stifter, dem Herzoge Heinrich Jasomirgott damit begabte Schottenkloster, jedoch nur innerhalb seiner Ringmauern.

Diese weise Verfügung kam jedoch nie strenge in Wirksamkeit, weil die Gotteshäuser und geistlichen Wohnungen sich fortwährend dieses Vorrechtes bis in die neueste Zeit bedienten.

Leopold I. und Carl VI. sahen sich daher veranlaßt, das Asylrecht in Kirchen und Klöster sehr zu beschränken; demungeachtet aber hat dasselbe seit dieser Zeit noch besonders die Kirchen der Michaeler und der Schotten mehrmalen zu wahren Mördergruben gemacht, wodurch Maria Theresia sich endlich genöthigt sah, das so arg mißbrauchte Asylrecht 1776 ganz aufzuheben.

Diesem Rechte verdankt einer der größten und schönsten Plätze der Hauptstadt, die Freiung, seinen Namen und dadurch ist uns noch immer dieses berüchtigte Vorrecht näher gerückt, als Manche, die täglich sein Pflaster betreten, bedenken dürften. (Siehe Freiung.)

Einer der ruchlosesten Fälle, wo unter dem Schutze des Asyls eine Schandthat begangen wurde, trug sich unter Leopold I. bei der Michaeler-Kirche zu. Franz Gruber, gewesener Verwalter beim Statthalter Graf von Jörger, hielt sich vom Grafen so verschwärzt, daß er keinen Dienst mehr finden konnte. Er schwur sich zu rächen. An den Grafen selbst Hand zu legen, schien dem Bösewicht zu wenig. Er lauerte daher dessem einzigen talentvollen Sohne vor der Michaelerkirche auf, wie er eben aus dem Rath nach Hause fuhr und tödtete ihn durch einen Pistolenschuß. Als der Mörder wenige Tage darauf lebendig gerädert wurde, bezeigte er noch unter der Todesmarter eine teuflische Freude, daß der alte Graf bis an seinen Tod keinen frohen Augenblick mehr haben werde. Nach vollzogener Mordthat hatte sich der Mörder bei den Michaelern geflüchtet, wo ihn die Stadtguardia wegfangen mußte. Die geistlichen Autoritäten protestirten aber gegen das eigenmächtige Eindringen der Stadtguardia, worauf der Verbrecher aus dem Amtshause in die Kirche zurückgebracht und dann erst ausgeliefert wurde.

Athlet in der Burg (Der fürstl.).

Friedrich August, nachmaliger Kurfürst von Sachsen und König von Polen, bekannt durch seine männliche Schönheit, durch seine Galanterie gegen die Damen und seine außerordentliche Kraft, die einem Sänger seiner Zeit veranlaßte, ihn den fürstlichen Athleten zu nennen, war ein Jugendfreund Joseph's I. und wohnte mit diesem in der kaiserlichen Burg zu Wien.

Während dieses Aufenthaltes gab Friedrich August als Erbprinz von Sachsen der damaligen Wiener-Welt ein kleines Pröbchen seiner Muskelstärke, ein Pröbchen, das um so merkwürdiger ist, weil die Veranlassung dazu den Beweis liefert, daß noch damals der Glaube an Geister-Erscheinungen allgemein gang und gäbe war.

Die Verwegenheit mancher Betrüger, die diese Schwäche der Zeit zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke benutzten, ging so weit, daß auch die heiligsten Orte von ihren Alfanzereien nicht verschont blieben. So geschah es, daß auch die Appartements des damaligen Erzherzogs Joseph von einigen übelwollenden Gesellen zum Tummelplatz nächtlicher Spuckscenen gewählt wurden.

Es befand sich gerade Friedrich August als aufblühender Prinz in Wien und bewohnte mit seinem Freunde dem Erzherzog dasselbe Zimmer. Als in einer Nacht eine solche Spiegelfechterei statt fand, sprang Friedrich August mit einem Satze aus dem Bette, faßte den Geist, der etwas ganz anderes erwartet hatte, mit Riesenstärke um den Leib, hob ihn mit einem Arme empor, öffnete mit der andern Hand ein Fenster und warf das zappelnde Gespenst ohne weitere Umstände hinaus in den Burghof hinunter. — Der Schauplatz dieser Geisterbannerei war der schmale Hof hinter der Burgkapelle, gegen die heutige Hofbibliothek zu.

Atzgerstorf.

Dieses Dorf (ehemals Etzersdorf) liegt an dem Liesingbach zwischen Erlaa und Rodaun in einer freundlichen Ebene. Es gehört zu den ältesten Ortschaften des Landes. Wenn jener Luitwin de Azilinesdorf, der als Zeuge bei der Verhandlung, welche Heinrich Jasomirgott am 31. Juli 1171 zu Klosterneuburg pflog, vorkommt, seinen Namen davon führte, so gehört der Ort zu jenen Ortschaften, welche nach Vertreibung der Ungarn durch die Babengergischen Markgrafen angelegt wurden.

Laz führt (in seinem Manuscripte von den alten Geschlechtern Unterösterreich's) einen Gerlach v. A. an, der ein Sohn Siegfried's v. Perchtoldsdorf war und 1278 in der Minoritenkirche zu Wien begraben worden sein soll.

Bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts war A. ein landesf. Lehen und Albrecht IV. verlieh es 1411 dem Peter und Alexius Gradner. Ferdinand I. belehnte damit 1527 den Ladislaus von Ratmannsstorf, dessen Nachkommen diese Herrschaft lange besaßen. Im Jahre 1622 gelangte sie an Anna Maria Gräfin v. Saurau, geborne Gräfin Ratmannstorf, welche sie 1637 an ihren Sohn Christoph Alban, Erblandmarschall in Steiermark abtrat. Dieser verlor später mehrere Herrschaften, wozu auch diese gehörte, und Ferdinand III. verkaufte sie 1652 an Johann Mathias Struckelberger, Freiherr von Goldegg, seinem geheimen Rathe und Hofkanzler um 9000 fl. und ließ darüber zu Prag den 12. August 1656 das Instrument ausfertigen.

Freiherr von Goldegg schenkte noch im nämlichen Jahre das Gut den Jesuiten in Wien für ihr Convikt bei St. Barbara zum Unterhalte armer Studenten. Nach Aufhebung dieses Ordens kam es den 26. Juni 1775 um 38000 Gulden durch Kauf an den Reichsgrafen Georg Adam von Starhemberg und gehörte zur Herrschaft Erlaa. Von diesem nachmals fürstlichen Hause kam A. nach einander an den Freiherrn v. Braun, an den Grafen v. Taaffe Exz. und an den Herzog von Blacas, von welchem es an seinen heutigen Besitzer, den als Schriftsteller geschätzten Herrn Johann Langer überging.

Der Ursprung der Ortskirche ist unbekannt. Die erste Erwähnung von ihr geschieht in einem, im Archive der Dompropstei zu Wien befindlichen Verzichtbriefe

von 1372 des Hanns Meißner auf einen darauf gestifteten Hofstattweingarten.

Dieses Schweigen der Geschichte wird im 16. Jahrhunderte unterbrochen. Im J. 1505, unter dem Pfarrer Friedr. Himmler, war ein großer Theil des Ortes von den Religions-Neuerungen ergriffen und 1529, als die Türken Wien belagerten, wurde die Kirche zerstört. So geschah es, daß die katholische Lehre beinahe ganz verloren ging, und aus dem Visitations-Berichte von 1582 ersieht man, daß der Pfarrer, Sebastian de St. Benedicto von einem Lutheraner ordinirt wurde, und daß er Weib und Kinder hatte.

Die folgenden Seelsorger suchten mit vielem Eifer dem alten Glauben wieder Eingang zu verschaffen, so daß sich 1630 daselbst nur fünf akatholische Individuen befanden. Den meisten Vorschub leistete der Freiherr v. Goldegg dem Bekehrungswerke.

Als 1683 die Türken erschienen, wurde A. abermals geplündert und den Flammen geopfert, wobei auch die Kirche und der Pfarrhof zu Grunde gingen. Der letzte wurde erst 1705 hergestellt.

Die Kirche zur heil. Katharina ist schön, hoch und geräumig, und ein heiliges Dunkel herrscht in ihrem Innern. Der Hochaltar wurde 1792 auf Kosten zweier Schwestern, Elisabeth Karges und Eva Mödel, erbauet und auch die Kanzel durch sie errichtet. In dem Schloße wurde von den Jesuiten eine Capelle erhalten, die der heil. Barbara geweihet ward.

Auf dem Wege von A. nach Lainz in den Weingärten stand seit undenklichen Zeiten eine kleine hölzerne Capelle, in welcher sich ein großes hölzernes Crucifix befand, bei welchem die Vorübergehenden der Andacht pflegten. Als die Türken 1683 nach A. kamen, zerstörten sie auch diese Capelle und verstümmelten durch Säbelhiebe das Crucifix dergestalt, daß es nur stückweise gesammelt werden konnte. Ein Hauer von A., Namens Strobinger, fand in seinem Weingarten die Stücke und ließ sie wieder in ein Ganzes zusammensetzen.

Die Verehrung, welche er gegen dieses Kreuz hatte, bewog ihn, daß er am nämlichen Platze, wo die hölzerne Capelle gestanden, eine schöne neue Capelle erbaute. In dieser wurde das alte von den Türken gemißhandelte Kreuz aufgestellt, und alsbald geschahen viele Wallfahrten dahin, und weil viele von Krankheiten und Fieber befallene Menschen sich dabei Heilung erflehten, so nannte das Volk dieses Kreuz das Fieberkreuz.

Die Kaiserin Elisabeth, welche als Witwe in Hetzendorf wohnte, kam wochentlich zwei Mal in diese Kreuz-Capelle, und that vieles für ihre Verschönerung, zu welcher sie Ornate und Kirchengeräthe opferte.

Im J. 1761 wurde dieses Kreuz, am Feste der heil. Katharina, aus dieser Capelle genommen und mit großer Feierlichkeit in die Pfarrkirche zu A. übertragen, wo es auf den Hochaltar gestellt wurde und noch verehrt wird. Die vorige Capelle wurde abgebrochen, und die silbernen Opfer, welche sich darin befanden, für die Pfarrkirche in Kirchengefäße verwandelt.

Auerspergischer Pallast.

Er ist das Werk Fischer's v. Erlach, und gehört zu den schönsten Pallästen Wien's. Ursprünglich gehörte er dem Marquis de Rofrano (Rofrani), Prinzen von Copece, von welchem die Nebengasse den Namen hat, kam dann an die Grafen von Kinsky (1736) und von diesen an die Fürsten von Auersperg. Anfänglich war das schöne Palais außer dem Thore gegen das Glacis mit einem großartigen eisernen Gitter umgeben. Ausgezeichnet ist darin der Marmorsaal von ovaler Form und herrlicher Dekorirung; er nimmt den Mittelpunkt

des Gebäudes ein und ist zwei Stockwerke hoch. Großartig ist auch die Haupttreppe und die Einfahrthalle. Der Garten erstreckte sich vormals bis zur langen Gasse der Josephstadt, zu welcher der Pallast als erste Nummer gezählt wird. Bemerkenswerth sind darin ein geschmackvoller Weingarten, ein Tempel der Flora und ein niedliches Theater. Die zwei großen Rasenplätze, welche zwischen seiner Fronte und der Fahrstraße des Glacis sich ausbreiten, machen seine Lage ungemein schön.

Auferstehungs-Capelle
im Belvedere.

In der Ecke des linken Schloßflügels des oberen Belvedere's, auf dem großen Bassinplatze, gegen den botanischen Garten der Universität, befindet sich die schöne, von Vergoldungen und Marmorschmuck strotzende Schloßkapelle, welche der Auferstehung Christi geweiht und mit einem werthvollen Altarblatte, die Auferstehung des Herrn vorstellend, von Solimena aus Neapel, geziert ist.

Dieses niedliche Bethaus wurde mit dem ganzen herrlichen Schloßgebäude im Jahre 1724 vollendet, wie die davon angebrachte gelungene chronographische Inschrift lehrt:

PaX MVnDI resVreCtIo ChrIstI.

Dieser Andachtsort wurde dem öffentlichen Besuche frei gegeben; er erhält ein besonderes Interesse, weil darin der große Eugen von Savoien so lange er das Belvedere bewohnte, täglich seine Privat-Andacht hielt, wozu sich stets eine Auswahl angesehener Personen des Adels und des Gelehrtenstandes einzufinden pflegte.

Heut zu Tage wird in dieser Capelle durch den kaiserlichen Beneficiaten des Belvedere's, der in dem nahen Seitengebäude seine Wohnung hat, Gottesdienst gehalten, dem von den Bewohnern jener von andern Kirchen sehr entfernten Gegend häufig beigewohnt wird.

Aufgebot in Wien.

Nach Mantuas Fall 1796 war Buonaparte bis Judenburg und Leoben in Steiermark vorgedrungen und Wien stand in Gefahr, von dem Feinde besetzt zu werden. Graf Saurau, damals Regierungs-Präsident, forderte am 4. April 1797 Wiens Bürger auf, den Muth und die Treue ihrer Vorfahren zu bewähren, und wenn die Bemühungen zum Frieden fehlschlagen sollten, die Waffen zu ergreifen.

Ein allgemeiner Landsturm, die ungarische Insurrection und ein verschanztes Lager vor Wien wurden beschlossen. Mit Begeisterung wurde der Ruf zum Aufgebote vernommen, die Studirenden, die Akademie der bildenden Künste und der Handelsstand griffen zu den Waffen und die Stände Niederösterreichs warben ein eigenes ständisches Corps; Fürst Johann von Lichtenstein rüstete eine Reiterei aus und die Bürger durch ihren Eid an die Stadt gebunden, stellten ihre Söhne, Gesellen und Diener zum Waffendienst.

Der Kommandirende in Innerösterreich, Ferdinand Herzog von Würtemberg, der eben in Wien angelangt war, ließ als Freiwilliger zum Aufgebote sich einschreiben und wurde von Franz I. zum Oberbefehlshaber desselben ernannt. — Binnen sechs Tagen waren 37000 Mann für das Aufgebot eingeschrieben, so daß man kaum die nöthigen Waffen aufbringen konnte.

Am 17. April schon geschah auf dem Glacis vom Schotten- bis zum Stubenthor die Fahnenweihe durch den Weihbischof Grafen Arxt und unmittelbar darnach zog die Aufgebots-Mannschaft in das Hauptquartier nach Klosterneuburg; voraus die beiden ungemein schönen Schwadronen Reiterei unter dem Oberstlieutenant Baron Hochberg, dann das Universitäts-Corps mit

der ihm noch von der letzten türkischen Belagerung her zuständigen Fahne, darauf sieben starken Brigaden und ein auserlesenes Jäger-Corps.

Besondern Gemeingeist zeigten die Tischler, die in der siebenten Brigade 5 Compagnien bei 1500 Mann stark bildeten, und sich durch einen besondern Eid verbanden, nicht von einander zu weichen und jeden Feigen für immer aus ihrer Mitte auszuschließen. Sie erhielten deshalb eine eigene Aufgebotsfahne, welche sie bei den Frohnleichnams-Prozessionen führen. Inzwischen änderte sich aber der Stand der Dinge. Die wackern Tiroler waren aufgestanden und hatten ihr Land von dem Feinde befreiet; auch im Venetianischen herrschte voller Aufstand wider die Franzosen. Buonaparte unterzeichnete daher die Friedenspräliminarien zu Leoben und am 17. October 1798 kam dann der Friede von Campoformio zu Stande.

Das Aufgebot kehrte am 3. Mai 1797 nach Wien zurück und wurde aufgelöset; der Tag seines Ausmarsches blieb ein Festtag Wiens. Herzerhebend war es, als nach der Rückkehr die gesammte Mannschaft mit einer eigenen Denkmünze an schwarz und gelbem Bande mit dem Bildniß des Kaisers und der Inschrift: „Den biedern Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank“ belohnt wurden.

An dem Aufgebote hatten insbesondere die Leopoldstädter lebhaften Antheil genommen; unter der zweiten Brigade desselben waren drei Compagnien ganz aus Einwohnern der Leopoldstadt und Jägerzeile gebildet, wovon 270 Mann sich selbst erhielten und wozu die beiden Gemeinden den Unterhalt für dreißig Mann übernommen hatten.

Aufnehmer (Der).

Ein talentvoller und gegen die gewöhnliche Weise von Glücksgütern nicht entblößter Maler hatte sich in die Tochter des reichen Handelsherrn Scharrenhuber, bei dem ein voller Sack mehr galt als ein voller Kopf, und dem die alten römischen Talente lieber waren, als die Kunsttalente, verliebt. Seine Liebe ward erwiedert. Der Vater aber wollte den Wünschen der jungen Leute kein rechtes Gehör geben, weil der Maler ihm nicht reich genug zu sein schien. Als dieser jedoch erklärte, der Schwiegervater könne die Mitgift so lange in Händen behalten, als ihm gutdünke, da beglückte Scharrenhuber das Pärchen mit seiner Einwilligung. Einst stand dasselbe am Fenster im Gespräch vertieft. Scharrenhuber, gleich allen Geizhälsen ein Späher und Horcher aus Argwohn, schlich sich unbemerkt heran und belauschte ihr Geflüster.

„So werd' ich dich,“ seufzte das Mädchen, „acht Tage lang nicht sehen!“

„Die Reise ist dringend; ich muß dort,“ hier sprach der junge Mann leiser, so daß der Horcher nichts verstand, als das Wort aufnehmen.

„Aufnehmen?“ schrie Scharrenhuber hervorbrechend; Sie wollen aufnehmen und mein Schwiegersohn werden? Fort, mir aus den Augen! Nie soll ein Aufnehmer mein Eidam werden!

Der junge Mann war erstarrt, das Mädchen einer Ohnmacht nahe. Nur mit Mühe erklärte man ihm das Mißverständniß, daß nämlich von dem Aufnehmen einer Gegend die Rede sei.

Der Alte schüttelte den Kopf und wollte nicht glauben, daß das Wort aufnehmen in der Kunstsprache der Maler einen andern Sinn hätte, als in dem Munde der Geldnegotianten. Nur nach und nach verloren sich seine Zweifel, und er bat den Maler: künftig von Abnehmen und Einnehmen so viel er wolle, aber nie mehr etwas von Aufnehmen verlauten zu lassen, welches ein ganz unangemessener Kunstausdruck sei.

Aufputz der Kirchen.

Im J. 1784 erhielten alle Kirchenvorsteher die Verordnuug, daß künftig nicht mehr gestattet werden dürfe, den Statuen und Bildern des Heilandes, Mariens und der Heiligen in den Kircheu, Kleider, Hemde, Strümpfe und Schuhe anzulegen, Perücken aufzusetzen, goldene, silberne und andere Herzen, Füße, Ringe u. dgl. anzuhängen oder daran anderes Putzwerk anzubringen; — auch wurde verfügt, daß statt der meistens sehr schlecht gestalteten und gemalten Statuen und Bilder bessere und kunstmäßige beizuschaffen sind. Endlich seien auch von den innern Wänden der Kirchen die vielen Opfer, Votivtafeln, hölzerne, meistens mit allerlei Ekel erregenden Wunden bemalte Füße, Hände, Krücken, Panzer, Ketten u. s. w., wodurch die Gotteshäuser mehr verunstaltet als geziert werden, hinwegzuschaffen.

Aufspritzen.

Diese wohlthätige Sanitäts-Maßregel wurde 1782, dem Jahre der Anwesenheit des Papstes Pius VI. in Wien, unter Joseph II. eingeführt. Mit Anfange des Juni ist allen Hausbesitzern, Sequestern und Administratoren unter Androhung strenger Bestrafung anbefohlen worden, zur Vermeidung des häufigen und schädlichen Staubes in der Stadt, zweimal des Tages, nämlich Früh von 7 bis 8 Uhr und Nachmittag von 3 bis 4 Uhr vor den Häusern aufspritzen zu lassen; von welcher Obliegenheit kein Kloster, kein Herrschaftshaus, ja selbst die Hof- und Dikasterialgebäude nicht ausgenommen waren. — Auf den Fahrstraßen des Glacis um die Stadt herum, wurde von den Gefangenen aufgespritzet.

Aufstand der deutschen Kriegsknechte (1529).

Nach dem unerwarteten Abzug der Türken von Wien 1529 brach unter den Reichstruppen, die bei der Belagerung Dienste gethan hatte, ein bedenklicher Aufstand aus. Diese Truppen schloßen verabredetermaßen bei einer allgemeinen Musterung um ihre Obersten Konrad Gottsmaun und Jakob von Bärnau einen Kreis, schüttelten lärmend ihre Lanzen und forderten einen fünffachen Sold, weil sie fünf Hauptstürme tapfer abgeschlagen hatten.

Die Oberste suchten sie durch gute Worte zu beruhigeu; sie stellten ihnen vor, wie sehr sie den erworbenen Ruhm durch den Schandfleck einer Empörung brandmarken würden und versprachen ihnen einen ihren geleisteten Diensten angemessenen Lohn. Die Aufrührer achteten aber wenig auf diese Rede, sie wiederholten mit Ungestüm ihre Forderungen und drohten widrigen Falls Hand an sie zu legen, sich der Stadt zu bemächtigen, und die Häuser der Bürger zu plündern, so daß es mit der Stadt mißlicher aussah, als bei dem Dasein der Feinde selbst.

So blieb die Sache bis Abends, wo der Fähnrich Paul Gumpenberger seine Fahne flattern ließ, und den Kreis mit den Worten öffnete: „Brüder! alle, die sich mit einem doppelten Solde begnügen wollen, folgen mir nach.“ Dieß hatte die Wirkung, daß mehrere den Kreis verließen, und die Oberste für dießmal glücklich aus dem Gedränge kamen.

Allein die Ruhe war noch nicht hergestellt; nach zwei Tagen rotteten sich die aufrührerischen Truppen wieder zusammen und forderten mit wildem Lärmen fünffachen Sold; sonst drohten sie die ganze Stadt, die ihre Erhaltung nur ihnen zu verdanken hatte, einer Plünderung Preis zu geben.

Um blutigen Ausschweifungen vorzubeugen, sah sich der Pfalzgraf Friedrich bemüßigt, jedem Mann einen dreifachen Sold zu versprechen, und alle Gegenforderungen der Lebensmittel wegen, die ihnen während der Belagerung abgereichet wurden, fahren zu lassen. Dies beruhigte sie et-

was, doch äußerten noch viele ihren Unwillen darüber, weil ihnen dadurch die Gelegenheit benommen ward, eine allgemeine Plünderung auszuführen. Zugleich wurde der Tag und der Ort bestimmt, wo ihnen der verlangte Sold ausgezahlt werden sollte.

Hierbei wurden die Namen jener, die einen dreifachen Sold forderten, und ihre Geburtsörter genau angemerkt. Dies machte viele einer Strafe wegen besorgt, so daß sich nicht wenige, besonders von den altgedienten Kriegern, die auf Rechtlichkeit und guten Namen etwas hielten, mit einem doppelten Solde begnügten. Es wurden auch wirklich einige der Kühnsten für ihre trotzigen Forderungen gezüchtiget u. der Urheber des ganzen Aufstandes ausgeforscht. Diesem wurde die Zunge ausgeschnitten und er dann an einen Galgen gehenkt; nachdem man ihn hier einen ganzen Tag hindurch hängen gelassen hatte, schleppte man seinen Leichnam auf das Feld, wo er durch einige Tage unbegraben liegen blieb.

Dies üble Beispiel der Reichstruppen verführte auch bald jene, die unter dem Kommando Leonhards von Vels und Hektors v. Reischach standen, zu gleicher Verwegenheit, zu welchen sich noch andere aufrührerische Köpfe schlugen. Allein auch diese wurden vorzüglich durch eine Rede, welche Reischach an sie hielt, beruhiget, so daß sie sich mit einem doppelten Solde zufrieden gaben. Die übrige Macht der Aufrührer wurde zuletzt dadurch vollkommen entkräftet, daß man sie von einander trennte, und nach Altenburg und Preßburg zur ungemeinen Freude der gekränkten, und bisher auf das Schlimmste gemißhandelten Bürger abmarschiren ließ, welches am 23. und 25. Oktober geschah.

Das zuchtloseste Volk der deutschen Lanzenknechte war im Schottenkloster eingelegt. Sie plünderten dasselbe und die Kirche, und vernichteten in der Bibliothek, was gelehrte Äbte und Mönche an köstlichen Büchern und Handschriften gesammelt hatten, wobei die ältesten Urkunden zu Grunde gingen; sogar der schöne, mit vielen ausländischen Gewächsen versehene Klostergarten wurde verwüstet und ein berühmter, alle umliegenden Dächer weit überragender Maulberbaum von wahrhaft ungeheurer Höhe und schattenreicher Krone, welchen Johann Rasch in seiner Beschreibung „Stupendae magnitudinis et altitudinis“ nennt, umgehauen, dessen zarter Same und Kern, vielleicht Herzog Heinrich Jasomirgott, vielleicht noch ein älterer Kreuzfahrer, einer der Gefährten der von den Sarazenen gefangenen Markgräfin Ida, Mutter Leopold des Heiligen, aus dem Morgenlande gebracht hatte.

Der Tumult war in diesem Kloster so wild, daß der unerschrockene Abt, Konrad Weixelbaum aus Innsbruck in Tirol sich und seine Brüder nach Passau flüchteten, und erst nach Monatsfrist zurückkehrten.

Aufstand d. Schuhknechte (1722).

Am 31. Oktober 1722 wurden zwei der halsstärrigsten Schuchknechte als Verächter der landesfürstlichen Befehle und Störer der öffentlichen Ruhe mit dem Strange hingerichtet, und fünf andere mußten bei der Vollziehung des Urtheils zugegen sein. Die Geschichte des sogenannten Schuhknecht-Aufstandes ist in der Hauptsache nach Geusau, folgende:

Im J. 1712 hatte die n. ö. Regierung zur Einführung einer bessern Ordnung unter den Schuhknechten und Abstellung der sehr eingerissenen Störerei, gedruckte Abschiedszettel eingeführt, welche den von den bürgerlichen Schuhmachermeistern oder Hofbefreiten aus der Arbeit tretenden Schuhknechten gegeben, und ohne welche sie bei keinem andern Meister in Arbeit genommen werden sollten. Der Inhalt dieser Zettel war folgender:

„Ich Endesgefertigter bekenne hiermit, daß N. gebürtig von N. bei uns bürgerl.

Schuhmeistern in der kais. Haupt- und Residenzstadt Wien in der Arbeit gestanden ist, welcher sich ehrlich und redlich verhalten hat, wie es einem ehrlichen Schuhknecht zusteht; dieses bezeuget unser kleines, hierunter gedrucktes Handwerks-Insigul, so geben in der kais. Haupt- und Residenzstadt Wien den —“

Diese Abschieds-Zettel wollten die Schuhknechte nicht annehmen, weil sie solche als eine ihnen nachtheilige Neuerung ansahen. Sie gingen daher von ihren Meistern aus der Arbeit, und suchten die Wiederaufhebung dieser Abschiedszettel mit Gewalt zu ertrotzen. Die Hauptaufwiegler schrieben einander von Wien, Gratz, Linz, Prag und anderen Städten der kais. Erblande, sowohl aus ihren Zusammenkunftsörtern, als auch aus den Arresten zu, und ermahnten einander nicht nachzugeben und lieber Alles auszustehen.



Anfangs 1713 waren sowohl in Wien, als in Prag und anderen Orten bereits eine große Anzahl in den Arresten und mehrere derselben wurden zur Schanzarbeit nach Raab und im hiesigen Stadtgraben verurtheilt, ihre Namen an den Galgen geschlagen, nach Hinterlassung einer geschwornen Urphede des Landes auf ewig verwiesen und für unehrlich, auch in den Erbländern zu arbeiten für untüchtig erklärt. Hierauf unterwarf sich ein Theil derselben den landesfürstlichen Befehlen.

Am 15. Juli wurden aus dieser Zahl der Klügeren vier neue Altgesellen, nähmlich: Johann Georg Stelzer, Martin Buchner, Philipp Machhaubt und Franz Kraucher (wie sie sich in einem an ihre Mitgesellen zu Gratz abgeschickten Ermahnungsbriefe vom 2. August 1713 unterschrieben haben) erwählt, und diesen ein neuer Ladschlüssel wie auch ein neues Bruderschaftssiegel gegeben, indem das alte verworfen werden mußte, weil die vorigen Altgesellen und Rädelsführer zu ihrem und ihrer Anhänger Unterhalt mehrere Schuldverschreibungen mit demselben ausgefertigt hatten. Die Übrigen blieben in ihrer Widersetzlichkeit und verführten wieder viele von denen, die sich schon ergeben hatten.

Diese Anordnung dauerte bis 1722. Am 21. Oktober wurde neuerdings ein Hofdekret des Inhalts bekannt gemacht:

„Nachdem man mit höchstem Mißfallen vernehmen müssen, daß die in hiesiger Residenz-Stadt Wien befindlichen Schuhknechte sich nicht nur denen zur Erhaltung guter Polizei u. beständig allgemeinen Ruhewesens ausgegangenen landesfürstlichen Befehlen, Satz- und Ordnungen höchst sträflich widersetzen, sondern sogar dahin sich vermessentlich unternommen, daß sie ihre Werkstätte und Meister ohne mindester Ursache recht boshaftig und in der gefährlichen Absicht verlassen und ausgetreten, damit sie hiedurch dem Publikum die benöthigten Werkleute entziehen, die landesfürstlichen Mandata verächtlich, ja nichtig machen, und gleichsam nach eigener Willkür umhergehen möchten; derlei muthwillige und in der kais. Residenzstadt höchst ärgerliche Anmaßungen aber Ihre kais. Majestät keineswegs zu gestatten gesonnen, sondern bei Zeiten mit allem Ernst und Nachdruck abge-

stellet wissen wollen; so soll bis auf weitere Verordnung kein Schuhknecht allhier aus der Arbeit treten, weniger von seinem Meister gehen, oder im Falle er bereits ausgestanden wäre, unverzüglich in eine Meisterwerkstatt sich begeben, und diesem also gewiß nachkommen, wie im Widrigen jeder Schuhknecht, so von nun an aus der Arbeit gehen und von hier sich wegbegeben, oder da er von der Arbeit bereits aufgestanden wäre, sich nicht sogleich zu seinem vorigen oder andern mit Schuhknechten nicht versehenen Meister in Arbeit gehen würde, derselbe hoc ipso in den kais. Erblanden zur Erwerbung der Meisterschaft oder Hoffreiheit unfähig sein und noch dazu aller Orten handfest gemahnet, in Band und Eisen geschlossen, anher geliefert, und ihm als einem Refractorio und Verächter des landesfürstlichen Gebots, der Prozeß gemacht, folgsam nach aller Schärfe bestrafet; nicht weniger diejenigen, so denen Schuhknechten, wider dieses Verbot, Aufenthalt und Unterschleif oder andern Vorschub geben, mit wohl empfindlicher Strafe belegt werden sollen."

Da aber die Schuhknechte in ihrer Widerspänstigkeit fortfuhren, so erfloß am 27. Oktober abermals ein Patent des Inhalts:

„Nachdem Ihre kais. Majestät zwar vermeinet, es würden die allhier befindlichen Schuhknechte denen vorhin ergangenen Satz- und Ordnungen gehorsamsten Vollzug leisten, jedoch mehrmalen Ihro kais. Majestät höchst mißfällig vernehmen müssen, daß selbe bis anher nicht nur allein in ihre vorige, oder andere mit Schuhknechten nicht versehene Werkstätte, nach ihrer bisher angewohnten halsstärrigen Bosheit, nicht eingestanden, sondern annoch weiters höchst strafmäßig sich dahin vermessen haben, und mit Hintansetzung bei landesfürstlicher Ungnade und wohl empfindlicher Leibesstrafe geschehenen Verbots, gleichwohl an ungewöhnlichen Örtern, und auf eine dem allgemeinen Ruhestande zuwiderlaufende Art ihre Zusammenkünfte noch immerfort zu halten sich unterfangen, sich daher Ihre kais. Majestät bemüßigt gesehen, gerechtest zu resolviren und zu schließen; daß

Erstlich diejenigen Schuhknechte, welche von Publizirung dieses Patents allhier und in den Vorstädten zu zehn Personen oder mehreres sich, unter was immer ersinnenden Vorwand es sein möchte, zusammenschlagen und einige Zusammenkünfte oder Berathschlagungen halten werden, selbe sogleich mit Arrest beleget, ihnen ein Standrecht gehalten und ohne Untersuchung eines weiteren Verbrechens als Verächter und freventliche Übelthäter des landesfürstlichen Gebots und Zerstörer des gemeinen Ruhestandes, an Leib und Leben ohne Anstand gestrafet;

Andertens, diejenigen Wirthshausinhaber oder Inwohner, so ihnen Schuhknechten zu Haltung ihrer höchst sträflichen Zusammentrettungen einigen Unterschleif geben, oder wo die Schuhknechte mit Gewalt in ihre Zimmer zur Haltung derlei Zusammenkünfte eingedrungen wären, dieselben ohne Verzug der n. ö. Regierung nicht anzeigen, nach abgeschworner Urphed und Landesverweisung auf die Galeeren zur Ruderbank verschaffet;

Und Drittens, ein jeder Grundrichter, welcher solche höchst verbotene Zusammenkünfte nicht alsogleich der Regierung zur Handfestmachung derer Übertreter anzeigen oder möglichstens auszurotten sich nicht befleißen würde, zur wohlverdienten Strafe seines Richteramtes entsetzt, in Banden und Eisen geschlossen, sodann im hiesigen Stadtgraben auf eine gemessene Zeit zur öffentlichen Arbeit angehalten werden solle."

Weil jedoch die Schuhknechte diesen Befehlen und wohlmeinenden Warnungen keineswegs nachkamen, sondern in ihrer Widersetzlichkeit verharrten und sogar die Waffen ergriffen, (wie wir einen solchen bewaffneten

Held hier erblicken) so sah man sich nach so vielen vergebens angewendeteu Abmahnungen gemüßiget, über einige Aufhetzer und Rädelsführer die Todesstrafe zu verhängen.

Aufstand der Studenten (1451).

Aeneas Sylvius wirft in seiner Beschreibung von Wien den damaligen Bewohnern dieser Stadt einen besonderen Hang zur Zänkerei und Übermuth vor, und im Jahre 1451 ereignete sich wirklich ein Handel, der mit dem Vorwurfe jenes berühmten Mannes übereinstimmt.

Ein unbedeutender Vorfall brachte Bürger und Studenten gegen einander in Harnisch und von der Hochschule durch die Wollzeile bis in die Riemerstraße fand ein förmliches Gefecht Statt. Der aufgebrachte Pöbel brachte auf eine etwas unsanfte Art sieben Studenten nach der Schranne vor den Stuhl des Stadtrichters, Erasam Panheimer, welcher für den Bruch des Landfriedens ein warnendes Beispiel aufstellen wollte und bereits den Scharfrichter zur Hand hatte, um den sieben Studenten den Kopf vor die Füße legen zu lassen.

Mit genauer Noth hinderte der kühlere und bedächtigere Stadtrath Neuperg und Andere aus den Genannten diese blutige Übereilung und hielten das wüthende Volk von dem Äußersten zurück. Die vorlauten Jünglinge wurden jedoch ins tiefste Verließ des Kärntnerthurms geworfen, wo sonst nur schwere Verbrecher festgehalten wurden. Wegen dieser Verletzung der Grundgesetze und Freiheiten der Universität schloß der Rektor die Schulen, und es stand nahe daran, daß eine Auswanderung der Lehrer und Studierenden, wie es einst in Prag der Fall war, eingetreten wäre, hätte sich nicht Friedrich III. begütigend ins Mittel gelegt.

Augarten.

Der A. ist ein an der Nordseite der Leopoldstadt liegender Lustgarten, welchen der Hof dem Genusse des Publikums gewidmet hat. Er hat eine Oberfläche von mehr als 144,000 Quadrat-Klaftern, bildet ein längliches Viereck und ist durch eine große Allee mit dem Prater verbunden.

Rings um den Garten ist eine schöne Terrasse, um ihn gegen die Überschwemmungen der Donau zu sichern; er ist von herrlichen, regelmäßigen, nach verschiedenen Richtungen laufenden Alleen durchschnitten, hat aber weder Statuen noch Wasserkünste.

Der Haupteingang, der mit Joseph II. berühmter Aufschrift prangt:

„Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort
von ihrem Schätzer"

ist von Seite der sehr erhöhten Augartenstraße; zwei breite Baumreihen und ein großer freier Platz bilden einen Hofraum, an dessen Ende ein großes ebenerdiges Gebäude mit prachtvollen Säulen sich erhebt.

Zur rechten Seite dieses Hauptgebäudes ist ein kleineres, von einem besonderen Garten umgeben, welches dem Kaiser Joseph zum Sommeraufenthalt diente. Hier empfing er den Großfürsten und nachherigen Czar Paul von Rußland, und den Papst Pius VI., was zwei Denksteine mit folgenden Inschriften der Nachwelt berichten:

I.

X. Decembris 1781. — Advenientes Magni Russiarum Duces Paulus et Maria Principes Würtenbergicos Suos Parentes, Fratrem, Sororem hoc in loco amplexi sunt. — Josephus II. Augustus hospites amice suscepit, mutuos amplexus vidit, sensit, aeternae memoriae in lapide consecravit.

II.

Aeternae Memoriae 18. Mai. 1782. Josephus II. Augusti gratus Hospes Pius VI. Pont. max. ex hoc loco populo undique confluenti benedixit.

Mit dem Großfürsten Paul waren auch seine Gemahlin Maria Feodorowna, der Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg

mit seiner Gemahlin und der Prinzessin Elisabeth und Prinz Ferdinand von Würtemberg damals in Wien.

Neben dem großen Garten an der Augartenstraße befindet sich auch ein gut unterhaltener Obst- und Ziergarten, welcher geschlossen ist. Der Hof unterhält im Augarten einen eigenen Hofgärtner, der in einem Seitengebäude wohnt.

Der Augarten entstand aus den Besitzungen des Johann Georg Ditmaier von Dietmanstorff, des Johann Andreas von Liebenberg und des Johann Ludwig Praun von Praunstorff, und aus den Plätzen, welche Johann Franz Graf von Trautson, Herr von Falkenstein, Statthalter in Niederösterreich, Ferdinand Maximilian Graf von Sprinzenstein und Johann Kauzinger vom Stifte Klosterneuburg als Leibgedinge hatten. Diese Leibgedinge lauteten meistens auf die Au, welche der „Tabor Schüttl“ hieß, und von dieser Au erhielt der neue kaiserliche Garten den Namen des Augartens.

Leopold I. brachte diese Besitzungen an sich, und ließ daraus einen großen Lustgarten bilden, welchem ein angemessenes Gebäude zum Aufenthalte des Hofes angereiht werden sollte. Die Herstellung des Gartens begann kurz vor dem Einfalle der Türken 1683.

Während der in diesem Jahre stattgehabten Belagerung der Stadt wurde die schöne junge Anlage ganz verwüstet, und sie blieb es auch fortan durch längere Zeit, ein trauriges Denkmal der feindlichen Barbarei.

Joseph I. ließ endlich den Garten wieder herrichten, und verband damit ein kleines Gebäude, welches der Witwensitz der Kaiserin Eleonora, seiner Mutter, wurde, und den Namen der kaiserlichen Favorite erhielt, der in der Folge, zum Unterschiede von der Favorite auf der Wieden (dem heutigen Theresianum), in die Benennung der alten Favorite sich veränderte.

Die niedrige Lage des Gartens und die große Feuchtigkeit, welche darin herrschte, war Ursache, daß er bis in die Zeiten Josephs II. vom Hofe wenig besucht wurde. Dieser Monarch war es, der gleichzeitig mit den Verschönerungen des Praters auch jene der alten Favorite, oder des Augartens vornehmen ließ, welchen er durch Ankauf des croatischen Convikts und zweier anderer Häuser vergrößerte, und mittelst Durchschneidung der Auen in Alleen angenehm machte, weil dadurch der Garten an Luft und Trockenheit gewann. Auch diesen Garten, wie den Prater, eröffnete er dem Publikum am 1. Mai 1775 mit einer passenden Festlichkeit, bei der Girandolini seine Feuerwerkskünste producirte.

Den größten Schwung erhielt er durch den Umstand, daß der Kaiser selbst ihn zu seinem Erholungsorte wählte; er ließ auf dem ehemaligen Gartengrunde des croatischen Collegiums sich ein einfaches Wohnhaus bauen, selbes mit einem Lustwäldchen umgeben und mit dem großen Augarten in Verbindung setzen. Noch sieht man dieses einfache Haus. Sehr oft trat er hier in geringer Begleitung unter die Menge der Spaziergänger.

Von diesem bescheidenen Sommersitze ließ er eine Allee nach dem Prater führen, wozu die Besitzungen vieler Privatleute gekauft werden mußten. Ihm verdankt auch der schöne Damm seine Entstehung.

Im Juli 1784 ritt Joseph vom Augarten nach der Brigittenau zu einer großen Jagd. Da stürzte aus einer Mais ein großer Hirsch hervor, fiel durch einen Zufall gerade vor dem Monarchen auf den Boden, faßte den überraschten Fürsten mit gewaltigem Geweihe und schleuderte ihn — glücklicherweise mit geringer Beschädigung weit weg. Dieser Hirsch wurde erst im Monate Dezember darauf erlegt und sein Geweih, so wie der zerrissene Jagdrock des Kaisers in der sogenannten Gewehrkammer des k. k. Stallgebäudes hinterlegt.

Nach Josephs Tode kam dieses Sommerhaus und der Garten an seine Schwester, Maria Christina, die Statthalterin der Niederlande, und als diese starb, wählte es ihr Gatte, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen zu seinem Sommeraufenthalte.

Im Augarten war es, wo sich 1797 das Wiener-Aufgebot nach hergestelltem Frieden versammelte, und als Lohn seiner Vaterlandsliebe mit einer Denkmünze beehrt wurde. (Sieh Aufgebot).

Zehn Jahre später, den 1. Oktober 1807, wurde Wien von einem heftigen Sturmwinde heimgesucht. Der Prater erlitt dabei großen Schaden, denn die stärksten Bäume wurden niedergerissen. Noch mehr aber wüthete der Sturm im Augarten; an der Nordseite waren ganze Auen entwurzelt und alle hohen Bäume zerknickt. Der Garten gewann aber dadurch an Helle und Anmuth, denn in dem Theile, welcher am meisten gelitten hatte, erhoben sich schnell wieder herrliche junge Pflanzungen.

In den J. 1805 und 1809, zur Zeit der feindlichen Invasionen, wurden die Gebäude des Augartens von den Franzosen zu Spitälern verwendet, und am 19. Mai des letzten Jahres begannen sie in dem Garten Verschanzungen anzulegen, wobei am folgenden Tage der Freiherr Johann von Sala erschossen wurde. Dieser sechzigjährige Mann, gewesener Stadthauptmann, ging mit seinem Sohne im Augarten spazieren. Die französischen Posten wollten ihn zur Schanzenarbeit zwingen, und da er ihnen nicht folgen wollte, schossen sie ihn nieder und hielten den Sohn mehrere Stunden zur Arbeit an.

Zur Zeit des Wiener-Congresses wurde den 6. Oktober 1814 im Augarten ein herrliches Volksfest gegeben. Bei der Ankunft der Monarchen eröffnete die Gesellschaft des Kunstreiters de Bach das Fest mit Wettlaufen, Pferderennen und gymnastischen Übungen. Hierauf wurden unter vier Gezelten, ungarische, böhmische, österreichische und tirolische Nationaltänze aufgeführt. Einen erhebenden Anblick gewährte das Mahl von 400 Veteranen der österreichischen Armee, welche an 16 Tafeln bewirthet wurden.

Auf der Terrasse wurde ein Feuerwerk abgebrannt, dessen Hauptfronte den Stephansthurm vorstellte. Von hier verfügten sich die Fürsten durch eine beleuchtete Nachbildung des brandenburger Thores zu Berlin zu dem freien Platze am Eingange der Hauptallee, wo eine Abbildung der Kanonensäule zu Moskau zu sehen war. Ein Ball machte den Beschluß des Festes.

Am 15. März 1815 nach einer imposanten Schlittenfahrt durch den Prater speiseten der Hof und die fremden Monarchen im großen Augartensaale, worauf in dem eigens dazu eingerichteten zweiten Saale die Oper „Agnes Sorel“ von Gyrowetz aufgeführt wurde.

Bei der Vermählung der Erzherzogin Leopoldine mit Don Pedro, Kronprinzen von Portugal und Brasilien, wurde im Augarten eines der glänzendsten Feste gefeiert, welches der portugiesische Bothschafter, der Marquis von Marialva gab.

Die Vorbereitung war dem Architekten Carl Moreau übertragen worden. Der Eingangsallee gegenüber wurde ein majestätischer Tempel mit einem Peristyl von sechs Säulen errichtet, und das große längliche Viereck des Hofes mit einem dorischen Portikus und mit einer Attike und Vasen umgeben. Dieser Tempel ruhte auf einem hohen Sockel, der in der Mitte des Prospekts von einer Treppe, mit zwei kolossalen Seitenstatuen versehen, unterbrochen wurde. Auf dem Giebel prangten die Wapen des erlauchten Brautpaares.

Der Tempel und die umliegenden Hallen waren durch viele tausend Lampen, die auf goldenem Grunde wie Edelsteine funkelten, erleuchtet.

In jedem der zwei neu erbauten Säle

waren, außer 18 an den Wänden angebrachten kleineren Tischen, 9 große, runde Tafeln gedeckt, deren jede ein hoher, vergoldeter Candelaber, aus einem Blumenkorbe emporsteigend, erleuchtete. Der rechts liegende Saal des alten Gebäudes war für die Kaisertafel bestimmt, und in dem linken befanden sich 20 Tische.

Der Saal für die kaiserliche Familie, in Form eines Zeltes, bestand aus zwei Abtheilungen, deren eine die Tafel für die obersten Hof- und Staatsämter und das diplomatische Corps, die andere die große Tafel für die allerhöchsten und höchsten Herrschaften enthielt.

Der Haupttheil des Ganzen aber war der über alle Beschreibung prachtvolle Tanzsaal, der in der Mitte des halbkreisförmigen Platzes vor dem Lusthause in Form einer Rotunda von 84 Pariser Fuß im Durchmesser, und 54 Fuß Höhe emporstieg. An den vier Seiten dieser Rotunde waren eben so viele Tempel, die ein längliches Viereck bildeten. Glasthüren, die bis zur Erde hinabreichten, öffneten die Aussicht in die von vielen tausend Lampen erleuchteten Alleen des Gartens. Im Innern dieser großen Rotunde erhob sich auf 32 Säulen eine zierliche Gallerie von 64 Fuß im Durchmesser, mit drei Reihen hinter einander erhobener Sitze. Von dieser Gallerie wölbte sich die Kuppel empor, und schloß am Gipfel mit einer Laterne, wodurch die Luft sich reinigte. In diesem Tanzsaale konnten sich 1800 Personen frei bewegen.

Den zahlreichsten Besuch erhält der Augarten jährlich am 1. Mai, wo vom frühen Morgen bis Mittag sich fast alle Stände hinbegeben, und in einem Saale gewöhnlich musikalische Produktionen von ausgezeichneten Künstlern ausgeführt werden.

Der Augarten enthält eine interessante Rosensammlung von 180 Species und die bedeutendste Obsttreiberei in Wien.

In dem großen Vorhofe findet jährlich im Mai die öffentliche Ausstellung von veredeltem Horn- und Schafvieh Statt, veranstaltet von der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien, die zwei Tage dauert.

Um dem Zugange zum Augarten größere Annehmlichkeit zu verschaffen, war die von der Augartenbrücke dahin führende Neuegasse in der Leopoldstadt 1800 mit einer Akazienallee verschönert worden, welche jedoch 1823 wieder verschwunden ist.

Die allzu große Entlegenheit dieses herrlichen Gartens mag die vorzüglichste Ursache seines spärlichen Besuches sein.

Augen-Ausbrechen.

Das Augen-Ausbrechen (Augenauzprechen) oder Blenden war im 13. und 14. Jahrhunderte die gebräuchliche Strafart für Staatsverrath und Münzverfälschung. In den Handfesten Rudolfs I. und Albrechts II. 1278 und 1340 kommt der Verlust eines oder beider Augen nur im Falle der Wiedervergeltung vor. Friederich der Schöne war grausam genug, bei dem Antritte seiner Regierung 1308 einige aufrührerische Bürger von Wien blenden zu lassen. Diese Strafart blieb aber sehr beschränkt und scheint von kurzer Dauer gewesen zu sein.

Augenkranken-Institut.

Diese k. k. Anstalt befindet sich im allgemeinen Krankenhause in der Alservorstadt Nr. 195, im dritten Hofe des Hauptgebäudes. Sie entstand 1816. An den geräumigen Lehrsaal für Hörer der Augenheilkunde, in welchen auch die Operationen vorgenommen werden, stoßen in fortlaufender Reihe die zwei ungemein reinlich gehaltenen Krankenzimmer, worin Alles auf die Bedürfnisse des Sehorganes berechnet ist. Dem Institute ist der Professor der Augenheilkunde, Anton Rosas, vorgesetzt, der viel zu dessen Vervollkommnung beigetragen, die Bibliothek von 70 auf mehr als 1000 Bän-

den gebracht und die Sammlungen von Instrumenten, Handzeichnungen und pathologischen Natur-Präparaten für die menschliche und comparative Anatomie des Auges ansehnlich bereichert hat. Unter ihm entstand auch die herrliche Wachspräparaten-Sammlung, welche von dem vaterländischen Künstler, Joh. Nep. Hoffmayr gemacht, die seltensten und vorzüglichsten Krankheiten des Auges mit einer bisher noch nirgens erreichten Treue und Vollkommenheit darstellt.

Augsburgertanz (Der).

Der 15. Juni, der Tag des heil. Veit's wurde ehemals in der Reichsstadt Augsburg durch ein jährliches Fest gefeiert, wobei bestimmte Förmlichkeiten beobachtet wurden. Die vorzüglichste war, daß man unter musikalischer Begleitung um große Feuer herumtanzte.

Im J. 1496 befand sich der Erzherzog Philipp von Österreich, genannt der Schöne, später König von Spanien und Gemahl Johanna's, Ferdinand des Katholischen von Spanien Tochter, zur Zeit dieses Veitfestes in Augsburg. Aus angeborner Leutseligkeit beschloß er daran Theil zu nehmen.

Er ließ auf dem Frohnhofe, einem freien Platze zwischen der Domkirche und dem bischöflichen Platz einen 54 Fuß hohen Scheiterhaufen errichten; die Gäste erschienen, und das Fest begann. Jedermann war neugierig, welche von den Augsburgischen Schönen das Glück haben werde, von dem Prinzen zum Tanze aufgefordert zu werden, und Neid und Eifersucht waren schon zum Voraus in allen weiblichen Seelen rege. Lange musterte der Prinz die Reihen, endlich erkor er sich eine schöne Ulmerin; auf sein Geheiß trat sie vor, zündete mit einer Fackel den Holzstoß an, ward von ihrem erlauchten Tänzer umschlungen und im raschen Wirbel schwebte das beneidete Paar um den flammenden Holzstoß. Dieß war das Signal zur allgemeinen Lust, und in wenig Augenblicken folgte Alles im bunten Gewühl dem mächtigen Impuls der Instrumente.

Und wie hieß die von allen ihres Geschlechtes so stark beneidete Glückliche? —

Sonderbar genug führte sie den mit ihrer damaligen Rolle so homogenen Namen, Susanna Neidhart.

Augsburgische Confession

nennt man das Glaubensbekenntniß, welches ursprünglich Martin Luther auf Anordnung des Kurfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen in 17 Artikeln entworfen hatte. Da aber Luther's Schreibart und sein Sinn zu hart und zu starr war, so wurde mit Bewilligung aller betheiligten Reichsstände das Werk von dem berühmten Melanchton überarbeitet und am 25. Juni 1530 dem Reichstage zu Augsburg übergeben und vorgelesen. Das Original dieser wichtigen Confession wird in Wien im kaiserlichen Staatsarchive aufbewahrt und ein treuer Abdruck davon ist die im J. 1531 in Wittenberg erschienene Ausgabe. Im späteren Abdrucke vom J. 1540 hat Melanchton zu Gunsten der Reformirten eigenmächtig Mehreres abgeändert. Daher entsteht der Unterschied der veränderten und unveränderten Confession; jener folgt die reformirte und dieser die lutherische Kirche.

Augustin der Sackpfeiffer.

Bei dem großen Elend und der ungemeinen Verwirrung, welche zur Zeit der Pest 1679 statt fand, geschah es nicht selten, daß mit den Todten zugleich Lebende auf die Wägen gebracht und in die Grube geworfen wurden, wie es namentlich mit einem Manne, Namens Augustin, einem Sackpfeiffer, geschah, welcher zwischen der kaiserl. Burg und St. Ulrich auf dem Wege berauscht zur Erde lag und schlief.

Dieser Mensch wurde von den Siechknechten ohne weitere Beachtung auf den Todten-Wagen geworfen, in der Meinung, er sei von der Krankheit behaftet und liege in den letzten Zügen, hierauf nebst den Todten weggeführt und in die Grube geworfen.

Da man aber die Todten nicht früher mit Erde verschüttete, als bis die Grube mit Leichnamen gefüllt war, so schlief der berauschte Augustin unter den Todten bis zum heranbrechenden Morgen, ohne weiteren Schaden zu erleiden; jedoch konnte er sich bei seinem Erwachen aus der tiefen Grube nicht selbst heraushelfen, wozu ihm erst die durch seinen Hülferuf herbeigeeilten Leute behülflich waren. Übrigens schadete ihm dieses schauerliche Nachtlager nicht im Mindesten.

Augustinerbastei.

Sie erstreckt sich im weitesten Verstande vom neuen Kärntnerthore bis an den Hofgarten und ist theilweise dem Publikum nicht zugängig, indem sie großentheils mit Stallungen, Remisen und Dienerschafts-Wohnungen des Erzherzogs Carl verbaut ist. Selbst das neue Kärntner- oder Franzensthor ist mit einem solchen Gebäude versehen, wobei sich ein zierliches Gärtchen befindet.

Zu diesen, niedriger als der Carolinische Pallast, liegenden Gebäuden führen drei Eingänge, nämlich zwei an den Endpunkten der Bastei in der Nähe des Eingangs des Augustinergangs und des Kärntnerthores und der dritte vom Spitalplatze aus durch die Kasematten unter dem Hofbauamts-Gebäude.

Zur Zeit der ersten Belagerung Wien's durch die Türken 1529 war diese Gegend bis zur Burg der Hauptangriffspunkt der Feinde. Die ganze Befestigung bestand damals in einer alten Mauer kaum 6 Schuh dick und in einer so baufälligen Pallisadirung, daß man sie einen Zaun nannte. Diesen schwächsten Punkt vertheidigte Eck (Hektor) von Reischach mit Heldenmuth, so wie Abel von Holeneck mit den Steiern das Augustinerkloster. Hier geschahen die Hauptstürme am 6., 7. und 8. Oktober, bei welchen Reischach wie durch ein Wunder unverletzt blieb, obgleich die türkischen Kugeln, Lanzen und Keulen auf seinem Helme und Harnische unzählige Spuren hinterlassen hatten.

Der in der Nacht vom 5. bis 6. Oktob. beschlossene Ausfall von 8000 Mann begann am frühen Morgen mit anscheinend gutem Erfolge. Unbemerkt von den Janitscharen waren die Kaiserlichen bereits im Rücken der feindlichen Hauptbatterie vor dem Kärntnerthore und der Augustinerbastei gekommen und hatten mit Morgensternen, Streitäxten und Kolben ein tüchtiges Gemetzel begonnen, als einige Feiglinge den Ruf ertönen ließen: „Wir sind verloren und abgeschnitten, rette sich, wer kann!“ — Dadurch entstand in den Reihen der Ausgefallenen eine gänzliche Verwirrung, so daß sie sich mit einem Verluste von 100 Mann und des wackeren Hauptmanns Wolf Hager zurückzogen. Die Ungläubigen hatten bereits mehr als das Zehnfache eingebüßt und der Großherr Soliman selbst war zu Pferde gestiegen, um der unter den Türken eingerissenen Unordnung zu steuern.

Um die bei diesem Ausfalle erlittene Schmach zu rächen, ließen die Türken in der Gegend des heutigen Carolinischen Pallastes gleich darauf eine Miene sprengen, welche die Mauer in einer Breite von 20 Schritten niederwarf und eine zugängige Breche darbot; worauf ein Hauptsturm begann, wobei bereits zwei Roßschweife als Siegeszeichen auf der Stadtmauer aufgepflanzt waren. Aber ein Regen von Steinen, Kugeln und Pfeile stürzte die Verwegenen wieder hinunter.

Die Erfahrungen dieser Belagerung veranlaßten Ferdinand I. die Stadt ordentlich zu befestigen, wobei zwischen 1542 und 1547 auch die Augustinerbastei erbaut wurde. Im J. 1809 wurde sie von den Franzosen zum Theile gesprengt und hierauf im J. 1817 sammt dem linken Hornwerksflügel wieder hergestellt.

Von ihr aus drohte am 15. Dezember 1752 der ganzen Stadt ein großes Unheil. Das Salniter-Laboratorium, welches sich damals in dieser Bastei nächst dem Franzensthore befand, fing auf unbekannte Weise plötzlich Feuer, welches die Salniter-Fässer nebst einem großen Vorrathe von Bomben, Granaten, Carcassen und Feuerballen anzündete. Der Knall und das dadurch verursachte Erdbeben war schrecklich. Die Gewölbe und die dicke Mauer der Bastei wurden zerschmettert und flogen auf das Kärntnerthor-Theater und das Bürgerspital. Zum Glücke wurden nicht mehr als 11 Personen getödtet und die Schildwache in ihrem Wachthäuschen wurde durch die Explosion über das Bürgerspital geschleudert.

Auf dem offenen Theile dieser Bastei befindet sich das General-Hofbauamt und das Erzherzogliche Palais, eines der vorzüglichsten Gebäude Wiens.

Am 4. April 1843 war sie der Schauplatz einer seltenen Feierlichkeit. An diesem Tage, dem Vorabende des 50jährigen Tages, an welchem der Sieger von Aspern den Theresienorden erhalten hat, wurde von den gesammten Musikbanden der Garnison, vor dem Pallaste ein Zapfenstreich gemacht, welcher der einzige seiner Art sein dürfte. Um halb 8 Uhr Abends begann die Musik am Hofe beim Glanze zahlreicher Fackeln, von da bewegte sich der Zug über die Bastei unter immerwährendem Spiele, und zwar der gewöhnliche Zapfenstreich mit jenem der früheren Zeit mit Trommeln und Querpfeifen abwechselnd, ging über den äußern großen Burgplatz bis zum Volksgarten und von da bis zum Balkon des Kaisers. Man gab die Zahl der Tambours allein, ohne die vier Musikbanden und die Pfeifer auf hundert an.

Diese Bastei enthält auch schöne, ungemein geräumige Kasematten, von welchen aus zur Zeit der Belagerung Wien's durch die Türken nicht nur die bedeutendsten Ausfälle, sondern auch die gefahrvollste Gegen-Minirung und alle sonstigen Defensiv-Arbeiten geleitet wurden. Heute dienen diese Mordkeller aber zu einem sehr friedlichen Gebrauche, es werden darin die Dekorationen und die Requisiten des Hof-Operntheaters aufbewahrt, statt Menschenblut fließen darin Ströme der verschiedenartigsten Farben zu Feenhainen und Liebestempeln und statt des furchtbaren Pulverdampfes steigen dort Rosenwolken mit Amorinen empor.

Augustinergang.

Dieser Gang wurde 1759 unter Maria Theresia erbaut, er verbindet die kaiserl. Burg vom Schweizerhofe aus in der Gegend der Capelle mit der Augustiner-Hofkirche und mit dem Pallaste des Erzherzogs Carl. Der erste Umstand gab ihm den Namen.

Seine Länge ist sehr beträchtlich; er nimmt die ganze Länge der Hofbibliothek, den Flügel des Naturalien-Kabinets, das Augustinerkloster und mehr als die Hälfte des gedachten Pallastes ein und scheint dort, wo er unter der schönen Hausflur desselben endet, durch eine mittelst eines großen Spiegels erzeugte Täuschung neuerdings seinen Anfang zu nehmen.

Von der Bastei kann der Augustinergang durch den Haupteingang des erzherzoglichen Pallastes und durch eine besondere, am Fuße des vormaligen Winter- oder Terrassen-Gartens angebrachte Thür betreten werden. In demselben befindet sich das Mineralien-, so wie das Münz-

und Antiken-Cabinet; auch der in die Gewächshäuser des Hofgartens führende Laternengang mündet in ihm aus.

Um die Großartigkeit des Augustinergangs beurtheilen zu können, muß man seinen Standpunkt vor dem herrlichen Spiegel, einem wahren Meisterstücke der Spiegelfabrikation, nehmen, welches beschaut zu werden verdient. Man findet auch zu jeder Tagesstunde und in allen Jahreszeiten Besucher daselbst; nur will man bemerkt haben, daß manche Begaffer des Kunstglases mehr ihrer eigenen Person als der merkwürdigen Halle wegen da sind.

An beiden Seiten der Eingangsthür des Münz- und Antiken-Cabinets ist eine ägyptische Figur der löwenköpfigen Göttin Neith angebracht. Die Neith war den Ägyptiern, was die Pallas den Griechen, die Minerva den Römern. — Die sitzende Figur, dem Eintretenden rechts, trägt den Namen des Königs Amenophis III. (des Memnons der Griechen), welcher vom J. 1692—1661 vor Christi Geburt, also ungefähr vor 3500 Jahren regierte; die Figur links hat den Namen des Königs Sesonchis, des Schuschack der Hebräer, welcher von 976—955 vor Christi Geburt regierte, und 977 Jerusalem eroberte. Beide Figuren sind von Granit, wurden von Belzoni in Theben entdeckt, vom Kaufmann Peter Jussuff in Triest 1809 dem k. k. Cabinete geschenkt und bis zu demselben geliefert. Es standen noch mehrere Alterthümer hier, welche jedoch 1844 in das k. k. Belvedere gebracht worden sind.

Im Kriegsjahre 1809 hatte dieser Gang, wie der Fräuleingang im Leopoldinischen Burgtrakte eine rührende Bestimmung; man sah darin mehrere hundert alte und junge Personen des weiblichen Geschlechtes sitzen, welche mit Charpiezupfen für die 20, mit 15000 verwundeten österreichischen und französischen Kriegern gefüllten Spitäler beschäftigt waren.

Augustinerkirche und Kloster

(auf der Landstraße).

(Jetzt Pfarrkirche zum heiligen Rochus und Sebastian *).

Die Urkunden sprechen zum ersten Male 1213 von Häusern an der Landstraße. Die Zahl der Bewohner war jedoch damals sehr gering, nämlich 340; auch hatten sie keine Kirche, der Gottesdienst wurde von einem Priester, Ehrenfried Gobl, in einer Zimmer-Capelle gehalten. 47 Jahre später (1260) erbaute die kleine Gemeinde in der Gegend des jetzigen Gotteshauses, damals »auf dem Bergel« genannt, ein einsames Kirchlein zu Ehren der hh. Rochus und Sebastian.

Es stand mitten in Weingärten, in einiger Entfernung von den Häusern, welche mehr in der Niederung am rechten Ufer der Wien und gegen das heutige Invalidenhaus lagen. Sie hatten keinen eigenen Seelsorger, sondern länger als ein Jahrhundert mußten die Augustiner in der Stadt und jene außer dem Werderthore an Feiertagen einen Priester hinsenden.

Dieses Kirchlein wurde bei feindlichen Einfällen öfters zerstört und durch die Bewohner wieder erbaut; nach der ersten Türkenbelagerung 1529 wurden sogar die Steine desselben zum Wiederaufbau der zertrümmerten Stubenthor-Bastei verwendet, so daß durch 107 Jahre die Gemeinde eines Gotteshauses entbehren mußte. Erst 1636 (oder 1642) ließ Ferdinand III. kraft eines Gelübdes eine geräumige Kirche bauen, den Pestpatronen weihen und dazu ein prächtiges Kloster, welches er den Augustiner-Mönchen mit den weiten Ärmeln übergab, herstellen.

Hinter dem Kloster breitete sich ein

*) Mit Benützung gütiger Mittheilungen des hochwürdigen Herrn Fr. Schindlauer.

schöner Garten aus, welcher bis gegen die jetzige Ungargasse sich erstreckte. Vorne, wo jetzt die Sechs-Krügelgasse in die Hauptstraße ausmündet, stand eine ungemein schöne Dreifaltigkeits-Säule, wie auf vorhandene Abbildungen zu sehen ist.

Indessen hatte die Gemeinde noch keine eigene Pfarrkirche. Dies Bedürfniß fühlend erbauten einige Gemeindeglieder, worunter besonders der Gastwirth Kaspar Rothmayer gehört, 1698 eine Kirche auf dem heutigen Marktplatz, der Klosterkirche gegenüber, welche zur Pfarrkirche bestimmt und dem heil. Nikolaus geweiht wurde.

Da sie der anwachsenden Bevölkerung bald zu klein wurde, so brach man sie 1759 ab und bauete ein geräumiges Gotteshaus, welches mit einem schönen Thurme geschmückt wurde. Dabei waren zwar zwei Vikare zur Besorgung des Gottesdienstes angestellt, die eigentliche Seelsorge wurde aber noch immer von der Hauptpfarre zu St. Stephan versehen, was der Gemeinde sehr unbequem war. So blieb es bis 1783, wo Joseph II. diese Nikolauskirche sammt dem sie umgebenden Leichenhofe abbrechen ließ und die Klosterkirche zum heil. Rochus und Sebastian zur Pfarrkirche erhob.

Diese wurde sammt dem Kloster kurz nach ihrer Erbauung (1656) durch eine schreckliche Feuersbrunst eingeäschert; wieder hergestellt, wurden beide bei der zweiten Türkenbelagerung (1683) neuerdings niedergebrannt und zwar von den Kaiserlichen selbst, damit der Feind darin keinen Schutz finde. Nach dem Abzug der Türken entstanden Kirche und Kloster wieder durch reiche Gaben des Hofes und anderer Wohlthäter. Auch wurde unter der Leitung des gelehrten Priors Ferdinand Hanisch damals das zweite Stockwerk aufgesetzt, welches früher nicht bestand.

Die Kirche hatte zu jener Zeit nur einen Thurm an der Seite der jetzigen Sakristei, im J. 1721 aber wurden an den Seiten des Hauptportals zwei Thürme aufgeführt, die noch stehen und dem Gotteshause zur besondern Zierde gereichen. Das Dokument, welches bei Ausbesserung der Bedachung 1835 in der Kugel eines Thurmes sich vorfand, gibt als Leiter des Baues an:

Archit.: Hr. Obristlieutenant Kollmann.
Steinmetz: Hr. Kaspar Offel.
Maurermeister: Hr. Christian Öttel.
Zimmermeister: Hr. Joh. Dietrich.
Bildhauer: Hr. Georg Antoni Eberl.
Thurmverguldter: H. J. M. Jänson.
Kupferschmidt: Hr. Jos. Oberrist.
Schloßer: Hr. Thomas Mayrhoffer.

Das Dokument enthält das passende Chronographicon:

Laeta DIes VIgesIMa oCtaVa IVLII,
naM ea CrVX seCVnDa est posIta
beneDICta a patre MagIstro GeorgIo
RVess *)
In ConVentV praesentI prIore,
et pVbLICe MerIto aDorata a seqVentibVs
ReLIgIosIs.

Hierauf folgen die Namen der damals lebenden 40 Konventsglieder. Der frühere Thurm wurde einige Jahre nach Erbauung der zwei neuen Thürme abgetragen.

Als erster Pfarrer wurde 1783 der Weltpriester und früher Cooperator zu St. Nikolaus, Hr. Schlager ernannt, welchem mehrere Augustinerpriester als Cooperatoren beigegeben wurden. Das Kloster bestand fort, litt aber durch die feindlichen Invasionen 1805 und 1809 sehr viel; es wurde als Spital benutzt und besonders 1809 mit Kranken und Verwundeten so überfüllt, daß sie selbst in den Gängen dicht gedrängt lagen und 15 Priester bei Ausübung der Seelsorge und Pflege der Kranken am Typhus hinstarben.

*) Dieser Prior war Doktor der Theologie, Professor und Mitglied der Wiener-Universität und scheint ein sehr thätiger Mann gewesen zu sein.

Da nur wenige mehr übrig waren, so wurde das Kloster 1812 aufgehoben, und der vordere Theil des weitläufigen Gebäudes an Private verkauft, der rückwärtige aber zum Pfarrhofe und zur Schule verwendet. Bei der Aufhebung sind leider viele Urkunden und auch der größte Theil der Klosterbibliothek, welcher der Geschichtschreiber und Ordensbruder Xystus Schier (geb. 19. Juli 1728, † 15. März 1772) als Bibliothekar seiner Zeit vorstand, abhanden gekommen. Im Munde des Volkes heißt jedoch noch die Kirche kurzweg: „bei den Augustinern." Von diesen lebt heute noch der hochw. P. Adalbert, der sich noch immer rüstig der Seelsorge widmet.

Dem gegenwärtigen Pfarrer und Ehrendomherrn, Hrn. Ferd. Füß, der die Pfarre schon 33 Jahre leitet, gebührt das Verdienst, daß die Kirche 1826 restaurirt und zu einem schönen Gotteshause umgestaltet wurde; was der erste Anstoß war, daß allmählig alle andern Kirchen Wien's erneuert wurden.

Das Äußere der Kirche ist sehr schön. Das Portale ist mit acht steinernen, trefflich ausgeführten Statuen geschmückt; in der Mitte über der Kirchenthüre steht die h. Jungfrau mit dem Kinde, rechts und links die vier Pestpatrone, Rochus, Sebastian, Benno und Rosalia, oben der h. Augustin und zwei Heilige aus dem Augustinerorden.

Der schönste Schmuck der Façade war ein Basrelief aus Stein, die von Moses in der Wüste errichtete Schlange und die bittenden Israeliten vorstellend, mit der schrift: „Ora, ut tollat a nobis serpentes" (Bete, daß er die Schlange von uns nehme), — welches herrliche Kunstwerk leider 1816 der Architekt Fischer herabhauen ließ, um für die Uhr Platz zu gewinnen. Der Kopf des Moses und andere Trümmer des schönen Steinwerks werden noch in der Kirche aufbewahrt.

Das Innere der Kirche ist erbauend. Sie hat eine große Orgel, geräumige Gallerien und nebst dem Hochaltare sieben schöne Seitenaltäre. Das schöne Hochaltarbild ist von Strudel und stellt oben die heil. Dreieinigkeit und die heil. Jungfrau, unten in Lebensgröße die vier obengenannten Pestpatronen vor, welchen hier noch der heil. Papst Fabian beigegeben ist. Auch die Bilder des Antoni- und Barbara-Altars sind gut. Einen besondern Kunstschatz aber besitzt die Kirche in einem echten Bilde von Lukas Kranach, den leidenden Heiland, welches über dem Altar des h. Joh. Bonis aus dem Augustinerkloster aufgestellt ist.

Auch viele vergoldete Statuen zieren den Tempel, besonders zeichnen sich darunter am Hochaltare in mehr als Lebensgröße die Statuen der vier heil. Fürsten, Karl der Große, Kaiser Heinrich, Leopold und Stephan aus. Der Baldachin und die vier schönen Leuchter am Mariahilfaltar sind ein Geschenk des Bürgers Sperlich. Von den Monstranzen ist eine kunstvoll gothisch geformt, und unter den reichgestickten Ornaten sind einige von hohem Alter.

Vor dreißig Jahren ereignete sich beim Abendläuten ein Fall, welcher die Macht der Phantasie auf eine auffallende Art beweiset. Mehrere Knaben, welche die Glocke zogen, glaubten die gespenstige Gestalt eines weißen Mannes mit drohender Geberde auf sich zukommen zu sehen. Erschrocken liefen sie davon, wobei einer und zwar noch lebender sich so beschädigte, daß er seitdem hinkt und drei andere aus Schrecken eine schwere Krankheit überstehen mußten.

Augustinerkirche und Kloster in der Stadt.

In der Gefangenschaft auf der Trausnitz gelobte Friedrich der Schöne und seine Brüder den Bau eines Klosters, wenn er seine Freiheit wieder erhalten sollte. Pez erzählt, Friedrich sei an eine Kette geschmiedet worden, die an einem mitten im Zimmer liegenden großen Stein befestigt

war, in welcher Lage er erkrankte. Sein Beichtvater, der Prior von Mauerbach, wurde zu ihm gelassen und nach seiner Genesung wurde dem Herzog gestattet, frei im Zimmer herumzugehen. Auch der Augustinermönch Conrad, der über Ludwig dem Baier viel vermochte, besuchte den Trausnitzer Gefangenen. Diese zwei Priester wirkten gemeinschaftlich, um des Herzogs Freiheit herbeizuführen und ihnen that er das Gelübde, ein Kloster ihres Ordens zu gründen.

Als Friedrich frei war, stifteten die herzoglichen Brüder die Karthause Gaming, und Friedrich selbst führte die Augustiner-Eremiten aus ihrem Kloster vor dem Werderthore in ein früher dem Kloster Mauerbach geschenktes Haus nächst der Burg in der damaligen Hochstraße, wo das heutige Augustinerkloster steht. (15. März 1327.) Er erlebte jedoch das Ende des Baues nicht, da er 1330 starb. Seine Brüder Albrecht der Lahme und Otto der Fröhliche endigten ihn 1339 und erst den 1. November 1349 erfolgte die Einweihung durch den Passauischen Generalvikar Ortolf.

Die Augustiner hatten zuvor schon ein kleines Kloster vor dem Werderthore in der Fischervorstadt, welche die Gegend des heutigen Schanzels, des neuen Thores, des untern Arsenals und der dort sich erhebenden Befestigungswerke einnahm; es ist aber unbekannt, wann sie dieses Kloster erhalten haben.

Otto der Fröhliche erbaute auch die Todtencapelle, welche ursprünglich die Ordenscapelle der St. Georgsritter war.

Bis zur Zeit Albrechts V. verweigerten die Augustiner wie die Schotten jedem inländischen Ordensbruder die Aufnahme in ihr Haus. Der Herzog erließ deshalb in den Jahren 1419 und 1423 scharfe Befehle, welchen sich die Augustiner, klüger als die Schotten, fügten.

Im Refektorium des Augustiner Klosters wurde im Jahre 1462 im Bruderzwist Friedrichs III. mit Albert ein sogenannter toller oder polnische Landtag gehalten; es fand sich dabei der Stadtrath und so viel lärmender Pöbel ein, daß Niemand zu Wort kommen konnte, und man sich am folgenden Tag wieder bei den Franziskanern auf der Laimgrube versammeln mußte.

Ferdinand II., welcher mit den beschuheten Augustinern aus unbekannten Ursachen unzufrieden war, berief die Discalceaten (unbeschuheten) aus Böhmen hieher, übergab ihnen den 15. Mai 1630 dieses Kloster und erhob ihre Kirche zur Hofkirche. Sie ist seitdem das Gotteshaus, worin alle in Wien vollzogenen Vermählungen des Kaiserhauses stattfinden.

Eine Capelle, der h. Apollonia gewidmet, erbauete Ferdinand III., als sein Sohn Leopold die ersten Zähne bekam, wobei er viel litt, welches keine Arzenei linderte. Der Kaiser that daher das Gelübde, der h. Apollonia, als Patronin der Zähne, eine Capelle bauen zu lassen, wenn die Schmerzen den Prinzen verlassen würden, welches auch erfolgte. Die Capelle kostete 3000 fl. und es wurde darin ein Zahn der genannten Heiligen gezeigt, der vom Volke in der frommen Meinung, von Zahnschmerzen befreit zu werden, häufig geküßt wurde.

Die Kaiserin Eleonora von Mantua, Gemahlin des genannten Kaisers, erbaute 1627 im Mittelpunkte der Kirche eine Loretto-Capelle mit einer Gruft, worin die Herzen der gestorbenen Mitglieder des Kaiserhauses in silbernen Urnen aufbewahrt werden.

Das ganz baufällig gewordene Klostergebäude ward im Jahre 1720 neu erbaut und erweitert. Joseph II. verlieh der Kirche 1783 das pfarrherrliche Recht.

Am 24. Mai 1784 wurde die in der Kirche stehende Loretto-Capelle abgetragen, nachdem in der, der Kirche ange-

bauten Todten-Capelle eine neue Loretto-Capelle errichtet und das Gnadenbild dahin übersetzt worden war. Auch die Herzen der Gestorbenen aus der kaiserlichen Familie wurden in der bei dieser neuen Capelle angebrachten Gruft übertragen, wozu auch die in dem gleichzeitig aufgehobenen Königskloster aufbewahrt gewesenen drei Herzen des Kaisers Mathias, seiner Gemahlin Anna und des Kaisers Ferdinands II. kamen, deren Eingeweide nach St. Stephan geschafft wurden.

Den 27. Dezember 1784 wurde der neue, schöne, nach römischer Art gebildete Hochaltar eingeweihet.

Auf Befehl Joseph II. wurde darauf über dem Tabernakel das Frauenbild St. Maria Major, bekannt unter dem Namen: „die wunderbare Mutter," aus der Kirche des aufgehobenen Königsklosters, mit vergoldeten Strahlen umgeben, aufgestellt. Die Staffeln zu diesem Hochaltare sind von der in der Minoritenkirche bestandenen heiligen Stiege genommen. Die Orgel und die Kirchenstühle sind von der Kirche der Schwarzspanier in der Alservorstadt hieher gebracht worden. Der Hochaltar aus Tiroler-Marmor ist vom Hofarchitekt Joh. Ferdinand von Hohenberg, das große Freskogemälde, der h. Augustin in der Glorie, von Maulbertsch, das Altarblatt von Tobias Bock und die h. Anna von Spielberg.

Den 13. Sept. 1683 hielt der Polenkönig, Johann Sobiesky, einen feierlichen Einzug in die von den Türken befreite Stadt, wobei in der Augustinerkirche und zwar in der in deren Mitte stehenden Loretto-Capelle eine Dankmesse gelesen wurde, an deren Ende er, rasch und ungeduldig, wie er war, vor den Hochaltar trat und selbst das Te Deum laudamus anstimmte, welches die anwesenden Polen und der Klerus im vereinten Jubel mit einander zu Ende sangen.

Den Leib der h. Viktoria, welcher in der Kirche auf einem Altare liegt, brachte der D. Joh. Schletzer 1686 von Rom hieher.

In dieser Kirche wurde vormals am 9. Februar ein großes Fest der h. Apollonia zu Ehren gehalten, welchem der Hof beizuwohnen pflegte und wobei ein wahrer Zahn der h. Apollonia zum Kuße dargereicht wurde, was den ganzen Tag hindurch sowohl hier als in der Allerheiligen-Capelle in der untern Bräunerstraße auch von dem Volke geschah.

Im Jahre 1803 erhielt die Kirche ein Denkmahl, welches in artistischer Hinsicht zu den ersten von Europa gehört. Es ist das Grabmahl, welches Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Marie Christine, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, durch Canova's Meisterhand setzen ließ, 20,000 Dukaten kostete und wovon in Wien bei Artaria 1803 eine Beschreibung unter dem Titel: „Mausoleum Ihr. k. Hoheit der Erzh. Marie Christine etc." erschien. (S. d.)

Außerdem befinden sich in der Todten-Capelle die schönen Grabmäler Kaiser Leopolds II., ein Meisterstück von Zauner, und des Feldmarschall Daun, von Anton Moll. Das früher hier ebenfalls gestandene Denkmal des Freiherrn Gerhard van Swieten ist in veränderter Gestalt im Saal der Hofbibliothek aufgestellt worden. Ebenso bestanden in dieser Kirche die Erbbegräbnisse mehrerer ausgezeichneter Familien, der Wurmbrand, Harrache, Schwarzenberge, Palffy, Kollowrate u. a.

Das Innere der Kirche ist hell, heiter und freundlich; sie erhielt ihre jetzige Gestalt 1786 durch Joseph II. und hat ihre ursprüngliche Abtheilung in Schiff und Chor beibehalten. Ihre hohen und schlanken Pfeiler sind in zwei Reihen zwischen dem Schiffe und den beiden Abseiten in edlen Verhältnissen aufgeführt. Auch was sonst noch von Zimmerarbeit an Pfeilern und Wandsäulen, Knäufen und Tragstämmen übrig ist, zeigt

von reiner Ausführung unter eines kunstvollen Meisters Anleitung. Das Schiff ist 132 Wiener Schuh lang, 90 breit, 61 hoch und wird von 8 großen Säulen aus Quaderstücken getragen; der Raum des Chors ist 138 Schuh lang, 54 breit und 80 hoch. Die Steinmetztafeln bei St. Stephan nennen einen Dietrich Ladtner von Piere (Pirna?) als den Baumeister mit dem Beisatze: „war Baumeister über das Kloster bei den Augustinern, 1339." — Der Kirche ist dabei nicht gedacht.

Die von Otto dem Fröhlichen und den Georgsrittern 1337 gebaute Todten-Capelle stand schon vor der Kirche, bis zu deren Einweihung wahrscheinlich in dieser Capelle der Gottesdienst gehalten wurde. Die Capelle wird in der Mitte durch drei Pfeiler in zwei Schiffe getheilt, deren Schlußsteine mit steinernen Hochbildern, zum Theil die Zeichen der Evangelisten darstellend, geschmückt sind. Gegen Osten hat jedes Schiff eine dreiseitige Altarnische oder Vorlage. Besonders zierlich sind die unter den Fenstern in fortwährender Reihe angebrachten gothischen Bogen mit ihren Nebenbogen und Gliedern, alles aus Stein gehauen.

Das Äußere der Kirche ist gänzlich umgestaltet, die ganze westliche Seite oder vordere Wand durch das hohe Gebäude des Naturalien-Cabinets verbaut und unsichtbar; ebenso die südliche Seite. Nur gegen Norden ist noch der alte Bau vorhanden.

Der jetzige Thurm an der linken Seite des Presbyteriums gehört nicht mehr der ursprünglichen Bauart an. Bei dem großen Sturme, welcher den 1. Oktober 1807 über Wien wüthete, wurde die ganze Kuppel des Thurms herabgeworfen und seine Trümmer bedeckten, ohne daß dabei ein Unfall sich ereignet hatte, am folgenden Morgen das unten stehende Straßenpflaster. Als der Thurm herabstürzte, zerkratzte die Spitze des Kreuzes die Mauer des gegenüber stehenden kleinen Lobkowitz'schen Hauses (1157), wovon bis 1845 die Spuren über dem Ecksteine in einer Höhe von beinahe zwei Klaftern zu sehen waren.

Der erste Thurm reichte kaum bis zur Hälfte des Kirchendaches. Ferdinand III. ließ ihn 1652 mit einem Aufwande von 6000 fl. erhöhen und mit folgender Inschrift versehen:

Firnamento, Decori ac Provectioni F. F.
Eremitarum
Discalc S. Augustini
TestaMento aperto CLangenDae pIetatIs,
ornaMento LIbero aDeptae paCIs,
Ostento apto CoMpLenDae annos ItatIs.

Diese symbolischen Worte erläuterten die Schönheit des Thurmes, dessen Glocken und die Sonne und den Mond, welche bis zu unserer Zeit daran zu sehen waren.

Am 18. Juni jeden Jahres wird in dieser Kirche das Dank- und Gedächtnißfest der Schlacht bei Collin und am Allerseelentage ein feierlicher Trauergottesdienst für alle verstorbenen Soldaten der k. k. Armee abgehalten.

Einer der interessantesten Bewohner dieses Klosters war der ungemein geniale, gelehrte und originelle Pater Abraham a sancta Clara, der im 18. Jahre seines Alters nach Wien kam, um in diesem Hause die Philosophie und Theologie zu studiren und wo er später auch wohnte. Wir werden Gelegenheit finden, auf diesen merkwürdigen Mann bei mehreren Gelegenheiten und namentlich bei Beschreibung des steinernen Fenstergucker's am Kärntnerthore zurückzukommen.

Auch der Laienbruder David a. S. Cajetano (S. d.), der Erbauer einer merkwürdigen astronomischen Uhr, verdient angeführt zu werden.

Ausräucherung der Häuser.

Am 27. November 1785 ward von Kaiser Joseph II. befohlen, daß die bis dahin gewöhnlich gewesene Ausräucherung der

Häuser durch die Pfarrgeistlichkeit an den Vorabenden der Weihnacht, des Neujahrtages und des Dreikönigfestes in Zukunft gänzlich eingestellet sein und unterbleiben soll.

Ausruf (Öffentlicher).

Zu einer Zeit, wo noch wenige Menschen lesen konnten und es an schriftlichen Organen zur Publizirung der Gesetze mangelte, waren die öffentlichen Ausrufer unentbehrlich zur Aufrechthaltung der Ordnung. Die Plätze, worauf sie ihren Ruf hören ließen, waren: der Graben, der Neuemarkt, der Hof, der Hohemarkt, der Juden-, der Michaels- und der Stockimeisenplatz.

Anfangs wurde das Volk durch den Ton des Rufglöckleins bei St. Stephan aufgefordert, sich dort zu versammeln, um den Ruf zu vernehmen. Statt der Glocke trat im 17. Jahrhundert das Rufausblasen des Thürmers bei St. Stephan mit der Trompete ein.

Die Ausrufer waren Anfangs zu Fuß, später aber zu Pferde, um besser gesehen und gehört zu werden. Der Schluß jeder Verkündigung war die Ermahnung „sage es einer dem andern!“ Das bis in die neuere Zeit üblich gewesene Austrommeln war der letzte Nachhall dieser Rufe.

Zu den sonderbarsten Rufen gehört jener vom Jahre 1664, „daß wer um die drei Neudegg'sche Freyle, so verlohren worden, Wissenschaft habe, wohin sie khommen — solches anzeigen solle.“ — Nach Einführung der Stadtbeleuchtung wurde 1688 ausgerufen, daß jeder Hausinhaber die wegen Illumination der Stadt zu den aufgemachten Laternen gefüllten Lampen im Öhlerladen beim Hahnenbeiß (am Hof) abholen, sie auch Puncto um 9 Uhr Abends nach dem Zeichen des „Preinsakhs-Läuten“ anzünden lassen, oder im Unterlassungsfalle sechs Reichsthaler Strafe zahlen soll.“

Außereuropäische Menschenracen.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts wurden durch spekulative oder wissenschaftliche Reisende nach Wien gebracht und zum Theile öffentlich zur Besichtigung folgende Individuen außereuropäischer Menschenracen ausgestellt:

1828. **Homo japeticus adamicus**, Araber-Hadschi-Ali-Sicobarg, Mann. Aus Ägypten.

1819. **Homo japeticus adamicus**, Mirza-Abul-Hassan-Chan, Mann. Gesandter des Schahs von Persien. Aus Persien.

1844. **Homo japeticus adamicus**, Johannes Jussuf Sohn, chaldäischer Priester, Sohmo (Salomo) und Benjamin, zwei Chaldäer von Urmia in Kurdistan, Almosensammler.

1820. **Homo japeticus indicus**, ein Gaukler aus Ostindien.

1824. **Homo japeticus indicus**, Mooty-Samme, Gaukler aus Ostindien.

1824. **Homo japeticus indicus**, Medue-Samme, Gaukler aus Ostindien.

1839. **Homo japeticus indicus**, Tille (Alt). Amani. — Soundirum. — Rangoun (Jung). Wegdoun (Kind). Bajaderen von Tintivina purum.

1839. **Homo japeticus indicus**, Ramaringon (Greis). — Saveranin (Mann). — Devennaygon (Jüngling). Begleiter der Bajaderen.

1819. **Homo neptunianus**, Neuholländer, Mann von 23 Jahren aus Neuholland. Kam mit Hill.

1833—1834 **Homo neptunianus**, Indier, Mann aus Madras. Mit Hill.

1819. **Homo neptunianus papuensis**, Neu-Guineerin, Weib v. 27 Jahren. Mit Hill.

1819. **Homo neptunianus papuensis Hybridus exneptuniano**, Kind von 1½ Jahr. Mit Hill.

1825. **Homo scythicus hyberboraeus**, Es-

quimaux, George Niakungitok, Mann von 27 Jahren aus der Baffins-Bai. Mit Kapitän Hadlock.

1825. Homo scythicus hyberboraeus. Marie Coonunnak, Weib von 23 Jahren. Eben so.

1821. Homo americanus. Botokuden, Jouan, Mann von 21 Jahren aus Brasilien. Mit Pohl.

1821. Homo americanus. Botokuden, Francisca, Weib von 20 Jahren, ebenso. Beide befanden sich in Wien im Volksgarten vom 15. Oktob. 1821 bis Oktob. 1823, wo sie starb, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte.

1829. Homo columbicus. Osagen. Washinquasba, Mann von 37 Jahren. Mit Loise.

1829. Homo columbicus. Osagen. Minkehatuhook, Mann von 27 Jahren. Eben so.

1829. Homo columbicus. Osagen. Muhangah, Weib von 22 Jahren. Eben so.

1819. Homo aethiopicus, Angoleserin, Weib von 21 Jahren. Mit Hill.

1833—1834 Homo aethiopis, Angoleserin, Weib von Antigone. Mit Hill.

1833—1834. Homo aethiopicus, Melanoides, Paguanerin, Weib von Neu-Guinea.

1833. Homo aethiopicus, Aschantee, Hoongon-Rsypoo, Mann. Mit Philadelphia.

1840. Homo aethiopicus, Kaffer-Jüngling, mit Prinz Paul von Würtemberg.

Hieher gehört noch der in Diensten des Fürsten von Lichtenstein gestandene Angelo Soliman, der den 21. November 1796, im 70. Jahre in Wien starb und sich ausgestopft im k. k. zoologischen Museum befindet.

Autograph der h. Theresia.

In der Kirche zu den 14 Nothhelfern im Lichtenthale befinden sich mehrere durch Seltenheit und Heiligkeit ausgezeichnete Reliquien, welche größtentheils von dem ersten Pfarrer dieser Kirche, Carl de Georgio aus dem Orden der Basilianer herstammen.

Das merkwürdigste Stück darunter war eine silberne mit Diamanten besetzte Monstranze, die auf einer Seite einen Theil des Schweißtuches der heil. Theresia mit der Beischrift: „Sudario de Sta. Theresa Vir.“ (Vom Schweißtuche der heil. Theresia) — und auf der andern Seite die eigene Handschrift der Heiligen auf Papier, wie sie in Briefen ihren Namen auf Spanisch zu unterschreiben pflegte: Deresa de Jesus, enthält. Dieses Stück wurde dieser Kirche vom Kaiser Franz I., Gemahl der Kaiserin Maria Theresia geschenkt.

Autographen-Sammlungen.

Autographen-Sammlungen bestehen in Wien folgende:

1. In der k. k. Hofbibliothek; das dortige Autographen-Cabinet ist ein wahrer Schatz. Das Verdienst seiner Gründung und ununterbrochenen Vermehrung gebührt dem Präfekten, Grafen Moriz von Dietrichstein.

2. Eine ansehnliche Sammlung besitzt Graf Eugen von Czernin; sie wird mit Eifer bereichert und dabei auch auf den Inhalt des Textes Rücksicht genommen, weshalb manche Namen mehrfach vorkommen.

3. Umfassend und kostbar ist das Cabinet des Ritters Alfred von Franck; es soll neuerlich durch jene seines Bruders, des dramat. Dichters einen mächtigen Zuwachs erhalten haben.

4. Herr Alois Fuchs beschränkt sich auf Autographe von Tondichtern und Musikern, und in diesem Zweige ist seine Sammlung die reichste, die es geben kann. Diesen setzen wir

5. Jene des Herrn Franz Gräffer bei, welche 1000 Stück Autographen durchaus von ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern enthält; es befinden sich darunter sehr wichtige und seltene, und die deutschen Classiker sind beinahe vollständig.

Auwinkel.

Der Auwinkel bildet eine Extremität der Stadt gegen den rothen Thurm, von wo er sich bis zum Hauptmauth-Gebäude bergauf erstreckt, so daß der Auwinkel auf einer Seite das Lorenzer-Gebäude, und nur gegen die Bastei-Seite mehrere Zinshäuser zur Grenze hat, und überhaupt zu den unansehnlichsten Stadttheilen gehört. Die Nähe des Donau-Kanals machte vormals diesen seitdem bedeutend erhöheten Stadtwinkel zu einer Pfütze und dieses verlieh ihm den unschönen Namen des Sau-Winkels, den man erst im vorigen Jahrhunderte mit Beseitigung des vielsagenden S in Auwinkel verwandelt hat.

Bei diesem ci-devant Sau-Winkel erhob sich einst und zwar an der sumpfigsten Stelle des ehemaligen Stadtgrabens zwischen dem rothen Thurm und der Biber- (eigentlich Piber-)Bastei der Krötenthurm, so genannt, weil an seinem Fuße ein ewiges tausendstimmiges monotones Unken- und Kröten-Concert sich hören ließ, welches besonders zur Nachtzeit so widerlich war, daß Jedermann diese Stadtgegend floh.

Dieser Krötenthurm stand dort, wo das Haus Nr. 635 sich befindet. Nach seinem Abbruch 1730 wurde dort die „Gemeiner-Stadt-Wien-Häring-Niederlage“ errichtet. Dieser Krötenthurm paßte gut zum Sau-Winkel und man wird sich über diese sehr vulgären Benennungen nicht wundern, wenn man erwägt, daß es noch viele andere Stadtgegenden gab und zum Theile noch gibt, welche ähnliche Namen führten.

Ohne des Ofenloch-Gäßchens zu erwähnen, muß hier der untere Theil der Freiung gegen den Heidenschuß genannt werden, der „auf'm Mist“ hieß, die Kothgasse auf der Laimgrube, vormals Koth-Lucke genannt; der Grund an der Wien, wo heute das Theater-Gebäude steht, hatte vormals den Namen des Sau-Grabens. Beinahe synonym damit führte unter Friedrich III. und seinem Sohne Maximilian der untere Theil des 1842 verschwundenen und wieder aufgebauten uralten Taschnerhauses am Eingange des hohen Marktes den Namen des Sau-Grübels, wahrscheinlich seines vormaligen finstern und winkeligen Aussehens und der dortigen engen Passage wegen.

Dem Auwinkel gebricht es nicht ganz an historischer Bedeutung. Zur Zeit der Stadtbelagerung durch die Türken 1683 war der in der Leopoldstadt liegende Feind besonders auf diesen Sau-Winkel erpicht. Den 21. Juli bewarf er ihn so stark mit Bomben, daß die Belagerten sich genöthigt sahen, zur Vermeidung einer Feuersbrunst alle Schindeldächer der Umgebung auf das Schleunigste abzudecken.

Von Schindeldächern ist nun wohl in diesem vormaligen Sau-Winkel, wie beinahe in der ganzen innern Stadt, keine Spur mehr zu sehen und es wäre sehr wünschenswerth, wenn alle in den verschiedenen Stadtwinkeln sich noch hie und da herumtreibenden Thiere aus Epikurs verrufenem Stalle sich daraus eben so leicht fortmetamorphosiren ließen, als es hier durch die Entfernung des S geschehen ist.

Ayrenhoff (Cornel. Herrm. von), geboren in Wien 1733, kais. Feldmarschall-Lieutenant, starb den 14. Aug. 1819. Man hat von ihm sechs Trauerspiele und neun Lustspiele, worunter das Lustspiel: der Postzug, durch die rühmliche Anerkennung, die ihm von Friedrich dem Großen, dem hartnäckigen Gegner der deutschen Literatur, zu Theil geworden ist, sich am meisten bekannt gemacht hat. Dieses Lustspiel, welches zuerst 1769 aufgeführt wurde, gefiel seiner Zeit allgemein in Deutschland.



B.

Dieser Buchstabe steht in einem unvortheilhaften Rufe; er schlägt auch in der That etwas in das Gebiet der Blödigkeit ein und die Menschen sollen ihn, wie Pier (in seinen Hieroglyph. L. 47. c. 28) behauptet, von den Schafen bekommen haben, wie es auch das deutsche Wort blöken andeutet und weßhalb ihn die Ägypter in ihrer Bildersprache durch ein Schaf dargestellt hätten. Wir sind jedoch weit entfernt, diese Meinung in Betreff des B, was Wien anbelangt, zu theilen, denn er bietet uns gegen seinen Vorgänger eine reichlichere und nichts weniger als an das Blöken des Wollenthiers mahnende Ausbeute dar.

Bäckenhäusel.

So heißt noch immer im Munde des Volkes die Versorgungs-Anstalt der Stadt Wien in der Währingergasse (271), obgleich dieses Institut schon beinahe durch zwei Jahrhunderte aufgehört hat, eine Zufluchtsstätte für alte gebrechliche Glieder der Bäckerzunft zu sein. Diese ursprüngliche Bestimmung des Hauses beurkundet noch eine uralte, von einer daran ausgehauenen Bretze, die steinerne Bretze genannte Säule, die an der Außenseite der dortigen Capelle steht und die Jahreszahl 1506 trägt. Von der oberen daran unter dem Bilde des Heilandes angebrachten Inschrift sind noch die Worte:

„Sag got dem Herrn
— — — — — —
gekommen in der Christen
Handt den 29. März 1598"

leserlich, was auf die Einnahme von Raab durch Palffy und Schwarzenberg sich zu beziehen scheint. Anfänglich bestand die Anstalt aus einem niedrigen ebenerdigen Geschoße; sie hörte im J. 1656 auf, ein Unterkunftsort für alte Bäckergesellen und verarmte Meister dieser Zunft zu sein, welches folgender, gut erhaltener Denkstein besagt, der am ältesten Theile des Gebäudes eingemauert ist:

„Dises Gepaiv ist aus
Freygäbigkeit der Wiennerschen
Burgerschafft für die Jenigen Personen so
auß dem Lazaret gesundter Wandern auffer-
paut worden
Undter dem jetzigen Herrn Bürgermeister und
Stattrath Herrn Johann Georg Dietmayr
von Dietmanstotff
Röm. Kays. Mast. Rath und Burgermaister.
(Hier folgen die Namen von 13 Stadträthen.)
1. August 1656."

Die Anstalt ist in Besitz eines großen Terrains, welches den ganzen Hohlweg hinabläuft und bis zum Michaelbeuernschen Grunde reicht. Die Gebäude wurden zu verschiedenen Zeiten vergrößert und werden heute von beinahe 550 Personen beiderlei Geschlechtes bewohnt, die nach den überstandenen Mühen des Lebens hier der Ruhe genießen; von seinen Bewohnern müssen wenigstens 25 dem Bürgerstande angehören. Die Anstalt befindet sich in einem ungemein reinlichen Zustande, und erhält

durch niedliche Garten-Anlagen auch ein heiteres Aussehen.

Die heutige der heil. Rosalia geweihte Capelle wurde 1729 gebaut.

Bäcker-Auflauf (Der, gewöhnlich Bäcker-Rummel genannt).

Im Sommer des Jahres 1808, vor dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich, wimmelte die Stadt Wien von französischen Kundschaftern und heimlichen Volksaufwieglern, welche die Aufmerksamkeit der Regierung von den auswärtigen Angelegenheiten dadurch abziehen wollten, daß sie dieselbe mit innern Besorgnissen zu beschäftigen trachteten.

Dieses Resultat ergab die Untersuchung eines Vorfalls, der im Monate Juli Statt fand, angeblich durch Brotmangel und Theuerung verursacht wurde und in den neueren Jahrbüchern der Hauptstadt ohne Beispiel ist.

Am 7. Juli, einem Sonntage, fing ein fremder Handwerksbursche mit dem Bäckermeister Zeitelhofer auf der Wieden, unweit vom damaligen Transporthause im Piaristen-Kloster einen vorsetzlichen Streit wegen eines Groschenbrotes an, welches dieser nicht vorräthig hatte, obgleich an anderen Brotgattungen Überfluß war.

Ein bereiteter, und meistens betrunkener Haufe dienstlosen Gesindels schloß sich dem Burschen an, fiel in die Brot- und Mehlkammer ein, erbrach die Geldlade und plünderte das Haus, während der Bäcker und die Seinigen die Flucht ergriffen. Der Haufe wuchs mit jedem Augenblicke. Die herbeigeeilte schwache Polizeiwache ward übermannt und der tolle Haufe fing an das Haus niederzureißen. Mittlerweile kamen mehrere Abtheilungen der Garnison herbei. Da aber wiederholte Vorstellungen nichts halfen, so wurde blind unter die Rasenden gefeuert. Als diese solches merkten, wurden sie so hochmüthig, daß mehrere Militärs durch einen Steinhagel verwundet wurden. Jetzt wurde scharf geschossen und mehrere Meuterer dadurch getödtet oder blessirt.

So war es 10 Uhr Abends geworden und mit Erstaunen gewahrte das vom Theater an der Wien, wo die Oper „Swetard's Zauberthal" gegeben worden war, heimkehrende Publikum, dieses Straßen-Scharmützel in dessen Nähe.

Am andern Morgen begann der Unfug wieder mit der Plünderung eines Bäckers zu Mariahilf und dieser Tag endigte mit ähnlichen Spektakeln am Neubau, Neustift, zu St. Ulrich und in der Josephstadt. — Aus dem Simmeringer-Lager wurden Truppen in die Vorstädte gezogen, das Standrecht angedroht, allen Hausvätern und Gewerbsleuten befohlen, ihre Söhne, Gesellen und Gesinde zu Hause zu behalten und gegen die etwaigen Übervortheilungen der mit Lebensmitteln handelnden Gewerbsleute strenge Maßregeln ergriffen. An diesem Tage endete der Auflauf um Mitternacht.

Da am 9. Alles wieder ruhig war, so zog das Militär am 10. ab. Unter den todtgebliebenen Meuterern fand man auch einen ganz unbekannten Fremden, der mit einer dreifarbigen Fahne einen Haufen angeführt hatte. Nur der niedrigste Pöbel und brotloses Volk hatten an den Tumult Theil genommen. Daß der Brotmangel nur ein Vorwand war, geht aus dem Umstande hervor, weil damals dieser Mangel nicht herrschte, indem für die Approvisionirung der Hauptstadt von der Staatsverwaltung die großmüthigsten Opfer gebracht worden waren.

Bäcker-Aufzug.

Die wichtige Zunft der Bäcker besaß in den vorzüglichsten Städten Deutschlands und Frankreichs das Vorrecht, jährlich an einem bestimmten Tage, unter Beobachtung verschiedener Ceremonien, einen öffentlichen

Aufzug zu halten, und überall knüpft sich daran eine für dieses Gewerbe ehrenvolle patriotische Erinnerung. Der Ursprung dieser Sitte fällt in Wien in die Zeit der ersten Belagerung (1529) durch die Türken. Dieser Aufzug fand am Osterdinstage statt und es wurde dabei folgendes Ceremoniel beobachtet. Auf Verlangen der Vorsteher der Gesellen theilte ihnen das n. ö. General-Commando die erforderliche Mannschaft zu Pferde mit, und der Zug begann um die Mittagszeit vom Innungshause, aus dessem Fenster die vom Cardinal Kollonitz 1683 am Hofe geweihte Fahne am Morgen des Osterdinstags ausgesteckt worden war. Nach einer Abtheilung Cavallerie kamen die Bäckergesellen, welche vorschriftmäßig mit franzblauen Fracks, perlfarbenen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, dreieckigen Hüten und Degen gekleidet waren. Einer von ihnen trug den großen, historisch-merkwürdigen Silberbecher, dem wir einen besonderen Absatz widmen (Siehe Innungssaal der Bäcker) und ein zweiter einen kleineren Becher, worauf der Träger der Fahne kam, die der Altgeselle und abwechselnd die zwei Fähnriche trugen. Diese drei waren mit goldenen Schärpen geschmückt, wie sie vormals die Feldmarschälle hatten, und die ihnen jedesmal aus dem bürgerlichen Zeughause geliefert wurden. Ihre Hüte waren goldbordirt und hatten Federbüsche. Ein zweiter Trupp gleich- und überhaupt gutgekleideter Gesellen und Cavallerie schloß den Zug.

Dieser verfügte sich in der inneren Stadt von einem Backhause zum andern, bei jedem derselben spielte die Musik, während sich die Becherträger hinein begaben, um den Meistern und Meisterinen Wein zu kredenzen. Beim Kommen und Abgehen wurde jedesmal die Fahne geschwungen. Wenn der Zug bei einer Militärwache vorüberging, trat diese reglementmäßig in's Gewehr. Auch in die Burg begab sich der Zug, wo er sich kreisförmig aufstellte und wo sich die Vorsteher und die Bechergesellen in die allerhöchsten Appartements begaben, um den Kaiser und der kaiserl. Familie den Ehrentrunk anzubieten. Zum Schluße begab sich der Zug nach dem Hofe zur Wohnung des Bürgermeisters, wo der Altgeselle nach alten Herkommen einen Spruch sprach, der mit den Worten: „Kund und zu wissen sei männiglich“ anfing und worin angeführt wird, daß sich das Recht des Aufzuges auf ein kaiserliches Zugeständniß gründete.

Im Kriegsjahre 1809 vertrat die bürgerliche Cavallerie die Stelle des ausgerückten Militärs und dieses Jahr ist auch jenes, womit dieses ehrwürdige alte Volksfest sein Ende nahm, und sonderbar genug ging der Antrag dazu vom damaligen Vorsteher der Innung, Joseph Neubauer, Bäckermeister im Freihause auf der Wieden, aus, welcher bei einer allgemeinen Versammlung der Gesellen ihre Zustimmung zu erlangen wußte. Die Abstellung einer solchen öffentlichen Feierlichkeit, die noch dazu das Vorrecht eines der wichtigsten Innungen war, und womit die Erinnerung an einem der denkwürdigsten Momente der Geschichte Wien's sich innigst verknüpfte, ist jeden Falls bedauerlich.

Der Ursprung dieses Aufszugs ist mit dem Namen des Hauses „zum Heidenschuße“ auf der Freiung eng verbunden. Als 1529 die Türken Wien zum ersten Male belagerten, sollen sie die Stadt bis an jenes Haus, welches einem Bäcker gehörte, unterminirt haben. Ein im untersten Keller wachehaltender Bäckerbursche, aus Bolkenhain in Schlesien, mit Namen Joseph Schulz, entdeckte nächtlicher Weile die unterirdische Arbeit des Feindes durch eine hüpfende Bewegung einiger Würfel, welche auf einer Trommel lagen und machte dem Stadtkommandanten die Anzeige. Die-

ser unterließ nicht, die nothwendigen Gegenarbeitungen vornehmen zu lassen, und er soll es auch gewesen sein, welcher der Bäckerzunft, weil eines ihrer Mitglieder die Stadt gerettet hatte, vorzügliche Freiheiten verschaffte, wozu auch der jährliche Aufzug gehörte.

Gegen diese für die Bäckerinnung ehrenvolle Überlieferungen haben sich einige Stimmen erhoben, die dagegen bemerkt haben, das Haus „zum Heidenschuß" komme nicht nur unter diesem Namen viel früher als 1529 vor, sondern es sei auch erwiesen, daß damals die türkischen Minen hauptsächlich gegen das Kärntnerthor gerichtet waren und sich nicht weiter als links bis an das Burgthor und rechts bis an das heutige Carolinen- oder Seilerstättethor erstreckt hätten.

Ohne den Gehalt dieser Einwendungen beeinträchtigen zu wollen, kann nicht in Abrede gestellt werden, daß nach dem Zeugniße des von 1529 herrührenden, ungemein interessanten Innungsbechers und nach von Generation zu Generation sich beim Mittel erhaltenen, durch die Thatsache des bestandenen Aufzugsrechtes bekräftigten Überlieferungen diese Auszeichnung der Lohn ihres Wohlverhaltens bei jener Feindesgefahr war, und daß es für die Bäcker Wien's ehrenvoller ist, wenn sie dieses schöne Vorrecht mit dem Degen in der Faust in Vertheidigung der Kaiserstadt, als durch die zufällige Wahrnehmung einiger tanzenden Würfel auf einer Trommel in den Kellern des Heidenschußhauses sich erworben haben.

Bäckerbursche (Der).

Ein im J. 1500 in Wien hingerichteter fremder Bäckergeselle gab eine Probe von der Zähigkeit des menschlichen Lebens und von der Barbarei der damaligen Rechtspflege. Dieser Bursche kehrte, als er hieher kam, bei einem bürgerlichen Meister ein, wo er mit Speise und Trank erquicket wurde. Trotz dem ermordete er in der darauffolgenden Nacht fünf Personen in demselben Hause, und sogar ein kleines Kind mußte unter seinen Händen ohne Erbarmen sterben. Er entwischte zwar, man brachte ihn aber bald gefänglich ein und nach vielerlei Martern wurde er zuerst gerädert und dann an einen Pfahl aufgerichtet; zu Jedermanns Verwunderung lebte er nach diesen überstandenen Martern noch eine geraume Zeit.

Bäckerkreuz.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts stand in der Nähe der steinernen Brücke, welche vom Kärntnerthore über den Wienfluß führt, eine steinerne Kreuzsäule, welche den Namen des Bäckerkreuzes hatte, weil das Bäckerhandwerk sie hatte errichten lassen. Sie trug folgende noch zur Zeit ihrer Wegräumung lesbare Inschrift:

„Das Kreuz haben lassen machen ein löbl. Handwerch die Beckhen, und Beckhen-Knecht aus ihrer Zech zu Wien in die Ehren Gottes und seiner lieben Mutter, da man zahlt nach Christi Geburth 1414 Jahr, und hernach wiederumben renovirt An. 1600 den 25. Juny. — Ren. 1691. An. 1757 I. B."

Das uralte, merkwürdige Frauenbild dieser Säule ist noch vorhanden; es befindet sich in einer Mauernische des Schämel-Ausleihers und des Laternanzünders-Lokals am Naschmarkte und darunter ist in einer Marmorplatte die Inschrift eingegraben:

„Diese Bildnuß
ware vormals in der Kreuz-Saulen,
welche im Jahre 1414 ein löbliches Handwerk deren Bäcken in Wien zur
Ehre Gottes und seiner lieben Mutter
auf der steinernen Brücken hat errichten lassen, gestanden. Und ist
im Jahr 1772 auf Allerhöchsten Befehl an dieses Orth übersetzt worden."

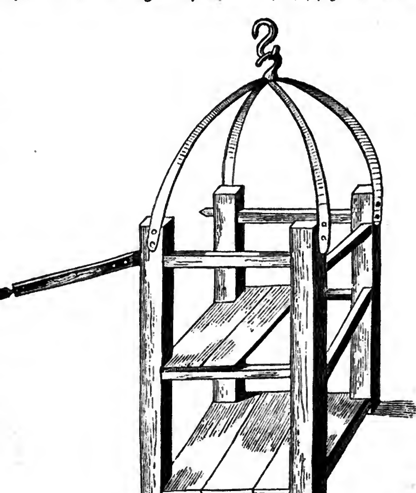
Bäckerkreuz (Hof=) in Mariahilf.

Der Heiligenkreuzkirche der Ingenieur=Akademie gegenüber, zwischen den Häusern Nr. 14 und 15 der Vorstadt Mariahilf stand bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine schöne steinerne Bildsäule der schmerzhaften Mutter des Erlösers mit dem todten Gottessohn in den Schooß. Man nannte dieses fromme Denkmal von seinem Stifter das Hofbäckerkreuz, wie solches die daran angebrachte Inschrift angab:

„Zu Ehren der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, wie auch der Schmerzhafften Mutter GOttes hab ich Jacob Hoffer Kayserlicher Hoff=Böck in Wien, wie auch Maria Sabina meine Ehe=Wirthin diese Ehren=Saulen sezen lassen, dem allerhöchsten GOtt zu einer schuldigsten Danksagung, dieweil er uns in dem 1683. Jahr von der Türkischen Gewalt so gnädiglich erlediget hat. Ist gesetzt worden An. 1686. Renovirt An. 1713. anhero übersetzt worden von einer löbl. Gemeinde zu Maria=Hilf.

Anno 1753.“

Bei dem Aufbaue eines der genannten Häuser verschwand dieses Erinnerungsmal der vorzeitigen Pietät, wie so manches Andere, spurlos von seinem Platze.



Bäckerschupfen (Das)

ist ein, den Geist und den Gerichtszustand der Vorzeit ganz charakterisirendes, sonderbares Verfahren, das sich in Wien bis unter Joseph II. erhalten hat und das in der Rossau 1773 zum letzten Male angewendet wurde. Diese Strafart war für jene bestimmt, die ungewichtiges Brot verkauften. Sie ist uralt und reicht über Herzog Albrecht II. Gesetz weit hinaus, welches diese Strafe festsetzt. Sie war damals beinahe in ganz Europa üblich. In Tschudi's Schweizer=Chronik wird die, in Zürich im Jahr 1382 gebräuchliche Maschine, dort Schnelle genannt, also beschrieben:

„Diese Schnelle war ein Korb, der stand hoch empor, und es war eine unsaubere wüste Wasserpfütze darunter; in diesen Korb *) setzte man die Leute, die etwas verschuldet hatten, und man gab ihnen darin weder Essen noch Trinken, und wenn der Sträfling aus dem Korb wollte, um sich zu ernähren, mußte er in die Pfütze springen und sich ganz besudeln. Bei solchen Gelegenheiten erhob dann das umstehende zahl=

*) Herr Schlager hat in seinen Skizzen die Abbildung eines solchen Strafkorbes, der über fünf Schuh hoch war, mitgetheilt, nach welcher unsere verjüngte Copie entworfen wurde.

reiche Volk ein anhaltendes Spottgelächter." — Nach der Augsburger Tags-Chronik ließ die dortige Stadtobrigkeit den 6. April 1634 auf dem Fischmarkt hölzerne Esel aufrichten und alle diejenigen zur Strafe darauf setzen, welche durch übertriebene Preise oder schlechte Beschaffenheit der Lebensmittel ihre Mitbürger zu übervortheilen suchten.

In Wien wurden die Strafbaren in einen verschlossenen Korb gesetzt, welcher an dem Ende eines in Form einer einfachen Schaukel angebrachten langen Balkens hing, und so meistens in der Vorstadt Roßau in die Donau getaucht. In ältern Zeiten wurde diese Strafe auch in der innern Stadt am Graben und am neuen Markte, als den damals zum Brotverkauf bestimmten Plätzen und zwar, wie die Urkunden sagen, mittelst Unrath (tutum) vorgenommen. Die Art der Ausführung ist nicht zu erheben und auch sonst nicht leicht zu erklären, weil diese Plätze kein Wasser hatten.

Im siebenzehnten Jahrhunderte bestanden solche Schupfen auch am rothen Thurm und vor dem Fischerthore.

Diese Strafart kommt auch unter den Namen: Schwemmung, Springen durch den Korb, Dummeln im Water-Cuecking-Stool (Wasserguckstuhl) vor und wurde in England, Belgien, Deutschland und andern Ländern auch zur Bestrafung anderer Verbrecher, z. B. Gotteslästerer, Betrüger, schmähsüchtiger Weiber, falscher Spieler u. a. m. angewendet.

In Prag wurden die Schuldigen durch die Moldau geschwemmt. Wir haben hierüber irgendwo die versifizirte Stelle gefunden:

„Beging hier Jemand nur den Streich
Die Taxen zu verletzen,
So zwang man ihm, sich alsogleich
In diesen Korb zu setzen
Und zog ihn dann, — bedenkt den Graus,
Stets in das Wasser ein und aus.
Vier Zoll war das bestimmte Ziel
Für die zu leichten Lothe;
Nur fehlte manchmal schrecklich viel
An Semmeln und am Brote,
So, daß man, was sehr oft geschah,
Nur blos des Mannes Mütze sah."

Baden

ist der berühmteste Badeort Nieder-Österreichs und einer der besuchtesten der Monarchie; er liegt zwei Posten von Wien entfernt, welche man in einer langweiligen Landkutsche binnen vier, mit der Post binnen drei, mit guten Privatpferden binnen zwei und mit der Eisenbahn binnen einer Stunde zurückgelegt. Die gewöhnliche Fahrstraße dahin ist wegen ihrer Einförmigkeit und Staubhältigkeit berüchtigt und bildet einen Contrast gegen den Weg der Eisenbahn längs dem Fuße des Gebirges durch ein liebliches Gelände. Der Fußreisende hat die Wahl zwischen der Spinnerin am Kreuze über Brunn, Enzersdorf, Mödling, Gumpoldskirchen und Pfaffstetten und jenen von Mödling durch die vordere und hintere Brühl nach Gaden, wo sich hinter der Kirche ein Fußsteig längs einer überaus schönen Bergwiese zum Walde hinaufzieht, der nach dem in einem seichten grünen Kessel liegenden Siegenfeld führt, von wo aus sich ein Waldweg in das Helenenthal hinter Baden hinabschlängelt.

Die Stadt Baden liegt am Fuße eines Zweiges des Kahlenberges und sie hat ihren Namen von den warmen Bädern, die schon den Römern bekannt waren; sie hießen damals Aquae cetiae (die cetischen Bäder, von Mons Cetius, der Kahlenberg), auch Aquae oder Thermae pannonicae (die pannonischen Bäder). Als 1799 das Gebäude der Ursprungbäder errichtet wurde, entdeckte man Ruinen eines römischen Dunstbades, auch fand man bei der Anlage des Parkes uralte Grundfesten von

großen Gebäuden römischen Ursprungs mit Ziegeln der X. und XIV. Legion.

Nach dem Abzuge der Römer gerieth Baden in Verfall und das ganze Land wurde zur Wildniß bis zur Zeit der Babenbergischen Herrschaft, unter welcher, der Tradition zufolge, Jagdhunde die Badener Heilquellen wieder entdeckten und den Grund zu deren neuem Flor legten. Urkundlich kommt Baden im 11. Jahrhundert als ein bedeutender Ort mit einer eigenen Pfarre vor. Kaiser Friedrich III., dessen Gemahlin Eleonora die Heilkraft dieser Bäder oft erprobt hatte, erhob den Ort 1480 zur landesfürstlichen Stadt, und um diese Zeit wurde sie mit festen Thoren und Ringmauern umgeben. Seitdem führt sie auch zwei badende Personen im Wapen. Durch die türkischen Einfälle 1529 und 1683 litt sie viel.

Die Periode ihres Glanzes beginnt erst mit der Regierung der Kaiserin Maria Theresia. Die Stadt ist an sich nicht groß, aber mit den angrenzenden Ortschaften Guttenbrunn und Weikersdorf, welche als Vorstädte betrachtet werden können, beläuft sich die Zahl der Häuser auf beinahe 600 und jene der Einwohner über 4000. Diese Erweiterung gehört hauptsächlich der neueren Zeit an. Vor dem J. 1812 zählte die eigentliche Stadt kaum 88, die Masse der dazu gehörigen Vorstädte 211 Häuser.

Am Annatage, den 26. Juli 1812 brannten binnen zwei Stunden 137 Häuser zusammen. Es war dies die zweite große Feuersbrunst, welche Baden, seit es besteht, zu leiden hatte. Beiläufig hundert Jahre früher (1714) war die Stadt, nachdem sie sich kaum von der großen, das J. 1713 zu einem Schreckensjahre machenden Pest erholt hatte, auch ein Raub der Flammen geworden. So wie damals stieg sie auch jetzt wie ein Phönix aus ihrer Asche empor.

Das Klima ist milder, als man es in dieser geringen Entfernung von den steierischen Alpen erwarten sollte; die Ursache davon mag sein, weil der Ort auf einer Art von Vulkan steht, in welchem sich das dortige warme Bad, welches der Stadt den Namen gab, bereitet und weil die nahen Berge den Anfall der rauhen Winde von Nordwest aufhalten. Der Winkel, welchen die zusammenlaufenden Berggipfel des Helenathals bilden, ist den Einwohnern das sicherste Barometer; füllt dieser im Sommer sich mit Wolken, so ist ein Gewitter nicht fern und die Beschaffenheit der Ortslage läßt auf die Gewalt schließen, mit welcher derlei elektrische Erscheinungen wirken.

Die Stadt war vormals sehr klein, hatte fünf Thore und war mit einer Mauer umgeben. Das Wienerthor, welches uns nebige Abbildung zeigt, stand am Ende der Wiener-Gasse bei der Pfarrkirche, das Theresienthor beim Parke nächst dem Herzogshofe, das Rennthor im Anfange der Berggasse, das Frauenthor war der vormaligen Frauenkirche beim Augustinerkloster angebaut und das Wasserthor erhob sich gegen den Schwöchatbach. Von allen diesen im J. 1798 abgebrochenen Thoren und Mauern sind heute keine Spuren mehr vorhanden.

Zu den vorzüglichsten Gebäuden muß die Pfarrkirche, dem heil. Stephan geweihet, gezählt werden, die auch historisch interessant ist. Sie liegt am obern Ende der Wienergasse auf dem geräumigen Kirchenplatze, welcher bis vor einigen Jahrzehenden durch ein kleines, einzeln stehendes Häuschen, welches sich zwischen das Gotteshaus und das Gebäude „zum Sonnenbrunnen“ genannt, höchst störend und unsymmetrisch hineindrängte, verunstaltet wurde. Diese Kirche ist sehr alt; nicht so der Thurm, welcher erst im J. 1697 erbaut wurde. Die Wände und Pfeiler sind reich

an Grabsteinen, deren ältester die Jahreszahl 1555 trägt.

Auf dem Hauptplatze der Stadt fällt das einfache aber geschmackvolle Privatgebäude Sr. M. des Kaisers in die Augen, gewöhnlich das Kaiserhaus genannt. Zu den ältesten Gebäuden gehört der Heiligenkreuzer-Hof mit einer Capelle der h. Magdalena geweiht, worin das Altarsblatt, Christus und Magdalena, von Math. Mutz gemalt ist. Das Casino und das Gasthaus zum goldenen Hirschen auf der einen und das im J. 1815 modernisirte, zwei Stockwerke hohe Rathhaus auf



der andern Seit, gruppiren sich ansehnlich um Stanettis Kunstwerk, die Bildsäule der h. Dreifaltigkeit, welche ihre Entstehung dem frommen Sinne Kaiser Karls VI. verdankt, welcher sie aus Dankgefühl für die Verschonung von der Pest, die im J. 1713 wüthete, errichten ließ, auf welche Widmung die Inschriften des Monuments hindeuten. Das ehemalige Augustinerkloster mit der merkwürdigen Frauenkirche, welche im J. 1811 aufgehoben und durch den Brand vom J. 1812 ganz vernichtet wurde, beut jetzt bequeme Wohnungen dar.

Da die Stadt den größten Theil ihres Wohlstandes durch die fremden Badegäste erhält, so sind die meisten Häuser zur Aufnahme derselben eingerichtet; auch hat jeder Hauseigenthümer die Freiheit, den Badegästen in seinem Hause mit der Wohnung auch die Kost zu geben.

Der merkwürdigste Gegenstand in Baden sind die sechzehn Bäder, wovon 11 in der eigentlichen Stadt, und fünf außer derselben angelegt sind, und entweder eigene Quellen haben, oder das Badewasser vom sogenannten Ursprunge durch Röhren erhalten. — Die Badewässer entströmen zwölf Quellen, die, wie gesagt, in sechzehn Bädern den Leidenden offen stehen, indem die Ursprungs-, Theresien-, Anton's- und Herzogsbäder von einer einzigen Ader gefüllt werden. Die Temperatur dieser Bäder wechselt von 22 — 30° Reaumur; die Bäder theilen sich in vierzehn Vollbäder und 19 Separatbäder. In den Theresien-, Engelburgs- und Leopoldsbädern befinden sich auch Anstalten zur Douche, und zwar in den letzteren nicht nur Strahl-, Regen- und Tropf-Douche, sondern auch aufsteigende.

Die Einrichtung einer ordentlichen Trinkanstalt war ein lang gefühltes Bedürfniß, dem erst im J. 1835 abgeholfen wurde. Bis dahin wurde das Wasser in kleineren und

größeren, bis zu zwei Seitel fassenden Gefäßen an der Quelle (dem sogenannten Ursprunge) geschöpft, und die mit einem leichten gläsernen Deckel verschlossenen Gefäße durch einen zwölf Klafter langen Gang getragen, bis sie die Trinkenden bekamen. Es ist einleuchtend, daß durch dieses Verfahren das Wasser viel an Kraft verlieren mußte. Nach Verwerfung mehrerer Plane zur Beseitigung dieses Übelstandes wurde endlich im Frühjahre 1835 die bestehende Trinkanstalt gebaut, und die Quelle in geschlossenen Porzellanröhren durch einen 12° langen Stollen zu Tage gebracht, wo sie in eine Marmormuschel strömend, von jedem Trinkenden geschöpft werden kann.

Sehr zweckmäßig ist die im Sauerhofe und im städtischen Herzogshofe getroffene Einrichtung, daß die Badegäste, ohne sich im mindesten der Luft auszusetzen, in gesperrten Gängen in das Bad gelangen, und selbst im Spätherbst und im Winter die Bäder gebrauchen können.

Für Besucher der lieblichen Badestadt, denen Schwefelbäder nicht zusagen, befinden sich im Herzogshofe schöne Süßwasserbäder, und für Unbemittelte sorgt die k. k. Wohlthätigkeits-Anstalt, und das von der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen gestiftete Marienspital. — Endlich befindet sich auch im großen Teiche des freiherrl. von Doblhoff'schen Gartens ein Schwimmbad für Damen und Herren, welches sich zur Sommerszeit zu jeder Art von körperlicher Bewegung trefflich eignet.

Die Hauptquelle ist der sogenannte Ursprung. Er befindet sich am Fuße des Calvarienberges; durch einen Gang, der einige Stufen tief, und 45 Schritte lang ist, kommt man zu dieser warmen Quelle. Über der Thür dieses Ganges ist die Aufschrift: „Der leidenden Menschheit gewidmete Wohlthat der Natur.“ — Der Gang ist von dem stets aufdampfenden Badewasser so sehr mit heißen Dünsten angefüllt, daß man in wenigen Minuten am ganzen Körper vom Schweiße trieft. Diese Dünste sammeln sich auch oben am Gewölbe, und fallen in Tropfen herab, welche man die sauren Tropfen nennt; sie bestehen aus einer zum Theil mit Kalkerde geschwängerten Vitriolsäure, und sind so scharf, daß sie auf den Kleidern Flecken und Löcher verursachen, auch die feinen Metalle anlaufen machen. Der Fußboden des Ganges, die Wände, und besonders die Breter, womit der das Badewasser abführende Canal bedeckt ist, sind mit feinen schimmernden Krystallen von mancherlei Farben überzogen. — Der eigentliche Kessel der Quelle, welcher am Ende des Ganges liegt, hält sechs Quadratfuß, und ist an der Westseite gegen zwei Klafter tief; an der Ostseite ist der Fels, aus dessen Öffnung das Badewasser in der Dicke eines Mannesarmes hervorquillt, und dabei stets unzählige kleine Luftblasen, wie kochendes Wasser, zischend herausstoßt. Das Badewasser quillt zu allen Jahreszeiten und bei jeder Witterung in gleicher Wärme hervor; auch die Bestandtheile desselben sind jederzeit in gleicher Quantität vorhanden. Doch hat man nach dem Erdbeben 1768 einen stärkeren Zufluß im Kessel, und eine reichere Schwängerung mit Schwefeltheilen, auch eine höhere Temperatur bemerkt. An der Quelle ist das Wasser klar. Seine Wärme verliert es an der Luft ziemlich schnell; auch setzen sich bald dunkelgrüne Flocken auf den Boden ab, deren Geschmack dintenartig ist, und die ausgetrocknet wie gelber Staub aussehen. Der Geschmack des Badewassers ist ekelhaft, weichlich und säuerlich; der Geruch ist jener von faulen Eiern oder angezündetem Schwefel, doch verliert es denselben mit seiner Wärme, so daß in einigen Tagen gar kein Geruch mehr bemerkbar ist. Da außer der Hauptquelle noch mehrere Quellen vorhanden sind, so hat man bemerkt,

daß der Abstand der Wärme zwischen 22 und 29 Graden Reaumur ist. Die Quantität des im Ursprunge in dem Zeitraume von 24 Stunden aufsprudelnden Wassers wird auf 13,440 Eimer, und jene des den gesammten Quellen entströmenden Wassers binnen derselben Zeit auf 80,640 Eimer berechnet.

Die Wirkungen des Wassers sind: Reinigung der Haut und Vermehrung der Elasticität, vermehrte Thätigkeit der Fasern und des Blutlaufes, Zertheilung der schleimigen Stoffe, Eröffnung der verstopften und geschwächten Gefäße, Entleerung der unreinen, dem Körper schädlichen Feuchtigkeiten durch Ausdünstung, und auf anderen Wegen. Nicht anzurathen ist das Bad bei allen äußeren und inneren Entzündungen, bei allen Arten von Fiebern, bei der Wassersucht, bei örtlichen Krankheiten, bei Geschwüren innerer Theile, bei verdorbenen und verhärteten Eingeweiden, und bei vollblütigen und sehr geschwächten Körpern.

Die vorzüglichsten Bäder sind: 1. Die Ursprungsbäder in einem nach orientalischem Geschmack erbauten Gebäude am Fuße des Calvarienberges. 2. Das Theresienbad unweit des obigen näher gegen die Stadt. 3. Das Herzogs- und Antonsbad im sogenannten Herzogshofe. 4. Das Frauenbad auf der Stelle der ehemaligen Frauenkirche zu Maria Geburt, vereinigt mit dem im J. 1821 im römischen Style neu erbauten schönen Karolinenbade. 5. Das Josephsbad nächst der Fahrbrücke über den Schwächatbach. 6. Das Leopoldsbad oder Heiligenkreuzerbad in der Alleegasse. 7. Das Peregrinusbad in der Berggasse. 8. Das Johannesbad in Guttenbrunn. 9. Das Armenbad neben dem Johannesbade. 10. Das Sauerbad in dem sogenannten, im J. 1821 neu erbauten Sauerhofe. 11. Die Engelsburgbäder nächst dem Sauerbade. 12. Das Militärbad (ehemals Petersbad) in der Allandgasse im Militärspital. 13. Das Mariazellerbad neben dem Mariazellerspital in der Berggasse.

Die meisten Bäder bestehen aus einem gemeinschaftlichen großen Wasserbehältnisse, worin 50—60, in einigen auch 100 Personen zugleich baden können. Es ist eine eigene Badekleidung vorgeschrieben, die man entweder selbst mitbringt oder bei den Badewärtern, gemeinhin „Badwascheln" genannt, geborgt erhält. Neben den Bädern sind Ankleidezimmer für Herren und Damen. Mehrere Bäder haben kleine Abtheilungen, worin eine oder zwei Personen baden können.

Interessant ist die Vergleichung des Zustandes von Baden, wie es heute ist, mit seinem Bestande vor 150 Jahren: damals schilderte es Johann Günther von Andernach (in seinem Werke: „de Balneis et aquis medicatis, p. 68)" folgendermaßen: „Es sind in dem Städtlein der Bäder zwei, eines wird das Herzogsbad, das andere das Frauenbad genannt; beide sind fast auf einerlei Weise erbaut, dem ersten laufet die Quelle von außen her zu, das Frauenbad aber quillt gleich unter dem breternen durchlöcherten Boden hervor. Es besteht die Art zu baden, daß Junge und Alte, Edle und Unedle, Manns- und Weibsvolk (wofern sie keine offenen Schäden haben), unter einander baden mit angezogenen und mit Fleiß dazu gemachten Badkleidern, die Männer mit bedecktem Haupt, welches sie im Aus- und Eingehen entblößen und neben dem Gruß das Bad segnen müssen; das Weibsvolk aber mit theils angethanen Überschlägen, Zierde und Schmuck um den Kopf auf die österreichische Manier geputzet; sie gehen ohne Unterschied untereinander mit Führung bei der Hand, außer den Sitzstellen. Rings umher sind Staffel und Bänke geordnet, u. s. w. Das junge Volk tragt nach ihrer Proportion und Höhe des Bades hölzerne Schuhe, und gibt

9 *

das Bad von oben herab sehr krumme Positure an den Personen; einige Frauen lassen den Saum an den Badröcken mit Blei einnähen, damit solche nicht über sie schwimmen können. Das Bad hat seine erkieseten Badrichter und Fiskalen, und werden alle Strafgelder nach dem Pfund (so ein Pfennig ist), angelegt, und den Armen zugeeignet; wie man dann nach der Badordnung gar bald in Straf fallen kann; denn es soll kein unschandbar Wort, Fluchen, Spritzen, Sprengen gethan, oder das Bad ein Wasser genannt werden. Es leidet kein anderes Metall, außer Gold; denn es wird alles andere gleich schwarz, daher das Frauenvolk keinen falschen Schmuck oder Ketten anthun darf; es sind daher alle Riegel und Bande an den Thüren von Holz gemacht. Sobald man etliche Mal angefangen zu baden, fängt der Leib an auszuschlagen, es vergehet aber bald wieder und heilet; es macht den Magen etwas blöd, daher sich die Badleute mit Faschen um die Mitte binden. Man badet gemeinlich vier Wochen, und wird bei einer Viertelstunde zu- und abgenommen; das Städtlein hat für die Badgäste bequeme Gelegenheiten und lustige Spaziergänge; es wird das Bad aber von vielen auch nur zur Lust gebraucht und allhier manche Abenteuer getrieben."

Wie jeder Badeort, hat auch unser Baden zu verschiedenen Zeiten gewisse Vorschriften und Regeln erhalten, nach welchen sich bei dem Gebrauche der Bäder zu achten ist. Als Curiosität verdienen aus der Bad-Ordnung v. J. 1679 folgende Strafbestimmungen hervorgehoben zu werden. Zum Zehenden: Soll Niemand das heylsame Baad ein Wasser nennen, bei Straff 24 Pf. Zum Achtzehenden: Soll auch Keiner im Baad das Häubl rucken, er gehe denn ein oder aus, ausgenohmen gegen den Frembden, so in oder auff das Baad kommen, bei Straff 24 Pf. Zum Neunzehenden: Soll auch Niemand aus- oder eingehen, ohne Geseegnung deß Baads, bei Straff 48 Pf. Sonderbar lautet nach solchen Vergehungen der Absatz 24: „Ob disem Allem soll der verordnete Fiskal sein fleißiges Absehen haben, damit des Verbrechers verwürkte Straff nicht verschwigen bleibe, sondern auf das Prothokoll getragen werde."

Obgleich Baden von jeher von kranken und gesunden Gästen stark besucht wurde, so fand man doch daselbst noch im Anfange dieses Jahrhunderts keine von jenen öffentlichen Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Publikums, welche man fast in allen Badeörtern findet. Der neueren Zeit war es vorbehalten, die Stadt mit einer Wasserleitung, die ihr frisches Wasser bringt, zu versehen; sie mit Alleen von Kastanien-, Linden- und Maulbeerbäumen zu umgeben, ein Casino und mehrere Caffeehäuser zu errichten, den Park anzulegen, ein Redoutengebäude herzustellen, und das Theater zu verschönern. Das Casino ist ein geräumiges Gebäude auf dem Platze. Es hat im ersten Stocke einen großen, schönen Tanzsaal mit Nebenzimmern zum Speisen und Spielen. An Caffeehäusern findet man ein Neueres am Platze, und jenseits der Schwöchat das ältere und besuchtere Scheiner'sche.

Der Park, oder sogenannte Theresiengarten, wurde 1792 auf einem der Stadt angehörigen Weingarten angelegt. Er liegt dicht an der Stadt, am Fuße des Calvarienberges. Sein Umfang ist zwar nicht sehr groß; demungeachtet gewährt er den Badegästen die angenehmste Erholung. Die heitere Gebirgsluft durchströmt ihn frei und offen, die Pflanzungen verschiedener Arten von Laub- und Nadelhölzern bilden kühle Schattengänge, welche zur Nachtzeit mit Laternen erleuchtet werden; seine Fußsteige winden sich immer höher hinauf über die Kalkfelsen des Calvarienberges, von dessen Spitze man den Park selbst, die nahen Weingärten, die Stadt

mit ihren Umgebungen, und die Ebene bis Neustadt übersehen kann. Sehenswerth ist der im Parke stehende Kiosk, den eine Gesellschaft hoher Gäste im Jahre 1800 nach Angabe des damaligen türkischen Gesandten erbauen ließ, um den Lustwandelnden bei Regen und Wind zum Schirme und Vereinigungsorte zu dienen, und um einen Salon zu haben, wo der Badegast unter dem Einfluße einer reinen freien Luft, die ihm vorgeschriebenen Mineralwässer trinken kann.

Der Kiosk entspricht dieser doppelten Bestimmung vollkommen, indem er auf einer großen Zahl schlanker Säulen ruhend, nach allen Seiten frei und in der Mitte durch eine niedliche Kuppel erleuchtet, Licht im Überfluß hat, ohne an Bedachung und Schatten etwas zu verlieren. Trotz der zahlreich angebrachten Sitzbänke können 200 Personen darin sich bewegen, ohne einander lästig zu fallen. Die ganz im orientalischen Geschmacke gewählte Austheilung stark abstechender Farben, mit welchen das Säulenwerk und Getäfel übermalt ist, trägt zur Heiterkeit des Gebäudes viel bei. Die über den, an den vier Ecken des Gebäudes befindlichen Eingängen angebrachte Inschrift sagt in deutscher, französischer, italienischer und türkischer Sprache, daß der Kiosk von einer Gesellschaft dem Publikum gewidmet sei. — Die Baukosten betrugen 7886 fl.

Im Hintergrunde des Parkes, von Bäumen und einer schimmernden Reblaube umgrünt, erhebt sich ein Tempel des Äskulap, von Steinen in einem reinen Baustyle aufgeführt. Vier einfache Säulen mit einem entsprechenden Gesimse tragen den Giebel der Halle, dessen Füllung blos durch den quer gelegten Schlangenstab des Gottes der Heilkunde verziert ist. Eine Erhöhung von vier Stufen führt in den Tempel, dessen Inneres ein halbzirkelförmiges Gewölbe ist, in dessen Grund eine erhöhte Wandnische die Bildsäule des Gottes zeigt. Eine steinerne Ruhebank läuft um den Fuß des Gewölbes im Halbzirkel herum.

Im oberen Theile des Parkes wurde vor einigen Jahren ein geräumiges Sommer- oder Tagstheater gebaut, worin an den Nachmittagen verschiedene dramatische Vorstellungen aufgeführt werden. Es ist ein Anhängsel des Stadttheaters und hatte sich der Neuheit der Sache wegen nur in der ersten Zeit seiner Errichtung eines zahlreicheren Besuches zu erfreuen. Der Sinn für ähnliche Schauspiele ist überhaupt in Wien wenig vorherrschend, was wir sehr natürlich finden, denn einer theatralischen Production die durch den Lampenschein verliehene Täuschung nehmen, heißt im Grunde nichts Anderes, als ihr Alles nehmen.

An heiteren Tagen findet man den ganzen Tag hindurch, vom frühesten Morgen bis in die Nacht, Gruppen von Menschen im Parke; allein die eigentliche Besuchzeit ist von 12 bis 2 Uhr Mittags, besonders glanzvoll an Sonn- und Feiertagen, an welchen viele Bewohner Wiens sich hier einfinden, um ihre Freunde zu besuchen oder Abstecher zu machen.

Das Redouten-Gebäude wurde im J. 1800 nach dem Plane des Hof-Architekten Montoyer gebaut. Sein Entstehen verdankt es dem Theaterunternehmer J. G. Wilhelm. Im ersten Stocke befindet sich der 11½ Klafter lange, 7 Klafter breite und 4½ Klafter hohe, von dem Hofmaler Gallning gemalte Saal, ein kleinerer Saal und mehrere Speise- und Spielzimmer. Das zweite Stockwerk besteht aus Wohnzimmern.

Ein Theater bestand schon um 1770 in Baden. Man gab damals, wie überall, extemporirte Stücke von der niedrigst komischen Art. Später spielte Marinelli daselbst mit seinem bekannten Kasperl Laroche, und dann mehrere Führer von wandernden Schauspielergesellschaften. Bei der Anlegung des Redouten-Gebäudes wurde

damit der Bau eines artigen Schauspielhauses verbunden, welches sich 1810 ganz herausbildete und auf seiner Stirne das Motto führt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ Es wurde nach Angabe des Architekten Kornhäusel errichtet und nimmt den Platz des ehedem sogenannten Hallhammerhofes ein. Es besteht aus einem Parterre, drei Gallerien, 16 Logen, 150 Sperrsitzen und faßt 1200 Menschen.

Überaus reich ist Baden an reizenden Umgebungen, wovon hier nur die vorzüglichsten angedeutet werden.

Die Anlagen auf dem Calvarienberge, auch Lang'sche Anlagen genannt, weil der Freiherr von Lang von dem städtischen Parke angefangen bis auf den Gipfel des Calvarienberges mit ungeheuren Kosten einen englischen Garten anlegen ließ, in welchen Alpenhütten, Brücken, Grotten und Rasenbänke mit einander abwechseln und allenthalben entzückende Aussichten gewähren.

Neben diesen Anlagen gehört der Guttenbrunner-Schloßgarten zu Badens nächsten und besuchtesten Spaziergängen. Sehenswerth sind in der dortigen Schloßcapelle die Freskomalereien und das Altargemälde von Math. Mutz.

Der an das Weichbild der Stadt anstoßende Sauerhof ist ein schönes, der Familie der Freiherren von Doblhoff gehöriges, und mit englischen Garten-Anlagen umgebenes Gebäude, welches im J. 1821 zu Stande kam.

Der Doblhoff'sche Garten ist der Schloßgarten von Weikersdorf. Die dortige Meierei ist der Ort, wo man Milch und Caffee genießt. Die Hauptanlage des Gartens zeigt noch den Geschmack des 17. Jahrhunderts: gerade Gänge, mißhandelte Statuen, geschorene Hecken und Bäume, documentiren noch hie und da die schnitzelnde Hand der alten Gartenkunst; aber das Ganze ist durch neue ungezwungene Anlagen sehr gemildert. Auch verdankt dieser große Garten gerade jenem verkehrten Geschmack sogar seine größten dermaligen Vorzüge, nämlich: die große Menge herrlicher alter Eichen, Buchen, Linden, Tannen und anderer Laub- und Nadelhölzer, deren reichbelaubte Zweige so köstliche Schatten und so erquickende Kühlung verbreiten. Die Ufer des durch den Garten geleiteten starken Mühlbaches, stellen an mehreren Puncten eine natürliche Wildniß bis zur Täuschung dar. Überhaupt hat die östliche Seite des Gartens, um den großen Teich herum, Vorzüge der Schönheit vor dem westlichen; diese hingegen eine überwiegende Nützlichkeit durch eine große Anzahl guter Obstbäume und Küchengewächse. Beide Theile aber vereinigen sich in dem Vorzuge, daß man auf den meisten Stellen einen herrlichen Überblick eines großen Theils des umliegenden Gebirges hat. Zu Weikersdorf wurde bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts alljährlich am Ostermontage ein Wettrennen besonderer Art gehalten. Sechs junge ledige Burschen des Ortes und eben so viele Mädchen mußten, vom Dorfe Guttenbrunn angefangen, bis zum Helfer-Wirthshause wettlaufen. Vor dem Gasthause waren Sitze für die Herrschaft, und von den ankommenden Laufern mußten die Burschen dem Gutsherrn, und die Mädchen seiner Gemalin zu Füßen fallen und die Hände küssen. Hierauf erhielten die Wettlaufer unter Trommelschall und Pfeifenspiel ein Geschenk, und das Ganze endigte mit einem Tanze im Wirthshause, wozu die Herrschaft gewöhnlich einen Eimer Wein schenkte.

Die gräflich Alexandrowich'schen Berg-Anlagen erstrecken sich über die felsige Abdachung des Mitterberges und bieten die reizendsten Aussichten in das Helenenthal und Badens Umgebung dar.

Das Helenenthal enthält eine Menge einzelner Schönheiten, welche eine besondere Erwähnung verdienen. Vor dem

Helenenthale erhebt sich am Fuße der bedeutenden Anhöhe, welche die Ruinen der Veste Rauheneck krönen, das herrliche Prachtgebäude, Schloß Weilburg, eine der größten Zierden dieses Thales, die Sommerresidenz des Erzherzogs Karl, im J. 1822 von dem Architekten Kornhäusel im edelsten Style erbaut. Nebstdem sind unter den vielen Merkwürdigkeiten dieses Thales noch insbesondere der große Holzrechen, welcher jährlich über 10,000 Klafter Holz aus weit entlegenen Wäldern zuflößt, das uralte St. Helenakirchlein am Fuße des Berges, der die Feste Rauhenstein trägt, die wunderliebliche Hauswiese, dieser Sammelplatz der eleganten Welt, das künstliche Felsenthor durch den Urthelstein und die Krainerhütten zu erwähnen.

Auch das Dorf Vöslau mit dem herrschaftlichen Parke und dem schönen stark besuchten Bade, so wie Schönau mit seinem großartigen Garten und dem einst so viel besprochenen Tempel der Nacht, in einer etwas weiteren Entfernung das niedliche Dornau und die zertrümmerte Burg Merkenstein mit seinem unvergleichlichen Gebirgsparke, die merkwürdige, tausendjährige Abtei Heiligenkreuz am Sattelbach, und endlich in neuester Zeit das reizende, anmuthige Mayerling gehören zu Badens besuchtesten Umgebungen.

Bäder.

In der inneren Stadt befindet sich heute nicht ein Badhaus mehr, was besonders auffällt, wenn man hört, daß nach Aeneas Sylvius zu seiner Zeit jedes angesehene Bürgerhaus mit einem Bade versehen war, wobei ein großer Luxus herrschte.

Von den vielen öffentlichen Badstuben in der Gegend der unteren Wollzeile hat das Stubenthor und das ganze dortige Stadtviertel den Namen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts noch waren in der inneren Stadt zehn öffentliche Badeanstalten: das Schottenbad, Röhrenbad, Hafnerbad, Neubad, dessen Namen sich noch in der Nähe der Naglergasse erhalten hat; das Bad bei der Kanzlei und der Burg; jenes am Schweinmarkt (Lobkowitzplatz); an der Himmelpforten, in der Wollzeil, bei St. Stephan und im Rothgäßchen.

Diese Bäder verschwanden jedoch aus der inneren Stadt immer mehr und es wurden statt ihrer in den Vorstädten, vorzüglich in der Nähe der Donau andere angelegt.

Um den vielen Unfällen zu begegnen, welche durch Unvorsichtigkeit beim Baden in der offenen Donau sich ergeben, wurde 1780 das erste kalte Frei-Bad in der Brigittenau nächst dem Augarten im mittleren Donau-Arm angelegt, welches später außer der Taborlinie im sogenannten Kaiserwasser versetzt wurde. Seit 1799 befindet sich eine ähnliche Anstalt im Prater im Fahnstangenwasser unweit der öffentlichen Schwimmschule.

Auch im Wiener-Donau-Canal nächst dem Schüttl im Prater befindet sich ein Freibad in zwei Abtheilungen für beide Geschlechter. Nach den zwei ersten Badeplätzen führen vom Rothenthurmthore eigene Stellwägen. Die Zahl der öffentlichen Bäder war jedoch Anfangs sehr gering; sie betrug 1786 nur sechs, und der geringste Preis war 17 kr. für ein Bad.

Gegenwärtig ist die Hauptstadt reichlich mit Badhäusern versehen, wovon sich manche durch Eleganz und die höchste Gemächlichkeit auszeichnen.

Die vorzüglichsten Bäder in Wien und der nächsten Umgebung, welche entweder von Donauwasser oder von eigenen Brunnquellen bereitet werden, sind folgende:

Döbling (Ober-), Hauptstraße (28), Mineralbad. Inhaber: Vinenz Edler von Schützenau.

Dornbach, zum Steinbruch, Gebirgs- und Quellwasser.

Gumpendorf, (361), russisches Schwitzbad. Eigenth. Fr. Jos. Matschiner.

Heiligenstadt, (5), Mineralbad. Inhaberin: Frau Elisabeth Wettermann.

Hietzing, Mineralbad, an der Wien (20), Inhaber: Ludwig Heinrichs.

Klosterneuburg, in der unt. Stadt, (269), Donauwasser.

Laimgrube (untere Gestättengasse 123), wurde 1845 von Herrn Eggerth an einer Stelle errichtet, wo ein Bad ein längst gefühltes Bedürfniß war; das Bad bezieht sein Wasser aus der Ferdinands-Wasserleitung, ist mit Douchen und einem Wasserbehälter aus Asphalt versehen, der 600 Eimer faßt.

Landstraße, zum Karpfen, zunächst dem Lichtensteinschen Palais, (91), Eigenthümerin: Frau Anna Meyer. — Sophienbad, in der Marxergasse (46), Eigenthümer: Franz Morawetz. Die innere Beschaffenheit, sowohl hinsichtlich der Einrichtung, der Reinlichkeit, der porzellanenen Badwannen als auch der Bedienung machen diesen Badeort sehr empfehlenswerth. (S. Sophienbad).

Leopoldstadt, Dianabad. Actien-Unternehmung. (S. d.) Zum scharfen Eck, (12), Donauwasser. Eigenth. Fried. Heurteur. Ferdinand-Marienbad, am Tabor nächst dem Augarten, Donauwasser. (S. d.) Zur Hollerstaude in der großen Schiffgasse, (37), Donauwasser. Eigenth. Joseph Scherzer. Kaiserbad, außer dem neuen Thore, oberhalb des Schanzels (22), Donauwasser. Eigenth. Frischherz sel. Erben. Schüttl, unterhalb der Franzensbrücke, Donauwasser. Pächter: Jac. Lindemann. Zum weißen Wolfen, (32), Donauwasser. Eigenth. G. M. Adam.

Matzleinsdorf, Brunngasse, (87), zum h. Florian, Brunnenwasser. Eigenth. Simon Zeschall.

Meidling, Theresienbad, (22), Inhaber: Baron von Ehrenfels, und das Pfannische Bad, (50), Inhaber: Anton Mandl. Mineralquellen.

Michelbeuern'schen Grund, Brünnelbad, (27), Brunnenwasser mineralischen Gehalts. Eigenth. Jos. Gilge.

Mödling, eisenhältiges Mineralbad. Eigenth. Katharina Freiin von Merode.

Nußdorf, (97), Inhaber: Franz Gunold.

Penzing, Hauptstraße, (18), Mineralbad. Inhaber: Peter Klein. Altbad-Anstalt, (35), Inhaber: Joh. Petter.

Petersdorf (Berchtholdsdorf), Mineralbad.

Rodaun, Mineralbad.

Schottenfeld, z. Bethsabe (265), hinter der Altlerchenfelder Kirche, Quellen- und Donauwasser. Eigenthümer: Franz Fröhlich.

Schwechat, Mineralbad.

Sechshaus, (1), Mineralbad. Inhaber: Georg Wolf.

Sievering (Ober-), Eigenth. Ferdinand Biedermann.

Simmering, Mineralbad.

Vöslau, Mineralbad.

Wieden, Gemeindegasse, (327), zur „Flora" genannt. Eigenth. Anna Wurzinger.

Bahnhöfe.

Unter den Neubauten Wiens, welche 1839 ihre Vollendung erhielten, nimmt an Größe des Raumes und an Wichtigkeit der Bestimmung, der große Bahnhof der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn im Prater eine vorzügliche Stelle ein. Das ganze Etablissement mit allen Nebengebäuden und freien Räumen umfaßt einen Flächenraum von 46/16 österr. Jochen (6897 Quadrat-Klafter) und ist ringsum mit einer acht Fuß hohen Mauer eingefriedet, in welcher sich zwei große Einfahrtsthore, beide an der Fronte gegen die Taborallee, befinden.

Das Hauptgebäude zeigt sich von der Seite dieser Allee, welcher die Hauptfronte zugekehrt ist, als ein schöner Pallast im edlen Baustyle in zwei Stockwerken, 35 Klafter lang, 9 Klafter hoch. Im Mitteltrakte zwischen dem ersten und zweiten Stockwerke zeigt sich die Inschrift in Metalllettern: „K. K. ausschl. priv. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn.“ In der Eingangshalle befindet sich die Casse und die Aufgangstreppen nach den Versammlungssälen der Reisenden, nach den verschiedenen Classen, woselbst dieselben die Abfahrten der Trains erwarten. Auch die Wohnungen des Portiers und des Hausdienstpersonals sind daselbst angebracht. Ferner ist daselbst das Bureau der Polizeibehörde, jenes für die Platz- und Gebäudeinspection u. s. w.

Die Versammlungssäle der Reisenden sind sehr lichte, freundlich gemalte und decorirte Hallen. Große Glasthüren führen von diesen Sälen unmittelbar auf die Bahn, welche um 14 Fuß erhöht, im Niveau mit dem ersten Stockwerke des Gebäudes liegt.

In dem linken Flügel desselben befindet sich auch eine Träteurie. Dem Hauptgebäude gegenüber steht die Remise für die Personenwagen, 14 Klafter lang, vom Niveau der Bahn bis an die Spitze des Giebels, 4 Klafter hoch. Im Giebel selbst ist die Uhr angebracht, nach welcher die Abfahrt des Trains Statt findet.

Im Innern der Remise ist Raum für 40 Personenwagen aller Classen. Sie stehen in sechs Reihen und werden aus eben so viel Thoren mittelst Drehscheiben auf die Bahn geführt. Die Räume, welche unter dem Niveau der Bahn liegen, werden zum Depot verwendet.

Am andern Ecke der Bahn steht die Remise der Locomotiven, die Sattlerei und Schloßerei. Die Locomotivremise faßt 12 Locomotive. Zwei Bahnen führen durch dieselbe. Die Remise, Sattlerei und Schloßerei messen 20 Klafter Länge und 6 Klafter Breite und Höhe. Die Sattlerei und Schloßerei sind äußerst zweckmäßig eingerichtet. In der Sattlerei ist unten der Raum zum Abdrehen der Räder von den Wägen, oben die Werkstätte zur Herstellung der Wagengestelle. In der Schloßerei befindet sich die sehenswerthe Vorrichtung zum Aufziehen der Maschinenkessel, die Schmidessen u. s. w.

Ganz am Ende des Bahuhofes steht das Heizhaus, Wasserstationsgebäude und Kohlenmagazin. Das Heizhaus ist für vier Maschinen eingerichtet. Das Kohlenmagazin faßt 9000 Zentner Kohlen.

Von diesem Gebäude ist noch zu bemerken, daß es mit Ziegeln gedeckt ist. Alle übrigen Abtheilungen des Bahnhofes haben Eisenblech-Dachungen. Die letztgenannten Gebäude bilden den Schluß des Bahnhofes an der einen Seite.

An der andern rechts von dem Hauptgebäude steht das Waarenmagazins-Gebäude, welches quer über die Bahn gestellt, Fronte gegen dieselbe einerseits, anderseits gegen den Waarenhof macht, in welchem die eine der oben erwähnten großen Einfahrten führt. Das Waarenmagazins-Gebäude hat drei Geschosse, deren mittleres im Niveau der Bahn liegt. Es befinden sich hier die Lagerplätze für die Waaren, die Lokalitäten für die k. k. Zollbehörde, die Caserne für die Gefällenwache, Wohnungen für den Obereinnehmer, den Magazinwärter u. s. w. Auch ist hier eine große Treppe, von der Bahn in den Waarenhof angebracht, über welche die auf der Bahn ankommenden Reisenden den Bahnhof verlassen.

In einer weniger angenehmen Lage erhebt sich der großartige Bahnhof der Wien-Gloggnitzer-Eisenbahn bei der für ihn eröffneten neuen Belvedere-Linie. Von ungemeiner Wirkung ist der Anblick der imposanten Personenhalle, deren Bedachung ein Meisterwerk von Zimmerarbeit ist und

worin ganze Trains im Trocknen stehen. Nicht weniger ausgezeichnet sind die Stiegen für die ankommenden und abgehenden Reisenden; auch bei diesem Bahnhof liegt die Bahn im Niveau des ersten Stockwerkes.

Diesem Bahnhofe, der auf der entgegengesetzten Seite bald einen Doppelgänger für die ungarische Route haben wird, angemessen, ist das pallastähnliche Mittelgebäude, worin sich die Beamten-Wohnungen, und in den ebenerdigen Räumen die Restauration und das Caffeehaus befindet, und an dessen beiden Seiten schöne Gärten angelegt wurden, die nach einigen Jahren wesentlich zur Verschönerung der Umgebung dieses Bahnhofes beitragen werden.

Bahrausleiher-Amt.

Im Jahre 1483 bauete man von der Häuserreihe, welche sich vor dem Riesenthore bei St. Stephan vom Stockimeisenplatze bis zum Bischofshof ausdehnte, und auf dieser Seite dem Friedhof zur Grenze diente, und zwar beinahe gerade dem genannten Thore gegenüber, vom Hause des Meßners an die Brandstätte, wo damals die Kapläne wohnten, hinüber einen kolossalen Schwibbogen, der Heilthumstuhl (S. d.) genannt. Weil man hier auch die Todten ansagte, so erhielt sich bis auf unsere Zeiten der Name des Heilthumstuhls für das Todtenbeschreibungsamt.

Dieser Heilthumstuhl wurde 1700 bis auf ein Stück abgebrochen, welches theils der Meßner und theils der Bahrausleiher inne hatten, und wo man über dem untern Fenster in Stein eingehauen die Worte las:

Niklas Scheller die Zeit Kirchenmeister
1883 (1483).

Über dem Eingange zur Kanzlei des Bahrausleihers waren ebenfalls in Stein die zehn Gebote Gottes und zwar in solcher Bündigkeit eingegraben, daß sie kaum kürzer gesagt werden können; sie lauteten:

„Das sind die X Gebott:
Du sollst glauben in ein Gott.
Nenn nicht eitel bey sein Nam.
Fleissig veyer den veyertag.
Hab lieb Vater und Mutter.
Nicht tödt den Menschen.
Bis nicht ein Ehebrecher.
Du sollst nicht stehlen.
Nicht bis ein falscher Zeug.
Begehre nicht des andern Weibs.
Und des Guts eines andern.“

Es ließ sich kaum ein zweckmäßigeres Memento Mori für ein Todtenbeschreibungs- und Bahrausleiheramt ersinnen; das letzte war übrigens vormals, wo man das Gepränge bei Leichenzügen viel weiter trieb, als heute, von ungewöhnlichem Belange, indem man dort alle für die feierliche Aufbahrung der Verstorbenen erforderlichen Gegenstände ausleihen konnte. Ein unzeitiger Spaßmacher ließ sich es eines Tages beikommen, sich scherzweise todt ansagen zu lassen, und bestellte sich im Bahrausleiher-Amte den schönsten Todten-Apparat. Als man damit in seine Behausung anlangte, schickte er sich an, die von ihm Angeführten mit einem Spottgelächter zu empfangen und schmählich wegzuschicken. Das Schicksal wollte es aber anders, den Mann traf ein Schlagfluß und aus seinem Scherze wurde bitterer Ernst.

Baierische Dampfnudeln
(Die ersten).

Diese beliebte Mehlspeise ist, wie ihre Benennung es andeutet, ein Erzeugniß der baierischen Küche. Sie kam im Jahre 1785 zum ersten Male von Regensburg auf einem Donauschiffe nach Wien, wo die Erscheinung der ersten baierischen Küchelbäckerin eine ungemeine Sensation machte und für die Gastronomen und Stadt-Neuigkeits-Krämer eine unerschöpfliche Quelle zu

Betrachtungen und Tagesgesprächen war. Die in unseren Tagen in der Hauptstadt sich eingefundenen holländischen Waffelbäckerinnen sind nur ein schwacher Nachhall jener baierischen Dampfnudelköchin, die in der Nähe des Haarmarktes ihre Backstube aufgeschlagen hatte. — Als sie das erste Mal die leckern Wiener mit ihren Kochkunst-Produkten für theures Geld regalirte, war der Zulauf größer und lärmender als beim berühmten Einzuge der tripolitanischen und marokkanischen Gesandtschaften. Ein gleichzeitiger Referent sagt, daß viele Kaufherrn kaum den Schluß ihrer Gewölber, viele Beamten kaum den Schlag der mit Heißhunger erwarteten sechsten Stunde, viele Offiziere kaum den Augenblick der Ablösung von der Wache u. s. w. erwarten konnten, um in den Nebenstübchen dieser Küchelbäckerin das Wunderding von einer baierischen Dampfnudel zu kosten. Der gute alte Gewährsmann schließt seinen Artikel mit dem Ausrufe — O Ihr Wiener! —

Ballgäßchen (Das)

ist die kleine, wie ein Ellbogen gekrümmte Gasse, welche vom Franziskanerplatze unter einem vom Partl'schen Hause (920) gebildeten Schwibbogen in die Rauhensteingasse führt. Es hieß vormals „auf der Dagken“ und erhielt erst im 17. Jahrhunderte von einem dort errichteten Ballhause den Namen des Ballgäßchens.

In diesem Gäßchen befindet sich die stets reichlich besuchte Tischlerherberge (929) und noch lebt im Andenken der Liebhaber des Gerstentrankes das Bierhaus „zum Blumenstöckl,“ welches der Güte und Kälte des Bieres wegen durch lange Jahre wohl keinen europäischen — aber doch einen allgemeinen Stadt-Ruf besaß. Mit seiner Überpflanzung (930) im gegenüber liegenden Hause (928) kann dieses Blumenstöckl wohl an äußerer Eleganz, aber nicht an innerer Güte gewonnen haben,

Ballhäuser.

Das Ballspiel ist im südlichen Europa üblich, und kam mit Ferdinand I. aus seinem Geburtslande Spanien nach Wien, wo es mit den altherkömmlichen Schießstätten und Kegelbahnen unter den Belustigungen der Hauptstadt die Kette zwischen den Turniren, Pferderennen und Lanzenstechen, welche mit dem genannten Fürsten verschwanden, zu den öffentlichen Theatern bildet.

Das Ballspiel gerieth aber durch climatische Hindernisse und durch Mangel an Theilnahme schon unter Leopold I. um das Jahr 1671 bei Aufnahme des Theaters in Verfall, und hat schon seit einem halben Jahrhunderte ganz aufgehört.

Wien hatte vier Ballhäuser, welche größtentheils zu Schauspielhäusern verwendet und wovon zwei während der zweiten Belagerung durch die Türken 1683 zu Spitälern gemacht wurden.

Das Hof-Ballhaus war das älteste und ansehnlichste; es wurde im Jahre 1525 bei der großen, im Cilly-Hofe nächst der Burg (heutige Amalienhof) auf dem Burgplatz entstandenen Feuersbrunst zerstört, lag durch längere Zeit in Schutt und wurde dann im Hause Nr. 3, dem heutigen Burgtheater gegenüber verlegt. Im 17. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts befand es sich auf dem Standpunkte dieses 1741 erbauten Theaters selbst, und von dieser Zeit auf seinem heutigen Platze, der k. k. Staatskanzlei gegenüber.

Es nimmt den Mittelpunkt des seinen Namen tragenden Platzes ein, und ist dem sogenannten Hofspitals-Flügel der Burg angebaut, der mittels eines hohen Schwibbogens mit dem Amalienhofe zusammen hängt. Das Gebäude zeichnet sich übrigens durch keinen architektonischen

Werth aus und wird, seiner ursprünglichen Bestimmung entwachsen, zu anderen Zwecken gebraucht. Im ebenerdigen Theil gegen die Hofwagen-Remisen ist das Billardzimmer angebracht.

Übrigens ist dieses Hof-Ballhaus nie zum Theater benützt worden, weil der Hof stets eigene Opern- und Schauspielhäuser hatte.

Dem Hofballhause an Alter nahe, aber erst im Jahre 1628 grundbücherlich als das alte Ballhaus vorkommend, war das Privat-Ballhaus in der Himmelpfortgasse; es führte den Namen „das Boierische“ und wurde schon 1658, wahrscheinlich als das geräumigste, zu den öffentlichen theatralischen Vorstellungen gebraucht. In den Jahren 1664 und 1665 besaß oder pachtete es die Stadt Wien vorübergehend zu diesem Zwecke und 1671 wollte dessen Eigenthümer, der Reichshofraths-Kanzellist Hüttler darin das National-Theater errichten.

Im Widerspruche damit findet sich aber daß 1685 der Kammer-Portier zu Salzburg, Peter Hilferting, sein Pollicinell-Theater dort aufschlug, was aber kurze Dauer hatte, denn bald benützten es wieder fremde deutsche Theater-Unternehmer, die von 1692 an mit den italienischen Opern-Impressarien Danese, Marini und Calderoni abwechselten. In dem 1701 bei Joh. v. Ghelen gedruckten ersten Wiener Häuser-Schema (Pag. 108) erscheint es noch als „Herrn Fauconets, Kayß. Hoff-Hutmachers Pallhaus“ und verschwindet bald darauf ganz, da es vom Prinz Eugen von Savoien zur Erbauung seines herrlichen Palastes in der Himmelpfortgasse (das heutige Hofkammer-Präsidial-Haus) erkauft wurde.

Von den andern zwei Privat-Ball-Häusern lag eines im heutigen, davon den Namen habenden Ballgäßchen, bei dem Franziskanerplatze, worin italienische —, und das andere kleine in der Teinfaltstraße, worin deutsche Theater-Vorstellungen gegeben wurden. Von 1707 verschwinden aber auch diese zwei Ballhäuser und wurden zu Privathäusern verwendet.

Die Abnahme des Ballspieles, als einer dem Körper sehr zuträglichen Bewegung, muß bedauert werden. Es war schon den alten Griechen bekannt und bei ihnen sehr beliebt. Sie brachten es nach Gallien. Lacedämon, Sicyon und Lydien stritten sich um den Vorzug, dieses Spiel erfunden zu haben, welches schon zu Homer's Zeiten bekannt war. Die Athener spielten es in ihren Gymnasien und bewilligten dem Aristonikus aus Carien, dem Ballspieler Alexanders des Großen, nicht nur das Bürgerrecht, sondern errichteten ihm auch Bildsäulen. Die Bälle der Alten scheinen den unsrigen ähnlich gewesen zu sein, ein kleines Päckchen Wolle oder Sand mit Überzügen von Häuten. Die Bälle von Stricken, Tuch und mit durchnähten Überzügen sind von neuerer Art. Sie wurden mit bloßer Hand geschlagen, denn die Erfindung der Raketen und anderer Werkzeuge, um den Ball zu treiben, ist nicht sehr alt, sondern kam nach Pasquier erst in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Gebrauch. Am österreichischen Hofe bestanden ehemals im Ballhause eigene Hofdiener, k. k. Ballmeister genannt, deren eigentliche Funktion aufgehört hat.

Bandelzwirn-Männer.

Sie werden auch Bandelkrämer genannt, und sind eine eigenthümliche Erscheinung in Wien. Sie sehen sonderbar aus, denn sie tragen ein ledernes Tabourett, von welchem Bänder, Zwirn und Schnüre von allen Farben und Gattungen herabhängen; überdieß haben sie alle Säcke damit angefüllt und tragen auch große Waaren unter dem Rocke und auf dem Rücken, so

daß diese wandernden Zwirn- und Bänderbuden etwas Kamehlartiges an sich haben.

So belastet wandern sie von Haus zu Haus und rufen mit eintöniger, mächtiger Stimme ihre Waare aus. Ihr Ruf „Bandel-Zwirn-kaufts!" läßt sich zu jeder Tagesstunde hören und ist vielen Frauenspersonen willkommen, die häuslicher Verrichtungen wegen verhindert sind, ihre Einkäufe außer dem Hause zu machen.

Diese Bandel-Krämer kommen von Zwettl und der Umgebung, welche Gegend das Bandelkramerlandel genannt wird. Sie sind sehr populär und gaben deßhalb mehreren sprichwörtlichen Ausdrücken der Volkssprache den Ursprung, z. B. anbandeln, statt anfangen, anknüpfen und zusammenbandeln st. Zwietracht säen, Bandlerei, welches eine unlautere Sache bedeutet, u. a. m.

Obgleich die Bandelkrämer, wie alle Krämer ihren Kram so hoch als möglich an Leute zu bringen suchen, so besitzen sie doch in der Regel einen hohen Grad von Ehrlichkeit und Diebereien kommen bei ihnen selten vor. Um so bedauerlicher ist ein Gaunerstreich, der vor einem Jahrzehent verübt wurde, und wobei ein Bandelkrämer, ohne es zu wissen, ins Spiel gezogen wurde.

Eine industriöse Dame bewog durch ein glänzendes Versprechen einen jungen Bandelkrämer, seinen Kram und seine Kleidung kurze Zeit am Nagel zu hängen und sich von ihr in einen französischen Chevalier oder Marquis verwandeln zu lassen.

Als dieses geschehen war, begab sie sich mit ihm zu Wagen in einen Juwelierladen, wo sie ihm sehr werthvolle Artikel vorwies, wobei er nach der erhaltenen Anweisung nichts zu thun hatte, als oui zu sagen. Nachdem er dieses ein Dutzendmal gethan hatte, entfernte sich die Dame mit den Schmucksachen, um das Geld zu holen und bat den Pseudo-Marquis, er solle im Laden auf sie warten, worauf abermals ein oui erfolgte.

Der Schluß ergibt sich nun von selbst; sein blindes oui-Sprechen ist dem armen Bandelkrämer theuer zu stehen gekommen.

Bankohaus.

Das unter Maria Theresia entstandene, dem öffentlichen Dienste gewidmete umfangreiche Haus Nr. 886, welches die ganze Halbinsel zwischen der Grünangergasse, der Singerstraße und der Kumpfgasse bildet, besteht aus zwei von einander in der äußeren Form sehr verschiedenen Gebäuden, von welchen das dreistöckige gegen die Kumpfgasse beinahe ein Jahrhundert älter ist.

Durch die Aufsetzung eines dritten Stockwerkes 1845 ist demselben der andere Theil, das vorige Graf von Rottal'sche Haus, an Höhe überlegen geworden, und dieser Haustheil hat dadurch zwar an Raum gewonnen, aber an Symmetrie verloren. Beide Häuser dienen zur Unterkunft öffentlicher Ämter, der Staats-Kredits- und Central-Hof- und der Kameral-Haupt-Buchhaltung, der Staats-Centralkasse, der Staatsschuldenkasse, des Kameralhauptzahlamtes und mehrerer Bureaux der allgemeinen Hofkammer.

Wo heute ein trockenes Geschäftsleben herrscht, und der todte Buchstabe der Vorschrift gebietet, dort athmete einst der warme Hauch der reinsten Menschenliebe, und dort trat eine Stiftung ins Leben, die noch besteht, und wovon noch mehrere, an dem Gebäude nächst der Kumpfgasse angebrachte Steinfiguren Zeugniß geben.

Vorhin gehörte dieses Haus dem Leibarzte Leopolds I., Franz Billot (Billiott), ein Franzose, der sein ganzes Vermögen den Wiener-Armen vermachte; seine Stiftung trat in diesem Gebäude 1661 ins

Leben und blieb darin bis 1741, wo dieses Haus dem gemeinen Wiener Stadt-Banko zugewiesen wurde.

Hatte Leopold I. diesen Menschenfreund zu seinem Leibarzte, so hatte Billot sich selbst zum Armen-Leut-Doktor ernannt; denn er verschrieb den Armen die Arzeneien und ließ sie ihnen auch unentgeldlich aus der in diesem Hause errichtet gewesenen Apotheke, wohin die Armen zwei Mal des Tages kommen durften, ausfolgen. Folgende in Marmor eingegrabenen Verse besprachen daselbst das Lob dieses Mannes:

Haec domus, infirmos quae gratis curat egenos,
Francisci Biliot a pietate venit.
Curabat gratis inopes, dum viveret aegros:
Quod fecit vivens, mortuus hicce facit.

Die von Billot ausgestreute Saat trieb so segensvolle Früchte, daß kurz darauf der Regimentsarzt und Doktor der Rechte, Johann Lorenz Hoffmann, die Stiftung mit seinem angränzenden Hause vermehrte, was ebenfalls eine Steintafel mit den Worten besagte:

Aemula quem pietas stimulavit, et aemula virtus,
Aemula nunc simili fama decore colit.
Nam quod opus caepit Biliotti, Hoffmannus hic auxit,
Sic Biliotte domus Author, hic Author erat.

Diese Stiftung ist später ins spanische Spital in der Währingergasse übersetzt worden.

Bankozettel.

Wenn man die äußere Form eines Bankozettels mit jener der heutigen Banknoten vergleicht, so erhält man einen anschaulichen frappanten Begriff von den ungeheueren Fortschritten, welche die Technik im letztverflossenen halben Jahrhunderte gemacht hat und es ist uns unbegreiflich, wie die Bankozettel in ihrer schlichten Gestalt als Muster einer sinnreichen technischen Erfindungsgabe gepriesen werden konnten.

Sie wurden unter der Kaiserin Maria Theresia zur Erleichterung des Handels-Verkehrs im Betrage von 12 Millionen in Umlauf gesetzt. Mit dem 1. Juni 1785 wurden neue Bankozettel ausgegeben und auf den Betrag von 20 Millionen Gulden vermehrt. Die Masse dieser Emissionen nahm durch die langwierigen und kostspieligen Kriege, in welche Österreich gegen Ende des vorigen und im ersten Jahrzehent des jetzigen Jahrhunderts verwickelt war, so zu, daß sich im Monate Februar 1811 die gesammte Summe derselben nach offiziellen Angaben auf 1,060,798,753 Gulden belief. Da hierdurch ihr Werth sehr gesunken war, so trat die Nothwendigkeit ein, in Betreff dieses Papiergeldes eine neue durchgreifende Maßregel zu treffen. Ein unterm 20. Februar erlassenes und am 15. März 1811 öffentlich bekannt gemachtes Patent setzte die Bankozettel auf das Fünftheil ihres Neunwerthes gegen die dafür ausgegebenen Einlösungsscheine herab, und mit Ende Jänner 1813 gänzlich außer Curs.

Bank-Actien (Österr.).

Sie beruhen auf der im J. 1816 errichteten österr. National-Bank in Wien und ihre Anzahl wurde nach den Statuten vom 15. Juli 1817 auf 100,000 Stück und die Einlage für eine derselben auf 1000 Gulden W. W. und 100 Gulden C. M. bestimmt. Am Schluße des Jahres 1819 waren die Einlagen für 50,621 B. A. gemacht, worauf die nicht ausgegebenen 49,379 Stück zur freien Disposition der Bank gestellt wurden.

Die Aktien lauten auf unbestimmte Namen; lauten sie auf fingirte Namen, so können sie ohne weitere Förmlichkeiten übertragen werden, jene hingegen, wovon die Namensfertigung vorgemerkt ist, werden

nur dann zur Umschreibung angenommen, wenn deren Cession mit der vorgemerkten Namensfertigung versehen ist.

Die Interessen der Bank-Aktien zerfallen in ordentliche und in außerordentliche. Die ersten betragen jährlich 30 fl. C. M. und die zweiten werden aus dem Gewinn der Bank gebildet und halbjährig (im Jänner und Juli) mit der ordentlichen Dividende zugleich bezahlt.

Als die National-Bank ins Leben trat, befanden sich ihre Bureaux im Bankohause (886) in der Singerstraße; da die Aktien gleich bei ihrer Emission einen bedeutenden Gewinn abwarfen, so überstieg der Zudrang, um zu ihrer Erhaltung in Vormerkung zu kommen, jede Vorstellung. Zahlreiche Polizei- und Militärmannschaft war Tag und Nacht aufgestellt, um die Ordnung aufrecht zu halten. Es gab Personen, welche die ganze Nacht verwendeten, um in der endlosen Reihe der Wartenden ihre Stelle nicht zu verlieren; sie brachten Stühle zum Sitzen, Kissen, um zu schlafen, Körbe mit Nahrungsmitteln und die verschiedensten Arbeiten mit, um die Zeit abzukürzen. Das Ganze bot den Anblick eines Nomadenlagers von Gewinnsüchtigen dar.

Bär (Der rebellische).

Am 13. November 1768, an einem Sonntage, ereignete sich im Hetzamphitheater außer dem Stubenthor der unglückliche Zufall, daß ein daselbst verwahrter, ungeheuer großer und grimmiger Bär, der während des Sommers seine Stärke und Wildheit an verschiedenen Thieren erprobt hatte, sich den Augenblick ersah, als man seinen Stall putzte, wobei man ihn auf den Hetzplatz herausließ, um dessen Thüre mit Gewalt zu erbrechen und sich Luft zu machen.

Die Bestie fiel im angrenzenden Vorhofe den dort eben anwesenden Hetzmeister Frank heftig an, warf denselben, nachdem er sich tüchtig gewehrt hatte, zu Boden und zerfleischte ihn an verschiedenen Theilen des Leibes auf eine jämmerliche Art. Ein bei der Hetze angestellter Junge kam dazu, warf, um den Hetzmeister zu retten, mit Steinen auf den Bären, wurde von dem grimmigen Thiere selbst angegriffen und elendiglich zerrissen.

In der Zwischenzeit waren die Fanghunde von den Ketten losgemacht worden, um auf den Bären gehetzt zu werden. Sieben dieser gut abgerichteten Thiere wurden von dem Bären getödtet oder verwundet, und dieser war nicht eher zu bändigen, als bis von dem zunächst gelegenen Magazin die Militärwache und andere mit Feuergewehren bewaffnete Leute herbeikamen, welche ihn erlegten, bevor er Zeit gewann, auf die freie Straße zu kommen und noch mehr Unheil anzurichten. Der arme Junge starb noch denselben Abend.

Bär (Schwarzer).

Man könnte von den vielen Bären, die innerhalb der Linien in Hausschilden figuriren, füglich ein ganzes Regiment bilden, wie es ein solches einmal in Piemont gab, wo eines Tages dem Herzoge ein Corps Bürger, in Bärenhäute genäht, militärische Ehren erwies. Auch in Betreff der Eintheilung dieses Regiments in Compagnien, würde man nicht in Verlegenheit kommen, da wir schwarze, weiße und braune Bären im Überfluß haben; die rothen Bären könnten die Bandisten und ein gelber den Kapellmeister vorstellen. Bis das Corps aber gehörig organisirt sein wird, wollen wir hier nur einen dieser Bärenhäuter und zwar den schwarzen, der die Eckwache des Lugecks und des Haarmarkts hält und mit Nr. 735 bezeichnet ist, in Augenschein nehmen.

Es ist ein stattlicher Hausbär von al-

terthümlichem Bau und hieß vormals „zum Junker Laßla“ und zwar zu Ehren des jungen Königs Ladislaus (verkürzt Laßla), um welchen einst so sehr gestritten wurde und der ein Abgott der Wiener war.

Wie man dazu gekommen ist, aus dem Junker Laßla einen schwarzen Bären zu machen, das mag Gott wissen und darüber wird wohl kein Archiv Aufschluß geben. Der Bär gehört zu den Raubthieren, und als solches erblicken wir ihn ungern als Aushängschild überhaupt und insbesondere auf jenem einer Apotheke; worauf man wohl bemerken könnte, daß der Name nichts zur Sache thue, man bedenkt aber dabei nicht, daß oft die Sache etwas zum Namen thut.

Baranofski'sches Haus.

Es ist ein ungemein schönes Gebäude (41), dessen Vorderfronte am Minoritenplatze und dessen Hintertheil sich in der Löwelstraße befindet. Es hat drei Stockwerke, drei Höfe und fünf Stiegen, und entstand im Anfange dieses Jahrhunderts aus den alten drei Graf Uhlefeld'schen Freihäusern. Es gehört dem Herrn Nikolaus Baranofski, der eine interessante Bildergallerie besitzt. Früher war es das Eigenthum und der Wohnsitz der Erzherzogin Beatrix von Este-Modena, Witwe des Erzherzogs Ferdinand, (geboren den 1. Jänner 1754, gestorben den 24. Dezember 1806), dritten Sohnes der Kaiserin Maria Theresia und gewesenen Statthalters der Lombardie. Von besonderer Bedeutung war dieses Haus den 3. Jänner 1808, wo der erste Obersthofmeister Fürst Trautmannsdorf bei der Erzherzogin hier im feierlichen Aufzuge die Werbung um die Hand ihrer Tochter, der Erzherzogin Louise für S. M. Kaiser Franz I. that, dessen dritte Gemahlin sie wurde.

Am 6. dieses Monats geschah bei den Augustinern die Einsegnung durch den Bischof von Waitzen, später Primas von Ungarn, den Erzherzog Karl Ambros, Bruders der neuvermählten Kaiserin.

Barbara-Stift.

Die älteste Kunde dieses Hauses (666) ist mit den Wiener-Burschenschaften verbunden, die schon im Jahre 1384 urkundlich vorkommen. In diesem Hause saßen damals die Rosenburschen, von den Wienern gestiftet. Es war noch im Jahre 1451 unter dem damaligen Hauseigenthümer Wachsendrüssel den gestifteten Studenten zur rothen Rose zum Aufenthalte angewiesen.

Als die Jesuiten in Wien eingeführt worden waren, errichteten sie hier ein Convikt, an welchem erst 1652 die Barbarakirche gebaut wurde, wovon das Haus den Namen erhielt. Diesem Convikte gehörte zum Unterhalt der Goldegg'schen Stiftsplätze das Gut Atzgersdorf. Es wurde nach Aufhebung des Jesuitenordens von Maria Theresia am 8. September 1775 der unirten griechischen Geistlichkeit als Seminarium eingeräumt, die feierliche stiftsmäßige Einführung geschah aber erst den 15. Oktober. Die neue Barbarakirche wurde den 3. Juni 1776 zum ersten Male eröffnet und darin der erste Gottesdienst nach griechischer Art gehalten.

Der berühmteste Zögling dieses Seminariums war der am 9. August 1814 gestorbene Metropolit von Galizien und Erzbischof von Lemberg, Anton Angellowicz.

Nach Aufhebung der Savoien'schen und Theresianischen Ritterakademien im Jahre 1784 unter Joseph II. erhielt das Barbara-Gebäude die Bestimmung, den ihren Ältern zurückgegebenen Zöglingen zum Unterrichtsorte in den französischen, italienischen und böhmischen Sprachen, in den Gymnasial-Studien und allen körperlichen Übungen zu dienen. Die Barbarakirche

wurde den unirten Griechen gelassen und dabei auf Kosten des Staates ein Pfarrer und ein Kapellan angestellt.

Nach Wiedererrichtung des Theresianums wurde das Barbaragebäude jenen Zöglingen dieser Akademie gewidmet, welche die Philosophie studierten, die in der Akademie damals nicht vorgetragen wurde. Im Jahre 1826 wurde das Haus dem Kameralärar zugewiesen, und heute befindet sich die k. k. Post-Wagen-Direktion darin.

Bärenmühle.

Wenn der capriziöse Wienfluß den Stadtbezirk innerhalb der Linien betreten hat, wird sein zur Sommerszeit gewöhnlich sehr sparsames Wasser auf der linken Uferseite bald durch einen Bach abgeleitet, der drei Mühlen: die Heumühle, die Schleifmühle und die Bärenmühle in Bewegung setzt. Die letzte hat außer ihrem kupferbedeckten Gebäude, das zur Zeit seiner Entstehung sogar Aufsehen machte, noch vor den übrigen den Vorzug voraus, daß sie das der inneren Stadt am nächsten liegende Mahlwerk ist, welches sich von jeher durch gute Erzeugnisse bemerkbar gemacht hat.

Diese zur Wieden gehörige Mühle ist uralt und die Annalen jener Vorstadt erwähnen ihrer bei verschiedenen Anläßen. Am 5. Juni 1741 überstand sie eine Katastrophe; es schwellte ein Wolkenbruch die Wien und die andern in die Linien einfließenden Bergbäche so an, daß im Neustifte und am Alserbache die Leute unter das Dach der Häuser flüchten mußten, und daß der Wienfluß von Burkersdorf herein jeden seiner Schritte durch Verheerung bezeichnete, indem er den Schönbrunnergarten verwüstete, die Bärenmühle ganz zertrümmerte und die Mauer des Schlegl'schen Gartens vor dem Stubenthore umwarf. Kaum retteten die Elisabethinerinnen ihre Kranken, wobei mehrere Menschen umkamen.

Auf diese Wassernoth folgte 1759 das große, im nahen Starhemberg'schen Freihause entstandene Feuer, wodurch auch die Bärenmühle sehr beschädigt wurde.

Alte Traditionen erzählen, daß zur Zeit, als die Wieden sich bis nahe an den Stadtgraben beim Kärntnerthor ausdehnte, so daß der Wienfluß mitten durch diese Vorstadt floß, und daß Nikolsdorf und Matzleinsdorf selbstständige, durch Wald und Felder vom städtischen Burgfrieden getrennte Ortschaften bildeten, was noch zur Zeit der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken 1683 der Fall war, — daß zu dieser Zeit Wölfe und Bären sich häufig bis in die Stadt wagten und dort Entsetzen verbreiteten.

So soll eines Tages oder vielmehr eines späten Abends ein Ungethüm von einem schwarzen Bären zur Mühle an der Wien gekommen sein und den Müllermeister angefallen haben. Dieser war ein kräftiger Mann, der sich gegen seinen zottigen Gegner zur Wehre setzte, aber von demselben bald zu Boden geworfen wurde. Das Hülfegeschrei des Müllers hatte ein Knecht gehört, der sich gerade über dem Kampfplatze im ersten Stockwerke des Mühlgebäudes befand, und der das Fenster öffnete, um die Gefahr kennen zu lernen, worin sein Herr sich befand.

Als der treue Diener das ungleiche Ringerpaar erblickte, erkannte er bald, daß hier Hülfe höchst an der Zeit sei, und daß sein Meister erwürgt sein würde, wenn er (der Knecht) erst über die Stiege und durch das Haus zu seinem Beistand herbeieilen sollte. Ohne sich zu besinnen, sprang der verwegene Geselle zum Fenster hinaus, und zwar so, daß er auf dem Bären wie auf einem Pferde zu reiten kam. Alsogleich schlang der Knecht seinen rechten Arm um den Hals des Bären und schnürte ihm denselben zu,

so daß Meister Petz den Müller losließ, um sich des unangenehmen Halsbandes zu entledigen. Auf diese Art wurde es dem Müller leicht, sich frei zu machen und mit Hülfe herbeigekommener Leute dem Bären die Kehle ganz zusammen zu pressen. Der rettende Müllerbursche erbat sich die Haut des Bären zum Lohn seiner That, und er ließ sich daraus einen Pelz machen, den er durch die ganze Zeit seines Lebens trug, und wovon er den Namen des Bärenhäuters erhielt.

Diesen Namen übertrug der Pelzträger in späterer Zeit auf ein Wirthshaus, dessen Besitzer er wurde, und wofür der schwarze Bär auf der Wiedener-Hauptstraße oder die heutige Stadt Triest unter der Paulanerkirche gehalten wird. Der Müller selbst ließ den Bären abkonterfeien und hing das Gemälde über den Eingang seines Hauses, welches davon die Benennung der Bärenmühle beibehalten hat.

Eine eigene Art von Celebrität hat die Bärenmühle in unseren Tagen dadurch erhalten, daß der Dichter Castelli darin viele Jahre wohnte und dort in seltsamer, aber nicht ganz zufälliger Übereinstimmung mit dem Schildzeichen des Hauses seine bekannten Wiener-Anekdoten unter dem Titel „Bären" herausgab, worüber eine Notiz erschien, worin es heißt:

„Wien wird von Fremden und Einheimischen als der Vereinigungs- und Stapelplatz des Scherzes, der Launen, des Witzes und der Fröhlichkeit angesehen. Hier ist das Triebhaus der feinen leichten Witzspiele, der bon- mots, sallies, und jeux de mots, welche mit bunten Schmetterlingsflügeln gewandt und sicher von Mund zu Mund gaukeln. Hier ist aber auch die Geburtsstätte jener drolligen, aus schweren Stoffen geformten Späße, welche unter dem provinzialen Ausdruck Bären sich überall lustig herumtreiben, und da sie schwerfälliger Natur sind, bald dieser, bald jener Person aufgebunden werden müssen. Auf diese Gattung machen Epigrammatisten, Humoristen und Satiriker fleißig Jagd, um damit manche Lücken in ihren Manuscripten auszuschmücken. Es ist nun Sorge getragen, daß sich diese Wiener Bären nicht nach und nach spurlos verlaufen. Herr Castelli, der in dem Gebiete des Komus und Jokus als rüstiger Jäger bekannt ist, hat die schönen Exemplare derselben in sein Netz gefangen und ihnen in seinem Wohnorte in der Bärenmühle die nöthige Politur und Dressur gegeben, damit sie als wahre Spaßmacher und Possentreiber in die weite Welt hinaustreten und den Kampf mit den gräulichen Doggen der Kritik bestehen mögen. Die starkbrummenden, wilden und beißenden sind mit Maulkörben versehen, damit Niemanden etwas zu Leide geschehe."

Barmherzigen Brüder (Kloster u. Krankenhaus der) in der Leopoldstadt.

In Österreich entstand das erste Ordenshaus 1605 zu Feldsperg, wo Fürst Carl von Lichtenstein es errichtete und den Orden Rudolph II. warm anempfahl. Politische Zerwürfnisse hinderten diesen Monarchen aber, etwas für das Aufkommen desselben zu thun.

Kaiser Mathias, Rudolph's Nachfolger, gestattete die Anlegung eines Conventes in Wien. Pater Gabriel, Graf von Ferrara, der erste Ordensgeneral der deutschen Provinz, dessen Bildniß im Klostergange im ersten Stocke aufgehangen ist und dessen Todtenkopf in der Klosterbibliothek noch aufbewahrt wird, kam 1614 nach Wien und erkaufte am 2. Juni das Haus und den Garten des Doctors der Rechte, Andreas Taller, an der Taborstraße, von der einen Seite an die Au und von der andern an die Schmelzgasse stoßend.

Auf dieser Stätte erhob sich das Spital und die Kirche des Ordens, der einen Gra-

natapfel, welcher in bitterer Rinde erquickende Früchte birgt, mit dem Kreuze und Stern an seiner Spitze, als passendes Symbol führt.

Am 11. September 1615 wurde das Spital für so lange, als der Orden im unteren Werd (Leopoldstadt) bestehen wird, von allen Steuern und Gaben befreiet, und in demselben Jahre kamen Ordensbrüder nach Wien, um ihr frommes Wirken zu beginnen. Wie alles Neue hatten auch diese Ankömmlinge Anfangs mit vorgefaßten Meinungen zu kämpfen. Allein das Gute, kräftig unterstützt von den Jesuiten, siegte über alle Einstreuungen der Bürgerschaft und der Geistlichkeit, und der Orden faßte in Österreichs Hauptstadt festen Fuß.

Ferdinand II. nahm den Orden in seinen Schutz. Er kaufte am 21. October 1622 das benachbarte Haus des Wolf Sinnich und machte dem Orden damit ein Geschenk. Zu dieser Zeit gerieth der Erzherzog Maximilian Ernst, des Kaisers Bruder, nach einem Aderlasse in Gefahr den Arm zu verlieren; er wurde aber durch Gabriel Ferrara, der zugleich einer der berühmtesten Wundärzte seiner Zeit und später Leibarzt des Kaisers war, gerettet. Der Kaiser beschenkte hierauf den Orden am 21. September 1624 mit einem Stiftbriefe, worin erklärt wird, „daß vor etlichen Jahren die barmherzigen Brüder, deren Bestimmung und Ordenssatzung mit sich bringt, die armen Kranken, und andere preßhafte, hilflose oder mit anderen Krankheiten bedrängte Personen um Gottes willen zu curiren und zu voriger Gesundheit behilflich zu sein, in die Erbländer allein wegen dieser Ursache aufgenommen worden, und damit arme, hilflose Kranke und des christlichen Almosens bedürftige Personen einigen Trost und Milderung, sowohl des Leibes als der Seele, haben könnten.“

Dem Orden wird darin zugleich die Freiheit ertheilt, Almosen in Wien und den Erbländern zu sammeln, und Alles, was durch Schenkung, Erbschaft oder auf sonstige Weise ihm zufallen dürfte, zu besitzen und Güter anzukaufen. Auch verhängt der Stiftbrief über Alle, welche die Privilegien des Ordens verletzen, eine Strafe von hundert Mark Goldes, welches zur Hälfte der landesf. Kammer und zur Hälfte dem Ordensspital zufallen soll.

Bemerkenswerth ist die Freiheit, welche Ferdinand II. dem Orden am 24. August 1626 ertheilte, der ausschließend berechtigt war, in- und außerhalb Wien, Eis zur Sommerszeit zu verkaufen, welche Freiheit von Ferdinand III. am 3. Jänner 1640 bestätigt worden ist. Das Kloster legte deshalb am Tabor große Eisgruben an und veräußerte das Eis innerhalb seiner Ringmauern.

Von 1605 bis 1659 bestanden Ordens-Generale der deutschen Provinz. Ferrara's Nachfolger waren 1630 Ambros Pheredona; 1639 Ambros Galèga; 1642 Bartholomäus Pulia; 1647 Florian Fabrichieri und 1653 Johann Bapt. Bazzolo.

Unter dem Letzten traf das Institut das Schicksal, daß durch ein in der Nacht des 21. Mai 1655 im nächstgelegenen Hause ausgebrochenes Feuer das Spital, die Kirche und das Kloster mit der ganzen Einrichtung und dem Archive verbrannte. Der Schaden war groß, und es würde der Verein in Wien damals sich aufgelöset haben, wenn nicht Ferdinand III. durch reichliche Schenkungen und viele Wohlthäter die Mittel, das Kloster aus seinem Schutte zu erheben, hergegeben hätten.

Schon 1656 waren Spital, Kloster und Kirche wieder hergestellt, und die neuen Glocken wurden am 12. Juni d. J. von dem Wiener Bischof Philipp Grafen von Breuner geweiht.

Auf Bazzolo folgte 1665 Macar

Anton Diwald als zweiter, und 1668 Barthol. Mauruk als dritter Provinzial.

Die Reihe der Prioren von 1615—1646 ist unbekannt, weil die Gedenkbücher bei dem Brande zu Grunde gegangen sind. Von 1647 sind die Prioren genau bekannt, 1647 Florian Fabrichieri; 1653 Barthol. Mauruk; 1656 Macar Anton Diwald; 1659 Ludwig Friedl; 1662 Macar Anton Diwald; 1665 Wilhelm Pettauer, und 1668 Gabriel Grüdl.

Unter der Leitung dieser Vorsteher hatte das Spital von 1615—1669 10,677 Kranken in Wartung und Pflege, wovon 8985 der Wiedererlangung ihrer Gesundheit sich erfreuten. — 1676 fühlte man, daß für die zunehmende Krankenzahl das alte Spital zu enge sei; es wurde daher am 25. August das Haus und der Garten des Gärtners Hans Ränisch erkauft, und am 31. d. M. der Grundstein zu dem jetzigen Spital gelegt. Das frühere wurde zur Apotheke umgestaltet und über beide ein Stockwerk aufgeführt.

Den 11. December 1678 fand in der Kirche eine besondere Feierlichkeit Statt. Leopold I. hatte von der Königin von Spanien, Maria Antonia, das linke Armbein des seligen Johann von Gott erhalten; der Ordensbruder P. Joseph a Sta. Cruce hatte dasselbe nach Wien gebracht. Es wurde durch einige Zeit in der geistlichen Schatzkammer in der kaiserlichen Burg aufbewahrt und dann ließ es der Kaiser zu den Barmherzigen bringen. Mit einer feierlichen Prozession wurde es in deren Kirche gebracht. Zwölf Priester trugen die Reliquien in einem silbernen Kästchen, der Kaiser und der ganze Hofstaat begleitete den Zug.

Nach der türkischen Belagerung (1683) trat eine große Veränderung der Dinge ein. Kloster, Spital und Kirche lagen in Ruinen. Aber neuerdings setzte der Wohlthätigkeitssinn der Bewohner Wiens den Orden in den Stand, Alles wieder aufzubauen. Noch während an der Herstellung des Spitals gearbeitet wurde, ließ der Leopoldstädter Bürger Bartholomäus Sackl den Altar der h. h. Rochus und Sebastian errichten. Statt des von den Türken abgeworfenen Thurmes erhielt die Kirche rückwärts einen kleinen und vorn einen großen Thurm, und 1688 wurden zum Ersatze der von den Türken geraubten Glocken, von dem kaiserlichen Glockengießer, Johann Kippe, zwei andere zum Geschenke gemacht; eine dritte erhielt sie 1689, welche zwölf Centner wog und wozu Leopold einige metallene Stücke hergegeben hatte.

Am 23. September 1691 begann die achttägige Feier der Heiligsprechung des Ordensstifters, Johann von Gott. Schon am 7. Nov. 1690 hatte Alexander VIII. ihn der Zahl der Heiligen beigezählt, und sein Fest auf den 8. März festgesetzt. Da dieser Papst bald darauf starb, so erfolgte die Bekanntmachung der Bulle der Heiligsprechung erst unter Innocenz XII. am 15. Juli 1691. Bei dieser Gelegenheit, die mit einer feierlichen Prozession, woran Leopold I. und sein Sohn, der römische König Joseph I. Theil nahm, begann, wurde in Eile an der Klosterkirche die Capelle zu Ehren des Heiligen, wie sie noch jetzt steht, erbauet.

Der Bau des Spitals, des Klosters und der Kirche dauerte neun Jahre und war erst 1692 vollendet. Der Suffragan des Bischofes von Wien, Johann, Abt zu den Schotten, weihte am 23. Mai d. J. die Kirche mit dem Friedhofe und das Spital mit dem Kloster; das Kirchweihfest wurde auf den Sonntag vor dem Feste der Enthauptung des heiligen Johannes festgesetzt. — Der Thurm wurde 1697 erhöhet, mit einer Uhr versehen und darin eine neue, 18 Centner 89 Pfund wiegende Glocke angebracht. Auch das Spital wurde decorirt; über das Frontispice derselben wurde die

Statue der Mutter Gottes, und zu beiden Seiten des Spitalsfensters die Statuen des h. Johanns von Gott und der h. Elisabeth aufgestellt.

Bis 1717 war die Kirche ausgedielt. In diesem Jahre fanden sich Wohlthäter, welche das Gotteshaus mit 600 weißen und rothen Marmorsteinen belegen ließen. Ein heftiger Wind warf 1714 vom Thurme die Kuppel herab, die erst 1748 wieder aufgesetzt wurde. In diesem Jahre erhielt der Thurm die neue Kupferdachung, welche für ein Meisterstück der Zimmerarbeit gehalten wird.

Die späteren Ordens-Provinzialen waren: Constantin Schulz (1674—1676), Erasmus Schmid (1677—1683), Bernh. Hirschfeld (1683—1688), Hieronymus Hain (1692 — 1695), Ant. Herrer (1695—1698), Wolfg. Heiliger (1696 —1701), Peter Nehr (1701—1710), Gottf. Alt (1710—1716) und Matthäus Mayer (1716—1724).

Zur Zeit der großen Pest thaten sich die Barmherzigen durch den Beistand, welchen sie den Pestkranken leisteten, rühmlich hervor; die Brüder Joseph a St. Cruce, Joel, Roman und Philipp waren im Dienste der Siechen rastlos. Das Benehmen der Ordensbrüder zur Zeit der Pest 1713 war eben so rühmlich. Auch während der Belagerung der Stadt durch die Türken 1683 haben sie sich mit gleichem Eifer der Verwundeten angenommen.

Die Prioren: Erasmus Schmidt (1671), Joh. Kreiselmann (1677), Ant. Iberer (1680), Felix Schachtner (1683), Jos. Chruter (1685), Hieronymus Hain (1688), Ant. Iberer (1692), Markus Finger (1695), Bonaventura Conrad (1698—1700), Wolfg. Heilinger (1701), Peter Nehr (1707), Gottfried Alt (1713) und Melchior Pilizotti (1716) waren in Folge der Zeitverhältnisse jedoch noch immer genöthigt, das Kloster und die Kranken durch milde Beiträge zu erhalten.

Unter ihren Nachfolgern: Roman Schrott (1719), Makar Falterer (1721) und Gottfried Gnigoger (1724) entstanden die ersten Stiftungen zu bleibend versicherter Unterhaltung einzelner Krankenbetten. Peter Jordien begann die Reihe dieser Stiftungen 1719 mit zwei Betten; ihm folgte 1723 Graf Johann Friedrich von Seilern, und 1724 Christian Spreitzer.

Von 1670—1724 hat der Orden 28,113 Kranke aufgenommen, wovon 23,978 genasen. Von da an vermehrten sich die Stiftungen. Unter den Prioren Gottfried Gnigoger und Makar Falterer (1724—1730) stieg die Zahl der gestifteten Betten auf 13, unter Theodard Schueler, Sebald Bretschneider, Christoph Melzer und Leo Kurz (1730—1742) vermehrten sie sich um 32. Die Gräfin Marianna Esterhazy, geborne Lubomirsky, hatte acht, Marie Therese Fürstin von Lichtenstein drei, Franz Farrene Edler von Kreutzeck vier, und der Priester Johann Felix Duffer drei Betten gegründet.

Von 1742—1770 unter den Prioren Raphael Wagner, Leo Kurz, Teophil Tobeng, Xaver Förster und Franz Fismann verging fast kein Jahr, in welchem diese Stiftungen nicht einen Zuwachs erhalten hätten. Am Schlusse 1770 zählte die Anstalt 80 gestiftete Betten.

Von 1725 — 1790 wurden 114,008 Kranke in das Spital aufgenommen. Den Bemühungen der Brüder war es gelungen, 97,048 davon gesund zu entlassen.

Diese schönen Resultate erhielten von Joseph II. die vollste Anerkennung. Unter den Prioren Ferd. Schuster (1775 —1781), Heraclius Dangler (1781 — 1794), Redemptus Bischof (1794—1800), Rivard Wachtl (1800—1803), Pascal

Fiala (1803—1813) und Alfons Pfannkuchen (1813 — 1819) wurde die Zahl der Stiftbetten auf 108 vermehrt.

Durch die Invasionen 1805 und 1809, durch die später eingetretene Theuerung kam die Anstalt in eine bedrängte Lage, sie hatte mühsam zu ringen, um die augenblicklichen Bedürfnisse zu bestreiten, und sah dem Verfalle ihrer Gebäude entgegen.

Im J. 1814 fällt die Feier des Dankfestes für das zweihundertjährige Bestehen des Hospitals in Wien, wobei der Fürst-Erzbischof, Sigmund Graf von Hohenwart ein Hochamt absang.

Bei dieser Feier gab Alois von Bergenstamm, welcher schon 1812 seine Geschichte des unteren Werds zum Besten des Ordens hatte in Druck legen lassen, eine besondere Auflage der Geschichte des Klosters und Hospitals heraus, deren Ertrag er dem Institute widmete.

Von nun an begann eine glücklichere Zeit für die Ordensbrüder. 1819 trat Bonifaz Wurmbrand als Prior an ihre Spitze, der sich durch milde Beiträge in den Stand gesetzt sah, 1820—1822 die nöthigen Ausbesserungen an den Gebäuden vornehmen zu können. Für kranke Conventualen und dürftige Kranke höherer Stände ließ er ein neues Zimmer für 12 Betten erbauen. Er blieb bis 1825 in seiner Würde, worin ihm Jeremias Schober von 1825 — 1828, Chrysognus Pisch von 1828 — 1835, und seitdem Demetrius Preysinger folgten.

Von 1790 — 1824 übernahm das Hospital 72,996 Kranke, wovon 63,381 gesund entlassen wurden.

1828 entstand eine Badeanstalt. Durch die schreckliche Katastrophe, welche die Ufervorstädte Wien's durch eine in den Annalen unerhörte Überschwemmung in der Nacht vom letzten Februar auf den 1. März 1830 getroffen, hat auch das Kloster viel gelitten. Es ist bloß der Kraftanstrengung aller Brüder zu verdanken, daß alle Kranken des Spitals unbeschädigt aus den ebenerdigen Räumen in das obere Stockwerk gerettet wurden, wo sie — in die Zimmer der Ordensbrüder untergebracht, gegen acht Wochen verpflegt wurden.

Eine Folge dieser Überschwemmung war eine gänzliche Verheerung der Klostergebäude. Nicht nur die vier Krankenzimmer, sondern auch die Kirche hatte so gelitten, daß sie wegen Einsinken des Bodens gesperrt bleiben mußte. Die dadurch nothwendig gewordenen Herstellungen kamen 1832 durch Unterstützungen von Seite des Hofes und anderer Wohlthäter zu Stande.

Während dieser Bauführungen nahmen die Kranken die oberen Gänge ein und ihre Aufnahme wurde nicht unterbrochen. — Gleiche Verdienste erwarben sich die Ordensbrüder bei der epidemischen Brechruhr.

Die stets zunehmende Zahl der Kranken und die Absonderung der Hautkranken, bestimmte den Convent 1838, in dem Hofraume des Klosters einen stockhohen Zubau vorzunehmen, der im folgenden Jahre vollendet war.

Die Kirche ist hoch und licht, und hat in dem Chor des Hochaltars, welchen das Bild des h. Johann des Täufers ziert, zwei Seitenaltäre, wovon einer der Kreuzaltar, der andere der Altar der allerh. Dreifaltigkeit genannt wird. Von der Epistelseite herab befindet sich rechts die prächtige, dem Ordensstifter geweihte Kapelle. Auf diese folgen die Altäre des h. Carl Borromäus, an dessen Seite zwei lateinische Grabschriften angebracht sind. Dann kommt der Altar des h. Sebastian und die Todtenkapelle mit dem Altare und dem Bilde der Kreuzabnahme; links ist der Altar des sterbenden Joseph, jener des h. Johann von Nepomuck mit dem Leibe des h. Mauritius und jener der h. Anna.

Das Kloster ist im Viereck erbaut und hat statt des Hofes einen kleinen Garten. Zu ebener Erde nimmt die Seite gegen die

Gasse die Apotheke ein. Die Seite an der Kirche enthält Behältnisse und Arbeitszimmer, und die dritte macht das Refectorium aus. Darin las man vor einem Dezennium bei der Uhr folgende alte, etwas epikuräische Schrift;

„Brüder, seht, der Zeiger rückt
Jeden Augenblick voran:
Der sich in die Zeit wohl schickt,
Ist fürwahr ein weiser Mann.
Laßt uns klugheitsvoll genießen,
Was uns unsre Tafel beut,
Denn auch unsre Stunden fließen
In das Meer der Ewigkeit."

Die vierte Seite ist das Hospital. Das obere Stockwerk enthält die Zimmer der Religiosen, und die Bibliothek, in welcher die berühmtesten medizinischen, chirurgischen, chemischen und botanischen Werke sich befinden. Die Gänge sind mit den Bildern der übrigen Ordensklöster in den Erblanden und mit jenem des ersten Ordens-Generals Gabriel Ferrara, geziert, welches folgende Inschrift hat:

V. F. Gabriel Ferrara Commiss. Generalis, primus qui ordinem in Germania propagavit Ferdinando II. Rom. Imper. charissimus, nec non in arte chirurgica excellentissimus.

Gegenwärtig hat der große Krankensaal 106, das Nebenzimmer 26, das kleine Zimmer 3 und der neue Zubau oben und unten 44 Betten. Im Ganzen bestehen daher 179 Betten, wovon 125 gestiftet sind, die übrigen aber von eingehenden milden Beiträgen unterhalten werden.

Nach der Haus-Ordnung wird jeder Kranke, wenn er auf dem Wege der Genesung ist, abgesondert, und in das Reconvalescenten-Haus auf der Landstraße gebracht, welches 1753 entstand. Damals veranstaltete der Orden mit Bewilligung der Kaiserin Maria Theresia eine Sammlung, mit derem Ertrage er in der Vorstadt Landstraße ein Haus sammt Garten an sich brachte, um es zu einem Reconvalescentenhause adaptiren zu lassen. Das war 1755 vollendet und am 30. April wurden die ersten Reconvalescenten dahin überführt.

Dieses Gebäude entspricht in jeder Beziehung seiner Bestimmung. Zu ebener Erde befinden sich die Wohnungen der Religiosen und das Refectorium mit der Küche; im oberen Stock sind zwei Reconvalescentensäle, geräumig und licht, mit 30 gestifteten Betten. In der Mitte dieser Säle ist eine Capelle angebracht, in welcher täglich für die Reconvalescenten eine h. Messe gelesen wird. Bei dem Hause befindet sich ein großer Obst- und Küchengarten.

Das Personale besteht aus einem Prior als Vorsteher, drei diensthuenden Brüdern und einem Deficienten. Nach dem Ausweise des J. 1830 sind darin 849 Reconvalescenten verpflegt worden.

Dieses Reconvalescentenhaus hatte von 1755 — 1766 nur provisorische Vorsteher, und die Reihe seiner selbstständigen Prioren eröffnete Leo Kurz (1766 — 1772), Ex-Provinzial, der während seines Provinzialats die vollständige Gründung dieser wohlthätigen Anstalt erwirkt hat.

Sie wurde seitdem durch folgende Prioren geleitet: Franz Fismann (1772 — 1775), Bernhard Hölzl (1775 — 1778), Malachias Samb (1778 — 1784), Nivard Wachtl (1784—1790), Redemptus Bischof (1790 — 1796), Fulbert Lechner (1796 — 1799), Pacificus Lieb (1799 — 1802), Fulbert Lechner (1802 — 1808), Chrysogonus Pisch (1808 — 1813), Florenz Cerni (1813 — 1816), Gerhard Nagde (1816 — 1832), Claudius Felbermayer (1832 — 1838), und seitdem Gerard Nagde, Ex-Provinzial.

Barmherzigen Schwestern (Die). oder sogenannten Grauen Schwestern (Soeurs grises) besitzen im vormaligen Windischgrätz'schen Palais in Gumpen-

dorf ein Spital (195), wozu sie im Jahre 1842 in der Leopoldstadt im vormaligen Carmeliter-Kloster eine Filiale erhalten haben.

Sie traten in Wien im Jahre 1832 ihren wohlthätigen Beruf der Krankenpflege an, wohin sie aus dem Mutterhause zu Zams in Tirol verpflanzt wurden. Dieser schöne Orden verdankt seine Dotirung vorzüglich 1839 dem Erzherzoge Maximilian von Este kön. Hoh. Die ersten Novizinen wurden am 12. Juli 1833 eingekleidet und die Dauer des Noviziats ist zwei Jahre. Zum ersten Vorsteher wurde Carl Graf von Coudenhoven, Domherr des hiesigen Metropolitankapitels, ernannt.

In Zams und ihrem Stammlande Frankreich beschäftigen sich die barmherz. Schwestern nicht nur mit der Krankenpflege, sondern auch mit dem unentgeltlichen Unterrichte der Jugend; der Orden wußte sich seines höchst wohlthätigen Wirkens wegen in Frankreich selbst in den blutigsten Perioden der Revolution zu behaupten und die wüthendsten Septembriseurs ließen die grauen Schwestern unangetastet.

Nach ihren Ordensstatuten üben sie an Personen beiderlei Geschlechtes und ohne Unterschied der Religion und des Vaterlandes die Krankenpflege, und der Jude, Heide und Christ unterliegt einer gleichen liebevollen Behandlung.

Barnabiten.

Im Jahre 1626 übergab Ferdinand II. die Kirche und Pfarre zu St. Michael der Obsorge der regulirten Chorherrn von der Versamlmung des h. Paulus, Barnabiten genannt, die er aus der Lombardie kommen ließ, und den 4. Mai mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in den Besitz derselben einsetzte.

Diese Priester gaben der Kirche ihre gegenwärtige innere Gestalt; sie fanden darin 21 mit einer Fülle von Grabmälern vermengte und so unschicklich angebrachte Altäre, daß im mittleren Schiffe deren drei hinter einander standen. Sie bauten die Capellen der h. Anna, des Vesperbildes, des h. Basilius, des h. Carls und der Krippe Christi, übertrugen den Frohn- oder Hochaltar aus der Mitte der Kirche in den Grund des Presbyteriums, sie schmückten die Kirche mit ihrem schönen Portale, mit einer prächtigen Kanzel und einer der stärksten Orgeln Wiens.

Im Jahre 1660 entstand ihr Kollegienhaus zu Mariahilf. (Sieh Michaelskirche und Mariahilf.)

Bartwette (Die).

Als sich Carl V. in Wien befand, ließ sich hier ein Italiener für Geld sehen, der einen unglaublich langen Bart hatte und sich rühmte, daß seines Gleichen nicht aufzufinden wäre.

Zwei Rathsherrn von Breslau, die sich in Geschäften eben an dem Hoflager des Kaisers befanden, straften dem wälschen Prahler Lügen, und versicherten den Fürsten, sie hätten in ihrer Vaterstadt einen Mann, der es hinsichtlich der Barteslänge mit dem Italiener aufnehme.

Dem Kaiser kam aber die Sache so unglaublich vor, daß er mit den beiden Breslauer Herren eine Wette einging, worauf der schlesische Langbart nach Wien beschieden wurde.

Dieser Mann war ein Weißgärber und hieß Franz Hofer; sein Bart reichte bis auf die Sohlen seiner Schuhe. Auch fand sich, als er in Wien angekommen, daß sein Bart um eine große Handbreite länger war, als der seines Gegners.

Karl zahlte lachend die Wette, und gestattete dem Hofer, sich von ihm — als Entschädigung für die gemachte Reise — eine Gnade auszubitten.

Darauf antwortete der Weißgärber:

„Sintemalen er ein alter Mann sei, und ohnehin nicht mehr lange zu leben hätte, so bäte er einzig und allein Seine kais. Majestät möchten befehlen, daß, wenn er werde gestorben sein, der ganze Rath zu Breslau, seiner Geburtsstadt, mit seiner Leiche solle zu Grabe gehen."

Diese Gunst wurde ihm zugesagt, und nach seinem, einige Jahre später erfolgten Tode ging die Ehrenbezeigung, die er sich erbeten hatte, in Erfüllung. Das Grabmahl dieses Mannes ist noch in der Breslauer Kirche zu St. Barbara zu schauen.

Noch ein anderer Langbart stößt uns in dem Leben dieses Fürsten auf. Es ist Johann von Vermeyer, auch Hanns mit dem Barte (von seinem langen bis auf die Füße reichenden Barte so genannt), geboren zu Beverweck unweit Harlem im Jahre 1500; ein berühmter holländischer Historienmaler, der den Kaiser auf seinen Reisen, ja selbst auf dem Zuge nach Tunis 1535 begleitete. Eben diesen Zug hatte der Künstler in zehn großen Kartons (20 Fuß lang, 12 Fuß hoch) in Wasser gemalt, nach welchen in der Folge sehr kostbare Tapeten gewebt wurden, die sich auch jetzt noch, so wie die Cartons in Wien befinden.

Basiliskenhaus (Das).

Das steinerne Denkmal, dessen hier erwähnt wird, ist nichts weniger, als ein Kunstgebilde, und darum wäre sein Untergang eine ganz gleichgiltige Sache. Nur das hohe Alterthum und das damit verknüpfte gleich alte Mährchen geben diesem Steinbilde eine Bedeutung und fordern die Gegenwart auf, für seine Erhaltung Sorge zu tragen.

Nach den ältesten Annalen Wiens soll sich hier im J. 1212 ein Basilisk oder der sogenannte Eidechsenkönig gezeigt haben; eine Sache, die damals großes Aufsehen machte und von der Fama weit und breit ausposaunt wurde. Wie wichtig in jenen Zeiten des Aberglaubens eine solche Erscheinung war, kann man daraus entnehmen, daß der Verfasser des bekannten Iter Allemanicum mit ernster Miene berichtet, daß sich unter den Seltenheiten des berühmten Klosters Maria Einsiedeln in der Schweiz ein wahrhafter Basilisk befunden habe.

Solche Ungeheuer wurden vormals in vielen Naturaliensammlungen gezeigt; sie erwiesen sich aber als betrügerische Zusammensetzungen vereinzelter Theile von verschiedenen Thieren, von Gauklern verfertigt und von Leichtgläubigen um schweres Geld gekauft.

Dieser Wiener-Basilisk soll in dem tiefen Brunnen des Hauses Nr. 678 in der Schönlaterngasse, gegenüber dem Hause zur schönen Laterne, gefunden worden sein. Dieser unwillkommene Hausgenosse ist noch, obgleich sehr verwittert, an der Gassenwand dieses Hauses zwischen den Fenstern des 2. Stockwerkes in roher Steinarbeit zu sehen und es wird davon das Haus noch heute „zum Basilisken" genannt.

Einst waren an dem steinernen Ungethüm der Kamm oder die Krone und der Schweif von Eisen; darunter waren die beiden Wapen der Stadt Wien angebracht, nämlich das Kreuz und der im Jahre 1461 durch Kaiser Friedrich III. der Stadt verliehene Doppeladler mit folgender, schon seit einem Jahrhunderte verschwundenen Inschrift, die Fuhrmann in seinem „Alt- und Neuwien“ aufbewahrt hat.

„Anno Domini MCCXII ward erweld Kaiser Friederich II. Unter seinem Regiment ist von einem Haan entsprungen ein Basilisk, welcher obenstehender Figur gleich; und ist der Brunn voll angeschüttet worden mit Erden, darinnen folligs Thier gefunden worden ist: ohne Zweifel, weil ob seiner giftigen Eigenschaft viele Menschen gestorben und verdorben sind. — Renovirt Anno 1557 durch den Hausherrn Hanns Spannring, Buchhändler.“

Die Rockenphilosophie gibt diesem Thiere ungefähr die Gestalt eines kalkutischen Hahnes mit einer großen blauen Nase, feurigen Augen, großen Stacheln am Hinterkopfe, am Halse und am Rücken, mit Schuppen über den ganzen Leib und drei Hörnern auf dem Kopfe. Der Fabel nach soll er sein Entstehen einem Hahne verdanken, der in seinem 15. Jahre ein Ei legt, aus welchem der Basilisk kommt. Dieses Ei brüte eine Kröte aus und diese sei die Hebamme des Wunderthiers, welchem feuchte Keller und dunkle Gewölber zur Wohnung dienen. Es wurde für so giftig gehalten, daß es durch seinen bloßen Anblick tödtete. Wollte man es umbringen, so mußte man ihm einen Spiegel vorsetzen, damit es sich selbst ansehen könne, worauf es vor Zorn und Ärger über seine häßliche Gestalt zerplatzte. Dieses Mährchen wurde so allgemein geglaubt, daß noch Büffon es für nothwendig fand, es zu widerlegen. Er sagt daher: „Ni M. de la Peironie, ni Thomas Bartholin, qui ont dissequé de pretendus coqs ovipares, ne leurs ont trouvé d'oeufs, ni d'ovaires, ni aucune partie équivalente.“ — Die Sage scheint dem Umstande ihren Ursprung zu verdanken, daß sich der merkwürdige Fall eines eierlegenden Hahnes wirklich als ein sonderbares Spiel der oft sehr launenhaften und unerklärbaren Natur ereignet hat.

Das Basiliskenhaus gehört dem Herrn Johann Edlen von Friedburg.

Bassin (Das) im oberen Belvedere.

Das Bassin im großen Hofe des k. k. Lustschlosses im oberen Belvedere ist das geräumigste aller Gartenbecken Wiens und steht überhaupt an Umfang nur dem Bassin des Neustädter-Canals vor dem Invalidenhause auf der Landstraße nach. Es hat einen Umfang von mehr als 500 Mannsschritten und diente zur Zeit des Prinzen Eugen von Savoien, des Erbauers des Schlosses, zu kleinen Lustfahrten auf dem Wasser, wozu mehrere zierliche Gondeln vorräthig waren.

Seitdem das herrliche Schloß an den Hof gekommen ist, diente das Bassin als Fischbehälter, und es ist auch die Vorrathsstube der in dem untern Schloßgarten sich befindenden kleineren Bassins und Wasserwerke, die jedoch größtentheils nicht mehr im Gang sind.

Seiner Geräumigkeit wegen diente in früheren Jahren in Winterszeit die gefrorne Spiegelfläche dieses Bassins mehr als heute zum Tummel- und Übungsplatze der Schlittschuh-Läufer, welche hier in zierlichen Laufstühlen mit vieler Gewandtheit Damen führten, was einem Spaßmacher Anlaß gab, zu sagen:

„Es glitschen Vindobona's Söhne
Daselbst im Winter schaarenweis;
Und mancher führte seine Schöne,
Wohl mehr als einmal schon auf's —
Eis. —“

Diese körperliche Übung, welche einen Theil der Gymnastik bildet, hat in der letzten Zeit sehr abgenommen, obgleich es im Bereiche der Hauptstadt an bequemen Plätzen dazu keineswegs fehlt. Wir wünschen, daß die Mode des Schlittschuh-Laufens vorzüglich bei Jünglingen und jungen Männern wieder aufkomme; denn man wird es uns wohl auf's Wort glauben, daß ihnen dieser, die Körperkraft stählende Zeitvertreib viel zuträglicher sein würde, als die erstickende Atmosphäre einer dumpfigen Tabaksstube. — Doch auch andere Evolutionen wurden hier aufgeführt.

In den Fluthen dieses Bassins gaben 1825 die beiden Esquimaux aus der Baffinsbai, welche der Kapitän Hadlok nach Wien brachte, merkwürdige Wasservorstellungen. Am 4. August Nachmittags um 6 Uhr sah man einen dieser Polarbewohner in seiner Landestracht und in seinem Original-Kahne hier manövriren, was ein noch nie in Wien gesehenes Schauspiel war. Seine Fertigkeit im Rudern war außerordentlich. Wer gesehen hat, mit welcher Keckheit er sich mit seinem Kahne umstürzte, untertauchte und in demselben Augenblicke wieder in dieselbe Lage versetzte, verwundert sich kaum mehr, wie jene Nordländer mit ihren schwachen Fahrzeugen den Brandungen und Eisschollen der arktischen Meere trotzen können. Er saß in seinem Kahne so fest und sicher, wie der Mollusk in der Schale. Auch im Bogenschießen und mit dem Wurfspieße legte er Proben großer Geschicklichkeit ab; er traf die im Bassin herumschwimmenden Gänse mit großer Sicherheit, und tödtete sie durch einen Biß in den Kopf vollends.

Auch öffentliche Feuer-Wasserwerke oder Wasser-Feuerwerke kamen hier zur Darstellung, von welchen das letzte, welches erst vor einigen Jahren von Stuwer abgebrannt wurde, sich durch ein wahrhaft spassiges Intermezzo signalisirte, welches wir um so weniger hier zu berühren Bedenken tragen, als alle Feuerwerke, sie mögen nun zu Wasser oder zu Land Statt finden, sich wie ein Ei dem andern gleichen.

Die hohen Eintrittspreise gaben einigen schaulustigen, kleinen Schelmen aus der Classe der Krispinusgenossen den Einfall, sich am Tage der Feuerwerks-Vorstellung am frühesten Morgen vor der Eröffnung der Eintrittskassen in den dichtbelaubten Kastanienbäumen, welche zu beiden Seiten des Bassins angebracht sind, ein Versteck zu suchen, worin sie bis zum Abende mit bewunderungswürdiger Resignation verharrten, ohne ihr unberufenes Dortsein auch nur mit einem Laute zu verrathen. Diese heroische Standhaftigkeit verschwand jedoch als die Feuerräder zu sprühen und die farbigen Raketen zu platzen anfingen, wobei die Baumsteiger nicht umhin konnten, den Laubvorhang, hinter welchen sie sich befanden, zu lüften, um der Herrlichkeiten ansichtig zu werden, welche sich vor ihren Blicken entfalteten. Nach und nach vergrößerten sich diese Baum-Observatorien immer mehr und die Gesichter der federlosen Vögel traten allmälig so weit hervor, daß sie endlich von dem zahlreich versammelten Publikum bemerkt wurden, welches über diese neue Art von Sperr- und Gratissitzen in ein allgemeines Gelächter ausbrach.

In unseren Tagen war der geräumige Platz um das Bassin auch die Bahn, worauf der Kunstreiter Guerra mit seiner Gesellschaft seine Produktionen hielt.

Die durch die Länge der Zeit baufällig gewordene steinerne Einfassung dieses im schönen Rokokogeschmacke geformten Bassins ist im Jahre 1842 vollständig reparirt worden und es prangt jetzt in seiner ursprünglichen schönen Gestalt.

Basteien.

Die bekannte auf das Wort Bastei gemachte Räthselfrage, auf welchem Ei

tritt ganz Wien herum, ohne es zu zertreten, — war nicht immer von Geltung, und wer heute ungehindert den Kreisgang der Stadtwälle wandert, um frische Luft zu schöpfen und sich an dem herrlichen Rundgemälde der Vorstädte zu erfreuen, denkt nicht, daß diese Räume vormals ganz abgeschlossen waren und von Niemanden betreten werden durften.

Noch unter der Regierung Maximilians II. erging 1566 der Befehl, daß keine Person, die nicht zur Stadtguardie gehörte, auf die Basteien, Courtinen und sonstige Festungswerke gehen dürfe.

Heute pflegt man uneigentlich den Stadtwall selbst die Bastei zu nennen, obgleich die Basteien oder Bastionen an sich nur die von diesem Walle hervortretenden Befestigungswerke sind, deren Zahl sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts auf zwölf belief, worunter zwei Doppelbasteien enthalten waren, von welchen nur die Doppelbastei nächst der k. k. Burg ganz verschwunden ist. Zwischen diesen Basteien befanden sich elf selbstständige Ravelinen, die heute sämmtlich vor unseren Augen verschwunden sind.

An der Biberbastei nächst dem Rothenthurm-Thore war der Ravelin, das Juden-Schänzl genannt, angebaut, das sich bis zum abgetragenen Theresienthore erstreckte, welches hier hart an der Donau stand und einen Graben hatte, worüber eine Brücke ging.

Zwischen der Biber- und Hollerstauden- oder Dominikanerbastei lag der Biber-Ravelin, so wie zwischen der Dominikaner- und der Braunbastei das Stuben-Schänzl, welches mittelst einer Brücke mit der Stubenthorbrücke zusammenhing und worauf sich ein Pulvermagazin befand, welches Ursache war, daß sein Zutritt dem Publikum untersagt war.

Den Mittelpunkt zwischen der Braun- und Wasserkunstbastei nahm der Ravelin „im Dachsloche“ genannt, so wie jenen zwischen dieser und der Kärntner- (oder Augustiner-) Bastei der Kärntner-Ravelin ein, auf welchem die Kärntnerthor-Brücke auslief und worauf sich zur Rechten ein zweites Thor mit einer zweiten Brücke befand, die nach der Wieden führte.

Der Augustiner-Ravelin erhob sich zwischen der Kärntner- und der ehemaligen Burgbastei, zwischen dieser und der Löwelbastei der Löwel-Ravelin, und so weiter gegen die Mölkerbastei der Mölker-Ravelin, oder das Ziegel-Schänzl und vor dem Schottenthore der Schotten-Ravelin, worauf sich, wie beim Kärntnerthore, ein zweites äußeres Stadtthor und eine zweite Brücke über den Stadtgraben befand.

Der Neuthor-Ravelin erhob seine Wälle zwischen der Elendbastei und der Neuthorbastei, und den Schluß machte der Wasser-Ravelin zwischen dieser und der großen Gonzagabastei.

Heute werden die Dominikaner-, die Wasserkunst- und die Augustinerbasteien zu Privatgärten benutzt; auf der Löwelbastei befindet sich das Paradiesgärtchen mit Corti's oberem Caffeehause und die übrigen sind dem öffentlichen Besuche gewidmet und zum Theile wie die Braunbastei vor dem Coburg-Koháry'schen Pallaste, die Mölker- und die Neuthorbastei mit schattigen Bäumen und Rasen bepflanzt.

Die Stadtwälle werden in Morgen- und Abendstunden häufig besucht und die Wohnungen, welche sich darauf befinden, werden den angenehmsten der Stadt beigezählt. Da diese Befestigungswerke eine Fülle von interessanten Einzelnheiten darbiethen, so werden sie auch einzeln besprochen werden.

Bathiany'sche (Fürstl. Philipp) Häuser.

Einen großen Theil der vorderen Schenkenstraße nehmen die fürstl. Bathiany'schen Häuser ein; das Fideicommißhaus (46) steht neben der ungarischen Hofkanzlei und drei andere, (57, 58 und 59), dem Gebäude der Nationalbank gegenüber. Nr. 57, welches Front gegen die siebenbürgische Hofkanzlei macht, hieß vormals das „Haus auf dem Anger," und ist sehr alt, so wie jenes Nr. 59, welches seinen Eingang in der Herrngasse hat, in früheren Zeiten der Sitz der Fürsten von Rosenberg war und sich durch ungewöhnliche Pracht auszeichnete. Alle diese Häuser sind in einem großartigen Style gebaut und dienen hohen adeligen Familien zur Wohnung, wie denn überhaupt dieser Distrikt der Stadt vorzugsweise das Quartier der hohen Aristokratie genannt werden kann.

Bathiany'sches (Graf Joh. Bapt.) Haus.

Es befindet sich in der Löwelstraße (18), und steht auf einem Platze, der zur Zeit der Belagerung Wien's durch die Türken 1683 einen classischen Werth erhielt. Schon damals war es unter dem Namen des alten Ovilgi'schen Freihauses bekannt und war ein Punkt, von welchem die Hauptstürme der Türken beobachtet und von wo aus die Mittel der Vertheidigung geleitet wurden. Später kam das Haus an den Fürsten Carl von Albani.

Batzen haben

will auch in Wien so viel sagen, als reich sein. Merian's Topographie der Schweiz enthält über den Ursprung des Wortes Batzen (Batzenstück) die Erklärung, in Bern sei zuerst die Batzenmünze geschlagen worden, welche von den Bären, dem Stadtwapen und weil die Eidgenossen den Bären Bätz heißen, den Namen haben. Wahrscheinlich ist die Ableitung des Wortes Batze vom italienischen pezzo und es bedeutet im collektiven Sinne, wie obiges Sprichwort sagt, Reichthum.

Bäuerle (Adolf).

Von einem dreifachen Gesichtspunkte verdient dieser in Wien den 9. April 1786 geborne ausgezeichnete Mann in unsern Blättern eine Erwähnung, nämlich als Bühnendichter, als Begründer und Redakteur der Theaterzeitung und endlich als ein Menschenfreund, dem wenige an die Seite gesetzt werden können.

Schon in seinem 16. Lebensjahre trat er im dramatischen Fache auf und lieferte der Leopoldstädterbühne ein Lustspiel unter dem Titel: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit." Nach einem mehrjährigen Schweigen trat er 1813 wieder als dramatischer Dichter auf; am 23. Oktober erschien sein treffliches Lustspiel: „Die Bürger in Wien." Es erhielt so großen Beifall, daß das Publikum am Schluße des Stückes den Dichter, der sich nicht genannt hatte, lärmend hervorrief. Ignaz Schuster, der den Staberl gegeben hatte, führte ihn vor. Durch die Rolle dieses Staberl bildete Bäuerle eine neue stehende Charaktermaske, welche durch ganz Deutschland die Runde machte und sich noch zum Theil behauptet. Durch diese Schöpfung erdrückte Bäuerle die letzten Anstrengungen des Käsperle und des Thaddädls für immer.

In Folge dieses Successes wurde er 1814 an der genannten Bühne als Theaterdichter angestellt. Von den vielen Stücken, die Bäuerle seitdem schrieb, erhielten vorzüglichen Beifall: „Staberl's Hochzeit, der Leopoldstag, die Fremden in Wien, der Fiaker als Marquis, Doctor Faust's Mantel, der verwunschene Prinz, der Schatten von Faust's Weib, die falsche Prima-

Donna in Krähwinkel, der Tausendsasa, Aline, Lindane, Gisperl und Fisperl, ein Mann mit Millionen, die schlimme Liesel, die Brüßler Spitzen, und in neuester Zeit Roccoco, und ein Sonderling in Wien.“ Blühende Phantasie, genialer Humor und schöner Dialog bezeichnen alle seine dramatischen Werke, die in Pesth in sechs Bänden erschienen sind (1820—1826).

Die Theaterzeitung begann er 1806; er hat sie bis heute nicht nur ununterbrochen fortgeführt, sondern auch zu einem der gelesensten Blätter Deutschland's erhoben, ein Resultat, welches zum Theil die Frucht einer Energie und einer Lebendigkeit ist, die wenige Redaktionen besitzen. Bäuerle scheut auch keine Opfer, um die Lesewelt zu befriedigen. Im J. 1834 lieferte er nebst den sonstigen Kunstbeilagen auch viele schöne Holzschnitte von Höfel, Eißner u. a. und beinahe gleichzeitig trat ihr auch Saphir bei. Mit Ende September 1836 löste sich jedoch diese Verbindung auf, ohne daß der Absatz der Theaterzeitung dadurch beeinträchtigt wurde.

Als Menschenfreund hat Bäuerle so viel geleistet, daß wir auf jede Detailangabe verzichten müssen und uns auf die Bemerkung beschränken, daß er in Folge seiner wohlthätigen, mit vielen Opfern aus Eigenem verbundenen Geld-Sammlungen für durch Elementar-Ereignisse und auf andere Art Verunglückte nicht nur das Ehrenbürgerrecht von achtzehn Städten der Monarchie, darunter Wien, Prag, Gratz, Pesth, Ofen (Auszeichnungen von so vielen Städten zu erhalten, ist noch Niemand gelungen außer Bäuerle), sondern auch im J. 1845 von Sr. Maj. dem Kaiser die große goldene Civil-Ehrenmedaille mit dem Bande erhalten hat.

Bauernmarkt (Der).

Vormals der alte Bauernmarkt genannt, erstreckt sich im engern Verstande vom Eisgrübel bis zum Ende des Gundelhofes, und die weitere Strecke von dort bis zum hohen Markt führt den Namen Münzerstraße; im gewöhnlichen Leben aber wird die ganze Strecke vom Eisgrübel bis zum hohen Markt der Bauernmarkt genannt. Diese Stadtgegend muß schon ihres Namens wegen den Singularitäten der innern Stadt beigezählt werden. Nach dem richtigen Sprachgebrauch kann man unter einem Bauernmarkt nichts verstehen, als einen Markt, auf welchem Bauern feilgeboten werden, und keineswegs einen Markt, auf welchen sie ihre Feilschaften zum Verkaufe bringen.

Wenn man aber von der eigentlichen Bedeutung des Namens „Bauernmarkt“ abgehen und darunter einen Markt verstehen wollte, auf welchem Bauern ihre ländlichen Erzeugnisse feil haben, so würde man abermals fehlschließen, denn kein Landmann läßt sich hier blicken, woraus folgt, daß die Bauern in jedem Anbetracht im Namen des Marktes bloße Figuranten sind.

Allein auch von einem Markte hat der Bauernmarkt nichts als den Namen, da er nicht einmal eine halbwegs breite Gasse bildet, die kein anderes Verdienst hat, als daß sie zu den ältesten Theilen der Stadt gehört und noch mehrere alte Gebäude besitzt, von welchen der Margarethenhof (589), der Gundelhof (588) und das Haus zum schwarzen Hut (586) besonders beachtenswerth sind.

Auch der vor einem Jahrzehent entstandene Bellegardehof ist ein großartiges Gebäude, dessen Eckflügel gegen den hohen Markt und die Taschnergasse im J. 1843 durch den Abbruch vierer, die dortige Passage sehr beengenden alten Häuser (537, 538, 539 und 540), wodurch zugleich die genannte Gasse sehr erweitert und die Verbindung des Bauern- mit dem hohen

Markt ungemein erleichtert wird, wesentlich gewann. Neben dem Gundelhof liegt der fürstl. Lichtenstein'sche Witwensitz, ein alterthümliches, umfangreiches Haus, dessen Kehrseite der Brandstätte zugewendet ist.

Der Bauernmarkt ist der tägliche Verkaufsort des alten weißen Brotgebäckes; die in den Bäckerläden übrig gebliebenen Kipfel, Semmel, Bretzen und Wecken liegen hier zu beiden Seiten der Gasse zu Tausenden in Körben, Butten und auf weißen Tüchern zur Schau aufgespeichert und haufenweise sieht man Köchinen jeden Alters und wirthschaftliche Hausfrauen darum handeln. Dem genauern Beobachter des öffentlichen Straßenlebens wird aber nicht entgehen, daß auch mancher hungerdürre Harpagon dort mit verschlingenden Blicken seine Runde macht und mit prüfendem Auge das Gewicht der kleinen Brotsorten abschätzt.

Man kennt einen Patron dieser Art, in dessen Haushaltung seit mehr als Menschengedenken kein Krümchen neugebackenen Brotes verzehrt wurde, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, weil frisches Gebäcke den Magen aufblähe und die Zähne verderbe. Ein Schalk pflegte diesen Mann, wenn er seine Taschen mit harten Kipfeln angefüllt hatte, einen zweibeinigen Hörnerträger zu nennen, der auf dem festen Lande wie ein Seemann von Zwiback lebe und das Märchen vom Nußknacker wieder in's Leben rufe. Eines Tages ließ der Spaßmacher es sich beikommen, an dem Liebhaber des alten Gebäcks einen Eulenspiegel-Streich auszuüben. Er hatte den Boden seiner zwei Rocktaschen aufgetrennt, bevor der Alte seinen Einkauf besorgte und so kam es, daß Freund Harpagon eine Ladung sorgsam ausgesuchter Kaiser-Semmeln und Schnittkipfeln verlor, was einige lose Jungen sich trefflich zu Nutzen machten. Als der Brotsäemann den Hokuspokus endlich, aber zu spät merkte, gerieth er in eine unbeschreibliche Wuth, in welcher er den Entschluß faßte, künftig seinen Brotbedarf nicht mehr in den zwei rückwärts, sondern in den zwei vorne angebrachten Taschen seines Rockes nach Hause zu tragen.

Übrigens erinnert der Bauernmarkt noch an einen etwas derben Spaß des vormaligen Wiener-Hofnarren Jonas, welchen Herzog Maximilian von Baiern seinem Freunde, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II., auf dessem ausdrücklichen Wunsch, weil dieser Jonas ein durch Laune, Redseligkeit und Geistesschärfe ausgezeichnetes Exemplar von einem offiziosen Spaßmacher war, abgetreten hatte. Bekanntlich wanderten unter der Regierung dieses Kaisers viele österreichische Adelsgeschlechter der Reformation wegen aus, welche Ferdinand durch neu geadelte Häuser ersetzte. Als eines Tages in Gegenwart des lustigen Rathes Jonas der Hoffurier und Hofquartiermeister bei Gelegenheit einer öffentlichen Festlichkeit, welche viele Leute nach Wien zog, seine Verlegenheit äußerte, wo er die vielen neuen Herren, deren Wapen und Namen er noch gar nicht kenne, unterbringen solle, gab ihm Jonas den Rath, „alle die neuen Herren auf dem alten Bauernmarkt einzuquartiren."

Baumann (Die zwei Komiker).

Castelli hat die zwei Wiener-Komiker, von welchen die österr. National-Encyclopädie ganz schweigt, und das allgemeine Theater-Lexikon nur wenige Zeilen mittheilt, wie nachfolgt, skizzirt.

Baumann, der ältere.

Der ältere der beiden Brüder Baumann, Schauspieler des Leopoldstädter-Theaters, war einer der vorzüglichsten komischen Schauspieler, welche die Wiener-Bühne betraten. Er besaß das, was man mit Recht die trockene Komik heißt, und welche so unwiderstehlich hinreißt.

Jener Komiker, dem man es abmerkt, daß er komisch sein wolle, oder der sich wohl gar Mühe gibt, komisch zu sein, ist es nicht. Baumann war immer voll Ernst, und eben dieser Ernst war es, der so außerordentlich wirkte. Kein Schauspieler hat, wie Baumann, Rede und Geberde so in Contrast zu bringen gewußt. Darum war er auch am vorzüglichsten in der Parodie. „Prinz Schnudi" war bei seiner Darstellung ein personifizirtes komisches Heldengedicht. — Er wußte eine Carikatur so fest, so scharf, ich möchte sagen, so unkarikirt zu zeichnen, daß sie in's Leben trat und als ein wirklicher Charakter dastand. Da war denn auch keine Kleinigkeit vergessen, welche zu diesem Ziele führen konnte, und Sprache, Körperhaltung, Costume, Gang, Geberden, Alles war im Einklange. Wer den besoffenen Hausmeister im „Neusonntagskinde" von Baumann gesehen, wird gestehen, daß dies eine der vollendetsten Darstellungen von niedrig-komischem Genre war.

Baumann*), der jüngere.

O du mein lieber lustiger Adam, der du in einem und demselben Stücke, dem „Dorfbarbier," über zweihundert Male ganz Wien vergnügt hast. Es ist noch nicht sehr lange, daß du von der Bühne und von der Welt abgetreten bist, und viele deiner Bewunderer leben noch, und unterhalten sich jetzt noch, wenn sie von deinen Darstellungen sprechen. Diesen werde ich wenig Neues von dir sagen können, und nur mein Lob wird in ihrem Innern wiederhallen.

Der jüngere Baumann war eben so wie sein älterer Bruder früher Schauspieler jener Bühne, welche ausschließend dem Komus gewidmet war, nämlich der Leopoldstädter-Bühne. Er war damals mittlerer Statur, mager, aber sein Gesicht war voll Ausdruck und dessen Muskeln von außerordentlicher Beweglichkeit; sein Vortrag war abgestoßen, hingeworfen, keck möchte man sagen, das R trat besonders schnarrend hervor. Er sang auch, zwar nicht schön, aber gerade so, wie er es zu seinen Rollen brauchte, und in einer seiner Force-Rollen, dem Schneider Wetzwetz in den „Schwestern von Prag," konnte die Arie, welche er als Schwester sang, für eine der gelungensten Parodien auf alle großen Bravour-Arien gelten. Baumann's komische Gewalt lag in einem präcios-komischen Ernste, in einer Art lustigen Ingrimme, er brachte seine Reden meist in kurzen Absätzen vor, was wir in unserer Lokal-Sprache „Jemanden abschnalzen" nennen.

Als mehrere Cavaliere die beiden Hoftheater und das Theater an der Wien übernahmen, wurde er für alle drei Bühnen zugleich gewonnen, und trat von der Leopoldstadt zu diesen über. Anfangs wurde er nur zu kleinen Opern im Kärntnerthor-Theater verwendet, worunter der „Dorfbarbier"**) die ausgezeichnetste war. Diese Operette hatte sich blos durch Baumann's und Weinmüller's komisches Spiel so sehr die Gunst des Publikums gewonnen, daß das Haus blos ihretwegen oft ganz gefüllt war und der umgekehrte Fall von jetzt eintrat. Wenn nämlich jetzt kleine Opern vor Balleten gegeben werden, so kommen die Leute gewöhnlich erst nach der Oper zum Ballet, damals kamen sie zum Dorfbarbier und gingen nach demselben fort. Ich bin auch nicht zu beschreiben im Stande, welches Vergnügen dieser Dorfbarbier und Baumann in demselben gewährte. Es war keine Darstellung mehr, es war die derbe komische Natur selbst. Ein Souffleur war dabei vollends unnöthig, denn die beiden Hauptpersonen: der Dorfbarbier

*) Friedrich, geboren 1763. Rs.

**) Diese Oper erlebte durch seine Darstellung über 300 Vorstellungen in Wien. Rs.

und Adam, sprachen kaum ein vorgeschriebenes Wort, sondern extemporirten das ganze Stück hindurch. Es war ein Wettstreit zwischen zwei Komikern, ein Privat-Spaß, den sie sich mit einander machten, an dem aber das Publikum den lebhaftesten Antheil nahm. Es fehlte dabei nicht an Derbheiten aller Art, aber das Publikum nahm es nicht übel, sondern wollte sich nur einmal recht satt lachen.

Später als das Hofoperntheater in Pacht gegeben wurde, trat Baumann ausschließend zum Hofburgtheater über, und man kann sagen, er war der letzte Schauspieler im niedrig-komischen Fache, den diese Bühne besaß. Keiner hat ihn nachher erreicht. Sein Gerichtsdiener in den „deutschen Kleinstädtern," sein Bedienter im „Intermezzo," sein Peter Gutschaf in den „Organen des Gehirns," sind Rollen, in denen er lustig war und lustig machte, und die selbst die gewissen Herren mit Vergnügen ansahen, die jetzt gleich die Nase rümpfen, wenn ein etwas markiger Spaß auf dieser Bühne vorkommt und vornehmthuend sagen: „so was gehört nicht auf das Burgtheater!" *)

Baumgarten

ist ein an der Burkersdorfer-Straße zwischen Penzing und Hütteldorf liegender Ort mit einem am Ende desselben liegenden Schloße, vormals das Eigenthum des Feldmarschalls Hadik und später der Gräfin Franziska Esterhazy. In dem dazu gehörigen Parke, wo schöne Aussichten nach St. Veit und Haking angebracht sind, entspringt eine Quelle, die mit einem Arme des Wienflußes sich in mannigfaltigen Krümmungen fortschlängelt, einige reich bewachsene Inseln bildet und auch zu einer Cascade benutzt wird.

*) Baumann wurde 1800 am Hofburgtheater angestellt, dessen Mitglied und Pensionär er bis zu seinem 1841 erfolgten Tode blieb. Rd.

Das Dorf hatte zwei Grundobrigkeiten; etwas mehr als die Hälfte oder Baumgarten unteren Guts war dem k. k. Waldamte, das übrige oder Baumgarten oberen Guts dem Benediktiner-Stifte Varenbach in Baiern unterthänig. Jetzt gehört das obere Gut den Mich. von Hengelmüller'schen Erben und Herrn Carl Imini.

Einer alten Sage zu Folge soll der Ort einst ungetheilt gewesen und erst, als er ein Erbtheil zweier Brüder wurde, wovon der eine in das genannte Kloster ging, getheilt worden sein.

Das Gasthaus mit dem Schilde „zur schönen Aussicht" verdient seinen Namen und war vor einer Reihe von Jahren ein von der eleganten Welt sehr besuchter Unterhaltungsort.

Mitten im Dorfe steht die uralte gothisch gebaute Kirche der heil. Anna. Über dem Eingange befindet sich ein steinernes Bildniß dieser Heiligen mit der Jahrzahl 1511 und dem Namen Ponkraz Homber. Diese Bildsäule befand sich vormals in der Kirche und der Stein mit der besagten Jahrzahl und dem Namen scheint ein Grabstein zu sein, der wohl die Gebeine des genannten Verstorbenen, vielleicht des Stifters dieses Gotteshauses bedeckt haben mag.

In Baumgarten hatte im November 1809 der französische General Sabatier sein Hauptquartier, als die ständisch-städtische Deputation, bestehend aus dem Fürsten Prosper Sinzendorf, dem Abte von Seitenstätten, den Verordneten von Keeß und Graf Veterani, dem Bürgermeister von Wohlleben, dem Oberkämmerer Schwinner und dem Rathe Pöltinger, dahin kam, um wegen Übergabe der Stadt zu unterhandeln und vom General an den Prinzen Mürat in Burkersdorf gewiesen wurde.

Bau=Ordnung.

Baut Mancher sich ein großes Haus,
Ist's fertig, guckt ein Narr heraus.

Am 26. September 1838 trat eine neue Bauordnung in Wirksamkeit, womit in Betreff von neuen Bauführungen inner den Linien Wien's vorgezeichnet wird, daß zum Behufe der Stadtverschönerung in dem der Behörde vorzulegenden Façade=Plane nicht nur die Façade=Ansicht des neuen Gebäudes gegen die Gasse, sondern auch jene der an beiden Seiten anstoßenden Nachbarhäuser in der Art ersichtlich gemacht werden müssen, daß die Ansicht des neuen Hauses zwischen jener der daranstoßenden Gebäude eingezeichnet werde, um hiernach ihren Einklang mit den schon bestehenden beurtheilen und groben Verstößen gegen die Ästhetik der Architektur vorbeugen zu können.

Bavaroise.

Auf den Tarifen unserer Caffehhäuser, Casino's und Zuckerbäcker finden wir noch immer die Bavaroise mit Milch, mit Zitronensaft u. s. w. aufgeführt, aber sehr selten wird dieses liebliche und der Gesundheit zuträgliche Getränk von den Gästen in Anspruch genommen. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts hielten sich zwei baierische Prinzen in Paris auf. Während ihres dortigen Aufenthaltes tranken sie bei Procope, damals der erste Caffetier jener Hauptstadt, oft Thee, den sie sich in gläsernen Bechern reichen und statt des Zuckers mit Frauenhaar=Syrup (Syrop de Capillaire) beimischen ließen. Dieses Getränk wurde bald nachgeahmt und erhielt von den galanten Franzosen zu Ehren der Prinzen den Namen Bavaroise, von Bavière, Baiern. Das Getränk erwartet abermals einen Prinzen, um wieder in Aufnahme zu kommen.

Bazar.

Dieses Haus, auch der neue Seitzerhof genannt, hieß ehemals zu den Röhren oder der „Röhrenhof;“ es gehörte Anfangs den Herzogen; im Jahre 1310 übergab es aber Friedrich der Schöne und sein Bruder Rudolph an die Brüder Bernhard und Friedrich Chranest, Bürger von Wien, für 700 Mark Silber, welche die Fürsten ihnen schuldig waren, und zwar mit der Freiheit, daß sie oder auch jene, die das Haus von ihnen kaufen oder nach ihnen besitzen würden, zu ewigen Zeiten Wein darin zu schenken befugt sein sollen.

Als Friedrich die Karthäuser zu Mauerbach stiftete, kaufte er das Haus zurück und gab es diesen Mönchen.

Derjenige Theil, welcher seiner ganzen Länge nach an die Seitzergasse stoßt, hieß ehemals auch der „lange Keller.“ Den Namen Seitzerhof hat es erhalten, weil die ersten für das Kloster Mauerbach bestimmten Karthäuser aus der Karthause Seitz gekommen sind und hier gewohnt haben, bis das Kloster Mauerbach in bewohnbarem Stand war.

Das Haus blieb im Besitze des Klosters bis zur Aufhebung desselben unter Joseph II. 1782. Dann ging es durch Verkauf an den Vater der gegenwärtigen Eigenthümer über, welcher es damals zu einem Zinshaus umstalten ließ. Der dortige Keller war schon unter Joseph II. der besuchteste der Stadt. Man saß dort damals zwischen ungeheuren Fässern mit faustdicken eisernen Reifen beschlagen, die den ganzen Keller überschwemmen, und die Gäste in einer Fluth von rothem und weißem Wein ersäufen würden, wenn die Reife plötzlich absprängen. Man verbrauchte darin jährlich 18000 Kerzen. Man hatte indessen die Überzeugung gewonnen, daß die Vortheile der örtlichen Lage des Seitzerhofes in der vormaligen Form und Eintheilung bei weitem nicht in ihrem ganzen Umfange benützt werden könnten und beschloß daher, einen ganz neuen Bau zu führen. Heute steht dieses große,

geschmackvolle, durch Einfachheit und schöne Verhältnisse ausgezeichnete Gebäude nach Rudolph's Plane da. Es gehört zu den größten Zinshäusern der Stadt. Vier Stockwerke hoch, kehrt es seine Fronten nach drei Straßen, die eine nach der Seitzergasse, die andere nach der Spänglergasse, die dritte der Steinlgasse zu. Die erste dieser Fronten mißt 144 Fuß, die zweite 106, die dritte, welche die ganze eine Seite der Steinlgasse bildet, 214 Fuß. Dazu kommt noch die stumpfe Ecke gegen den Schulhof und die Currentgasse mit 27 Fuß, so daß der gesammte äußere Umfang sich mit einer ganzen imposanten Ausdehnung von 491 Fuß darstellt. Die Fronte nach der Steinlgasse zählt 21 Fenster, jene nach der Spänglergasse deren 11 und jene in der Seitzergasse 18. Die Steinlgasse ward bei diesem Bau bis 18 Fuß erweitert, was ein großer Gewinn für die Bequemlichkeit des Verkehrs ist. Die innere Eintheilung ist eben so bequem als sinnreich. Gleich den meisten Höfen in Wien, z. B. den Mariazellerhof, den Zwettlhof u. s. w. bestand auch im Seitzerhof ein freiwilliger Durchgang, welcher bei dem beschränkten Raum der Gassen in dieser Gegend als Verbindungsweg des nordwestlichen und südöstlichen Theils der Stadt sehr bequem war. Dieser freiwillige Durchgang ist bei dem neuen Gebäude nicht nur beibehalten, sondern zur Ausführung einer besonders glücklichen Idee benützt worden. Die Richtung des Durchganges ist von der Spänglergasse in die Seitzergasse, er führt aus den Passagen unter den Trakten, in welchen die nächst gelegenen Gassengewölbe einmünden, in einen großen Hofraum, zehn Klafter lang, fünf Klafter breit. An den vier Ecken desselben eröffnen sich große Vestibüls, in denen sich die schönen freitragenden Treppen erheben. An diese Vestibüls schließt sich längs des Hofraumes eine Doppelreihe von **Boutiquen**, welche bei der glänzenden Ausstattung sich zu einem höchst interessanten Bazar gestalten, nach Art ähnlicher Etablissements in London, Paris, Mailand u. s. w. Über diese **Boutiquen** zieht sich eine Glasgallerie rings umher, welche durch Glasthüren mit den Wohnungen des ersten Stockwerkes in Verbindung gesetzt ist. Dieselben erhalten durch diese Gallerie etwas eigenthümlich Anziehendes, da sie heitzbar und zu einer Art Wintergarten einzurichten sind, von welchem aus die Bewohner das Treiben in den untern Räumen des Bazars, eines reizenden, stets wechselvollen Bildes, sich erfreuen können. Der Hof trägt jährlich 40000 fl. C. M. Zins.

Becher der bürgl. Lebzelter.

Als im J. 1793 der Krieg mit Frankreich außerordentliche Hülfsmitteln erheischte, flossen von allen Seiten freiwillige Beiträge herbei, um die Rüstungen zu befördern. So brachten die bürgerl. Lebzelter 225 fl. in einem silbernen Becher dar, worüber Kaiser Franz II. an den Hofschatzmeister Hofrath von Deldono folgendes Schreiben erließ:

„Den Becher, welchen Ich Ihnen hier übersende, um ihn in der Schatzkammer der Nachwelt aufzubewahren, ist ein neuer Beweis, welchen Mir Meine Unterthanen von ihrer Liebe für Mich und ihren vortrefflichen Herzen geben. Es hat ihn Mir die Innung der Lebzelter dargebracht. Möchte jeder, der ihn einst ansehen wird, werth sein, die Wonne ganz zu empfinden, solche Mitbürger zu haben, für das Wohl solcher Unterthanen sein ganzes Leben zu weihen."

Becher (Silberner).

Das Haus zum silbernen Becher in der Kärntnerstraße (904) ist das Stammhaus der Mannageta'schen Familie und in ihm befand sich ursprünglich die schöne Mannagetta'sche Familienstiftung.

Joh. Wilhelm Ritter von M., kaiserlicher Leibarzt und einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, hat es in seiner heutigen Gestalt aufgeführt und mit seinem Wapen über dem Thore geschmückt Auf dem früheren Hause stand ober dem Thore ein gemalter riesenmäßiger **Becher**, welcher dem Hause den Namen verlieh, der sich noch erhalten hat.

Dieser Mann (geb. den 1. Mai 1588, † den 31. Mai 1666) ist der Gründer einer Familien-Fideicommiß-Stiftung, wie deren im österr. Kaiserstaate kaum eine zweite bestehen dürfte; er vermachte am 27. Jänner 1661 dieses sein Wohnhaus, seine schöne Bibliothek von mehr als 30000 Bänden und ein Kapital von 110,000 Gulden zu einem Fideicommisse für die männliche Nachkommenschaft seiner drei Brüder und für die Descendenz Mannagetta'scher Töchter; es sollten nämlich davon 5—6 Zöglinge convictmäßig, d. h. in häuslicher Gemeinschaft ganz erzogen und zu Doktoren ausgebildet werden.

Von dem Zustande der damaligen Erziehungsart erhält man einen Begriff, wenn man im Stiftbriefe liest, daß diese für ihre Zeit so fürstlich dotirte Zöglinge angehalten werden sollen, **sich täglich ihre Betten selbst zu machen.** Mit dem Laufe der Zeit erlitt diese schöne Stiftung mancherlei Schicksale und wurde 1740 sogar gegen Verabreichung von Erziehungsbeiträgen aufgehoben, 1819 aber unter Franz I. auf die ursprüngliche Form zurückgeführt, unter welcher sie noch heute segensreich besteht und sich in der Riemerstraße im Hause Nr. 821 befindet, welches aus den Einkünften der Stiftung angekauft wurde.

Das Stifthaus in der Kärntnerstraße wird zu Gunsten der Stiftung vermiethet.

Die zum Stiftungsgenusse berechtigten, noch bestehenden Cognatenfamilien sind:

Ambros-Rechtenberg v.
Arz, die Grafen.
Assaretto, Grafen.
Brenner, Ritter v.
Dornfeld, Ritter v.
Dubaine-Malchamp, Freiherrn.
Eyselsberg, Freiherrn.
Fleischhackel-Hackenau, Ritter v.
Füllenbaum, Ritter v.
Goldegg und Lindenburg, Edle Herren v.
Hartenfels, Ritter v.
Haas v. Grünenwald.
Hickmann-Windsor, v.
Lenoble d'Edelsberg.
Mandel (Franz), Doktor der Medicin, seine Nachkommen.
Manner, Ritter v.
Martinelli, Ritter v.
Mayenberg, Freiherrn v.
Mayer-Gravenegg, Ritter v.
Menninger, v.
Müller, Ritter v.
Mylius, Freih. v.
Pelsern-Fürenberg, Ritter v.
Pfersmann-Eichthal, v.
Radinger.
Ratschitzburg, Ritter v.
Scharinger.
Schelzinger, v.
Schicky, v.
Schmelzing-Wernstein, v.
Schmerling, Ritter v.
Schoberlechner (Cäc.), ihre Nachkommen.
Schwab, Ritter v.
Stradiot, v.
Türkheim, Freih. v.
Zepharowich, Ritter v.

Mannagetta liegt bei St. Stephan begraben, woselbst ihm, nachdem das alte Monument der Zeit erlegen war, ein dankbarer Enkel ein neues in der Kreuzkapelle links beim Eingange errichtet hat.

Beerdigung der Verbrecher
(durch die Todten-Bruderschaft).

Die **Todten-Bruderschaft** in Wien entstand um die Mitte des 17. Jahr-

hunderts; Papst Urban **VIII.** bestätigte sie den 12. Febr. 1643 und einverleibte sie jener in Rom. Ferdinand **III.** verlieh ihr zu ihren Andachtsübungen die alte Georgs-Capelle der Augustinerkirche. Ihre Hauptbestimmung war die Bestattung der Verstorbenen, wozu besonders die hingerichteten Übelthäter gehörten, deren Leichen sie vom Richtplatze wegtrugen, um sie in den durch ihre Verwendung errichteten Armensünder-Gottesacker, der in der Nähe der Panigl- (Plengel-) Gasse auf der Wieden gegen das Glacis lag, zu begraben.

Diese traurige Bestimmung erfüllte die aus Personen jeden Standes bestehende Bruderschaft ein volles Jahrhundert hindurch, ihre Glieder waren vermummt und in schwarze Kutten gekleidet, worüber sie einen kurzen schwarzen Ledermantel hatten, worauf ein großer kais. Adler zu sehen war; denn die Kaiserin Eleonore von Mantua hatte ihr den Titel einer kaiserlichen Bruderschaft mit dem Rechte diesen Adler zu tragen, verliehen.

Nach J. E. Schlager war der am 4. April 1772 durch den Strang am Rabensteine nächst der Roßau wegen Diebstahls hingerichtete Fleischhauerknecht, Benedikt Lachner, die Veranlassung, daß die Begleitung und Beerdigung der Hingerichteten durch diese Bruderschaft für immer eingestellt wurde.

Lachner hatte schon während seiner damals gewöhnlichen sechs Aussetztage im sogenannten Aussetzstübel im vormaligen Amtshause in der Rauhensteingasse dem Volke ein auffallendes Schauspiel dargeboten. Die ersten drei Tage brachte er ohne Bekehrung in wilder Verzweiflung zu; andern Sinnes wurde er in den letzten drei Tagen, in welchen er alle Anwesenden aufforderte, seiner offenen Beichte am Richtplatze beizuwohnen. Dort bat er das Volk, mit seiner Leiche zu ziehen, hielt eine begeisterte Bußrede und gab unter dem Gesange;

O wie schön steht mir der Himmel offen,
Da meine Seel trachtet hinein,
Weil ich heut' muß ein Kind des Todes sein,

seinen Geist auf.

Der Zudrang war dabei ungeheuer, und die Mutter des Delinquenten hatte einen eigens gezierten, mit einem kostspieligen Überthane versehenen Sarg machen lassen.

Um ähnliche Auftritte zu vermeiden, erging den 12. Juli dieses Jahres das Gesetz, die Bruderschaft solle mit den Hingerichteten erst am Tage nach der Execution ihre Function vornehmen, deren Körper der Scharfrichter den Abend vorher ihr zuführen mußte.

Diese Bruderschaft wurde mit allen übrigen Bruderschaften von Joseph **II.** 1782 aufgehoben.

Beethovengasse (Die)

ist im Jahre 1843 in der Alservorstadt eröffnet worden. Sie läuft parallel zwischen der Währinger- und der Kirchengasse, am Eingang vom Glacis und besteht aus schönen, großen Häusern, wodurch sich überhaupt alle Neubauten der Residenz auszeichnen.

Diese neue Gasse erhielt ihren Namen von dem weltberühmten Beethoven, der im nahe liegenden rothen Hause wohnte und auch darin den 26. März 1827 starb. In diesem Anbetrachte ist sie vorzugsweise geeignet, der Sitz der Notabilitäten der Tonkunst und der Verehrer eines ihrer größten Meister zu sein; es träte jedoch ohne Zweifel der besorgliche Umstand ein, daß bei der großen Zahl der Letztern der Zudrang bald so groß werden würde, daß an deren Unterkunft nicht zu denken wäre, weil es bald an Raum gebrechen, noch mehr aber, weil der Spekulationsgeist der Hausbesitzer den Miethzins auf eine unerschwingliche Höhe treiben würde.

Befestigung.

Die erste Befestigung Wien's findet man unter dem Babenberger Herzoge Heinrich Jasomirgott († 1177); sie bestand aber blos aus einer Umfangsmauer mit einem Wallgraben, über welchen die Brücken der Thore führten; der Raum dieses Grabens war am schmalsten bei der Kirche Maria am Gestade (Maria-Stiegen) wegen des Donauflußes, der hier hart am Fuße des Berges vorüberfloß.

Leopold der Glorreiche († 1230) versah die Stadt mit neuen Wällen, tieferen Gräben und befestigte diese mit mehreren Streitthürmen. Er erbaute auch die k. k. Burg und zwar jenen Theil, der heute der Schweizerhof genannt wird und damals einen Theil der Befestigung der Stadt bildete.

Über die Befestigung Wien's unter Friedrich III. († 1495) sagt Äneas Sylvius: „Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritte; aber sie hat weitläufige Vorstädte, die gleichfalls ein mächtiger Graben und Wall einschließt. Der Graben der Stadt ist breit, der Wall sehr hoch, die Mauern dick und erhaben, mit häufigen Thürmen und Bollwerken zur Vertheidigung trefflich.“

Mit geringen Verbesserungen dauerte dieser Zustand bis zur ersten türkischen Belagerung 1529, zu welcher Zeit sämmtliche Ringmauern mit Schießscharten versehen waren. Diese glücklich überstandene Belagerung hatte nicht nur Ferdinand I., sondern ganz Deutschland gezeigt, daß die Stadt Wien als eine Vormauer wider die Ungläubigen von größter Wichtigkeit sei. Es wurde daher die Befestigung derselben 1547 mächtig betrieben. Rings um die Stadt wurden die Ruinen der niedergebrannten Häuser und Vorstädte weggeschafft, die Burg wurde erweitert, die Stadtgraben breiter und tiefer gemacht und nach dem Plane des Stadt-Ingenieurs Hirschvogel (Hirsvogl) Basteien errichtet. Das deutsche Reich gab ansehnliche Beiträge dazu; die Prälaten, die Besitzer von Freihöfen und Freihäuser und der Handelstand trugen bedeutende Summen bei und in allen Kirchen Österreich's wurde zum Festungsbau gesammelt. Aus der ganzen Umgebung Wien's wurden die Leute zum Frohndienste aufgeboten, so daß binnen fünfzehn Jahren das Werk vollendet war.

Nach diesem Plane wurden hergestellt 1. Die Jakoberbastei. 2. Die Predigerbastei (Dominikanerbastei). 3. Die Biberbastei. 4. Der rothe oder Rottenthurm, der verschwunden ist. 5. Das Salzthor (Fischerthor). 6. Das Werderthor und die Werderbastei (Neuthor und Neuthorbastei). 7. Die Elendbastei (Schottenbastei). 8. Der verschwundene Judenthurm. 9. Das alte Schottenthor. 10. Die Melkerbastei. 11. Die Löwelbastei. 12. Das alte Burgthor und die dabei gelegene Burgthorbastei. 13. Die Augustinerbastei. 14. Die Heimersbastei (Wasserkunstbastei). 15. Das alte Kärntnerthor und 16. das Stubenthor.

Bei der zweiten türkischen Belagerung 1683 wurden beinahe alle Vorstädte niedergebrannt, um dem Feinde bei seinen Angriffen keine Schutzwehr zu verleihen. Als sie wieder aufgebaut wurden, erging die Verordnung, daß kein Haus derselben, die Leopoldstadt ausgenommen, näher als 600 Schritte von den Pallisaden der Festungswerke der Stadt angelegt werden durfte, wodurch das jetzige Glacis entstand.

Die Befestigung Wien's setzte auch Maria Theresia fort; sie ließ das Stubenthor verbessern, das sogenannte Judenschanzel bis an die Donau verlängern und durch dasselbe das Theresienthor erbauen, welches in unsern Tagen abgebrochen worden ist.

Im Jahre 1809 wurde von den Fran-

zosen vor ihrem Abzuge ein großer Theil der Fortificationen durch eigene hiezu angelegte Minen demolirt, womit sie den 16. Oktober den Anfang machten. Es wurde aber bald zur Wiederherstellung der gesprengten Werke geschritten und mit der Cortine zwischen der Löwel- und Mölkerbastei der Anfang gemacht. In der Mitte dieser Cortine wurde ein neues Thor für Fußgänger gemacht, welches den Namen Franzensthor erhielt.

Die ehemalige breite Brustwehr der Bastei wurde nach und nach rund um die Stadt abgetragen und dafür eine neue, kaum zwei Schuh hohe Umfangsmauer aufgeführt.

Begräbniß-Ordnung.

Der Anfang des Jahres 1784 zeichnete sich mit einer Anstalt aus, welche von Josep's II. rastloser Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen zeigte. Es wurde nämlich eine neue Begräbniß-Ordnung eingeführt, vermög welcher die Todten nicht mehr in die in den Vorstädten zwischen den Häusern befindlichen Gottesäcker zum Nachtheile der Gesundheit der Lebenden, sondern in neue, eine hinlängliche Strecke weit außer den Linien errichtete Gottesäcker begraben werden sollten. Um die Verwesung der Todten zu befördern, verordnete der Kaiser auch, daß alle Leichen in einen leinernen Sack genäht und so in die Erde gesenkt werden sollten.

Diese Anordnung erregte in Wien ungemein viel Sensation. Die Griechen machten zuerst eine Vorstellung dagegen, indem sie anzeigten, daß diese Begräbnißart gegen ihren Ritus sei; in manchen Provinzen wanderten sogar Leute aus, und Einwanderer machten es zur wesentlichen Bedingung ihrer Einwanderung, daß sie sich in Särgen durften begraben lassen.

Dieser Abscheu des Publikums bewog den Kaiser in den ersten Tagen des Jänners 1785 die vorige Begräbnißart wieder eintreten zu lassen.

Der aufgeklärte Fürst sagte bei dieser Gelegenheit: „Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider noch so materiel sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsam faulen und länger ein stinkendes Aas bleiben; so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen; ich erkläre daher, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse gezeigt habe, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und daß also ein Jeder, was die Truhen anbelangt, thun kann, was er für seinen todten Körper zum voraus für das Angenehmste hält."

Die neuen Friedhöfe und die Pfarren, welche dahin angewiesen wurden, waren folgende:

Der Gottesacker vor der St. Maxer-Linie: Pfarre bei St. Stephan, bei den Dominikanern, Franziskanern, zu Erdberg, bei den Augustinern auf der Landstraße, Rennweg und zu St. Carl Boromäus.

Der Gottesacker vor der Matzleinsdorfer Linie: Pfarre der k. k. Burg, zu St. Michael, bei den Augustinern, zu St. Peter, zu St. Maria am Hof, bei den Paulanern auf der Wieden, zu St. Florian zu Matzleinsdorf und zu Margarethen.

Der Gottesacker vor der Hundsthurmer Linie: Pfarre zu den Schotten, Gumpendorf, Mariahilf, Karmeliten an der Laimgrube, zu St. Ulrich obern Guts.

Der Gottesacker vor der Währinger Linie: Pfarre in der Alsergasse, in der Josephstadt, St. Ulrich untern Guts, Altlerchenfeld, zu den vier Nothhelfern im Lichtenthale und Serviten in der Rossau. Die zwei Pfarren in der Leopoldstadt

wurden angewiesen, ihre Leichen in den Gottesacker außer der St. Marxer Linie abzuführen, bis ein eigener für die Leopoldstadt bestimmt werden würde. Es ist aber nachher einige Veränderung in dieser Eintheilung getroffen und noch ein neuer Friedhof außer der Mariahilfer Linie angelegt worden. Die Evangelischen und Reformirten erhielten einen eigenen Friedhof. Dagegen wurden alle Friedhöfe inner den Linien und die in denselben befindlichen Capellen gesperrt, die letzteren zu anderen Absichten verwendet und in Betreff der alten Friedhöfe selbst bewilliget, daß sie nach ganz verflossenen zehn Jahren verbaut werden dürfen.

Beheizungsanstalt (Die erste) entstand im Monate Oktober 1843 in der Dorotheergasse Nr. 1108, sie beabsichtigt, jenem Theil des Publikums, welcher keine größere Quantität Holz auf Einmal ankaufen kann, dasselbe im verkleinerten Zustande bis zur zwei und dreißigstel Klafter herab zu liefern. Nach dem Programm der Unternehmung soll die Ersparung so bedeutend sein, daß diejenigen, welche sich ihr Holz durch den Kleinverkauf anschaffen, um 14 kr. eben so viel erhalten, als an andern Orten um 24 kr. Die Anstalt liefert das Holz in der Scheiterlänge von 12, 10, 8 und 6 Zoll, auch Stein- und Holzkohlen in jeder Quantität, mit oder ohne Zufuhr bis in die Wohnung gegen Baar- oder Ratenzahlung. — Da das Holz im verkleinerten Zustande geliefert wird, so könnte die Anstalt der häufig abfallenden Sägspäne wegen in Verbindung mit jenem Wiener Architekten Skobel, der mit der Erfindung einer Maschine, um aus Sägspänen ganze Holzscheiter zu machen, auftrat, gute Geschäfte machen.

Beinerne König (Der).

Den 8. Mai 1079 fiel der Bischof von Krakau, Stanislaus Szczepanowsky durch die ruchlose Hand des Polenkönigs Boleslaw II., dessen elfenbeinernes, von ihm selbst verfertigtes Brustbild ein Prachtstück der ehemaligen Kunstsammlung im Schlosse Sebenstein an der Gränze Steiermarks, heute dem Fürsten Lichtenstein angehörend, war. Der vorige Besitzer dieser Burg, Herr von Steiger, hatte dort mehrere hundert Denkmäler des Mittelalters gesammelt, unter welchen das erwähnte Schnitzwerk einen der ersten Plätze behauptete. In den Augenhöhlen desselben sind zwei sogenannte Katzenaugen gesetzt, die sehr täuschend das lebendige Auge wiedergeben; die Haare werden um die Stirn wie um den Hinterkopf von einer Krone zusammengehalten und die Locken fallen bis auf die Schultern und den Hermelinmantel, mit dem das Königsbild bekleidet ist, herab.

Das Schnitzwerk ist aus einem Stücke gearbeitet und in der untern Hälfte befindet sich ein in den Kern des Beines eingepaßter Zapfen, bestimmt in eine Öffnung gesteckt zu werden, so daß das Kopfbild wohl einen Stab oder eine Harfe geziert haben mag.

Diesem merkwürdigen Elfenbeine, das vier Zoll hoch und einen starken Zoll breit ist, liegt folgende Beschreibung bei: „Diesen beinernen König arbeitete nach einer documentirten Geschichte Boleslav II. König von Polen, als er im Kloster Ossiach des Herzogthums Kärnthen als Büßer lebte.“

Boleslav II., der Kühne oder Grausame, wurde 1044 geboren und trat die Regierung nach dem Tode seines Vaters Kasimir I. im J. 1058 an, regierte tirannisch und lebte lasterhaft. Als ihm der Bischof von Krakau seinen lasterhaften Lebenswandel vorhielt, ermordete er ihn den 8. Mai 1079 am Altare. Dieses Vergehen zog ihm den Bann Gregors VII. und die Verachtung der Nation zu. Er flüchtete sich zuerst mit seinem Sohne Mesko und wenigen Begleitern nach Un-

garn zum König Ladislav und wollte von dort nach Rom reisen, um Lossprechung zu erhalten. Auf seiner Reise dahin gefiel es ihm zu Ossiach in Kärnten so sehr, daß er beschloß, als Laienbruder in der Kirche dieses Klosters Dienste zu thun und seine Sünden abzubüßen. Er hinterließ den Ordensbrüdern ein Testament, in welchem er ihnen seinen Stand und seine Buße offenbarte. Sein Tod fällt ins Jahr 1081.

Bekanntlich sind die Nachrichten über den Tod dieses Fürsten sehr verschieden, und sollte obige Mittheilung richtig sein, so wäre diese zweifelhafte Sache abgethan.

Martin Cromer behauptet in seinem Werke: De origine et rebus gestis Polonorum, Libri XXX., Basel 1558. S. 91 der Fürst habe sich, vom Wahnsinn ergriffen, selbst getödtet. Andere halten dafür, sein Pferd sei während einer Jagd scheu geworden, so daß er in einer unwegsamen Gegend abgeworfen und von den eigenen Hunden zerrissen worden wäre. Noch Andere lassen ihn in ein Kloster zu Insbruck oder Villach kommen, wo er unerkannt die niedrigsten Küchendienste verrichtete und reumüthig sein Leben beschloß.

Mathias Mechoviensis entkräftet aber diese Angabe durch die Meldung, er habe sich in den genannten Städten erkundigt, darüber aber nichts Näheres erfahren können.

Belagerung der Burg (1462).

Als Friedrich III. zum ersten Male die Burg bezog, hatte er wohl keine Ahnung, daß er nach einigen Jahren darin eine förmliche Belagerung aushalten würde.

Aus unbekannten Ursachen hatte er der Stadt Wien den Blutbann, ein uraltes Vorrecht, weggenommen, worauf der Rath ihm am Erchtag nach Michaelis (5. Oktober) 1462 einen Absagebrief schickte. Daß einige Städter, Kinder und Erwachsene, die sorglos ihres Weges gingen, aus der Burg (offenbar ohne Wissen des Fürsten) getödtet wurden, setzte das Volk in Wuth. Es spannte sich vor die größten Stücke des Zeughauses, berannte die Burg und machte einige Seitengebäude der Erde gleich.

Der Kaiserin Eleonora und dem kleinen Prinzen Max wurde freier Abzug angeboten, Friedrich schlug es aber ab.

Die Burg war jedoch für ein so unvorhergesehenes Ereigniß weder mit Kriegsvorrath noch mit Lebensmitteln versehen. Zum Glück hatten sich 200 Ritter und viele Bürger mit eingeschlossen, worunter sich die Buchheime, Wurmbrand, Auersperg, Herbenstein, Rauheneck, Arnstein, zwei Grafen Werdenberg, die von Kainach, Sebriach, Preising, Spauer, Rohrbach, Siebenhirten, Cadau, Fuchs, Kastelbark, Ladendorf, Winkler, Kribitsch und zwei Saurau befanden. Wilhelm von Saurau lenkte das Geschütz und machte durch Erfindungsgeist und Muth alle Angriffe zu Schanden. Der wackere Andreas Baumkirchner war wie in Neustadt und Cilly zum dritten Male hier der erste Held. Er drang Alles verwüstend bis nach St. Theobald (Tiepold) auf der Laimgrube und dem Burgthor vor. —

Um die Übergabe der Burg schneller zu erzwingen, richteten die Belagerer ihr Geschütz vorzüglich auf die Gemächer der kaiserlichen Familie und des Frauenzimmers, die sich in Gewölbe und Keller flüchten mußten. Man begann sogar den Minenkrieg, aber mit wenig Erfolg. Der wackere Siebenbürger Thomas schoß einen die unterirdische Gefahr verrathenden Pfeil in die Burg, und die Minen wurden durch Gegenminen zerstört.

Nur Friedrich, Eleonore und Max, der Probst Georg von Preßburg und einige der vornehmsten Barone hatten noch Weizen zu essen, die übrigen mußten sich mit Erbsen- Gersten- und Kleienbrot

begnügen, was besonders dem kleinen Prinzen mißhagte. Als eines Tages eine Gerste sein ganzes Mittagmahl war, lief er weinend zu seiner Mutter, einen Krametsvogel oder anderes Geflügel erbittend. Eleonore antwortete mit Thränen: „Liebes Kind, bitte Gott, daß wir nur immer Brot genug haben.“

Den Wunsch des geliebten Prinzen erfuhr der Hofschneider Kronberger; er kaufte daher was er nur von Geflügel aufpacken konnte, gab Zeichen in die Burg, überlistete die Wachen, sprang in den Burggraben und ward von den Kaiserlichen hinaufgezogen. Ein Gleiches that in der folgenden Nacht sein Sohn, der in der Folge ein Edelmann und ein sehr reicher Domherr wurde.

Bekanntlich machte der als Befreier erschienene König Georg (Podiebrad) von Böhmen der Belagerung ein Ende. Am 14. Dez. zog der Kaiser aus der Burg.

Belagerung der Burg durch Maximilian I. (1490).

Acht und zwanzig Jahre nach obiger Belagerung erlitt die Burg eine zweite und zwar nach dem Tode des Königs Mathias Corvinus unter Maximilian I. Sie fing den 23. August 1490 an.

Die Burg war von 400 Ungarn besetzt, die Graf Stephan von Zips darin zurückgelassen hatte, als er von Wien abgezogen war. Maximilian ließ das Haus seiner Väter von zwei Seiten beschießen. Die Besatzung wehrte sich tapfer und ein Sturm wurde abgeschlagen.

Man bot ihr vergebens freien Abzug an. Die Beschießung begann neuerdings, und da die Mauern dadurch viel litten, so führte Maximilian persönlich einen zweiten Sturm an, der mehrere Stunden dauerte und wobei er an der Schulter verwundet wurde, wornach man vom Sturme abließ.

Dieser blutige Kampf hatte die Folge, daß die Besatzung am folgenden Tage zu unterhandeln verlangte, freien Abzug erhielt und die Burg nach einer zehntägigen Gegenwehr verließ.

Belagerung der Stadt durch Mathias Corvinus (1485).

In dem Kriege Friedrichs III. mit Mathias Corvinus fielen 1482 Hainburg und Enzersdorf; nur die Kämpfe mit den Türken hielten Mathias noch ab, gerade nach Wien zu gehen. Die Stadt erkaufte einen siebenmonatlichen Stillstand, und suchte sich mit Vorräthen zu versehen.

Als mit den Türken auf einige Zeit Ruhe hergestellt war, kam Mathias mit verstärkter Macht und nahm die Landstädte Österreichs ein; endlich wurde Wien eingeschlossen und alle Zufuhr abgeschnitten.

Am 25. Jänner 1485 begann eine förmliche Belagerung. Die Noth in Wien erreichte einen hohen Grad, die Lebensmittel stiegen zu ungeheuren Preisen; das Fleisch der Pferde, Hunde und Katzen wurde die gewöhnliche Speise. Mathias erstürmte St. Nikola auf der Landstraße; doch seine Angriffe von dieser Seite und vom Werd (Leopoldstadt) auf die Stadt blieben ohne Erfolg.

Der Hunger wurde endlich Sieger; wollte gleich die Besatzung Wiens von keiner Unterhandlung wissen, so drang doch das Volk in wüthender Verzweiflung auf eine baldige Übergabe. Man sah sich zu Unterhandlungen genöthigt und am 21. Mai kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem Wien seine Thore am 21. Juni 1485 öffnen sollte, wenn bis dahin kein Entsatz erscheinen würde.

Der Entsatz blieb aus und am 1. Juni besetzten 8000 Ungarn die Stadt. Mathias hielt zu Pferde einen höchst feierlichen Einzug; Bürgermeister und Rath mit den Schlüsseln der Stadt, die ge-

sammte Geistlichkeit mit den Heiligthümern von St. Stephan und die Hochschule empfingen den Sieger an der steinernen Brücke vor dem Stubenthore. Ein schrecklicher Sturm brauste während des Einzugs.

Mathias hielt sich größten Theils in dieser Stadt auf, doch behagte ihm die Wohnung in der Burg nicht; er erbaute sich ein Haus in der Kärntnerstraße, welches in der Folge das Hasenhaus genannt wurde. Die Wiener hatten nicht Ursache, mit dem neuen Herrscher zufrieden zu sein, er hielt sie hart und bedrückte sie durch Auflagen.

Während seiner Regierung wurde die Stadt zwei Mal, 1488 und 1489 von großen Feuersbrünsten heimgesucht. Der Krieg ging in Österreich immer fort. Erst am 22. November 1487 kam ein Waffenstillstand zu Stande, welcher bis in das Jahr 1489 verlängert wurde; Mathias behielt bis zum gänzlichen Ersatz der Kriegskosten alle Eroberungen, die ohne Entgelt an den Kaiser zurückfallen sollten, wenn der König vor dem Abschlusse eines Friedens sterben würde.

Allein die Hand Gottes waltete, und Österreich sah bald auf andere Weise sich von dem fremden Herrscher befreit. Mathias fühlte seit Anfang des Jahres 1490 seine Gesundheit immer mehr und mehr erschüttert; von einem Schlagflusse gerührt, verschied er unter schweren Leiden am 5. April 1490 in seiner neuen Burg zu Wien.

Schnell wurden Eilbothen an den römischen König Max gesendet, welcher eben ein Heer im deutschen Reiche warb. Die Wiener bewaffneten sich und der ungarische Stadtkommandant, Graf v. Zips, wagte es nicht, Gewalt wider sie zu gebrauchen; ja als er die Annäherung des römischen Königs vernahm, warf er eine Besatzung in die Burg und zog ab nach Ebenfurt.

Die Wiener besetzten die Thore ihrer Stadt und schickten Abgeordnete nach Klosterneuburg, den Sohn ihres Herrschers zu sich einzuladen. Max erschien am 19. August 1490 im Werd, wurde vom Stadtrathe am Thore feierlich empfangen und nach St. Stephan zu einem Dankfeste begleitet. Am hohen Markte wurde die Huldigung geleistet und sogleich die Belagerung der Burg begonnen. Die Besatzung wehrte sich tapfer und erlangte nach zehn Tagen einen freien Abzug.

Der Umstand, daß Mathias Corvinus die Stadt durch Hunger bezwang, gab dem Chronikschreiber Georg Krekwitz Anlaß zur Bemerkung:

„Endlich als Hungar und Hunger der Stadt die letzte Noth androheten, wurden die Hauptleute mit den Bürgern einig, jenen einzulassen, um diesen auszujagen, und dem ersten sich zu unterwerfen, um dem letztern nicht obzuliegen.“ Dieser Mann wollte, wie es scheint, das Wort Witz nicht unverdient im Namen führen.

Belagerung der Stadt durch die Türken (1529).

Ungemein schnell rückte 1529 Soliman (Suleyman) an die österreichische Grenze, wo Bruck und Neustadt seine Schritte nur kurze Zeit hemmten.

Am 17. September ergriffen in Wien Leute aus allen Ständen die Flucht; der Blutdurst der Türken hatte allgemeines Entsetzen erweckt. Die Stadt war im schlechten Vertheidigungszustande. In größter Eile wurden die schwächsten Stellen der Stadtmauern und die Ufer der Donau mit Verschanzungen gedeckt, die hölzernen Dächer abgenommen, das Pflaster der Straßen aufgerissen und die Vorstädte, welche ganz nahe an die Stadtmauern reichten, mit allen Kirchen, Klöstern und Spitälern niedergebrannt.

Eine außerordentliche Steuer, dem gan=

zen Lande auferlegt, mußte die Vertheidigungskosten decken; man beeilte sich, hinreichende Lebensmittel in die Stadt zu schaffen und die Besatzung, welche nur in zweitausend Mann bestand, so viel als möglich zu verstärken. Der tapfere Graf Salm unter dem jungen Pfalzgrafen Philipp leitete die Vertheidigung; ausgezeichnete Männer standen ihm zur Seite; Leonard von Völs, Niklas von Thurn, Hektor von Reischach, Hanns Katzianer. Die Zahl der Vertheidiger war bei zwanzig tausend Mann, darunter Wiens bewaffnete Bürgerschaft, unter ihrem Hauptmann Wilhelm Grießenegger und dem wackern Leonhard Hauser.

Traurig war das Loos der Landleute und der aus Wien Flüchtigen. Ein Vortrab der Türken überschwemmte das ganze flache Land, raubte Alles, legte die Wohnungen in Asche und verfolgte die Einwohner bis in das Dickicht der Wälder; Greise, Weiber, Kinder schonungslos mordend.

Am 21. September zeigte sich eine Schaar Türken vor Wien, in den zwei nächsten Tagen folgten größere Massen, am 24. die Janitscharen, welche sich sogleich in die Ruinen der Vorstadtgebäude warfen und am 26. erschien der Rest des Heeres. Die Türken lagerten sich in einem weiten Bogen rings um die Stadt; Sulemans Zelt breitete sich, einer kleinen Stadt ähnlich, auf jener Ebene bei Simmering aus, wo heut zu Tage noch das sogenannte Neugebäude ganz nach der Form jenes Zeltes steht.

Achtzehn Tage dauerte die Belagerung; es waren für die Belagerten achtzehn heiße Tage. Die Besatzung war von dem herrlichsten Muthe beseelt und die Bürgerschaft wetteiferte in der Tapferkeit mit den Kriegern. Neunzehn Stürme wurden abgeschlagen; den feindlichen Minen wurde mit großer Wachsamkeit entgegen gearbeitet und da, wo die Mauern Schaden litten, wurden die Lücken mit größter Schnelligkeit wieder durch Bollwerke verrammelt.

Suleyman entbrannte in Wuth, daß Wien so nachdrücklich widerstand. In der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober brach er mit seiner ganzen Macht zum Rückzuge nach Ungarn auf. Traurig war das Loos der Landleute, welche gefangen im Lager waren; ihre Zahl war zum Fortbringen zu groß, Männer und Weiber wurden daher niedergehauen, die Kinder an Zäunen gepfählt. Der Sultan ging mit dem Hauptheere, mit dem Gepäcke und der Beute voran; der Großvesir deckte den Rückzug, noch zwei Tage jenseits des Wienerberges haltend.

Dieser plötzliche Abzug war kaum zu erklären; die Ursachen desselben mochten die vergeblichen Stürme, die regnerische Jahreszeit und die Nachricht, daß ein Entsatz anrücke, gewesen sein.

Groß war der Jubel Wiens, auf den Wällen wurde das Geschütz losgebrannt, und im Dome zu St. Stephan ein Dankfest begangen. Dem Grafen Niklas Salm, dem unerschrockenen Vertheidiger der Stadt, war beim letzten Sturme ein Schenkel zerschmettert worden; er starb an den Folgen dieser Wunde.

Unrichtig ist die Sage, daß die Besatzung der Stadt beim Großherrn um eine zehntägige Waffenruhe und um Schonung des Stephansthurmes angesucht habe, dieser Bitte aber nur unter der Bedingung die Willfahrung zugesichert worden sei, wenn auf der Spitze des Thurmes der Halbmond aufgesteckt würde. Der Stern und bewegliche Halbmond, welcher einst auf dem Thurme stand, und nun im bürgerlichen Zeughause aufbewahrt wird, ist erst im Jahre 1591 aufgestellt, und im Jahre 1686 wieder abgenommen worden.

Belagerung der Stadt durch die Türken (1683).

Als man unter Leopold I. die Möglichkeit einsah, daß sich der Krieg mit den Tür-

ken bis vor die Mauern Wiens heranziehen könne, bewarb sich der Kaiser um Bundesgenossen von Außen, und es glückte ihm, mit Anfang 1683 von dem deutschen Reiche, vorzüglich von Baiern, Sachsen und Brandenburg, und auch von dem Könige der Polen die Zusage eines kräftigen Beistandes zu erhalten. Selbst der Papst schickte den Cardinal Cibo mit einem Wechsel von 1,200,000 Kronen nach Wien, um die Kriegskosten zu erleichtern.

Andererseits machte man auch von Innen thätige Anstalten zur Vertheidigung Wiens. Der Adel und die Geistlichen sämmtlicher Erbstaaten mußten den hunderten Pfennig von ihrem Vermögen als Kriegssteuer beitragen. Die der Stadt zu nahe liegenden Häuser wurden abgerissen, und die Festungswerke von 3000 Arbeitern vom Lande ausgebessert, wozu sich in den letzteren Tagen auch freiwillig Bürger und Geistliche gesellten.

Indessen hatte der Großwessir Kara Mustapha mit einem großen Heere den Marsch gegen Österreich angetreten.

Leopold rief am 7. Juli einen geheimen Rath zusammen. Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, wurde zum Commandanten von Wien ernannt, und ihm ein eigenes zusammengesetztes Raths-Collegium beigegeben, welches das Beste der Hauptstadt in der Abwesenheit des Landesherrn zu besorgen hatte; denn noch am nämlichen Abend um 8 Uhr ging der Kaiser mit seiner Familie in der Stille aus Wien auf das linke Ufer der Donau nach Linz.

Die krimischen Tartaren kamen in dieser Nacht schon bis auf den Kahlenberg, wo sie das Camaldulenser-Kloster anzündeten. Durch Verräther aufgereizt und geleitet, den Kaiser aufzuheben, sprengten sie so hastig längs der Donau aufwärts, daß sie nur ein paar Stunden später bei Linz anlangten, als Leopold, der hierdurch genöthiget wurde, nach Passau zu gehen.

Als man in Wien die Abreise des Kaisers erfahren hatte, stieg die Bestürzung auf den höchsten Grad. Sogleich machte beinahe Alles, was groß und reich war, Anstalten zur Flucht; alle Gassen und Plätze waren mit Wagen und Pferden bedeckt und sechs Stunden lang fuhr ein Wagen an dem Andern über die Donaubrücken dem kaiserlichen Hofe nach.

Am folgenden Tag dauerte diese Auswanderung fort und man berechnete die Anzahl der Fliehenden über 50000 Köpfe; was ein Vortheil für die Stadt war, welche während der Belagerung um so viel weniger Menschen zu ernähren hatte.

Am 8. Juli marschirte der Herzog von Lothringen mit der bisher noch an der ungarischen Grenze gestandenen kaiserlichen Reiterei durch die Taborau. Auch langte an diesem Tage der zum Commandanten der Stadt ernannte Graf von Starhemberg an.

Schon am 13. Juli sah man die Vortruppen des Feindes auf der Höhe nächst St. Marx, welcher hier sein Lager aufschlagen wollte, weßwegen der Befehl erging, die Vorstädte der Weißgärber, Landstraße, an der Wien, Wieden, Laimgrube, St. Ulrich, Alservorstadt, bis an die Roßau in Brand zu stecken, welches auch an demselben Tag geschah. Die Carmeliten in der Leopoldstadt hatten noch am 9. Juli ihr Archiv und andere wichtige Sachen in die Stadt, in das fürstlich Ditrichsteinische Haus in der Herrngasse überbracht. Am 13. zogen die barmherzigen Brüder und die Carmeliten ganz in die Stadt, und Erstere nahmen in das gedachte fürstliche Haus, Letztere zu ihren Ordensschwestern, den Siebenbücherinnen, ihre Zuflucht; nur drei von ihnen blieben für den Dienst der sich verspäteten Bewohner und der eingerückten Soldaten zurück.

An eben diesem Tage wurde der rothe

Thurm gesperrt und die Schlagbrücke abgeworfen. Am 14. Juli wurde nach vieler Mühe das Gnadenbild der heil. Jungfrau und der Leib des seligen Dominicus aus der Kirche der Carmeliten gerettet, und zu Schiffe in die Stadt gebracht.

Die Türken hatten ihren Hauptangriff auf die Burg- und Löwelbastei gerichtet. Schon am 15. hatten sie auf der Anhöhe bei St. Ulrich Batterien aufgeworfen, und sogleich eröffneten sie auch Laufgräben, mit welchen sie in den nächsten Tagen bis nahe an die Außenwerke vorrückten. Bomben, glühende Kugeln und Pfeile mit Brennstoff wurden häufig in die Stadt geworfen, doch ohne große Wirkung.

Am 19. errichteten die Türken über der Schlagbrücke eine Batterie und zerstörten das Kloster und die Kirche der Carmeliten und andere von dem Brande am 16. übrig gebliebene Gebäude durch Feuer.

Am 21. beschoß der Feind die Stadt besonders heftig aus der Leopoldstadt. In der darauf folgenden Nacht langte ein Reiter vom Götz'schen Regimente von Enzersdorf mit der Nachricht an, daß man von dem Herzoge von Lothringen Succurs zu erwarten habe. Jener Kundschafter wurde hierauf zu dem Herzoge mit Briefen zurückgesandt; allein von den Türken aufgefangen und von dem Großwessir selbst ins Verhör genommen. Der Kundschafter war so klug, die Briefe dahin zu deuten, daß man darin einen Succurs nach Wien begehre, da sich gegenwärtig in Wien nicht mehr als 10,000 Mann befänden, wovon 3000 bereits zum Theil gestorben, zum Theil untauglich wären; welche falsche Aussage der Großwessir im ganzen Lager zur Freude der getäuschten Feinde verbreiten ließ.

Am 21. Juli sandten die Türken so viele und große Bomben gegen den Sauwinkel in die Stadt, daß man sich genöthigt sah, zur Vermeidung einer Feuersbrunst die dortigen Schindeldächer auf das Schleunigste abzudecken.

Am 22. hielt sich der Feind fast allenthalben ruhig, nur aus der Leopoldstadt schickte er den Belagerten mehrere Bomben, welche die Dächer in Ruin legten, und wobei einem Capitän-Lieutenant des Starhemberg'schen Regiments und einem kaiserlichen Büchsenmeister die Köpfe glatt weggeschossen wurden. An demselben Tage sandte der im türkischen Lager angehaltene kaiserliche Resident Baron von Kunitz, durch einen seiner Diener Namens Hayder, die Nachricht nach Wien, daß die Türken im Sinne hätten, in einigen Tagen die Stadt mit Sturm einzunehmen. Zu gleicher Zeit hatten die Studenten von Wien dem Feinde — sonderbar genug — 20 Stück Ochsen abgenommen.

Etwas Ähnliches gelang ihnen am 29. Juli, 1. und 3. September, in Verbindung mit den Fleischhackern. Am 24. schoß der Feind unter andern zwischen 8 und 9 Uhr früh eine Kanonenkugel ab, welche, als eben der P. T. J. Jelenschitz in der St. Stephanskirche predigte, den Pfeiler der Orgel traf, aber weiter keinen Schaden veranlaßte.

Der erwähnte Diener Hayder wurde abermals von seinem Herrn nach Wien gesandt, aber von den Türken in der Roßau aufgefangen und sogleich dem Großwessir vorgeführt. Obschon er sich auf eine geschickte Art der bei sich gehabten Briefe entledigte, so mußte er doch in der Haft der Türken bleiben.

Am 17. August kam der bekannte Kolschützky sammt seinem Diener wieder glücklich durch die Pallisaden und das Schottenthor in Wien an und brachte ein Schreiben von dem Herzoge von Lothringen mit, welches den Trost erhielt, daß die Hülfstruppen täglich näher anrücken, Preßburg von den Österreichern erobert und ein doppelter Sieg über den Tökely erfochten worden sei.

Die lang anhaltende rastlose Vertheidigung hatte bereits einen großen Theil der Besatzung Wiens aufgerieben, und die noch übrig gebliebene waffenfähige Mannschaft ziemlich muthlos gemacht. Überdieß rissen Krankheiten ein, besonders eine ansteckende Ruhr. Man that zwar alles Mögliche, die Kranken zu heilen, die Gesunden zu trösten, wobei sich besonders der in der Stadt befindliche Bischof von Neustadt, Leopold Graf von Kollonitz, auszeichnete; aber Tod und Muthlosigkeit verschlimmerten das Schicksal der Stadt stets mehr und mehr.

Endlich erschien der längst ersehnte Ersatz. Die kaiserliche Armee unter dem Herzog von Lothringen, die polnische unter dem König Johann Sobiesky, die bairischen und sächsischen Truppen unter den beiden Churfürsten, die fränkischen und schwäbischen Reichstruppen unter dem Markgrafen von Bayreuth, hatten sich am 7. September bei Tulln vereiniget, und langten am 10. am westlichen Fuß des Kahlenberges an; die gesammte Zahl derselben wurde auf 85,600 Mann geschätzt, wovon jedoch nur 64,000 in das Treffen kamen, weil die übrigen Truppen zur Besatzung mehrerer Posten gebraucht wurden.

Am 11. September um Mitternacht war das christliche Heer auf dem Saum des Kahlenberges angekommen; und mit der Morgenröthe des 12. stieg es am östlichen Abhang den Berg herunter.

Die Schlacht begann auf dem linken Flügel. Bei Nußdorf, bei Dornbach, und auf der noch heute kennbaren Türkenschanze bei Weinhaus, war der Kampf am hartnäckigsten. Gegen fünf Uhr Abends drangen die ersten christlichen Truppen bis in die Roßau vor, und eine halbe Stunde später auch in das feindliche Lager.

Allgemein war die Flucht der Türken. Groß war der Jubel in Wien; die Einwohner stiegen noch am 13. September schaarenweise über die Wälle in das Lager und fanden und sammelten viele Dinge, mitunter selbst von großem Werthe. Bischof Kollonitz aber suchte im Lager die neben ihren ermordeten Ältern verschmachtenden Christenkinder auf, ließ bei fünfhundert an der Zahl in die Stadt bringen, und sorgte für ihren Unterhalt.

Am 14. langte Kaiser Leopold wieder zu Wien auf der Donau an, wurde von den Churfürsten von Baiern und Sachsen empfangen, sah die Bürgerschaft auf denselben Plätzen aufgestellt, die sie während der Belagerung behauptet hatten, und besuchte den andern Tag das Lager der Verbündeten, welches von St. Marx bis über Schwechat ausgedehnt war. Auf der Höhe außer Schwechat umarmten sich Kaiser Leopold und König Johann; eine Denksäule ziert nun diese Stätte.

Der Kaiser belohnte die tapfern Vertheidiger Wiens augenblicklich. Graf Starhemberg ward zum Feldmarschall erhoben, wurde mit einem kostbaren Ringe und hunderttausend Reichsthalern beschenkt und erhielt den Stephansthurm in sein Wappen. Für den Bischof Kollonitz wurde die Cardinalswürde angesucht. Koltschützky erhielt die Erlaubniß das erste Caffehhaus in Wien zu errichten. Auch der Stadtrath zeigte sich dankbar gegen die Vertheidiger Wiens; das Haus des F. M. Grafen Starhemberg wurde von allen bürgerlichen Abgaben befreit und Koltschützky erhielt vom Stadtrathe das Haus Nr. 30 im ehemaligen Judenbezirk der Leopoldstadt zum Geschenke.

Beschießung der Stadt (1809).

Den 11. Mai 1809, am Feste Christi Himmelfahrt, Nachmittags, ließ General Bertrand, sechs Jahre später Napoleons treuer Begleiter auf St. Helena, in der breiten Gasse des Spitelberges das kleine Haus Nr. 12 durchbrechen, um sich von

rückwärts den Weg zur Anhöhe hinter dem kais. Stallgebäude zu bahnen, welches lange und feste Gebäude die französischen Arbeiter deckte. Der Feind hatte nur Feldgeschütz und Abends mit dem Schlage 9 Uhr fing eine hier errichtete Batterie aus 20 Haubitzen zu spielen an.

In Zeit weniger Minuten hatten sich die Bewohner der beschoßenen Stadt in Kellern und feuerfesten Gewölben in Sicherheit gebracht, wo sie die ganze Nacht verweilten. Das Kaiserstein'sche Haus in der untern Breunerstraße gerieth zuerst in Flammen, darauf die Brandstatt, der Trattnerhof und mehrere Häuser am Graben, das Palffy'sche Haus in der Wallnerstraße, das Puchberg'sche in der Weihburggasse, das Soklische im Schlosser- und das Senslische im Steinlgäßchen, in allem 14 Häuser, wobei 17 Personen getödtet wurden. Von den Wällen der Stadt wurde gleichfalls stark gegen diese Batterie gefeuert, wobei die Außenseite der Stallungen vorzüglich litt.

Die Beschießung der Stadt dauerte von 9 bis 12 Uhr ununterbrochen, dann trat ein Pause von einer Viertelstunde ein, worauf sie noch heftiger anfing und bis halb 3 Uhr fortwährte. Über 1500 Haubitzgranaten und glühende Kugeln waren binnen sechsthalb Stunden in die Stadt geflogen, welche um halb 3 Uhr zum Zeichen, daß sie bereit sei zu kapituliren, die weiße Fahne aussteckte.

Beleuchtung.

Die raschen Fortschritte, welche die taghelle Gasbeleuchtung, eine der glänzendsten Erfindungen unserer Zeit, macht und die blendende Helle, welche sie ausströmt, geben kaum dem Glauben Raum, daß in Wiens Straßen noch vor anderthalb Jahrhunderten, noch zur Zeit der Türkenbelagerung 1683 zur Nachtzeit eine totale Finsterniß herrschte und man würde jeden in das Tollhaus geschickt haben, der damals etwas von einer leuchtenden Luft gesagt hätte.

Der Pfingstabend oder der 5. Juni des Jahres 1688 war der Zeitpunkt, an welchem die innere Stadt zum ersten Male mit Laternen beleuchtet wurde. In der Verordnung heißt es: daß „wer die bereits an vielen Orten aufgerichteten Laternen boshafter Weise destruirt, er sei auch wer er wolle, durch Abhackung der rechten Hand nicht im geringsten entgehen wird.“ Die ersten Laternen hingen an Schnüren mitten in der Gasse und mußten beim Anzünden jedesmal herabgelassen werden. Obgleich diese Leuchten wahre Grabeslampen waren, so staunte doch die ganze Welt über das herrliche Licht und die Helle, welche in Wien herrschte und Alles frohlockte, weil aus Nacht Tag geworden sei.

Noch beinahe ein Jahrhundert später, 1766, streicht der gute Fuhrmann die nächtliche Beleuchtung der Stadt folgendermaßen heraus:

„Nicht nur wegen unvergleichlich schönen Kirchen und Profan-Gebäuden hat Wien bei hellem Tag, sondern auch bei stockfinsterer Nacht in ander Wegen ein Majestätisches Ansehen. Das alte Rom wußte sich vor Freuden gewiß nicht zu fassen, da bey triumphirlichen Einzügen, oder sonst bey großen Festinen, die ganze Stadt zur Nachts-Zeit beleuchtet wurde. So ansehnliches Spectakel wird jede Nacht in der Stadt Wien aufgeführet, indem alle Gässen und Straßen mit an die Häuser, mit eisernen Stangen angeheften großen Laternen, und außer der Kaiserlichen Burg mit 1654; der Burg-Platz aber mit 40 brennenden Lampen, die täglich mit Unschlitt gefüllet, und aus dem eigenen Amt im tiefen Graben geliefert werden, illuminiret prangen, und so komod und sicher bey der Nacht, als bey Tage zu gehen, und zu fahren ist. So prächtiges

Ansehen macht die gleichmäßige Beleuchtung vom Burg-Thor aus bis Schönbrunn, wo Sommers-Zeit denen höchsten Herrschaften zu residiren beliebet, und die ganze Straßen mit 452 Lampen erleuchtet wird.“

Die übrigen Vorstädte tappten aber damals noch im Finstern herum; erst unter Joseph II. erhielten diese nach und nach zur Sicherheit und Bequemlichkeit Straßenlaternen und im Jahre 1787 erging der allgemeine Befehl, daß alle Gassen in den Vorstädten, die noch nicht beleuchtet waren, mit der Stadt diese Wohlthat gemein haben sollten. Auch erwählten die Gemeinde Neubau und Neustift sehr bedeutungsvoll den 19. März zur ersten Anzündung der Laternen, um damit das Namensfest des Kaisers zu verherrlichen.

Bellaria (Die)

befindet sich am nordwestlichen Ende der Burg und ist dem Leopoldinischen Trakte und zwar im Niveau mit dem zweiten Stockwerke angebaut. Sie bildet eine gedeckte Zufahrtshalle, unter welcher die Glieder des allerdurchlauchtigsten Kaiserhofes, welche die anliegenden Theile der Burg bewohnen, ihre Equipagen zu besteigen pflegen. Mit dem inneren Burgplatze ist die Bellaria mittelst der großartigen Adlerstiege so wie mit dem Amalienhofe durch Kommunikationsgänge verbunden. Die Bellaria hat, wie die Belvedere oder Bellevue von der schönen Aussicht, ihren bezeichnenden Namen von der freien, angenehmen Lage und der daselbst herrschenden reinen Luft, die von den wehenden Gebirgswinden stets erneuert und erfrischt wird. Vor derselben liegt ein geräumiger freier Raum, welcher den Anfang des schönen Stadtwalls bildet, der sich in gerader Linie bis zum Caffehhause des Paradiesgärtchens erstreckt und den ganzen unten liegenden Volksgarten beherrscht. Sonderbarer Weise wird in der gemeinen Umgangssprache diese Bellaria kurzweg das Billard genannt und man würde bei manchem Plebejer übel ankommen, wenn man ihm mit etymologischen Gründen sein Unrecht vordemonstriren wollte.

Bellegardehof.

Dieses Haus gehört zu den bedeutendsten Zinshäusern der Stadt, indem es jährlich gegen 34000 fl. C. M. abwirft. Es entstand vor einem Jahrzehend aus den drei Freiherr von Gudenus'schen Gebäuden (548), mit dem Schilde zur großen Landeskrone, welches die Ecke der Kammerhof- und der Landeskrongasse bildete, aus dem Hause (547) genannt zur kleinen Landeskrone und jenem (546), welches die Ecke der Landeskron- und der Münzergasse bildete. Durch die Freiin von Gudenus kamen diese Häuser an ihren Gemahl, den Grafen von Bellegarde, Sohne des Feldmarschalls; das Haus hat drei geräumige Höfe, schöne, durch Laternen vom Dache aus beleuchtete Stiegen und wurde nach Plänen des Regierungsrathes Ludwig von Remy erbaut, der sich statt jeder Entgeltung nach seinem Ableben für seine Kinder im Hause ein Freiquartier erbat, welches ihnen so lang überlassen bleiben soll, als sich eines von ihnen am Leben befindet. Das Haus hat drei Eingänge, wobei ausgestellt wird, daß sie von der Münzer- und der Kammerhofgasse in schiefer Richtung gezogen worden sind.

Belvedere.

Dieses kais., auf dem Rennwege liegende Lustschloß führt seinen Namen „zur schönen Aussicht“ mit Recht; auf dem Parterre vor dem Hauptgebäude, noch mehr aber auf dessen Platforme gegen den Garten, genießt man den schönsten Überblick der Stadt und der Umgebung; darum wird auch dieser Standpunkt gewöhnlich von Künstlern gewählt, welche Wien vortheil-

haft im Bilde darstellen wollen. Selten sind daher die dortigen Ruhebänke von Beschauern entblößt, die sich an dem herrlichen Rundgemälde erfreuen, das sich hier dem Auge auf eine wunderbare Art aufrollt, und wobei der Sachkundige nicht unterlassen kann, dem Erbauer des Schlosses für die Auswahl seines Standpunktes die gerechte Anerkennung darzubringen.

Dieser Erbauer ist der als Feldherr und Staatsmann gleich große Prinz Eugen von Savoien, dessen Sommerpalast das herrliche Gebäude war, und wozu er im Jahre 1693 den Grundstein gelegt hat. Der damalige berühmte Hofarchitekt Johann Lukas von Hildebrandt führte den Plan des Prinzen aus, und hat sich und jenem in diesem imposanten und herrlichen Bauwerke, welches erst im Jahre 1724 vollendet da stand, ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Das Belvedere ist ein Doppelschloß; auf der Anhöhe liegt das sogenannte obere und unten am Rennwege das untere Belvedere. Der Haupteingang und die Hauptfaçade des oberen Schloßes liegt gegen Süden, bei der, seit Bestehung der Gloggnitzer Eisenbahn neu eröffneten Linie, wo dem Beschauer das grandiose Eisengitter-Thor mit Eugens kunstvoll verschlungener Chiffre E und S entgegenblickt, ein Meisterwerk der damaligen Schlosserkunst, wie dessen Wien kein zweites aufzuweisen hat.

Durch dieses Gitter betritt man den ungemein großen Vorhof oder Plateau, an dessen beiden Seiten Baumreihen sich hinziehen und dessen Mittelpunkt das große Bassin (S. d.) einnimmt, welches trotz seines bedeutenden Umfanges den Hofraum nicht im mindesten beeinträchtigt. Das hier sich erhebende obere Schloß prangt auf seinem Giebel mit Eugens vergoldetem Wapen, und hat eine großartige gedeckte Einfahrt im ersten Stocke hinauf, an deren unterm Ende die Doppelstatue der bekannten römischen Rossebändiger, die Dioskuren Kastor und Pollux, angebracht sind. Das ganze, mit vier Eckthürmen gekrönte Gebäude, hat die edelsten Formen, und sein Dachrevier ist verschwenderisch mit beinahe hundert Steinfiguren aus der Fabel- und Heldenwelt geschmückt. Es enthält im Mittelpuncte einen großen, ovalen Marmorsaal, zu welchem man über eine sehr breite Doppelstiege und durch eine Colonnade gelangt, dann vierzehn große Zimmer und vier runde Eckcabinette im ersten, und acht Zimmer im obern Stockwerke, welche bekanntlich sämmtlich zur Unterkunft der herrlichen k. k. Gemälde-Sammlung dienen. Dieser große Prachtsaal glänzt von Gold und Marmor, seine Decke ist mit allegorischen Figuren von Carlo Carloni kunstreich bemalt und die architektonischen Nebenwerke sind von Mark Antonio Chianini und von Caj. Tanti. Die darin stehenden lebensgroßen Gemälde Maria Theresiens und Kaiser Josephs II. sind von Anton von Maron.

Die Bildsäule Maria Theresiens im ungarischen Kostüme, so wie jene ihres Gemahls, Franz I., jede 7 Fuß hoch, sind von Franz Xav. Messerschmidt, Verfertiger der Characterbüsten. (S. d.) Dieser Saal theilt das ganze Schloßgebäude in zwei Flügel, deren jeder sieben große Zimmer und zwei Eckcabinette enthält. In der Ecke des linken Flügels befindet sich die schöne Schloßcapelle der Auferstehung Christi gewidmet. (S. d.)

Neben derselben steigt man in jenen Theil des Gartens hinab, welcher vormals der fürstlichen Menagerie gewidmet war, wie dessen sternartig auslaufende Alleen, welche zu den verschiedenen Thier-Behältnissen führten, noch zu erkennen geben. Die heute dort stehenden Häuschen der wachehabenden Invaliden, sind neueren Ursprungs. Die Reste der savoienschen Thiersammlung wurden der kaiserlichen Menagerie in Schönbrunn einverleibt, wo erst im Jahre 1809 ein noch von Eugens Zeit herrührender alter Stein-

adler verendete. Dieser Adler war ein Lieblingsthier des berühmten Mannes, welches er täglich eigenhändig zu füttern pflegte. In dieser Menagerie befand sich 1730 eine zahme, gestreifte Hyäne, die der Wärter wie einen Hund im Käfig herumpeitschen durfte.

Auf der dieser Schloßabtheilung entgegengesetzten Seite befindet sich die Schloßwache, und ein in die Heugasse führendes Thor, nächst welchem sich ein kleiner Blumengarten zeigt. Der eigentliche Garten liegt an der Hinterseite des Schloßes und bildet in seiner obern, aber größeren Abtheilung einen gelinden Abhang mit steinernen, kolossalen Sphynxfiguren, ohne Bäume mit Wiesenplätzen und ein imposantes Parterre, mit geschnittener Buchsbaum-Einfassung, Blumenbeeten und Bassins nach altholländischem Geschmacke decorirt, welcher auch im untern Gartentheile, der übrigens mit schattenreichen Partien versehen ist, vorherrschend bleibt.

Wo die erste obere Gartenabtheilung aufhört, befand sich ehemals ein schöner Wassersturz, bei dem die Fluth durch fünf steinerne Riesenmäuler herabströmte, und vor dem Gebäude des untern Belvederes erblickt man neuerdings zwei Becken, die zwar noch bestehen, aber ihre einstige Bestimmung als Springbrunnen verloren haben.

Das untere Belvedere ist abermals ein Palast, der zwar ohne Stockwerk ist, aber mit seinen Nebengebäuden einen ungemein größeren Raum als das obere Schloß einnimmt. Der Haupttheil besteht ebenfalls aus einem prächtigen Mittelsaale von rothem Marmor und von viereckiger Gestalt, der mit verschiedenen, zum k. k. Antiken-Cabinet gehörigen schätzbaren Alterthümern versehen ist und den Eintrittssaal der merkwürdigen k. k. Ambraser-Sammlung bildet, welche eine längs dem Garten und der schönen Nebenterrasse fortlaufende Zimmerreihe einnimmt, und welche auch deshalb erwähnenswerth ist, weil hier die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, als Braut Kaisers Franz I., und nach ihr am Abend des Jänners 1796 die aus dem Gefängnisse des Tempels endlich befreite und gegen die von Dumourier überlieferten Convents-Deputirten ausgewechselte Tochter Ludwigs XVI., Marie Therese, nachmalige Herzogin von Angoulême, eintraf und während der ganzen Zeit ihrer Anwesenheit in Wien wohnte.

Vom Belvedere aus hielt auch am 6. October 1760 Isabella von Parma, erste Gemahlin Josephs II., einen prächtigen Einzug durch das Kärntnerthor und die Ehrenpforte am Stock im Eisen zur Trauung bei den Augustinern, wobei zum ersten Mal die neuerrichtete ungarische Leibgarde paradirte, welche zu Preßburg den 28. September mit großer Feierlichkeit den Eid der Treue geleistet hatte.

Am Abende des 30. März 1770 wurde im Belvedere wegen der Vermählung der Erzherzogin Maria Antonia mit dem Dauphin Ludwig (als König XVI.), ein glänzendes Hoffest für 6000 Masken gehalten, wobei das ganze obere Gebäude mit 130,000 Lampen beleuchtet war.

Die Nebengebäude des unteren Belvederes dehnen sich nach dem ganzen Rennwege hinab bis zu den Ubicationen des fürstlich Schwarzenberg'schen Sommerpalais aus, und sind der k. k. Arcieren-Leibwache zu Wohnungen angewiesen. Vor dem Hauptgebäude des untern Schloßes befindet sich abermals ein schöner regulärer Vorhof, dessen Gitterthor zum Rennwege hinausführt.

Nach dem Tode des Prinzen Eugen von Savoien im J. 1736 übernahm der kaiserliche Hof von seinen Erben diese herrliche Schöpfung gegen einen jährlichen Lebensgehalt. In den Jahren 1775 und 1776 ward die kaiserliche Gemälde-Sammlung (oder Bilder-Gallerie), die zu den ersten der Welt gehört und woran alle Fürsten

Österreichs seit Maximilian I. mit Liebe gesammelt haben, im obern Schlosse aufgestellt. Im untern Belvedere wurde im J. 1806 die nicht minder merkwürdige Sammlung von Gemälden, Waffen, Rüstzeuge, Kunstsachen und Curiositäten untergebracht, welche früher im Schlosse Ambras in Tirol war und vom Erzherzog Ferdinand, einem Sohne Kaisers Ferdinand I., angelegt wurde.

Im Jahre 1831, als die furchtbare Cholera in Wien erwartet wurde, war das Belvedere mit dem anstoßenden Schwarzenberg'schen Garten, mittelst Abbrechung der, beide Gärten von einander scheidenden Mauer, in Verbindung gesetzt worden, um zur Aufnahme des allerhöchsten Hofes hergerichtet und abgesperrt zu werden. Es wurden sowohl in der untern Abtheilung des Gartens als beim obern großen Bassin geräumige Baroken zur Unterkunft des Militärs und der Dienerschaft errichtet; alle Eingänge waren verrammelt und mit niederdrückender Bangigkeit sah das Publikum der Stunde entgegen, in welcher auch der letzte Eingang sich schließen sollte, als plötzlich auf Befehl weiland Sr. Majestät Kaiser Franz I. alle diese, die öffentliche Niedergeschlagenheit nicht wenig steigernden Vorbereitungen für zwecklos erklärt und abgestellt wurden.

Benedikt (Knecht).

Verbürgen kann es Niemand zwar,
Ob's wirklich auch der Böse war,
Den dort von Reu durchdrungen
Knecht Benedikt bezwungen.
Vielleicht daß unter'm bösen Feind
Der Hang zum Sünd'gen war gemeint,
Der stets mit uns im Streite,
Wie früher so noch heute.

(Joh. N. Vogl.)

Es lebte einst in Wien ein wilder Gesell aus einem ansehnlichen Geschlechte, welches aber die Legende nicht nennt, der sein ganzes Habe mit dem altbekannten dreifachen W, — Wein, Würfel, Weiber — vergeudet und von seinem Schlaraffenleben am Ende nichts hatte, als Gewissensbisse und Anfeindung aller seiner Verwandten und Bekannten.

Dieser Mann hieß Benedikt, hatte durch mehrere Jahre Kriegsdienste geleistet, wobei er zwar viel Muth an den Tag gelegt, sich aber auch den Keim seines späteren wüsten Lebens, welches von Wegelagerung nicht frei war, geholt hatte. Von aller Welt verlassen und von den Furien des Gewissens gejagt, kam er nach Wien zurück, um bei seiner hier lebenden Schwester, die sich nach einem gleichen Sündenleben ins Kloster der Büßerinnen zu St. Hieronymus geflüchtet hatte, Trost zu suchen. Diese gab ihm den Rath, als büßender Laienbruder sich mit dem Richter in seinem Innern und im Himmel zu versöhnen.

Der Ritter schlug mit Ungeduld diesen Rettungsweg ein und wanderte von einem Kloster zum andern, um Aufnahme bittend. Aber überall entsetzte man sich über sein verwildertes Aussehen und über seine Riesengröße und hieß ihn weiter gehen. Endlich kam er zum Stifte der Schotten, wo er einen Pförtner fand, der sein Begehren dem Abte mit dem Beisatze meldete, ein wilder Mann begehre im Hause der Freiung aufgenommen zu werden, um darin Befreiung von seinen Sünden zu finden.

Benedikt wurde aufgenommen, verurtheilte sich selbst zu den niedrigsten Arbeiten und wollte nicht anders als der Knecht Benedikt genannt sein.

Als er einst durch den Klostergang als Hauswächter die mitternächtliche Runde machte, trat ihm der böse Feind entgegen, dem der fromme Lebenswandel eines Mannes, den er schon als sein Eigenthum betrachtete, nicht wenig verdroß, und der Alles daran setzen wollte, sich eine Seele zu erhalten, die er zu verlieren in Gefahr stand. „Thor! rief ihm der gute Freund mit dem Pferdefuße entgegen, der du hier

die Dienste eines gemeinen Dieners, uneingedenk deines ritterlichen Blutes verrichtest, und statt Trinklieder im Kreise schöner Weiber die Vigilien singst! Auf, folge mir, ein Leben voll Lust harret deiner!“

Als der Böse seine Beredsamkeit erschöpft hatte und Benedikt sich anschickte, eine geweihte Stätte zu betreten, ergriff ihn der Versucher, um ihn zurückzuhalten. Hierauf begann ein erbitterter Kampf, in welchem Knecht Benedikt am Ende, seiner riesenmäßigen Kraft und Ausdauer ungeachtet, aus leicht begreiflichen Ursachen dennoch unterlegen wäre, hätte er nicht im Augenblicke seiner bevorstehenden Niederlage Gottes Namen ausgesprochen, wodurch die übernatürliche Kraft des Bösen plötzlich verschwand und derselbe so schwach wurde, daß ihn Benedikt wie einen Gliedermann aufhob und niederwarf.

Lange nachher zeigte man dem Volke im Klostergange noch die Spuren dieses mitternächtlichen Kampfes.

Dieser Bruder Benedikt war einer der merkwürdigsten Männer des Stiftes; er wurde als Volksredner berühmt, Prior des Hauses, Rath und Hofkaplan Albrechts II. und endlich Abt in Seitenstetten, wo er nach einem vierjährigen weisen Regiment auch starb.

Benediction (Päpstliche).

Nach Endigung der hohen Messe, welche Seine Heiligkeit Papst Pius VI. am 31. März 1782, als dem Ostertage mit höchster Feierlichkeit bei St. Stephan gelesen hatte, begab sich derselbe mit der Infel auf dem Haupte durch den mittleren Chor wieder in die Katharinenkapelle, wo er unter Beihülfe der beiden Kardinaldiaconen die Pontificalkleidung ablegte, und auch die übrigen Assistenten ihren Kirchenornat auszogen, sodann mittelst einem Gebete seine Danksagung verrichtete und in Begleitung der drei Kardinäle Migazzi, Bathiany und Herzan, in Rochet, Mantellet und Mozzet, unter Vortretung der übrigen Geistlichkeit in eben jener Kleidung, wie er nach dem St. Stephansdome gekommen war, durch das Thor dem Bischofshofe gegenüber, aus der Kirche zog, mit den beiden Kardinälen Migazzi und Bathiany sich in den Hofgallawagen setzte und über den hohen Markt nach der k. k. Kriegskanzlei auf den Hof fuhr, um von dem Balkon der Kirche den vorher durch Mandate und Kanzelverkündigung öffentlich bekannt gemachten feierlichen päpstlichen Segen und vollkommenen Ablaß dem Volke zu ertheilen.

Auf dem durchaus roth spalirten und mit Teppichen belegten Balkon war ein goldreicher Baldachin errichtet, mit einem dergleichen vorwärts gegen das Volk gestellten hohen Arm- und Lehnsessel, diesem gegenüber lag auf einem vergoldeten Tische die zu dieser h. Handlung nöthige Kleidung sammt der Thiara.

Eine Volksmenge von mehr als 30,000 Personen aus allen Klassen und Ständen hatte sich auf dem Hofe versammelt, und alle angrenzenden Plätze und Straßen waren mit Menschen angefüllt.

Als der Papst in dem für ihn zubereiteten Zimmer im Hofkriegs-Gebäude ankam, wurde er nach einem kurzen Verweilen mit dem weißen Pluvial bekleidet, die Kardinäle aber legten ihre rothen Kappen mit aufgebundenen Schleppen an. Der Kardinaldiacon Bathiany setzte sodann dem heil. Vater die Thiara auf's Haupt, und so bestieg er unter Begleitung der genannten drei Kardinäle, der beiden anwesenden Bischöfe in ihrer blauen Kleidung, und unter Vortragung des päpstlichen Kreuzes durch den Subdiacon in blauer Kappe, zwischen zwei silbernen Leuchtern, mit aufgesteckten brennenden Wachskerzen, welche die Ceremoniarien zweier Kardinäle trugen, den Balkon, ließ sich auf den bereit stehenden Sitz nieder und sang unter Antwortung der k. k.

Hofmusik die Absolution über das versammelte Volk, erhob sich sodann, segnete die anwesende Menschenmasse dreimal, nämlich zur Linken, in der Mitte und zur Rechten und sang in lateinischer Sprache: „Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes komme über euch und bleibe bei euch allezeit, Amen.“—

In demselben Augenblicke, als der h. Vater die Hand zum Segen erhob, wurde auf der Freiung von dem daselbst postirten Grenadier-Commando durch eine Salve das Zeichen gegeben, worauf alsbald von den Wällen rings um die Stadt die Kanonen abgefeuert wurden, um alle Gläubigen zum vorgeschriebenen Gebete zur Erlangung des verheißenen vollkommenen Ablasses zu ermahnen.

Nach ertheiltem Segen setzte sich der Papst nieder; dann beugte sich der erste Kardinal-Diakon Bathiany vor ihm und bat ihn im Namen des Volkes mit den Worten um Ablaß: „Indulgentias, beatissime pater“ (den Ablaß heil. Vater), worauf der Papst antwortete: „Plenariam“ (vollkommenen). Diesen verkündete nun der Kardinal dem Volke von dem Balkon hinab auf einem eigenen Zettel, mit den schon bekannten Bedingnissen in lateinischer Sprache und warf sodann den Zettel in vielen tausend Exemplaren über den Balkon hinab.

Nach der im Seitenzimmer geschehenen Entkleidung, sowohl des h. Vaters als der Kardinäle, ging der Zug in der nämlichen Ordnung wie vorher, unter beständiger Ertheilung des päpstlichen Segens über die Freiung durch die Herrngasse in die k. k. Burg, in welcher der Papst die Zimmer der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia bewohnte, zurück.

So endete sich diese für die Kaiserstadt und für die Metropolitankirche derselben so herrliche und in der Geschichte Wiens einzige Feierlichkeit. Der Altarstein, auf welchem Pius VI. das h. Opfer bei St. Stephan verrichtete, wird zum ewigen Andenken in der Schatzkammer aufbewahrt.

Berghof (Der)

befindet sich in der Krebsgasse (510) zwischen dem Freiherrl. Sina'schen Hause am hohen Markte (511) und der Rückseite des Neustädterhofes in der Preßgasse (508) und ist urkundlich das älteste namhaft bekannte Haus der Stadt.

Dieser Berghof wurde von dem babenbergischen Markgrafen Leopold dem Heiligen, der hier einen Gejaidhof hatte, erbaut und hat seinen Namen beinahe durch ein Jahrtausend bis heute erhalten. Die von der Umgebung nach Wien kommenden Weinbauern zahlten hier ihre Abgaben, und wahrscheinlich die Schiffsleute auch, welche am Salzgries anlegten.

Da dieses Haus gegen das nahe dabei liegende niedrige Donaugelände auf einem Berge stand, so leiten einige Chronisten von dieser Lage seinen Namen Berghof ab. Das scheint aber nicht richtig zu sein, denn in alten Zeiten hieß das Gebäude auch Perkhof und Birkhof.

Das Städtchen Wien blieb nach Vertreibung der Römer durch barbarische Völker mehrere Jahrhunderte hindurch in seiner Zerstörung liegen, während welcher Zeit ein junger Birkenwald aus den Ruinen hervorgeschossen sein mag. Die ersten babenbergischen Markgrafen bauten dort, wo der Berghof liegt, ein Jägerhaus, welches ganz mit Waldung, besonders mit Birken umgeben war, und daher der Hof im Birkenwald oder Birkenhof genannt wurde.

Von dem Gemäuer des uralten Berghofes soll noch heute ein bedeutender Rest vorhanden sein; der untere Theil des Neustädterhofes bis zum ersten Stocke soll daraus bestehen. Bei einem im Berghofe

vorgenommenen Bau wurden zwei Ziegel der X. römischen Legion von Jos. Widmann gefunden und zwei andere kamen im nebenliegenden Neustädter Klosterhaus, als dasselbe neu aufgeführt wurde, zum Vorschein.

Diese vier Ziegel sind bei Geusau abgebildet. (Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Wien 1789).

Der Berghof gehört dem Freih. von Bourgeois.

Bergel

oder am Bergel heißt die Stadtgegend von der Adlergasse in das Rothgäßchen, weil sie in der That am Fuße eines Bergleins liegt, wie das genannte Gäßchen und die aufsteigende rothe Thurmstraße zeigt.

Bergl-Haus (Das)

auch das „Haus am Bergl" genannt, liegt zwischen der Dominikanerkirche und dem Barbarastifte; es führt heute die Nr. 667 und gehörte ehemals, wie das genannte Gebäude dem Jesuiterorden. Es erstreckt sich bis auf den Stadtwall, wohin ein schmales Gäßchen führt, und wurde nach Aufhebung des Jesuiterordens, vermöge Verordnung der k. k. Hofkanzlei vom 22. März 1777, mit der Einrichtung des Kellers an Joseph Gerold um 12000 fl. verkauft. Es gehört noch heute in seiner einstöckigen, niedrigen, alterthümlichen Form dem Buchhändler Gerold, der seine Druckerei darin errichtet hat.

Bergopzoomer (Johann und Katharina).

Bergopzoomer wurde den 9. Sept. 1742 in Wien geboren; zuerst war er Buchdrucker, dann machte er als Soldat den siebenjährigen Krieg mit und betrat auf Zureden des Schauspielers Weiskern 1764 in Wien das Theater.

Vier Jahre später wurde sein erstes Lustspiel „der Offizier" dargestellt, dem mehrere folgten. Später war er in München und Innsbruck bei der Kurzischen Gesellschaft vier Jahre lang Prinzipal einer trefflichen Truppe und dann in Prag und Wien wieder Schauspieler. 1781 zog er nach Braunschweig, wo seine Frau engagirt war. Er starb am 12. Jänner 1804 als Hofschauspieler in Wien.

Seine polternden Alten, Charakterväter und Tirannen haben ihn berühmt gemacht. Von seinen dramatischen Stücken wurden neun gedruckt und nebstdem wurden 16 nicht gedruckte aufgeführt.

Seine Frau Katharina, geb. Leidner, genannt Schindler, geb. zu Wien 1753, erhielt daselbst ihre erste Bildung und wurde nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern, von ihrem Schwager, dem Maler Schindler adoptirt, unter dessen Namen sie auch 1770 als Sängerin die Bühne betrat. Vier Jahre war sie in Wien, machte dann eine Kunstreise durch Deutschland und ging später nach Italien, wo sie ebenfalls Anerkennung fand. 1776 kehrte sie nach Wien zurück, verheirathete sich dort mit dem Vor. und war bis 1781 die beliebteste Sängerin des Hoftheaters. 1782 kam sie zur ital. Oper nach Braunschweig, verließ jedoch dieses Theater nach dem Tode ihres Gatten und ging als erste Sängerin nach Prag, wo sie 1788 starb.

Ihre Stimme war vom reinsten, gediegensten Klange, ihr Vortrag vollkommen kunstgerecht und von dem innigsten Gefühle beseelt, dabei ihr Darstellungstalent nicht unbedeutend. War auch die Opera seria ihr eigentlicher Wirkungskreis, so hat sie doch auch in der Opera buffa mit Glück und Erfolg gewirkt und in ihrer Blüthenzeit soll ihre Laune bezaubernd gewesen sein.

Berliner Handschuhe (Die).

Der k. k. Feldmarschall Andreas Graf von Hadik (geboren 16. October 1710, gestorben 12. März 1790), führte im baie-

rischen Erbfolgekriege den 15. October 1757 eine Unternehmung aus, die seinen bereits erworbenen Kriegsruhm nicht wenig vermehrte. An dem besagten Tage, dem Namenstage der Kaiserin **Maria Theresia**, bemächtigte er sich mit 3000 Husaren plötzlich und ganz unerwartet der Stadt **Berlin**, und zog, nachdem er eine Contribution von 310,000 Thalern ausgeschrieben und sich sechs preußischer Kriegszeichen bemächtigt hatte, wieder von dannen, ehe der Fürst von Dessau den Berlinern zu Hülfe kommen konnte. Der Kaiserin schickte **Hadik** aus dieser Stadt vierundzwanzig Paar feine Frauenhandschuhe als ein ritterliches Geschenk.



Bernardon.

Dieser Mann hieß eigentlich Joseph Felix von Kurz, und wurde in Wien um 1715 geboren; er betrat hier, ein ungemeines Talent fürs **Niedrigkomische** fühlend, 1737 das Theater, wo er später als Director, lange Zeit hindurch sowohl durch seine selbst gemachten Stücke, als durch sein Spiel großen Beifall fand. Nach Stranitzky war Prehauser beinahe ausschließlich das Haupt der Burleske gewesen, gegen 1745 aber trat **Kurz** als Nebenbuhler auf, der darauf los ging, den Bühnenthron des Hannswurstes zu stürzen. Kurz war jung, wohlgebildet und mit vielen Anlagen begab. Er hatte

in einer Rolle als Bernardon besonderen Beifall erhalten und faßte daher den Entschluß, künftig immer in dieser Rolle aufzutreten. Er verfaßte die Stücke selbst und sein fruchtbares Genie schien in Erfindung unerschöpflich zu sein. Man sah durch lange Zeit nichts als Bernardoniaden, nämlich: Bernardon's Unglücksfälle; Bernardon der 30jährige ABCschütz; Bernardon's Versprechen; Bernardon's Heirath; Bernardon im Tollhause; Bernardon der calecutische Großmogul u. s. w. Außerdem gab es noch eine Menge anderer Stücke, worin immer Bernardon die Hauptperson war, z. B. die eilf kleinen Luftgeister; der Buben- und Weiberkrieg; der Feuerwedel der Venus u. a. Alle diese Stücke wurden extemporirt und nur die Arien waren gedruckt. Bisher war der Charakter des Hannswurstes blos Dummheit gewesen, jener des Bernardons war aber aus Dummheit und Spitzbüberei zusammengesetzt, worin Kurz die größte Mannigfaltigkeit hervorzubringen wußte.

Unter dem Schutze dieser Rolle war er so dreist, den ersten Personen im Staate von der Bühne herab die bittere Wahrheit zu sagen, was sehr beklatscht wurde und wodurch er sich viel Beifall erwarb. Diese Stücke waren reich ausgestattet mit Maschinen, Feuerwerken und Verkleidungen; selbst die Anschlagzetteln prangten mit Teufelsfiguren und anderen Fratzenbildern. Der Zulauf zu diesen Bernardoniaden war daher unglaublich, und einige wurden bei übervollem Hause dreißig Mal nach einander gegeben. Selbst der Hof besuchte sie. Maria Theresia sah den Kurz gern spielen, bis er durch eine unverschämte Antwort, die er ihr einst gegeben, so in Ungnade fiel, daß er nie mehr vor ihr erscheinen durfte.

Die vorstehende Abbildung zeigt uns den Bernardon als kölnischer Stadtsoldat, von ihren rothen Röcken „Funken" genannt; beauftragt einen Signalschuß loszubrennen, hat er vorher sein Testament gemacht, welches er in seiner Tasche hat.

Kurz trat 1759 von der Wienerbühne ab, wodurch die Burleske den ersten empfindlichen Stoß erhielt. Der Charakter dieses stabilen Theaterheros war dem des Scapino der italien. Maskenkomödie ähnlich. Dies Genre nannte man Bernardoniaden, und sie fanden nicht nur in Wien auf dem Leopoldstädter Theater ungemeinen Beifall, sondern wurden auch im übrigen Deutschland gegeben. Veredelt schon waren die Donaunymphe, die Teufelsmühle, die Sternenkönigin u. s. w. Als der Zulauf in Wien anfing nachzulassen, reiste er mit einer Truppe nach den Reichsländern, errichtete 1774 eine Truppe in Warschau, gab dieselbe aber nach einigen Jahren wieder auf und starb 1786.

Bertholdo.

Der ehemals bestandene Gebrauch lateinischer und französischer Wörter im Geschäftsstyle, hat seiner Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit ungeachtet, zuweilen doch etwas Gutes gestiftet. Ein Beleg hiezu liefert uns der Brandenburgische Resident und Kammerrath, Christian Friedrich Bertholdo, der die wichtige Mission hatte, in Wien im Namen des Churfürsten Friedrich III. zu Brandenburg und Herzog von Preußen, die Verhandlung wegen Verleihung des Königtitels zu führen.

Die Sache fand Anfangs große Schwierigkeiten; Bertholdo erhielt daher von seinem Hofe in Zifferschrift die Weisung, er solle vorzüglich den P. Wolf, der damals viel Einfluß hatte, evitiren (umgehen, ausweichen), weil dieser sehr dagegen sei.

Der Dechiffrirer des Herrn Bertholdo versah sich bei der Auslegung der Schrift und setzte employiren statt evitiren. Obgleich dem Unterhändler dieser

Befehl sehr befremdete, so befolgte er ihn doch und bat den P. Wolf persönlich um seine Unterstützung. Diesem kam die Visite des Bertholdo ebenfalls sehr seltsam vor; er nahm ihn aber wohl auf und sagte: „Ich bin zwar der Sache nicht sehr zugethan gewesen; weil ich aber sehe, daß der Herr Churfürst mir so viel Vertrauen schenkt, so werde ich nicht mehr dagegen sein.“ — Von der Stunde an nahm die Verhandlung einen rascheren Gang und in Kurzem ein so glückliches Ende, daß der Churfürst Friedrich sich am 18. Jänner 1701 in Königsberg unter großen Feierlichkeiten, die beinahe zwei Monate währten, und gegen vier Millionen Thaler kosteten, die Königskrone aufsetzte.

Bethäuser (Die) der augsburgischen und helvetischen Confessionen.

Das Bethaus der evangelisch-lutherischen Gemeinde befindet sich in der Dorotheergasse (1113) und daran stößt (1114) jenes der reformirten Gemeinde. Beide wurden 1783 und zwar auf einem Theile des Grundes des damals aufgehobenen Königsklosters erbaut.

Sie haben jedoch nach der Vorschrift des Toleranz-Ediktes weder Thürme noch Glocken, auch keinen öffentlichen Eingang von der Straße, sondern durch den Hanshof. Anfangs hatten sie eine messingene Klappe am Giebel.

Jenes der helvetischen Confession ist geschmackvoll von Nigelli gebaut und hat eine schöne marmorne Kanzel.

An der Stelle dieses Bethauses stand ehemals das Gebäude der Ritter von Khevenhiller; hier starb Augustin von K. 1519 und Bernhard 1548, die beide bei St. Dorothea begraben wurden.

Im Bethause der evangelisch-lutherischen Gemeinde ist das schöne Altarblatt von Linden. Über dem Altare verewigt eine goldrahmige Quadrattafel das Andenken der von Kaiser Joseph II. erhaltenen Wohlthat durch die Inschrift:

Josepho Secundo, Optimo maximo, grati
August. Confess. Addicti R.R.
M.DCC.LXXXIII.

Beide akatholischen Gemeinden feiern noch heute alljährlich ein Toleranzfest.

Sie behaupten unter der protestantischen Bevölkerung des Kaiserthums eine der ersten Stellen.

Die augsb. Conf. zählt im Kaiserstaate gegen 1,220,000 Bekenner, wovon auf die ungarischen Lande 1,050,000 kommen. Die helvetische Confession zählt in der ganzen Monarchie 2,090,000 Anhänger, wovon auf die ungarischen Lande (Ungarn, Siebenbürgen und Militärgrenze) 1,980,000 kommen. Von allen österreichischen Provinzen zählt nur Tirol keine Protestanten. In dem Decennium von 1828 bis 1838 wurden unter 1,713,248 Ehen der nicht ungarischen Provinzen 12,120 gemischte Ehen geschlossen, d. h. eine auf 141.

Bettelwesen (Vorzeitiges).

Die Bettelei war in der Vorzeit für Wien, wie allenthalben, eine große Plage. Es wurden daher zu allen Zeiten Verfügungen getroffen, dem Bettlerunwesen Schranken zu setzen. Friedrich III. gab während der Minderjährigkeit des Prinzen Ladislaus 1443 eine merkwürdige strenge Ordnung über die Bettler und Müßiggänger; diese Ordnung enthielt auch ausführliche Vorschriften für den Bettelvogt, Sterzmeister genannt.

Diese Verfügung zeigt, daß das Bettelwesen damals förmlich organisirt war; wir ersehen daraus auch, wie häufig und allgemein Müßiggang und Arbeitscheu und wie zahlreich und unverschämt das Betteltvolk selbst war. Eben so erfahren wir daraus, daß schon damals an allen Freithöfen in der innern Stadt und in den Vorstädten Stöcke und sogenannte Brecheln

zur öffentlichen Bestrafung der Ausschweifungen der Bettler angebracht waren.

In dieser Bettlerordnung wird das Betteln wie ein erlaubtes Geschäft, wie eine Art Innung betrachtet; denn es wird darin nur das Almosenbegehren derjenigen, welche ein ordentliches Brot und eigenes Erbgut besitzen, so wie das laute Singen und Behelligen an den öffentlichen Plätzen und auf den Freithöfen, ferner das Erheucheln böser, ekelhafter Blattern, fallender und anderer, Abscheu erregender Sucht, so wie falscher Schwangerschaft mit aufgebundenen Kissen, und endlich das Ausleihen der Kinder, die ordentlich verzinst wurden, unter eigener Pön verboten.

Der öffentliche, ärgerliche Strafapparat der Brecheln und Bettlerstöcke verschwand erst unter Maximilian I. (starb den 12. Jänner 1519), zu gleicher Zeit mit den Freithöfen bei den Kirchen.

Noch lange nach der Regierung dieses Kaisers aber sah man in Wien, wie es noch in einigen Gegenden von Frankreich und Italien geschieht, in den verschiedenen Bezirken der Stadt und der Vorstädte, besonders in abgelegenen Gäßchen und in den bestandenen sogenannten Lucken (oder kleineren Vorstädten), zahlreiche hölzerne und blecherne Büchsen und Becher mit einer Öffnung im Deckel, die groß genug war, daß man ein kleines Geldstück hineinwerfen konnte. Oft vertrat ein alter Beutel von Leder oder Tuch die Stelle dieser Bettelbüchsen. Andere waren an Bäumen befestigt und hingen an den Straßenseiten, ohne daß Jemand sie bewachte, und doch wurde nie ein solcher sich selbst überlassener Almosenstock entwendet.

Den schon so oft in Wien und in Österreich publicirten Verordnungen gemäß, wegen Einstellung des Bettelns, ward den 12. September 1718 „vermög ernstlich erlassener kaiserl. Verordnung, allen Studenten, Handwerksburschen, beschädigten Soldaten, andern armen Manns- und Weibspersonen, wie auch Kindern, dienstlosen Personen, Eremiten, Pilgern, Abbrändlern, Kirchensammlern, Niemand ausgenommen, das bisher geübte Betteln und Singen in- und außer den Häusern, auf den Gässen und Straßen bei Tag oder Nacht nicht allein in der Stadt selbst, sondern auch im ganzen Laude mit Bestrafung Derjenigen, welche dergleichen Bettelleuten und Müßiggehern Unterschleif geben, dergestalt gänzlich verboten, daß kein Bettler mehr hereingelassen, die herin befindlichen entweder alsobald sich von hier in ihr Vaterland oder zu der Grundobrigkeit begeben, widrigen Falls aber durch die aufgestellten Wachen gefänglich eingebracht und entweder durch den gewöhnlichen Schub abgeführt, oder mit ihnen nach den kaiserl. Patenten verfahren, und die noch sich kräftig befindenden zu den Manufakturen, oder nach Beschaffenheit der Umstände auch in das Zuchthaus zur Arbeit geschaffet werden sollen.“

Das zum wahren Gewerbe gewordene Betteln war auch in der That keines von jenen, die am wenigsten eintrugen. Alle gangbaren Straßen und öffentlichen Plätze, vorzüglich die Eingänge von Kirchen, Freithöfen und Klöstern, waren mit Geschöpfen jeden Alters, von dem armseligsten Aussehen besetzt, welche Lumpen, Schmutz, ekelhafte Krankheiten und jämmerliche Leibesgebrechen zu Gegenständen des Mitleids machten.

Man glaube aber darum nicht, daß eine schlechte Verwaltung oder die Unzugänglichkeit der vielen milden Anstalten die Ursache dieser einst allgemein verbreitet gewesenen Erscheinung war. — Das Übel lag tiefer und zwar darin, daß das Elend dieser Leute ihr eigentliches Gewerbe war. Sie von ihren Krankheiten zu heilen, würden sie für Raub, und ihnen eine Beschäftigung zu geben, würden sie für Tyrannei gehalten haben. Der Müßiggang war ihr Beruf,

ihre Bestimmung; Krankheit und Krüppelhaftigkeit ihr Vermögen. Auch war damals die öffentliche Aufklärung noch so wenig vorgeschritten, daß die ganze Welt diese Meinung mit den Bettlern theilte. Und in der That war es erst der neuen Gesetzgebung vorbehalten, das Übel großen Theils zu heben; — wir sagen großen Theils, denn noch immer ist die Grundlosigkeit des Satzes, daß ein krankes Bein besser als ein Handwerk, und ein gelähmter Arm ein Schatz sei, nicht erwiesen.

Übrigens fehlt es auch dem Bettlervolke, wie jeder anderen Classe der Stadtbewohner, nicht an markirten, oder in ihrer Art hervorragenden Individuen.

So erwähnt der Geschichtschreiber Thomas Ebendorfer von Haselbach eines Wiener-Bettlers der Vorzeit. Er erzählt: Johann von Schwaben, der unselige Mörder Kaiser Albrechts **I.** habe nach vollbrachter Schandthat im wilden, verzweiflungsvollen Herumirren durch Wald und Wüste in einem verborgenen Bergwinkel mit einer, ihn nicht kennenden Hirtin einen Sohn erhalten, Lothar genannt, der in den Tagen der Herzoge Rudolph's des Weisen und Albrecht's mit dem Zopfe zu Wien am neuen Markte wie ein blinder Bettler mit jungen, frischen Gesichtszügen, aber kreidenweißem Haare die allgemeine Aufmerksamkeit aller Bewohner der Hauptstadt auf sich zog. Dieser auffallende, bettelnde, junge Greis oder greise Jüngling versammelte täglich durch anziehende Lieder aus der Vorzeit, und durch die vielfach aufgeputzte Kunde seiner verhängnißvollen Abkunft die neugierige Menge in großen Haufen um sich, und wurde bald der Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Der genannte Gewährsmann versichert, diesen sonderbaren Bettler oft mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Bei der den Bewohnern Wien's angebornen Liebe zur Mildthätigkeit, läßt sich erwarten, daß dem räthselhaften Bettelmanne ein reichliches Almosen zugeflossen sein wird; dieser befand sich daher jeden Falls wohl dabei, mag nun die Angabe seiner Abstammung in Wahrheit gegründet oder eine bloße Finte gewesen sein. Es fehlt auch der neueren Zeit nicht an originellen Bettler-Exemplaren; denn es ist bekannt, daß das Subject, welches einen schweren Silberlöffel hervorzog, um eine an der Pforte der P. P. Franziskaner oder Capuziner zugetheilt erhaltene Klostersuppe zu essen, nicht die Erfindung jenes dramatischen Volksdichters ist, der diesen Sittenzug auf die Bühne gebracht hat, und daß unsers Wissens jener Besitzer eines schuldenfreien Hauses in einer fernen Vorstadt, der in der innern Stadt und in andern Vorstädten in einer angemessenen Kleidung Tag für Tag fechten (oder betteln) ging, noch nicht im Verzeichnisse der Verstorbenen aufgeführt worden ist.

Bettlerstiege (Die) auf der Laimgrube.

Dieser Bettlerstiege geschieht schon in Urkunden unter Albrecht dem Lahmen und seinem Sohne Rudolph **IV.** Erwähnung. Diese Vorstadtgegend ist von gemischter Beschaffenheit, denn ihre wenigen Winkelhäuserchen, die viel Ähnlichkeit mit Mausfallen und Eulenhöhlen haben, gehören nach ihrer Territorialeintheilung theils zur Vorstadt Laimgrube, theils zur Windmühle. Dieses Treppengäßchen, das noch heute seiner Armseligkeit wegen, mit Recht den Namen Bettlerstiege führt und die Berggasse am Magdalenengrund ('s Bergl am Ratzenstadl) können einander den Vorzug streitig machen, die steilsten und zugleich auch schmalsten öffentlichen Verbindungswege im Umfange der Kaiserstadt seien.

Bei der Bettlerstiege ist diese Beschaffenheit um so bedauerlicher, als sie in

einer weiten Ausdehnung der einzige Punkt ist, mittelst welchem der lebhafte Verkehr der Vorstädte Laimgrube, Spitelberg und St. Ulrich mit der Theatergegend an der Wien und der Vorstadt Wieden unterhalten wird.

Zu jeder Jahreszeit wimmelt diese Stiege, deren beiderseitige Wände man mit ausgebreiteten Armen berühren kann, von Vorübergehenden, und die fünfzig in drei Absätzen abgetheilten Stuffen werden in Stundenfrist tausend und wieder tausend Mal betreten. Dieses schon an sich selbst sehr beschwerliche Treppensteigen wird aber zur Winterszeit, wenn Schnee und Eis jeden einzelnen Tritt zu einer kleinen Schlittbahn gemacht haben, wahrhaft lebensgefährlich; zu dieser Zeit kann man daher die ganze Länge dieser abschüssigen Stiege mit einem russischen Rutschberge vergleichen, und wer hier beim Herunterfahren mit einem blauen Rücken davongekommen ist, der kann sich rühmen, ein Glückskind zu sein.

Seit einiger Zeit erfreut sich die Bettlerstiege einer guten Beleuchtung, was in mehr als einer Hinsicht ein Bedürfniß war; seit dieser Zeit kann man auch sagen, daß es auf dieser steinernen Hühnerleiter bei Nacht heller als bei Tage ist. In den häuslichen Räumen dieser Stiege, besonders in den unteren Stockwerken herrscht der hyperboreische Tag oder die ewige Nacht; nicht einem Sonnenstrahl ist es seit Jahrhunderten gelungen, in diese enge Mauerschlucht ein Fünkchen Licht oder ein Theilchen Wärme einzuschwärzen. Um dieses noch mehr zu verhindern, sind einige lichtscheue Bewohner oder fledermausartige Bewohnerinen dieser zinstragenden mittelalterlichen Verließe beflissen, die ohnehin in einem sehr kleinen Maßstabe hergestellten Fensterlein ihrer Wohnungen mittelst herabgelassenen Plahen zu wahren Tempeln der Nacht zu machen, die aber mit jenem zu Schönau keine Vergleichung aushalten.

Die Bettlerstiege hat ihren Namen nicht etwa von ihrer äußeren bettelhaften Form, sondern von ihrer einzigen Bestimmung erhalten; denn zur Zeit, als auf der Laimgrube sich noch das Franziskanerkloster St. Theobald erhob, welches dem heil. Capistran während seiner Anwesenheit in Wien zum Aufenthaltsorte diente, und als die Niederung des dortigen Bergzuges bis zum Mariahilferberge noch die Kothlucke statt Kothgassse (was sie in der That war) hieß, war dieses Stiegengäßchen der Sammelpatz und Standort der zudringlichsten und verschmitztesten Classe der Wiener-Bettler; man kann sagen, daß diese lumpentragende After-Innung hier ihre Hauptzeche aufgestellt hatte.

Die Vorliebe der Mendicanten für diese Gegend muß mehreren Ursachen zugeschrieben werden. Die über die Laimgrube nach Burkersdorf führende Reichsstraße war nämlich durch die ganze Zeit, als die Beherrscher Österreich's auch die deutsche Kaiserkrone trugen, von allen Straßen Wien's die wichtigste und besuchteste, und folglich für die bettelnden Wegelagerer schon in dieser Hinsicht der beste Erwerbsort. Jenseits der Laimgruber-Hauptstraße in der ersten Nähe der Bettlerstiege breitete damals das Kroatendörfel (oder die Vorst. Spitelberg) seine zahlreichen Schenken und Garküchen aus, worin die Gatterklopfer (Gitterklopfer) und Fechtbrüder mit ihren Gesellinen nach vollbrachtem Tagewerke sich gütlich thaten, bevor sie sich in ihre finsteren Schlafstätten in der Kothlucke zurückzogen.

Als Curiosität mag hier noch bemerkt werden, daß im J. 1795 auf einem eigenen Leiterwagen eine große Summe Kupfergeldes in vielen Säcken, das ein einziger auf der Betterstiege wohnender Bettler den mitleidigen Seelen abgeschlichen hatte, auf die Schranne am hohen Markt geführt und dem Polizeifond übergeben wurde.

Beute (Türkische).

Die Beute, welche Wien nach der zweiten türkischen Belagerung 1683 im feindlichen Lager fand, war unermeßlich und belief sich nach der Türken eigenem Bericht über zehn Millionen Gulden. Welche Quantität von Munition und Kriegsrüstungen noch zurückblieb, ist aus dem zu ersehen, was in die Zeughäuser der Stadt eingeführt wurde, nämlich: 2000 Zentner Pulver (man hat zwar 4000 Zentner bekommen, allein durch Unachtsamkeit eines Christen, ist den 13. Sept. Morgens die Hälfte davon im Feuer aufgegangen); 4000 Ztr. Blei, 18,000 metallene und 20,000 eiserne Handgranaten, 10,000 Krampen und Schaufeln, 6 Ztr. Lunten, 20,000 Brandkugeln, 50 Ztr. Harz und Pech, 10 Ztr. Petrolium und Katharina-Öhl, 500,000 Pfund Leinöhl, 50 Ztr. Salpeter, 30,000 Stück verschiedenes Minir-Zeug, 50 Ztr. Zeltmacher-Leinwand, 200,000 härene Sandsäcke, 80 Ztr. türkische Hufeisen und Nägel, 50 Ztr. Batterie- und Brücken-Nägel, 1100 Pechpfannen, 4000 Schaffeln, 20 Ztr. Bindfaden von Kamehl- und Ochsenhaaren, 2000 Hellebarden, 400 Sensen, 500 Janitscharen-Röhre, 600 Säcke gesponnener und ungesponnener Baumwolle, 10,000 ungefüllte Wollsäcke, 2000 eiserne Platten auf Schilde und Rundtätschen, 100 Ztr. Schmeer und Unschlitt, 2000 Janitscharen-Pulverhörner, 2000 lederne Pulversäcke, 4 Blasbälge zu glühenden Kohlen, 50 Ztr. ungearbeitetes Eisen, 200 hölzerne Wagenwinden, 4 ganze Karthaunen, an deren Wägen die Axen von Eisen waren, und wovon eine mehr als 20 Ztr. wog, auch die Räder waren kugelrund und mit eisernen Reifen beschlagen, 1000 große Bomben, 18,000 verschiedene Kugeln, 160 große und kleine Stück, 10 Mörser, 1 Haubitze, 16 große Amboße, 200,000 Brandröhren auf große und kleine Granaten, 8000 leere Munitionswägen, eine große Anzahl dicker Seile zum Stück führen. So hat man auch nebst des Großveziers prächtigem Zelte 15000 andere, theils vornehme, theils gemeine Zelte, 10000 Büffel- und andere Ochsen, 5000 Kamehle, 100,000 Malter Früchte, viele Maulthiere, Rinder und Schafe und andere Thiere erbeutet, wovon das Meiste den Soldaten Preis gegeben wurde, die bald eine Heerde Vieh, bald eine Heerde gefangener Türken vor sich her trieben.

Bevölkerung.

Nach der im Jahre 1843 stattgefundenen Seelenzählung besteht die Bevölkerung der Stadt und der Vorstädte ohne Militär, in 83,724 Familien, welche zusammen 183,454 männliche und 192,479 weibliche, im Ganzen 375,933 Seelen zählen. Dieser Populationsstand hat sich gegen den des Jahres 1840 pr. 357,927 Seelen um 18,006 vermehrt. Um zu sehen, wie außerordentlich sich die Bevölkerung Wien's von einem Conscriptionsjahre bis zum andern, d. i. von drei zu drei Jahren, vermehrt, darf man nur auf das Jahr 1834 zurückgehen, wo die Bevölkerung in 326,353 Seelen bestand, und sich bis 1837 um 8147 Seelen vermehrte. Die Bevölkerung des Jahres 1837 von 334,500 Seelen hat sich gegen 1840 mit 357,927 Seelen um 23,427 Seelen vermehrt. Im Ganzen also hat sich der Populationsstand von 1834 bis 1843, mithin innerhalb neun Jahren, um 49,580 Seelen vermehrt. — Wenn wir das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander betrachten, so zeigt sich, daß die weibliche Bevölkerung die männliche noch übersteigt, jedoch nicht mehr so bedeutend wie früher. Im J. 1834 hat das weibliche Geschlecht das männliche noch um 20,001, 1837 nur um 12,386, 1840 um 11,441 Köpfe, und 1843 nur mehr um 9025 Köpfe überstiegen. Welch' für das weibliche Geschlecht erfreuliches Resultat; denn vielleicht in Kurzem wird die Zahl der

Männer jene der Weiber übertreffen. — Rechnet man die Garnison und Militärs mit 15000 Seelen zu der oben angegebenen Summe der männlichen Bevölkerung, so kann man mit Grund annehmen, daß schon dermalen in Wien die Zahl der Männer jener der Weiber gleichkommt. Unter der männlichen Bevölkerung befanden sich im J. 1843, 615 Geistliche, 3485 Adelige, 5823 Beamte und Honoratioren und 13,182 Gewerb-Inhaber, Künstler, Kunstzöglinge und Akademiker.

Im Jahre 1843 wurden 3686 Paare getraut.

Geboren wurden 17948 und zwar 9294 Knaben und 8654 Mädchen. Gestorben sind 15462, nämlich 4617 Männer und 3556 Knaben, und 4175 Weiber und 3124 Mädchen, Todtgeboren ergaben sich 791.

Nach einer ungegründeten Sage soll Wien unter Carl VI. zwischen 1720—1730 die meisten Einwohner gehabt haben, nämlich 500,000 Seelen. Küchelbecker findet das sehr wahrscheinlich und Reifenstuhl nimmt sie 1702 trotz Pest und Türkenkrieg sogar mit 600,000 an.

Biberbastei (Die).

Sie erhebt sich nächst der Ferdinandsbrücke zwischen dem Rothenthurm-Thor und der Hauptmauthbrücke und hat ihren Namen vom alten Biberthurme. (Siehe das.)

Von dieser Bastei genießt man einer durch ihre Lebhaftigkeit und Entfernung bemerkenswerthen Aussicht über den Donau-Canal auf die Leopoldstadt und bis auf den Kahlenberg. Vor etwa zwanzig Jahren benutzte ein speculativer Caffehsieder diese schöne Lage der Biberbastei, um darauf ein elegantes Caffehhaus zu errichten, welches nach dem Abbruche der vormaligen, starkbesuchten Milanoschen Caffehhütte auf der Burgbastei einen guten Fortgang versprach. Es kam aber anders und nach Jahresfrist verschwand das Caffehhaus spurlos von der Biberbastei. Trotz ihrer schönen Raumhältigkeit scheint überhaupt dieser Stadttheil wenig geeignet zu sein, zum Standpunkte öffentlicher Unternehmungen zu dienen, denn auch das hier im J. 1840 von Hrn. Sartorius in einer eigenen Hütte aufgestellt gewesene plastische Modell der inneren Stadt Wien hatte sich keines starken Besuches zu erfreuen.

An Wohngebäuden trägt diese Bastei eine Gruppe von zwölf Häusern mit den Nummern 657—661 und 1174—1180, die ein Sackgäßchen bilden und die mit ihrem gesammten Flächeninhalte es kaum mit einem Hause von gewöhnlicher Größe aufnehmen. Dieses Häuser-Dutzend, oder, wenn man lieber will, diese Dutzend-Häuserchen werden scherzweise der Raitzenwinkel genannt, weil sie größten Theils von Griechen oder sogenannten Raitzen bewohnt werden, und aus diesem Raitzenwinkel machte die Mundart des gemeinen Mannes einen Ratzenwinkel, was um so leichter in Schwung kommen konnte, als das schieflaufende, sich immer mehr verengende Sackgäßchen wirklich einem Ratzenloche gleicht und seiner Beschaffenheit nach ein wahres Seitenstück zum sogenannten Ratzenstadl in der Vorstadt ist.

Man hatte sich vor einiger Zeit diesen Ratzenwinkel zum Vorwurf scherzhafter Bemerkungen gewählt und stellte sich in Beziehung auf dies nur wenige Schritte breite Gäßchen die Frage, in welchem Stadtrevier können sich Gegenüberwohnende Besuche abstatten, ohne zur Thüre ihrer Wohnungen hinauszugehen. Die Anwort lautete, im Raitzenwinkel, wo man aus den Fenstern der einen Häuserreihe in jene der vis-à-vis Häuser schreiten könne, ohne eben das Fußgestell des Kolosses von Rhodus zu besitzen. In einigen dieser Häuserchen sind die Thüren, Treppen und Gänge so knapp bemessen, daß behauptet wird, man dürfe eine nach der neuesten Mode mit Steif-

und Reifröcken aufgeputzte Dame nur dahin führen, um die wahre leibliche Periferie derselben an den Tag zu stellen.

Biberthurm.

Dieser alte, gewaltige und höchst wahrscheinlich von den Römern herstammende Thurm stand in der Gegend des heutigen Gasthauses „zum Biber;“ er kommt schon zu Ottokar's Zeit vor und wurde erst im Anfange des 18. Jahrhunderts abgebrochen. Er diente zum Aufbewahrungsorte städtischer Requisiten und man hat auch Spuren, daß er einige Zeit hindurch als Gefängnißort gebraucht wurde. Dieser Thurm war besonders zur Zeit der Belagerung Wiens durch König Mathias Corvin von Ungarn von Wichtigkeit. Am 17. März 1485 legten die Ungarn im untern Werd (Leopoldstadt) dem Biberthurm gegenüber eine große Schanze an, die Besatzung der Stadt machte den 18. einen Ausfall darauf, tödtete 60, verwundete 23 und führte 211 Feinde gefangen mit sich fort, nachdem sie den Schanzzeug in die Donau geworfen hatte. Dennoch wurden die Arbeiten von den Ungarn fortgesetzt und vollendet, obgleich vom Biberthurme ununterbrochen auf die Arbeiter gefeuert und ihr Hauptmann sogar getödtet wurde. Er hieß eigentlich Pyberthurm, vom Herrnhause des ritterlichen Geschlechtes der Pyber, wie aus Urkunden hervorgeht. Otto der Pyber und seine Schwester Elsbeth, Gusterin (Custodin) im Nonnenkloster Imbach erscheinen 1299 in frommen Vermächtnissen in Wien, im Jahre 1316 ein During der Pyber u. a. m.

Unbekannt mit diesem alten verburgrechteten Hause dachten einige beim Pyberthurm an Biber im Stadtgraben oder in der nahen Donau.

Während der ersten türkischen Belagerung 1529 erschien den 1. Oktober beim Biberthurm auf der Seite gegen die Schlagbrücke ein Türke, der dringend eingelassen zu werden verlangte; er sagte der Wache, daß er, obgleich in der Türkei erzogen, von christlichen Eltern abstamme und entschlossen sei, wieder zum christlichen Glauben zurückzukehren. Man öffnete ihm die Stadt und seine Aufnahme war für sie von großem Nutzen, denn er theilte wichtige Auskünfte nicht nur über die Stärke der feindlichen Armee, über die Anzahl ihrer Feldstücke, ihrer Schiffe und Kamehle, sondern auch über die wichtigsten Anschläge der Türken mit, daß sie nämlich gesonnen wären, die Mauern und Thürme durch Minen über den Haufen zu werfen und so durch Sturm die Stadt einzunehmen. Er zeigte auch die Gegenden an, in welchen bereits die ersten Minen angelegt waren. Der General Wilhelm von Roggendorf nahm diesen christlichen Überläufer in seinen besonderen Schutz und versorgte ihn lebenslänglich.

Bibliotheken.

In den Büchersammlungen Wiens ist ein Schatz wissenschaftlicher Werke aufgehäuft, die nur derjenige würdigen kann, der wenigstens die vorzüglichsten derselben kennen zu lernen Gelegenheit hatte; diese sind:

Die Bibliothek Seiner Majestät des Kaisers;

die k. k. Hofbibliothek; jene

der Augustiner, Augustinerg. (1158);

der Akademie der bildenden Künste, Annagasse (980);

der Barmherzigen Brüder, in der Leopoldstadt (325);

der Capuziner, am neuen Markt (1056);

des Erzherzogs Carl, Augustinerbastei (1160, Eintritt Montag und Donnerstag von 9 bis 12 Uhr);

der Dominikaner, Dominikanerplatz (669);

des Fürsten Esterhazy, Alservorstadt, rothes Haus (197); (Sieh Esterhazy.)

der Franziskaner, Franziskanerplatz (913);
des Grafen von Harrach, Freiung (239);
des Hofkriegs=Archivs, am Hof (421); (Sieh Archive.)
der Ingenieur=Akademie, Laimgrube (186);
der Josephs=Akademie, Alservorstadt (221);
des Grafen Khevenhüller=Metsch (Sieh Khevenhüller);
des Fürsten von Lichtenstein, Herrngasse (251);
des Löwenburgischen Convikts, Josephstadt (135);
des Musik=Vereins, unter den Tuchlauben (559);
der Orientalischen Akademie, Jakobergasse (799);
des Polytechnischen Instituts, Wieden (28);
des Herrn Demeter Postolaca (S. Postolaca);
des Stiftes Schotten, im Schottenhof (136);
der Serviten, Roßau (90);
der k. k. Sternwarte, Bäckerstraße (749);
der Theresianischen Ritterakademie, auf der Wieden (306);
der k. k. Universität, Dominikanerplatz (672).

Bibliothek (Hof=).

a) Das Gebäude.

Dieses Gebäude wird für das schönste Bauwerk Wiens gehalten. Es nimmt die ganze Südwestseite des Josephsplatzes ein und ist ein Denkmal Carl des VI., wozu Fischer von Erlach die Pläne entwarf und den Bau auch selbst leitete. Es stand 1726 vollendet, indessen litt es Anfangs unter der ungeheueren Last des daselbst aufgehäuften Bücherschatzes und mußte daher 1769 reparirt werden, was auf das dauerhafteste geschah. Damals war jedoch das herrliche Gebäude noch hinter einer hohen Mauer versteckt, welche von der heutigen Reitschule bis zur Ecke der Augustinerkirche hinlief und die vorige Sommer=Reitschule einschloß. Diese Mauer ließ Kaiser Joseph II. wegräumen, rief dadurch den nach ihm genannten Josephsplatz hervor und verschaffte dem Publikum den freien Anblick des herrlichen Bibliothek=Gebäudes.

Im vorspringenden Mittelgebäude derselben zeigt sich eine achteckige Kuppel, worauf Minerva, die Beschützerin der Wissenschaften, mit der Quadriga thront, Unwissenheit und Neid unter den Hufen der Rosse zermalmend. Die darunter befindliche Inschrift heißt:

Carolus Austrius D. Leopoldi Aug. F. Aug. Rom. imp. p. p. bello ubique confecto instaurandis fovendisque litteris avitam bibliothecam ingenti librorum copia auctam amplis exstructis aedibus publico commodo patere jussit.
CIϽIϽCCXXVI.
Josephus II. rom. imp. et M. Theresia mater augg. fundamentorum et fornicum substructione restaurari jusserunt CIϽICCIXIX.

Zur Rechten der Göttin erblickt man den Riesen=Atlas mit dem Globus, umgeben von allegorischen Gestalten der Astronomie; links steht die Göttin der Erde, Tellus, mit der Erdkugel und den allegorischen Gestalten der Geometrie.

Für den Allerhöchsten Hof ist ein besonderer, von Maria Theresia eröffneter Eingang in den Gängen der Burg auf der Redoutensaal=Stiege. Das Publikum hat den Zutritt über die große Prachttreppe (sieh das.) auf der linken Seite des Josephsplatzes.

Der unbeschreiblich imposante große Büchersaal selbst ist 240 Fuß lang und 54 Fuß breit. Er ist äußerst reich und ge=

schmackvoll verziert und einer der schönsten Säle Europas überhaupt. In seiner Mitte erhebt sich die auf acht Säulen ruhende, majestätische Kuppel, welche dem Gebäude das Ansehen eines grandiosen Tempels gibt, in dessen Mittelpunkt die lebensgroße Statue Carls VI. aus cararischem Marmor steht. Gold, Marmor und Gemälde von Daniel Gran sind darin verschwenderisch angebracht.

Das prächtige Plafond-Fresko-Gemälde ist das Meisterstück dieses Künstlers, alle Wissenschaften bilden darin in symbolischen Figuren einen freundlichen Kreis.

Rings um den Saal läuft eine großartige Gallerie, zu welcher vier in riesigen Pfeilern verborgene steinerne Treppen führen. Sowohl diese Gallerie als die mit Medaillons gezierten Bücherschränke sind von Nußbaumholz geschmackvoll gearbeitet und reich vergoldet.

An der Bibliothek befindet sich das Lesezimmer, da in den Bibliotheksaal Niemand als zur Besichtigung zugelassen wird. Bücher nach Hause zu nehmen, ist nicht erlaubt. Die Bibliothek ist täglich, außer den Sonn- und Feiertagen und der Ferienzeit von 9 bis 12 Uhr für Jedermann offen. Geschlossen ist sie 14 Tage zu Weihnachten, 8 Tage zu Ostern, 8 Tage zu Pfingsten und den ganzen September wegen der darin vorzunehmenden Reinigung.

b) Der Bücherschatz.

Diese unschätzbare Büchersammlung wurde von Kaiser Maximilian I., dem großen Freund der Künste und Wissenschaften gegen Ende des 15. Jahrhunderts gegründet. Ihr Lokale war damals bei den Minoriten im Stockwerke neben der Johanneskapelle, für welches das Kloster vom Hof einen Zins bekam. Unter Kaiser Leopold I. machte der Büchereichthum einen größeren Raum zum Bedürfniß, im Jahre 1663 wurde die Sammlung daher in jenen Theil des Schweizerhofes übersetzt, wo sich jetzt die Schatzkammer befindet. Da sich unter Kaiser Carl VI. durch seine und seiner Vorfahren, Rudolph II., Ferdinand III. und Leopold I. Bereicherungen die Menge der Bücher schon über 100,000 Stück belief, so sah sich dieser Fürst veranlaßt, das herrliche heutige Bibliothekgebäude herzustellen.

Die erste Sammlung Maximilians I. bestand aus den ersten deutschen Druckwerken, aus den von Friedrich III. hinterlassenen, und aus den aus einigen Klöstern erhaltenen Handschriften. Hierzu kamen nach der Zeitfolge, folgende Bereicherungen:

Der Bücherschatz des bekannten Conrad Celtis (Meissel), ersten Aufsehers der Bibliothek, der den Hof zum Erben seiner Bücher einsetzte;

die reichhaltige Ofner Büchersammlung des Königs Mathias Corvinus, im Jahre 1526;

im Jahre 1541 viele Bücher aus dem Nachlasse des Wiener Bischofes Faber und die Sammlung des Johann Dereschwamm von Hradiczin;

unter dem bekannten Dr. Wolfgang Laz kamen durch den kais. Gesandten zu Constantinopel, durch Ankauf viele griechische und orientalische Handschriften hinzu; so wie im Jahre 1595 Lazens eigene sehr reichhaltige Büchersammlung;

der im Jahre 1635 gestorbene Bibliothekvorsteher Sebastian Tengnagel überließ der Hofbibliothek nicht nur den größten Theil seines eigenen Bücherschatzes, sondern sie erhielt unter ihm auch die Sammlungen des Hugo Blotius, seines Vorgängers, so wie auch jene des kais. Historiographen, Johann Sambuck;

unter Tengnagels Nachfolger, Wilh. Rechberg, kam die reiche Raimund Fugger'sche Sammlung dazu;

unter Mathias Mauchler die Bücher und Handschriften des berühmten Astronomen Tycho de Brahe, des Wilh. Shikard,

Möstlins, Kepplers und Peter Gassendi's;

unter Peter Lambeck im Jahre 1674 der reiche, vom Erzherzoge Ferdinand von Tirol gesammelte Schatz an Büchern und Handschriften des Schlosses Ambras, so wie die spanische Bücher-Sammlung des Marquis von Gabrega; im Jahre 1680 durch Lambek's Tod seine eigene Sammlung;

unter Daniel Nessel die erzherzogliche Bibliothek aus Innsbruck; von 1711 bis zum Tode Carls VI. (1740) die Sammlungen des Freiherrn von Hohendorf aus den Niederlanden, des Erzbischofs Valenz, durch die alten Handschriften, welche Apostolo Zeno in Venedig und Alexander Riccardi in Neapel sammelten; die äußerst reichhaltige, 15,000 Bände starke und berühmte Bücher-, Handschriften- und Kupferstichsammlung des (1736) verstorbenen Prinzen Eugen von Savoien;

unter Gerhard van Swieten die Universitäts- und Magistrats-Bibliothek, so wie die Starhemberg'sche; nach dem Tode Kaisers Franz I. (1765) dessen Privatbibliothek;

unter der Regierung Josephs II. die Büchersammlung vieler aufgehobenen Klöster und Stifte, durch reichlichen Ankauf bei der Bücherversteigerung des Herzogs von la Valliére in Paris ein großer Schatz von Inkunabeln und ältern Druckwerken, nach Josephs Tode seine eigene Büchersammlung, und

unter der Regierung Franz I. bedeutende Erwerbungen aus Venedig und Salzburg.

Dem im Jahre 1705 zum Bibliothekar ernannten Johann Benedikt Gentilotti von Engelsbrunn verdankt die Bibliothek das genaue Verzeichniß der Manuskripte, welches in zahlreichen Foliobänden dort aufgestellt ist.

Kaiser Carl VI. erklärte die Bibliothek, welche bisher Privateigenthum des Hofes gewesen war, zu einem öffentlichen Institute. Zu ihrer fortwährenden Bereicherung sind jährlich 15,000 fl. C. M. angewiesen, auch besteht die Verordnung, daß von jedem in der Monarchie erscheinenden Buche dahin ein Exemplar geliefert werden muß.

Die Anzahl der Hauptsammlung von Büchern, welche theils in den Schränken, theils in den 16 kleinen Cabineten der obern und untern Abtheilung des großen Saales aufgestellt sind, beträgt gegen 400,000 Bd. Die Sammlung alter Druckwerke (Inkunabeln) aus dem 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts befindet sich in einem, links am Ausgange der Bibliothek gegen die Burgseite gelegenen, großen Zimmer geordnet. Die Handschriften belaufen sich auf 12,000 und sind in drei besonderen Zimmern aufbewahrt, wovon das untere links am Eingange des großen Saales die größten Seltenheiten einschließt.

Die Sammlung der Holzschnitte und Kupferstiche beläuft sich auf ungefähr 300,000 Blätter in 800 Bänden, worunter 217 Bände mit Porträten sind. Sie beginnt mit der Erfindung der Holzschneide- und Kupferstechkunst.

Zu den größten Seltenheiten der Bibliothek gehören:

1. Das Original des römischen Senatus consultum, wodurch im Jahre der Stadt 567 (186 J. vor Christi G.) die Bacchanalien verboten wurden, auf einer Metalltafel.

2. Ein sehr alter Purpurcodex, eine unentzifferbare Hieroglyphenschrift der alten Mexikaner in symbolischen Figuren auf einer mit Kalk bereiteten Hirschhaut von 65 Blättern, gemalt, welche Robertson in seiner Geschichte von Amerika hat abzeichnen lassen.

3. Des h. Hilarius von Poitiers Wer

über die Dreieinigkeit, aus dem 4. Jahrh. auf echtem Papyrus.

4. Ein Bruchstück des 3. Conciliums von Constantinopel (680 — 84), ebenfalls auf Papyrus.

5. Zwei Kräuterbücher des Dioscorides im Manuscript auf Pergament, mit gemalten Pflanzen aus dem 5. Jahrhunderte.

6. Das Psalmenbuch der h. Hildegard, Gemalin Kaisers Carl des Großen, ganz mit Goldschrift auf Pergament.

7. Einige Blätter aus dem Koran, auf Pergament, aus dem 9. Jahrh. mit alter kufischer Schrift.

8. Ein Evangelienbuch auf Pergament mit Goldlettern und Miniatur-Gemälden vom Jahre 1368.

9. Die Bibel Kaiser Wenzels mit auf Goldgrund gemalten Vorstellungen, in deutscher Sprache auf Pergament, 3 Foliobände.

10. Das Gebetbuch Mariens von Burgund, Gemalin Maximilians I., lateinisch auf Pergament, mit biblischen Vorstellungen in Miniatur.

11. Torquato Tasso's eigene Handschrift seines zweiten epischen Gedichtes: Gerusalemme conquistato.

12. Ein Koran in Form einer großen wälschen Nuß mit schönster türkischer Schrift auf feinstem Pergament, beim Entsatze Wiens im Jahre 1683 erbeutet.

13. Das Original der berühmten Peutinger'schen Tafel.

14. Der Codex, enthaltend die fünfte Decade des Livius.

15. Die Manuskripte Kaiser Carls V.

16. Das Original der Verhandlung von dem, im Jahre 1267 in der St. Stephanskirche gehaltenen Provinzial-Concilium.

17. Die orientalischen Manuskripte, welche im J. 1677 in Constantinopel gekauft worden sind.

18. Die Sammlung der türkischen, arabischen und persischen Bücher, welche in der zu Anfang des 18. Jahrh. von der Pforte in Constantinopel errichteten Buchdruckerei gedruckt worden sind.

19. Stücke von der echten, alten ägyptischen Papierstaude.

20. Eine Menge wichtiger Werke in seltenen Ausgaben auf dem sogenannten Großpapier, worunter die prächtige Bibliothek des Prinzen Eugen von Savoien besonders hervorsticht. Diese besteht aus 15,000 Büchern, alle schön in rothem und blauen Maroquin gebunden und aus 837 Manuskripten, worunter sehr werthvolle und seltene sind.

Bibliothek (Privat-) Sr. Maj. des Kaisers.

Diese von Franz I. herstammende, hochinteressante Sammlung befindet sich in einem schönen, zwei Stockwerke hohen Lokale, welches unmittelbar an die Appartements stoßt, welche dieser Fürst bewohnte. Gründer derselben war nach der österr. National-Encyklopädie der Kaiser Franz selbst, welcher seit frühester Jugend diesen Bücherschatz anlegte und allmälig mit beträchtlichen Kosten aus seiner Privat-Chatoulle vermehrte. Die Bücher, welche sich auf mehr als 40,000 Bände belaufen und die auserlesensten Werke aus allen Fächern der Wissenschaften umfassen, sind in drei Sälen aufgestellt. Das zweite aus zwei Sälen und einem Cabinete bestehende Stockwerk ist zur Aufbewahrung der sehr reichhaltigen Kupferstichsammlung bestimmt. Am reichsten besetzt sind die Fächer der Philologie und klassischen Literatur, der Reisebeschreibungen, der Geschichte sammt ihren Hilfswissenschaften, der Naturgeschichte, besonders der Botanik und Ökonomie, und endlich der schönen Wissenschaften und Künste. Das Fach der Jurisprudenz ist seit dem Ankaufe der von dem verstorbenen Hofrathe Peter Anton Freiherrn von Frank hinterlassenen Büchersammlung ebenfalls sehr bedeutend

vermehrt. Unter einer Menge Pracht- und Kupferwerke, welche Deutschland, Frankreich, England, Italien und Spanien hervorbrachten, sind folgende, als bibliographische Seltenheiten besonders erwähnungswerth: 1. **Frontanis opera inedita. Ed. Ang. Majo.** Mailand 1815. Das einzige Exemplar, welches auf Pergament abgezogen wurde. — 2. **Flore medicale par Fr. Chaumeton, Paris 1813 — 20**, mit den Originalgemälden von Turpin und Mad. Panckouke, von welchem Werke nur zwei Exemplare auf Pergament abgezogen wurden, deren eines der König von Frankreich erhielt. — 3. **Lucani Pharsalia curante Angelo Illycino (d'Elci).** Wien, Degen 1814, auf Pergament.— 4. Die Produkte aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst belaufen sich über 200. — 5. Auch besitzt die Bibliothek kostbare und seltene Manuskripte, worunter einige auf Pergament geschrieben und mit Miniaturen verziert sind. — 6. Mehrere liturgische Werke, worunter das **Breviarium Romanum** zum Gebrauche Carls des Kühnen von Burgund, von Johann Gilemans, Canonikus und Superior der Augustiner in Brüssel, welcher 1487 starb, eigenhändig in acht dicken Foliantbänden geschrieben. — 7. Mehrere Psalmen in Iberisch-Georgianischer Sprache und Schrift, Evangelien, Lectionen aus Briefen des Apostels Paulus in coptischer Sprache und Schrift, mit arabischen Aufschriften, ein griechisches Anthologium 2c. Endlich 8. ein sehr interessantes Werk von 3 Bänden in Folio mit allerlei Thieren auf Pergament, von Georg Höfnagel für Kaiser Rudolph II. gemalt, und 35 chinesische Werke verschiedenen Inhaltes. Die Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen ist in 950 großen Portefeuilles aufbewahrt, deren 700 mehr als 15,000 Porträts enthalten, worüber ein Catalog mit biographischen Notizen vorhanden ist. Die Sammlung der einzelnen und auf Leinwand aufgezogenen Landkarten und Pläne belauft sich auf mehr als 3000, nebst 107 gebundenen Atlanten.

Biedermannsdorf

liegt südöstlich drei Stunden von Wien, zwischen dem Medlingerbache, (auch Mühl- und Grünbach genannt) der über Neudorf von Mödling und dem Krottenbache, der von Brunn und Enzersdorf kömmt, und sich zu Achau mit dem Medlinger- und Badnerbache (der auch Hahnenbach heißt) vereiniget. Der Ort war der Sage nach in früheren Zeiten mehr gegen den Krottenbach erbauet und wurde deßhalb auch Krottendorf genannt. In der angezeigten Richtung ackern die Bauern noch häufig Grundgemäuer aus.

Zur Zeit Herzog Albrechts III. mit dem Zopfe, war hier ein großer Teich bis Guntramsdorf hin gezogen, ja von ihm selbst angelegt worden. Daß in dieser Gegend mehrere große Teiche waren, wird bestätiget durch die vielen langen Dämme, die gegen Guntramsdorf noch sichtbar sind und durch die Namen vieler Grundstücke, die bis jetzt noch Teichäcker, Teichwiesen, Teichgärten heißen.

Diese ausgetrockneten Teichgründe gehörten fast alle zum blauen Hofe in Laxenburg (jenem Theile des k. k. Lustschloßes, welcher der Pfarrkirche gegenüber steht).

Biedermannsdorf war der Herrschaft und Veste Lichtenstein eingevogt. Im Jahre 1607 besaß es Leonard Bekh. Unter Baron Königsacker wurde Neudorf der Vogtherr, wovon er Besitzer war. Unter dessen Nachfolgern ist Neudorf und Biedermannsdorf an den Erzbischof von Wien, Grafen Kollonitsch, käuflich gelanget, welcher beide dem Wiener Erzbisthum einverleibte, letzteres jedoch unter der Bedingung, daß sein Vetter, General

Kollonitsch, selbes wieder einlösen und verkaufen könne, was auch geschah. Seit dem ist Biedermannsdorf eine für sich bestehende Herrschaft und das Haus, der Wasenhof, vom Cardinal Kollonitsch neu erbauet, ist das herrschaftliche Schloß. Er hatte in demselben eine Privat-Capelle zu Ehren der Mutter Gottes und des h. Florian 1739 errichtet, zu der von Außen der Eingang führte.

Im Jahre 1788 war Johann Paul Kaltner, ein Braumeister, Besitzer des Wasenhofes und zugleich Ortsherrschaft. Gegenwärtig ist der Besitzer dieser Herrschaft Joseph Freiherr de Traux de Wardin. Er hat den untern Theil der Capelle in die Amtskanzlei umgestaltet, den oberen aber seinem Bestandbrauer zur Vergrößerung seiner Wohnung überlassen; das Altarblatt, die heil. Jungfrau und den heil. Florian vorstellend, verehrte er der Pfarrkirche.

Ein anderer Freihof in Biedermannsdorf ist der Waffenhof, so genannt von dem Herrn von Waffenberg, Besitzer von Lichtenstein, dem er ehemals gehörte. Von seinen auf einander folgenden Besitzern hieß er Perlas-, 1753 Wildzek- und 1764 Kottulinsky-Hof. Im Jahre 1806 finden wir Carl Swoboda im Besitze dieses Hofes.

Der dritte Freihof ist der Rohrhof, den 1503 Paul von Haiden zu Dornau besessen hatte. Im Jahre 1523 kam er an Wolfgang Karling, den Besitzer von Neudorf, und 1544 mit einem kaiserl. Freiheitsbriefe an Dr. Johann Enzianer, der ihn 1562 dem Leonard Freiherrn von Beck verkaufte.

Im J. 1642 sehen wir diesen Hof als ein Eigenthum der Isabella, einer Tochter des Grafen Ludwig von Isolany, welche diesen Hof dem Kloster zu St. Jakob in Wien, wohin sie als Nonne ging, vermachte. Nach Aufhebung dieses Klosters wurde er käuflich hindangegeben und es brachte ihn 1791 Georg Preiß, ein Müllermeister, an sich.

Der hiesige Pfarrer Georg Mühlpacher (1592 — 1594) erlaubte sich im Geiste der Reformation ganz eigenmächtige Abweichungen von der katholischen Kirchen-Disciplin. Er wurde seines Betragens wegen abgesetzt. Auch sein Nachfolger, Wolfgang Gäßler (1600) sollte vor dem Consistorium über die gegen ihn gerichteten articuli inquisitorii, welche noch vorhanden sind, Rechenschaft geben. Allein er erwartete sein Absetzungsurtheil nicht, sondern entwich.

Es verfloß noch beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe hier der Protestantismus völlig aufhörte und im Jahre 1613 legte der protestantische Schmid des Ortes, Leonard Volkmayer, Feuer an; wodurch Kirche und Pfarrhof eingeäschert wurden.

Als die Abtragung der Kirche Alters halber 1727 nöthig geworden war, schickte die Vorsehung dieser Gemeinde in Raymund Grafen von Rialp de villana Perlas, der sich den Waffenhof, zwischen dem Pfarrhofe und der Kirche gelegen, erkaufte und baute, um dort während des Sommeraufenthaltes des Hofes zu Laxenburg, wohnen zu können, einen großen Wohlthäter. Er legte im J. 1727 3000 fl. auf den Altar, als Beisteuer zum Baue einer schöneren Kirche; die Gemeinde legte 1000 fl. dazu, und so wurde die neue, lichte und freundliche Kirche gebaut, nach dem Risse des Franz Jankel, Baumeisters der Carlskirche zu Wien und im folgenden Jahre 1728, den 26. Mai, vom Bischofe Kollonitsch eingeweiht.

Zugleich ließ Graf Perlas den Thurm um 2½ Klafter erhöhen, der nach 30 Jahren wieder baufällig, von der Gemeinde neu hergestellt wurde. Im J. 1760 ließ die Gemeinde den prächtigen neuen Hochaltar mit dem Blatte des heil. Johann des Täu-

fers, als Kirchen-Patrons, das ein Maler aus Tulln, Joseph Talkmann, verfertiget hatte, errichten.

Die Trennung von Achau, welche nach dem neuen Pfarr-Errichtungsplane Josephs II. auch diesen Ort traf, der seit 1600 mit Biedermannsdorf vereinigt war, konnte leicht den Verdacht erregen, daß bei der Auspfarrung von Achau Biedermannsdorf einen Theil der Dotation derselben vorenthalten habe; und dieser Verdacht brach in offener Fehde aus, welche mehrere Jahre mit vieler Heftigkeit geführt wurde.

Endlich erschien eine Hof-Entschließung vom J. 1790, in welcher befohlen wurde, den Pfarrer von Biedermannsdorf in allen seinen damaligen Einkünften zu belassen.

Bierglocke bei St. Stephan.

Diese Glocke erhielt ihren sonderbaren Namen, weil sie nach alten Polizei-Satzungen, nach Verschiedenheit der Jahreszeiten und der politischen Zustände das Zeichen zur Schließung der Bier- und Weinhäuser der Stadt und der Vorstädte gab. Sie hing vormals in dem Heidenthurme des Stephansdomes gegen den Bischofhof, wurde im Jahre 1457 gegossen und 1772 umgegossen.

Schon zwei Jahre nach ihrem Bestehen (1459) bei den blutigen Unruhen wegen des Bruderzwistes zwischen Friedrich III. und Albrecht erhob sie ihre warnende Stimme. Damals wurde zum ersten Mal verordnet, daß nach dem Läuten der Bierglocke Niemand mehr ohne Licht sich auf der Straße zeigen solle. Vorher wurde dieses Zeichen mit einem großen Horn gegeben, welches im J. 1449 durch den Blitz vernichtet und im J. 1450 durch den Orgelbauer Ehrhard wieder hergestellt wurde.

In demselben Jahre verordnete der junge König Ladislav (Posthumus), daß Niemand nach dem Hornblasen ohne Licht über die Gasse gehen dürfe, ein Befehl, der zur Reformationszeit, vorzüglich der in nächtlicher Weile oft frevlerisch angefallenen Priester wegen, erneuert werden mußte. Damals war überhaupt die Unsicherheit der Stadt Wien so sehr gestiegen, daß Kaiser Ferdinand I. den 23. Jänner 1561 mit der nachfolgenden Verordnung alle öffentlichen Volksfeste einstellte und befahl, daß nach dem Klang der Bierglocke von St. Stephan Niemand ohne Licht auf der Straße gehen dürfe. Diese Verordnung lautet:

„Abstellung der Mumereien und Schlittenfahrten in Wien, bei Gelegenheit der von protestantischen Landherrn öffentlich producirten Spottmasken und Spottaufzüge, und der darüber am Stephansfriedhof und am Kienmarkt vorgefallenen blutigen Raufereien.

Wien am 23. Jänner 1561.

Von der Röm. kais. Maj. vnsers allergenedigsten herrn wegen, allermeniglich anzuzaigen.

Es seyn Irer kais. Mt. gnediger u. ernstlicher beuelch, das sich nun hinfüro ydermann, gar niemands außgenommen, bei tag und nacht der Mumereyen vnd vnzimlicher Cumedien In alweg enthalten, dergleichen auch das Schlittenfarn nach der Pirglockhen gewißlichen vnderlassen, auch sonsten auf die Gassen, so pallt man die gedacht Pirglockhen verleit hat, on ain Licht nit mer komen solle, Daran beschiecht Irer k. Mit. gnediger willen entliche vnd ernstliche mainung.

Alles bei Vermeidung Irer Mt. schwerer Ungnad vnd Straff.“

Diese Bierglocke gab ungeachtet ihrer auf Handhabung der Ordnung abzielenden Bestimmung dem Volke zu manchem Scherze Gelegenheit.

Die Leute mit den Laternen nannte man Diogenese der Nacht, die Bieritwische, Biercometen.

Von einem Berauschten sagte man, er habe die Bierglocke überhört; man nannte die Glocke die Gurgelabschneiderin, ihr Geläute den nassen Zapfenstreich und die Läutzeit die Feierstunde der drei- und zweibeinigen Bieresel; dem genannten Kellergespenste mußte bekanntlich täglich vor Mitternacht ein bestimmtes Maß Bier hingestellt werden, damit es im Keller nicht herumrumore und den Zweibeinigen mußte man, um denselben Zweck zu erreichen, die tägliche Portion entziehen.

An der Bierglocke war der Reim zu lesen:

Michael Doppler hat mich gegossen.
In Namen Jesu Christi bin ich geflossen.
Anno 1546.

Das Gießen und Fließen erinnert unwillkürlich an den sonderbaren Namen der Bierglocke.

Bierhalle.

Das Dengler'sche Bräuhaus vor der Mariahilfer-Linie zu Fünfhaus rechts an der Fahrstraße ist seiner Ausdehnung und großen Betriebes wegen beachtenswerth. Es dürfte der stärksten Produktion in Wien's Umgebung sich rühmen können. Es werden täglich achtzig Faß (150 Eimer) gebräut und von diesen täglich 40—60 im Kleinen im Bräuhause selbst ausgeschenkt und das Übrige im großen Absatz versilbert.

Um die vielen durstigen, nach Gerstensaft gierigen Kehlen auch im Winter Genüge leisten zu können, hat der Eigenthümer seinem Bräuhause eine Bierhalle anbauen lassen, die im Monat October 1839 eröffnet wurde und die wohl schwerlich ihres Gleichen, weder in dem bierdurchdrängten Baiern noch in dem Porter- und Aleberühmten England finden dürfte. Man kann diese 6 — 700 sitzende Personen fassende Halle einen wahren Tempel der Ceres oder der Biergöttin nennen, in so geschmackvollem und großartigem Style ist sie von dem Baumeister Anton Mittendorfer aufgeführt und von dem Maler Paul Holzer dekorirt worden. Eine zweifache Reihe hoher Säulen rechtfertigt die Benennung Halle vollkommen. Die Heizung geschieht auf Meißner'sche Art. Die Bierhalle wurde den 14. October 1839 zum ersten Male eröffnet und erfreute sich eines unglaublichen Zulaufes, der sich bis heute erhalten hat.

Bierhäuser.

Im J. 1526 befand sich in Wien nur Ein Bierhaus, dem Spital zugehörig und jetzt umfangen die Linien gegen siebenhundert Bierhäuser und Häuserchen; wahrlich eine Anzahl, die groß genug wäre, der Hauptstadt des weinreichen Österreich den Namen der Biersuppenmutter zu geben, wie die Preußen einst ihren großen Fritz II. den Biersuppenvater nannten, weil er am 13. Sept. 1779 aus Potsdam wegen Besteuerung des Caffeh's ein Rescript erließ, worin folgende merkwürdige Stelle vorkömmt: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Caffehs geht und wie viel Geld dafür aus dem Lande geschickt wird. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Caffeh, da solcher auf dem Lande so leicht zu haben. Wird das aber ein Bischen erschweret, so müssen sich die Leute an das Bier gewöhnen. Übrigens sind S. königl. Majestät höchstselbst in Dero Jugend mit Biersuppen erzogen, mithin können die Leute dort eben so gut mit Biersuppen erzogen werden."

Es ist statistisch erwiesen, daß in Wien von Jahr zu Jahr der Gebrauch des Biers und zwar in dem Verhältnisse zunimmt, in welchem jener des Weines abnimmt, und daß diese Erscheinung lediglich eine Folge der steigenden Liebhaberei des Tabakrauchens, besonders der leidigen Glimmstängel (Cigar-

ren) ist. Es muß den Gott Bacchus schmerzen, wenn er seinen edlen Rebensaft, der in der Geschichte ungleich höher hinaufreicht als der Gerstentrank, so zurückgesetzt sieht und das um so mehr, als man über die Güte des Bieres nur zu häufig Grund zu bitteren Klagen hat.

Es fehlt ihm gleichsam als Erbsünde gewöhnlich an der gehörigen Quantität von Hopfen und Malz; von diesem wird so wenig genommen, als nur immer möglich und statt des theuren, weithergeholten Hopfens nimmt man größtentheils andere bittere Kräuter, die zwar der Gesundheit unschädlich sind, aber oft ein Bier machen, das mehr einem Tränkchen aus Äskulaps lateinischer Küche ähnlich ist, als einem nahrhaften und magenstärkenden Labetrunk. Überdies läßt man dem Bier nicht immer Zeit genug, kalt zu werden und dürftig zu gähren; man beeilt sich, es flugs in die Fässer zu gießen und nach den Bierhäusern zu schleppen.

Nur Einen unbestrittenen Vorzug haben die Wiener-Biere, — sie werden nämlich aus reinem Wasser bereitet, was nicht überall der Fall ist. Es gibt viele Städte, wo das Wasser zu dem Biere aus Flüssen genommen wird, in welche die Nymphe Cloacina tausendfach ihre Urne ausgießt und deren Grund schlammig ist.

Aus der schlechten Qualität des Bieres ist es erklärlich, warum manche Bierhäuser, die ein halbgutes Getränk ausschenken, so starken Zulauf haben; wobei die Besuchenden nicht im mindesten sich durch lockende Aushängschilder und pompöse Namen beirren lassen; ein gutes Glas Bier bei der Laus zu Erdberg, beim Ofenloch in der Stadt, zum Lösch den Durst auf der Laimgrube (Pfarrgasse 59), zur Schnecke am Petersplatz (912), zum großen Hannswursten (Gumpendorf 87), im Biersacke (Währing 94) oder zum nassen Hader am Schottenfeld (Zieglergasse 347), schmeckt immer besser, als ein minder gutes in einer Bierhalle oder in einem Biersalon. Selbst der vor einem Vierteljahrhunderte so berüchtigte Narrendattl unterließ nicht, seine Schnurren und Schnacken mittels eines guten Trunkes genießbar zu machen.

Da die Bierhäuser die ersten Lokale waren, wo geraucht werden durfte, so glichen sie lange — und zum Theile noch heute, wahren Rauchküchen, in welchen der alles durchbeizende Tabaksqualm Allem einen schwarzbraunen Anstrich gibt. Wie es heute in den 100 Kaffehhäusern nur ein oder zwei Zimmer gibt, so gab es auch früher nur ein oder zwei Bierhäuser, worin nicht geraucht wurde.

Ein solches war das Lothringer-Bierhaus, heute neben und früher in dem Dreilauferhause auf dem Michaelsplatz. Es leitet seinen Namen von der Vermählung des lothringischen Prinzen Franz mit Maria Theresia ab, und pflanzte das lothringische Wapen auf; es wurde so stark besucht, daß man sogar den kleinen Haushof zu einem Speise- und Trinkplatze benutzte.

Zu den bekanntesten und besuchtesten Bierhäusern der inneren Stadt gehörten auch das Repphuhn in der Goldschmidgasse (503), das Wanner'sche auf der Brandstatt (631), das Tax'sche in der Spänglergasse (566), jenes zur großen Tabakspfeife im Trattnerhof, und zu den Raben im Rothgässel.

Bis zur Zeit der Invasion 1809 gab es in Wien außer dem sogenannten Plutzerbiere, dem Champagner der Bierhäuser, nur zwei Gattungen Bier, eine leichtere unter dem Namen des Mailänders und ein kräftiges, welches beinahe schwarz aussah — aber des Spaßes wegen weißes genannt wurde.

Hierin mag auch die Ursache liegen, warum Wien in dem Bier-Carmen, welches 1705 der Rektor Treiber zu Arnstadt in einem Operntexte einlegte und worin alle

berühmten deutschen Biersorten genannt werden, nicht vorkommt. Es lautet:

Zu Erfurt wird der Schlung, zu Halle
Puff gesoffen,
Zu Jena ruft man Klatsch, zu Braunschweig
Mumme aus.
Zu Breslau hat man Schöps, zu Leipzig Rastrum offen;
Es heißt zu Brandenburg das Stadtbier alter
Klaus.

In Schweidnitz heißt es Stier und eine Art
in Preußen
Wird Jammer zubenannt, zu Zerwick Grasemann,
Und Auweh muß das Bier zu Lützerode heißen,
Wie man zu Wittenberg auch Kukuk finden
kann.

Zu Grimma muß das Bier sich Bauchweh lassen nennen,
Zu Magdeburg wird Filz, zu Rostock Öhl
gebraut.
In Frankfurt lernet man die Kraft vom Büffel kennen,
Der liebe Kinterling füllt zu Wettin die Haut.

Man sieht zu Ecklenförd die Cacabella
schenken,
Zu Güstrow Kniesemak, zu Vechta Todtenkopf;
Es lasset uns Wollin an Pruse-Puse denken,
Zu Eisleb'n stößt man Mord und Todtschlag in den Kropf.

Zu Bautzen pflegt man sich in Klotzmilch
voll zu saufen,
Zu Merseburg am Dom gibts Krappel an
die Wand;
Nach Streckeporzel wird daselbst auch ausgelaufen,
Zu Goslar aber wird nach Gose ausgesandt.

In den zur Wiener-Innung zuständigen 47 Bräuhäusern wurde im abgelaufenen Jahre 1844 die namhafte Summe von 1,327,163 Eimer Bier erzeugt, um 113,794 Eimer mehr, als im Jahre 1843. Von dieser Gesammtsumme erzeugen durchschnittlich zwei Wiener Brauhäuser allein 6—8000 Eimer, 20—25 Brauhäuser 3—4000 und die übrigen 1—2000 Eimer monatlich. Die Erzeugungskosten auf jede 100 Eimer angenommen stellen sich annäherungsweise in runder Summe auf 330 fl., somit pr. Eimer zu 3 fl. 18 kr. C. M.; an Einfuhrszoll, Consumtions- und eigentlicher Steuer hiervon entfällt ein Totalbetrag von 1,803,571 fl. C. M., wovon an eigentlicher Steuer die Brauhäuser der Viertel Unter-Wienerwald und Unter-Manhartsberg 135,986 fl., jene aber der beiden andern Kreise 109,115 fl. zu bezahlen hatten.

Bierquelle.

Diesen pretiösen Namen führt das Bräuhaus in Hernals und zwar in Nachahmung der Bierhalle in Fünfhaus. Die Wahl desselben kann keine glückliche genannt werden, denn, wenn man einmal dem Biere eine Quelle geben will, so könnte nur die Braupfanne oder der Brunnen, woher das Wasser zum Brauen genommen wird, die Bierquelle genannt werden. Übrigens bedurfte dieses im Jahre 1841 eröffnete großartige Brauhaus dieses lockenden Namens nicht, um sich dem Publikum anzuempfehlen, sein Saal steht jenem der Bierhalle an Raumhältigkeit nicht nach und der Garten dürfte jenen sogar übertreffen.

Biersalon.

Als die Bierhalle ihre Pforte und die Bierquelle ihren Zapfen geöffnet hatte, erhob sich im Lichtenthale ein Biersalon, um das Kleeblatt der modernen Tempel des Gottes Gambinus vollständig zu machen; nur dünkt uns diese neue Benennung für die älteste Brauerei Wiens, welches die fürstl. Lichtenstein'sche im Lichtenthale ist, etwas unpassend, denn das Alter ist schon an und für sich ehrwürdig und bedarf keiner frivolen jugendlichen Larve um sie geltend zu machen. Das heutige Brauhaus wurde 1694 von Fürst Adam von Lichtenstein erbaut, aber erst vor ein Paar Jahren durch einen Zubau vergrößert. In die-

sem Brauhause besteht übrigens eine strenge Kontrolle für die Echtheit des Getränkes.

Bildenden Künste (Academie der).

Diese großartige und den Rang der Kunstbehörde des österreichischen Staates einnehmende Anstalt ist die Schöpfung der Landesfürsten.

Der erste Entwurf zu einer Maler- und Bildhauer-A. wurde im J. 1704 unter Leopold I. gemacht, der die nothwendigsten Erforderniße zu einer solchen Anstalt, nämlich: die Denkmäler der hohen griechischen Kunst, einen Laokoon, eine mediceische Venus, einen vatikanischen Apoll, den borghesischen Fechter u. a., in Rom abformen und nach Wien bringen ließ. Ihr erster Director war der in der Folge in den Freiherrnstand erhobene Peter Strudel.

Da Leopold I. im folgenden Jahre starb, so wurde die A. von seinem Sohne Joseph I. am 18. December 1705 feierlich eröffnet.

Ihre eigentliche Wirksamkeit begann aber erst im J. 1726 unter Carl VI., der das Institut in besondern Schutz nahm und dessen Protectorat er dem Grafen Gundaker von Althann übergab, welcher den niederländ. Maler Joh. van Schuppen zum Director ernannte. Unter Althann gedieh die Kunst trefflich und die A. wurde mit einer Architecturschule vergrößert.

Auf den Vorschlag des berühmten Kupferstechers Schmutzer errichtete Maria Theresia im J. 1766 eine Zeichnungs- und Kupferstecher-, so wie 1767 eine Bossir- und eine der Kunst in Erz zu schneiden gewidmete Schule, welche insbesondere unter dem Protektorate des berühmten Ministers Fürst Wenzel von Kaunitz der A. zugetheilt wurde. Die Anstalt erhielt 1768 ihren jetzigen Namen und wurde in vier Schulen unter eben so viel Directoren getheilt.

Um den Geschmack des täglichen Verkehrs zu veredeln, errichtete Joseph II. auch eine technische Schule und 1789 wurde daher die A. mit allen Zweigen der Kunstgewerbe in Berührung gebracht und hierin als entscheidende Behörde eingesetzt. Dieser Fürst gab der A. auch ihr heutiges Lokale in dem ehemaligen Noviciathause der Jesuiten bei St. Anna (980), dessen geräumige Säle und Zimmer vollkommen zu ihrer Unterkunft geeignet sind. Der große academische Versammlungssaal ist mit den Porträts aller seit der Stiftung regierender Souveräne und mit Kunstwerken academischer Mitglieder geziert.

Die A. besitzt schöne Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen großer Meister, Abgüsse antiker Statuen und Büsten und eine wohlgewählte Bibliothek aus dem Gebiete der Kunst. Besonders merkwürdig ist das Vermächtniß des großen Kunstfreundes, Grafen Anton von Lamberg-Sprinzenstein, eine herrliche Gemäldesammlung aus allen Schulen, die seinem Willen gemäß, stets ein abgeschlossenes Ganze bilden muß.

Im J. 1812 erweiterte Franz I. durch ein neues Statut, welches auch einen Lehrstuhl der Theorie der Kunst gründete, die Einrichtung der A. Sie steht unter einem Curator, der als Vermittler in dem Verkehr mit den Staatsbehörden auftritt, und an den man sich in Allem, was auf die Academie Bezug hat, wenden muß, einem Präses, einem Secretär, zwei außerordentlichen und zehn ordentlichen Räthen, die zugleich Professoren sind.

Die A. theilt sich in vier Kunstschulen: 1) Schule der Maler, Bildhauer, Kupferstecher, der Medaillen- und Gemmenschneider; 2) Schule der Architectur; 3) Schule der Gravirkunst (in Stahl, Erz, Edelstein); 4) Schule für Anwendung der Kunst (Zeichnung und Malerei) auf Manufactur; die beiden letztern sind gegenwärtig im polytechnischen Institute.

Für alle diese Abtheilungen bestehen Stiftungsstipendien auf die Dauer von sechs

Jahren. Alljährig wird für jede Schule ein sogenannter kleiner Preis in Geld und alle drei Jahre für Originalwerke ein großer Preis in einer goldenen Medaille (25 Ducaten schwer) und einer silbernen (mit 6 Ducaten) vertheilt.

Die Künstler, welche den ersten Preis erhalten haben, sind militärfrei. Im Durchschnitte belauft sich die Zahl der Schüler alljährig auf 1000—1200.

Bilder-Cabinet des Erzherz. Leopold Wilhelm.

Ein ungemein gelungenes, trefflich ausgeführtes Gemälde von David Teniers des jüngeren ist seine in der k. k. Bildersammlung aufgestellte Nachbildung mit kleinen Figuren des kostbaren Bilder-Cabinets des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Statthalters der Niederlande, wie solches im J. 1656 in Brüssel bestand. Es ist 5 Fuß 1 Zoll breit und 3 Fuß 10 Zoll hoch. Teniers hat den Erzherzog, in dessen Dienste er stand und dessen Bilder-Gallerie er errichtet hatte, nebst seinem Gefolge und sich selbst geschildert, wie er dem Prinzen verschiedene nicht aufgehängte und im Zimmer herumstehende Gemälde vorzeigt. Zur Seite rechts betrachten zwei Cavaliere einige Zeichnungen auf einem Tische, auf welchem eine kleine metallene Statue des Erzherzogs zu Pferd steht. Weiter hervor bei einem Fenster unterhalten sich zwei andere Herrn mit einem Abbé. Außer den Gemälden bemerkt man noch hin und wieder verschiedene kleine Statuen. Es ist merkwürdig, daß von den 50 italienischen Gemälden von verschiedenen Meistern, die Teniers hier im kleinen nachgeahmt hat, sich 40 der Originalien in der k. k. Sammlung befinden, wie z. B. der schöne Paolo Veronese, die Königin Esther vor dem Könige Ahasverus.

Bilder-Sammlungen.

Wenige Städte haben so viele und so herrlich ausgestattete Bilder-Sammlungen wie Österreich's Hauptstadt aufzuweisen.

Die namhaftesten derselben sind jene Sr. Majestät des Kaisers in der Burg.

Die K. K. im Belvedere, Rennweg (642). Dinstag und Freitag. Vormit. von 9—12, Nachmit. von 3—5 Uhr zu besehen.

K. K. Akademie der bildenden Künste, Annagasse (Samstag).

Hrn. v. Adamovics, Krugerstraße (1007).

Hrn. v. Arthaber, Döbling im Tullnerhofe (Siehe Arthaber).

Hrn. v. Badenfeld E., Stoß im Himmel (364).

Grafen v. Breuner, Wollzeile (777).

Sr. k. Hoh. des Erzh. Carl, Augustinerbastei (1160).

Hrn. de Clerk, Spitalgasse (1100).

Grafen v. Colalto, Hof (420).

Grafen v. Czernin-Chudenitz, Wallnerstraße (263) (Siehe Czernin).

Fürsten Esterhazy, Mariahilf (40). Dinstag und Donnerst. (Siehe Ersterhazy).

Hrn. v. Fleischhacker (F. Aug.) Bazar (427).

Grafen v. Harrach, Freiung (239).

Hrn. Kaspar Hofbauer, Gumpendorf (3).

Dr. Hofer, Alservorstadt (298).

Fürsten Lichstenstein, Roßau (130) (Siehe Lichtenstein'schen Gartenpallast).

Musik-Verein, Tuchlauben (558).

Hrn. Joh. Rückinger, an der Wien (63—64).

Hrn. Carl v. Rosetti, Josephst. (336).

Fr. Edl. v. Rosthorn, Landst. (343).

Bilder-Sammlung (K. K.).

Diese herrliche Sammlung befindet sich im obern Sommerpallaste des kaiserl. Lustschloßes Belvedere am Rennwege, dessen sämmtliche Lokalitäten dazu gewidmet sind. Mit echt kaiserlicher Liberalität ist der Eintritt Jedermann ohne Ausnahme alle Dins-

tage und Freitage gestattet. Die erste Anlage erhielt diese Sammlung vom Kaiser Maximilian I., wozu zuerst die Gemälde Correggio's von Rudolph II. und von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, Gouverneur der Niederlande kamen. Erst unter Carl VI. erhielt sie unter Leitung des Grafen Gundacker von Althan eine planmäßige Aufstellung und zwar im zweiten Stockwerke der sogenannten k. k. Stallburg in der Stadt, wo der Bildervorrath eilf Gemächer einnahm. Unter Kaiser Joseph II. kam die Gallerie an ihrem heutigen Standorte; dieser Monarch ließ sie in den Jahren 1778—81 durch Mechel aus Basel ordnen, mit neuen Rahmen versehen, die mehr als 70,000 Gulden kosteten, und bereicherte sie mit vielen kostbaren Stücken, die vorzüglich aus den aufgehobenen Klöstern genommen wurden. Sie zählt heut zu Tage mehr als 2600 Gemälde und enthält treffliche Werke aller Zeiten und aller Nationen.

Der Eintritt in die großartige Gallerie führt durch einen von Gold und Marmor glänzenden Saal von länglicher Form, dessen Decke mit allegorischen Figuren von Carlo Carloni bemalt und dessen architektonische Nebenwerke von Chianini und Kajetan Fanti sind. Dieser Saal enthält die lebensgroßen Gemälde Maria Theresien's und Kaiser Joseph's II., gemalt von Anton von Maron. Er theilt das Schloßgebäude in zwei Flügel, deren jeder im ersten Stockwerke sieben große Zimmer und zwei Eckcabinete und im zweiten Stockwerke vier Zimmer enthält.

Die Malerschulen sind mit Aufschriften bezeichnet. Die italienische Schule zerfällt in die 1. venetianische, 2. florentinische, 3. bolognesische, 4. lombardische, 5. römische und 6. gemischte neapolitanische.

Besonders merkwürdig sind: zu 1. Christus von Paolo Veronese; der Leichnam Christi von Palma; Porträt der Königin Cornaro von Cypern von Tintoretto; die Grablegung, Danäe und Diana im Bade von Tizian; mehrere Porträts von demselben; die h. Justina angeblich von Pordenone (Siehe Justina), die Heimsuchung von Palma Vecchio; Venus und Adonis von Paris Bordone; mehrere Stücke von Giorgione. —

Zu 2. Maria mit Jesus und Johannes, die heilige Familie und Margaretha von Raphael; drei heilige Frauen mit dem Kinde von Perugino; Maria mit dem Kinde von Sasso Ferrato; der Tod des heil. Joseph's von Marotti; ein geharnischter Krieger, ein Schlachtenstück, die Buße des heil. Wilhelm von Salvator Rosa.

Zu 3. Ein Jüngling den Globus haltend und eine Frau mit dem Kinde von Michael Angelo; Herodias, ein Christuskopf von Leonardo da Vinci; der Leichnam Christi von Andrea del Sarto; die heil. Maria, Sincerità von Carl Dolce; die Darstellung im Tempel von Fra Bartolomeo.

Zu 4. Die Taufe Christi, Madonna, Sibylle, Venus von Guido Reni; Johannes in der Wüste von Guercino; Venus und Adonis, eine Grablegung von Hannibal Carracci. —

Zu 5. Jo von der Wolke umarmt, Ganymed, der Bogenschnitzer, ein Christuskopf von Corregio; Cimon von seiner Tochter gesäugt von Cignani; Johannes der Täufer von Murillo; das Rosenkranzfest von Caravaggio; Franz Seraph. von Ludw. Carracci; Christus unter den Gelehrten von Spagnoletto; Judith von Allori.

Zu 6. Der verlorne Sohn von

Battoni; Franz von Assissi von Bassano; Cain den Abel erschlagend von Palma dem Jüng.; Magdalena von Lupicini; mehrere Porträts und kleine Gemälde von Tintoretto, Paolo Veronese, Bassano und Paris Bordone.

Die Hauptzierden der sehr reichhaltigen niederländischen Schule sind: mehrere Porträts von Rembrandt und Van Dyk; das Kind Jesu über dem Schooß seiner Mutter, der Heiland im Purpurmantel mit dem Rohr in der Hand, Minerva in Vulkans Werkstätte, Christus am Kreuze, Magdalena von Van Dyk; das Bild eines zum Fenster hinaussehenden Juden von Hoogstraten; Philemon und Baucis von Jordaens; die Vergänglichkeit von Leux; viele schöne Stücke von Rubens, worunter Ignaz die Kranken segnend und die Besessenen heilend, dann Ignaz einen Todten weckend, die vier Hauptflüsse der Welt, sein eigenes Bildniß, drei schlafende Nymphen von einem Schäfer belauscht, das Fest der Venus, seine Frau Helene Formans und besonders das große Bild: Maria über einem Thron mit Umgebung, zur Rechten die Infantin Klara Eugenia, zur Linken Erzherzog Albrecht, General=Gouverneur der Niederlande, ihr Gemahl, besonders ausgezeichnet zu werden verdienen. Ferner viele ländliche Scenen von David Teniers, Ostade, Franz Mieris, Schalken, Höllen= und Sammetbreughel, Brackenburg, Joh. Fyt, Gerhard Dow; — Landschaften und Blumenstücke von Poußin, Huysum, Heemskerk, Ruysch, Ruysdael. — Thierstücke von H. Roos, Wouwermans, Hamilton, Bergher, Potter, Van=der=Velde, und die beiden berühmten alten Köpfe von Bartholomäus Denner.

Im zweiten Stockwerke erblickt man die Gemälde der alt= und neu=deutschen Schule. Die altdeutsche Schule erhielt im Sommer des Jahres 1835 in vier Sälen des zweiten Stockes ihre gegenwärtige Einrichtung. Diese Sammlung gehört zu den vollständigsten ihrer Art, sowohl hinsichtlich der vielen Meisterwerke, welche sich darin befinden, als des Umstandes wegen, daß sie durch ihre zweckmäßige Aufstellung einen Überblick des Fortganges der deutschen Kunst bis zu ihrem Höhepunkte und jenem der sogenannten Übergangsperiode derselben bis zu ihrem neuen Aufblühen gewährt. Den ersten Platz unter diesen herrlichen Kunstschätzen nehmen des großen Alb. Dürer's zwei Bilder: die Drei=Einigkeit und die Christen=Verfolgung ein. Hieran reihen sich die Porträts des genialen Hans Holbein, ferner Johann van Eyk's berühmte Grablegung, der aus mehreren Fächern bestehende schöne Altar von Hans Wolgemuth, schöne Werke von Lukas Cranach, Amperger, Quintin Messis, Lukas von Leyden, von Martin Schongauer, genannt Schön, eine Kreuzigung, ein mehrfächeriger Altar von Burgkmayr, mehrere Stücke von Scorell, Gassel, Franz Floris, den beiden Franck, und von Joh. Breughel (dem sogenannten Bauernbreughel). — Der gedachten Übergangs=Periode gehören vortreffliche Stücke von Johann v. Ach, Bartholomäus Spranger, Heinz und in neuerer Zeit von Meytens, Wutky, Seybold, Dietrich, Lens, Daniel Gran u. a. m. an. Als schätzbare Curiosa sind hier auch einige Gemälde auf Goldgrund aus dem dreizehnten Jahrhunderte von den Böhmen Thomas von Mutina und Theodorich von Prag aufgestellt.

In der neudeutschen Schule zeichnen sich aus: Schnorr's Darstellungen aus Goethes Faust, Rebellis und Schödlberger's Landschaften, Waldmüller's

und Fendi's Genrebilder, Dannhauser's humoristische Darstellungen, Peter's historische Gemälde, ein Blumenstück von Knapp, Krafft's Abschied und Rückkehr des Landwehrmanns, Thierstücke von Gauermann.

In den Sälen des Erdgeschoßes ist das Depot der zu restaurirenden oder noch nicht placirten Gemälde. Im Jahre 1796 gab der Gallerie-Direktor Rosa anonym einen Catalog dieser Kunstschätze heraus, seit welcher Zeit leider keiner erschienen ist; jener Mechel's trat im Jahre 1783 an's Licht.

In der vom Buchhändler Carl Haas in Wien herausgegebenen Kupferstich-Sammlung nach Zeichnungen Sigmund's von Perger sind die vorzüglichsten Meisterwerke dieser Sammlung enthalten, es sind folgende:

Abel, Jos., Klopstock im Elisium.
Achen, Hans v., Kaiser Rudolph II.
Aertsens, P., der Hühnerkrämer.
Allori, C., Judith; die geschäftige Martha.
Artois, die Reise des heil. Franz Borgia; eine Landschaft; die Reise des heil. Stanislaus Kostka.
Backhuysen, der Hafen von Amsterdam.
Baldi, der heil. Bischof Martin.
Baroccio, die Geburt Jesu.
Bartolomeo, Fra, Maria Reinigung, — Maria mit dem Jesukinde.
Bassano, J., der barmherzige Samariter; sein eigenes Porträt.
Battoni, die Rückkehr des verlornen Sohnes.
Bega, die Bauernstube.
Bembi, der heil. Hieronimus und Johannes.
Berchem, die Weide; der Gebirgsbach.
Berghem, v., die Weide.
Borsato, das Innere der Markuskirche.
Both, italienische Gegend.
Bourguignon, Reitergefecht.
Brill, das Landhaus.
Bronzino, A., die heil. Familie.
Cagliari, Rebecca gibt Elieser zu trinken; der heil. Augustinus.
Cammuccini, Bildniß Pius VII.
Caracci, An., Venus und Adonis.
Caracci, Agost., der heil. Franziskus empfängt die Wundmahle; Christus mit der Samariterin.
Caravaggio, die Heilung des Tobias; das Rosenkranzfest; David.
Carlo Dolce, die Aufrichtigkeit.
Cantarini, Lucretia.
Champaigne, der todte Abel.
Cignani, kindliche Liebe.
Cignaroli, die heil. Ottilia.
Cigoli, der todte Heiland.
Correggio, Bildniß Christi; St. Sebastian; der Raub des Ganymed.
Cortona, P. da, Saul vor Ananias; Hogard's Wiederaufnahme.
Craesbecke, Jos. van, Holländische Landleute.
Cranach, L., Christus und die Frauen.
Crayer, Casp., der englische Gruß.
Crespi, Christus, Petrus und Paulus; ein Engel ermuntert den schlafenden heil. Joseph.
Cuip, die Weide.
Curadi, Franzesko, Erscheinung der drei Engel bei Abraham.
Does, Jac. v., Hirtengemälde; Sonnenuntergang.
Dosso Dossi, der heilige Hieronymus; Bildniß Alphons I., Herzogs von Ferrara.
Dow, G., der Charlatan; Dow's Tante.
Duck, And. le, die Geplünderten.
Duplessis, J. S., Ritter J. Gluck.
Dyk, van, Bildniß Carl Stuart I.; Samson's Gefangennehmung; die Vivision des sel. Hermann; Graf von Montford; Votivgemälde; Minerva u. Vulkan.
Elzheimer, die Ruhe der heil. Familie.
Eß v. und Jordaens, die Fischhändler.
Everdingen, Waldgegend.
Eyck, Jos. van, Maria mit dem Jesukinde; die Kreuzabnahme.
Feti, die Vermählung der heil. Katharina.
Ferri, C., Erscheinung des Heilandes.
Floris, Fr., Votivgemälde.
Franceschini, Charitas.
Francia, Maria auf dem Throne.
Füger, der todte Abel; die heil. Magdalena.
Furini, die büßende Magdalena.
Fyt, Geflügel.
Giorgione, die Feldmesser; Lucius.
Goebel, C. P., Jacob segnet seine Söhne.
Guercino, Johannes in der Wüste.
Hackert, der Wasserfall von Tivoli.
Hamilton, J. G. v., Gestütpferde.
Hahnemann, Bildniß van Dyk's.
Heem, de, der Blumenaltar.
Hemessen, J. v., Carl der Kühne.
Heyden, van der, das Schloß.
Holbein, J., sein eigenes Bildniß.
— M., Waldgegend.
— H. jun., Bildniß des Dr. Chambre.
Honthorst, Christus vor Pilatus.
Hoogstraeten, der alte Jude.
Hugtenburg, Reitergefecht.

Jardin, du, Thierstück.
Jordaens, Philemon u. Baucis; der Bohnenkönig.
Jordano, der Sturz der Engel.
Kaufmann, A., Herrm. und Tusnelde; der todte Pallas.
Krafft, P., der Abschied des Landwehrmanns; dessen Rückkehr.
Laar, van der, der Jahrmarkt.
Lamen, Joh. van der, holländische Rauchstube.
Lebrun, die Himmelfahrt Christi.
Leermanns, P., die Liebe zum Reichthum.
Lens, Andr., Hektors Abschied.
Lin, van, Reitergefecht.
Lingelbach, Seehafen.
Lotto, L., Votivgemälde.
Loutherbourg, Seesturm.
Maratti, der Tod des heil. Joseph.
Maron, v., die Kaiserin Maria Theresia.
Maurer, lasset die Kleinen zu mir kommen.
Mengs, St. Petrus.
Mengs, R., Maria mit dem Jesuskinde; der Schlaf des heil. Joseph.
Methu, die Spitzenmacherin.
Mieris, die Kranke und der Arzt; die Seidenhändlerin.
Moucheron, Abendlandschaft.
Murillo, St. Johannes.
Neer, van der, die Mondnacht.
Orsi, L., die Sanftmuth.
Ostade, A. v., die ländliche Unterhaltung.
Palma, sen., Bildniß Gaston's de Foix; zwei Votivgemälde; Maria Heimsuchung.
Palma, Paolo Fra, die h. Mutter auf dem Throne.
Parmeggianino, Amor der Bogenschnitzer; Bildniß des J. F. Baglioni.
Paudiß, Chr., der Schwarzwalder-Bauer.
Perugino, Votivgemälde.
Peters, Meeressturm.
Pinacker, die Ruinen am Flusse.
Platzer, Jos., Katakomben.
Poel, van der, Feuersbrunst.
Potter, die Heerde.
Poussin, C., Grabmahl der Cäcilia Metella.
Poussin, N., Petrus heilt einen Lahmen.
Quercino da Cento, die Rückkehr des verlornen Sohnes.
Raphael, die heil. Margaretha; Prophet Jesaias; die Ruhe in Ägypten; Maria, Jesus u. Johannes.
Rebell, Ansicht von Pietri.
Rembrandt, eigenes Bildniß; Bildniß seiner Mutter.
Reni, Guido, die h. Magdalena; die Taufe Christi; Maria Reinigung.
Roos, römische Landschaft.
Roos, J. H., Hirtengemälde.
Rubens, die Wunder des heil. Ignatius; die Wunder des heil. Franziscus; Bildniß Philipp des Guten; Maximilian I.; Herzog Pipin und seine Tochter; eigenes Porträt; der h. Ambrosius; die Überschwemmung; Christus in der Grabeshöhle; der Sieger; der heil. Ildephons.
Rudhart, die Hirschjagd.
Ruysdaal, J., zwei Waldgegenden.
Ryckaert, die Schatzheberin.
Saftleben, der Holzschlag.
Sarto, Andr. del, der junge Tobias; der Leichnam Christi von Magdalena beweint; die heil. Familie.
Sassoferato, Maria mit dem Jesuskinde.
Schalken, die junge Haushälterin.
Schnorr v. Carolsfeld, Doktor Faust.
Schidone, Christus in Emaus.
Schoreel, sein Bildniß.
Scheffer, die heil. Cäcilia.
Schut, Cornelius, der ertrunkene Leander.
Screta, C., das Wohnzimmer des Malers.
Sirani, E., Amor.
Snyders, F., die Wildschweinjagd.
Spagnoletto, Ribera, die Reue des h. Petrus; Christus trägt das Kreuz; Jesus unter den Schriftgelehrten.
Steen, Joh. van, die lustige Hochzeitsgesellschaft; die lustige Wirthschaft.
Steinwick, der heil. Petrus im Kerker.
Stevens, P., Reitergefecht.
Strauch, G., Apotheose der unbefleckten Jungfrau.
Sustermanns, Erzherzogin Claudia.
Teniers, jun., Inneres einer Bauernstube; Abraham's Opfer; die Braut; Dorfplünderung; die Wurstmacherin.
Terburg, die Äpfelschälerin; die Briefschreiberin.
Tibaldi, die heil. Cäcilia.
Tintoretto, die Kreuztragung; Katharina Cornaro.
Tizian, sein eigenes Bildniß; Isabella d'Este; Bildniß Kaiser Carl V.; allegorische Porträts; Sansovino's Bildniß; die heil. Familie; Ulysses Aldrovandi; Votivgemälde; Danae.
Valentin, Moses.
Varotari, die heil. Familie; die Ehebrecherin.
Varotari, Alex., Judith.
Vecchia, P. della, Bild des Ritters Bayard.
Velasquez, des Malers Familie.
Velde, v. d., Hirtengemälde.
Vinius, O., die heil. Familie.
Verelst, die Zeitungsleser.
Vernet, Jos., die Engelsburg.
Veronese, Paul, Judith; die Anbetung der Waisen; Votivgemälde; Christus heilt eine Kranke.
Vinci, L. da, Herodias.
Weenix, Thierstück.
Willaerts, Seehafen.
Witte, Casp. de, Ruine einer röm. Wasserleitung.

Wouvermanns, die Rückkehr von der Jagd; die Reitschule im Freien; der Überfall; der Räuber-Überfall.
Wyck, Th., Aussicht am Meeresufer.
Wynants, J., der Waldweg.

Ungern vermissen wir darin Rothmayr's Iphigeniens Opferung, in welchem Bilde sich nach Füßli ein kecker und breiter Pinsel, so wie eine glühende Farbengebung beurkundet.

Im Jahre 1844 wurde die Sammlung durch S. M. den Kaiser mit einem Kunstwerke von hohem Werthe, einem Ölgemälde des Münchner Malers Ärttinger bereichert.

Es stellt den Helden Österreich's, Erzherzog Carl, umgeben von seinen Kampfgenossen dar, in heißer Schlacht sie zum Siege führend. Das Bild zeigt über 40 Porträte. Es veranschaulicht in schöner, belebter Gruppirung, deren Mittelpunkt der Sieger von Aspera ist, die bedeutendsten militärischen Notabilitäten Österreichs, aus Carl's Epoche. Die Erzherzoge Ludwig und Maximilian, Lichtenstein, Schwarzenberg, Hiller, Klenau, Rosenberg, Radetzky, Bellegarde, Hardegg u. s. w. sind unter ihnen. Erfindung und Ausführung des Ganzen ist bewunderswerth. Ärttinger hat Figuren und Landschaft, der berühmte Adam dagegen die Pferde gemalt. Eine sehr gelungene, von Haufstengel gefertigte Lithographie ist darüber erschienen.

Bildungs-Anstalt (Höhere) für Weltpriester.

Sie besteht im Augustiner-Klostergebäude in der Stadt (1158) und verdankt ihre Gründung dem ehemaligen Burgpfarrer und späteren Bischof von St. Pölten, Ignaz Frint. Ihre Bestimmung ist, junge Priester heranzubilden, um als Vorsteher der Seminarien und als Professoren zur Bildung weiser und frommer Priester verwendet zu werden. Der jeweilige Burgpfarrer ist Obervorsteher und die Zahl der Stiftplätze ist 36. Die Gegenstände der Vorlesungen sind: Philologia sacra, Commentationes patristicae, Erklärungen der Concilien, theologische Literatur, Geschichte, Charakteristik der Bibel und der Kirchenväter, Kirchengeschichte der neuesten Zeit, Dogmengeschichte, kirchliche Statistik und Kanzelberedsamkeit.

Bildungsstadien der Stadt.
(Von 1150 bis 1844.)

Es ist nicht zu ermitteln, in welchem Zustande sich die Stadt Wien unter der Herrschaft der Römer, der Markomanen, der Rügen, der Avaren und selbst der Franken unter Carl dem Großen befand. Noch ist die historische Leuchte nicht angezündet, die dieses Dunkel erhellen könnte. Das erste Stadium der Bildung der Stadt muß daher in den Zeitpunkt verlegt werden, wo sie der Sitz der Landesfürsten aus dem Geschlechte der Babenberger wurde.

Zu den ersten Spüren, die man darüber findet, gehört eine Stelle in der Chronik des berühmten Bischofs Otto von Freisingen, eines Bruders Heinrichs Jasomirgott, wo gesagt wird: „daß Heinrich nach der Schlacht an der Leitha den Rückzug in das nahe Städtchen Wien, das einst von den Römern bewohnt, Fabiana hieß, genommen habe.“

Wie aberdieses Städtchen damals, nämlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, beschaffen war, wissen wir nicht; — so viel ist sicher, daß damals schon der sogenannte Berghof stand, welcher Name sich bis heute erhalten hat und der, von Leopold dem Heiligen erbaut, der hier einen Gejaidhof hatte, sich zwischen dem hohen Markte und der Krebsgasse erhob.

Von nun an hatten die Kreuzzüge großen Einfluß auf das Emporblühen der Stadt, vorzüglich durch den Handel, der

sich über Constantinopel ins Morgenland erstreckte. Unter Markgraf Leopold dem Heiligen war Wien noch klein, aber schon mit Mauern umgeben. Heinrich der Löwe hielt sich auf seinem Kreuzzuge 1171 hier auf, bei welcher Gelegenheit es eine Hauptstadt genannt wird. Dem Herzog Heinrich Jasomirgott, der in Wien residirte, verdankt die Stadt nach Marc Aurel's Gründung und Carl des Großen Stiftungen, sein erstes Aufkommen und die Ernennung zur Hauptstadt des Landes, indem er sich darin am Hofe eine Residenz und mehrere Kirchen baute, wie auch die Vorstadt Wollstraße (Wollzeile) anlegte.

Wien bildete damals ein etwas gegen das heutige rothe Thurmthor ins Längliche verschobene Viereck mit sechs Thoren und zwei Pforten für Fußgänger gegen die Donau. Um die ganze Stadt zogen sich Mauern mit einem Wallgraben, über welchen Brücken lagen. Um diese Zeit (1160) hatte die Stadt ungefähr folgende Umgrenzung. Vom Hause zum Heidenschuße, wo sich das erste Thor befand, lief die Stadtmauer neben der Naglergasse bis zum Peilerthor (Pailerthor, Pfeilerthor, im J. 1732 abgebrochen, zwischen der Bognergasse und dem Sparkassagebäude) und von da durch das im J. 1841 verschwundene Paternoster-Gäßchen längs des Grabens, dem Jungferngäßchen vorüber nächst dem Trattner- (vormals Freisinger-) Hof zu, so daß die Naglergasse und die eine Seite des Grabens den Wallgraben bildeten. Zwischen dem Schlossergäßchen und dem Hause zum Rebhühnchen in der Goldschmiedgasse stand ein kleines und drittes Thor. Von hier zog sich die Stadtmauer über die Brandstatt, den lichten Steg und Haarmarkt hinunter, auf welcher Strecke sich das vierte Thor befand, welches zur Wollzeile führte. Von hier ging die Umfangmauer gegen den Lazen- und Gaminger- (heute Seitenstättenhof) bis an den Katzensteig, am untern Ende der Seitenstättengasse zum fünften Thore, von da hinter St. Ruprecht über den heutigen Salzgries zum sechsten Thore und endlich neben dem tiefen Graben zum Heidenschuße zurück.

Von den Thoren führte jenes am Heidenschuße in die Umgebungen der Stadt, nach Hernals, Ottakring u. s. w.; das Peilerthor über die Hochstraße (Herrngasse) nach Steiermark und Italien, das in der Nähe des Taschnergäßchens durch die Wollzeile nach Ungarn und das am Katzensteig nach Mähren und Böhmen. Durch zwei kleine Pförtchen unter St. Ruprecht und an der Fischerstiege gelangte man an die Donau.

Innerhalb dieser Umgrenzung bestanden damals folgende vorzügliche Gebäude und Plätze: der Hof, damals am Herzogenhof genannt, mit der von Heinrich Jasomirgott erbauten Burg und Kirche (das heutige Hofkriegsgebäude), die St. Pankraz-Capelle (in der Nähe der heutigen Nuntiatur), die Peterskirche (auf dem jetzigen Platze), der Freisingerhof (heute Trattnerhof), die Ruprechtskirche, Maria am Gestade, der Passauerhof (hart an dieser Kirche), der Berghof, der Judenplatz und der hohe Markt.

Außer der Stadt und zwar vor dem Heidenschußthor nächst der Freiung befand sich das Schottenstift und hinter demselben im Bereiche der heutigen Währingergasse ein Maierhof, ein Jagdhaus, von Leopold dem Heiligen erbaut (wo das fürstlich Esterhazysche Palais in der Wallnerstraße steht); zwischen den Thoren der Goldschmiedgasse und des Taschengäßchens lag die Stephanskirche, ungefähr halb so groß, wie heute

(nämlich vom Riesenthor bis gegen das mit eisernen Gittern eingefaßte Thor); zunächst dieser die Wollzeile und rückwärts der Stephanskirche die Capelle St. Jakob auf der Hülben (in der Römer- heute Riemerstraße), das deutsche Haus, die St. Johannes-Capelle der Johanniter-Ritter (in der Kärntnerstraße) und hinter der Wollzeile das Tempelhaus (die heutigen Dominikaner), am Salzgrieß floß ein starker Arm der Donau, am Fuße des über der heutigen Kohlmessergasse beginnenden bis zum Arsenal und den Schotten sich hinziehenden Hügels, wovon die Kirche Maria am Gestade ihren Namen erhielt.

Die Gegend, wo jetzt 34 Vorstädte mit tausenden von Gebäuden prangen, war theilweise Waldung, gegen die Stadt zu aber gelichtet und bestand in Feldern, Gemüse- und Weingärten.

Von dem Lösegeld des Königs Richard Löwenherz von England erhielt die Stadt angeblich ihre erste bedeutende Erweiterung, die unter dem Babenberger Leopold VI. dem Tugendhaften, an der Ostseite noch sehr zunahm. Er vergrößerte 1200 die Stadt durch Einziehung des Dämpfingerhofes unweit St. Ruprecht, über den Hafnersteig, den Lorenzerinnen (am alten Fleischmarkt), dem jetzigen Hauptmauthgebäude vorbei, von da zum Tempelhause hinunter zur Wollzeile, wo ein neues Thor, das Stubenthor, entstand; von dort zum Nonnenkloster St. Jakob auf der Hülben (heute Tabakapalto in der Riemerstraße), die ganze Singerstraße und den alten Roßmarkt (jetzt Stock-im-Eisenplatz) hinauf, wo ebenfalls ein neues Thor entstand und wo sich die neue Mauer an die alte beim Freisingerhof anschloß. In dieser Gestalt eines länglichen Vierecks blieb die Stadt bis zu Ottokars von Böhmen Zeiten.

Eine den 5. August 1258 (nach Anderen 1271) ausgebrochene Feuersbrunst, welche die Stephanskirche, das deutsche Haus, das St. Johannesspital, das Dominikanerkloster und viele andere Gebäude verzehrte, veranlaßte die Erweiterung der Stadt; denn Ottokar befahl nicht nur den Aufbau des von den Flammen Verzehrten, sondern er zog auch die bisher in der Vorstadt gelegene Hofburg, von Leopold VII. an dem Platze des heutigen Schweizerhofes erbaut, und die Michaelerkirche, ferner das Schottenkloster und dessen Kirche zur Stadt. Er erbaute den heutigen Kohlmarkt und ließ auch zwischen der Burg und dem heutigen Schottenthore viele neue Gebäude anlegen, woraus die Herrngasse entstand und zog um diesen neuen Anbau Mauern und Gräben, welche mit Thürmen befestigt wurden. Auch stellte er die abgebrannte St. Stephanskirche größer wieder her und legte, nachdem er die Donau am Salzgries zurückgedrängt hatte, das neue Werderthor an; (das alte Werderthor stand zwischen dem Gaminger- und Dämpfingerhof).

So blieb die Stadt der Hauptsache nach bis unter Kaiser Maximilian I., welcher die erste Pflasterung anordnete, die Wallgräben vergrößerte und den Salzthurm vollenden ließ. — Wien hatte damals überaus schöne Ziergärten und deßhalb einen europäischen Ruf. Von hier sollen die ersten Tulpen nach Holland gekommen sein.

Durch die erste türkische Belagerung 1529 erlitt die Stadt großen Schaden. Nach ihrem Abzuge wurden die zerschossenen Häuser und Mauern wieder hergestellt und Kaiser Ferdinand I. befahl (1545 — 1547) die Stadt möglichst zu befestigen. Er ließ dazu von dem Ingenieur der Stadt, Augustin Hirschvogl, einen Plan verfertigen, der größtentheils ausge-

führt wurde. Die Stadt nahm damals innerhalb den Ringmauern denselben Raum ein, den sie noch heute zwischen den Festungswerken hat, nur waren einzelne Theile der Stadt anders gestaltet und hatten auch andere Namen.

Die Umgebungen der Stadt gegen den obern Werd (Roßau), gegen den untern Werd (Leopoldstadt) und die Venediger-Au (Jägerzeile) waren größtentheils von Fischern und Jägern bewohnt, auch befanden sich dort viele Lusthäuser und Gärten der vermöglicheren Einwohner von Wien. — Die Gegend der heutigen Währingergasse, Alservorstadt und Josephstadt bestand bloß aus Feldern, Wiesen und Weingärten. Die Vorstadt St. Ulrich war ein Dorf, Zeismannsbrunn genannt, wobei sich das Neudeggerschloß (am Platzel) befand. — An der Stelle der heutigen Laimgrube längst dem linken Ufer des Wienflusses lagen mehrere Ziegelöfen und weiter hinauf standen viele Windmühlen, wovon die zwei Vorstädte den Namen erhielten. Wo heute Mariahilf ist, stieß man auf das Dorf Schöff (Schiff) und nahe dabei an Gumpendorf, eines der ältesten Örter in Wien's Umgebung. — Auch die Wieden, die damals bis an den Stadtgraben reichte und wo das alte Bürgerspital stand, ist eine der ältesten Vorstädte. In der Gegend von Nikolsdorf kommt schon vor der ersten türkischen Belagerung ein Dorf, St. Bernhardsthal genannt, vor; die ganze übrige Gegend bestand aus Feldern und Gehölz, in deren Mitte ein Schloß mit einer der heil. Margaretha geweihten Capelle lag, von welcher später dieser Vorstadtgrund Margarethen genannt wurde. — Die heutige Landstraße hieß vormals die Nikolai-Vorstadt, von dem dort gelegenen Kloster St. Nikolaus und war nur gegen die Stadt zu mit Wohnhäusern bebaut. — Zwischen der Stadt und dem Wienfluße lief der Mühlbach, der verschiedene Mühlen trieb. An seinem Ufer lagen vom Stubenthor bis zur Donau mehrere Jägerhäuser, welche diesem Stadttheil den Namen „unter den Jägern“ verliehen. Nach der zweiten türkischen Belagerung 1683, wobei beinahe alle Vorstädte zerstört worden waren, wurden sie zwar wieder hergestellt, kein Vorstadthaus durfte aber, den untern Werd oder die Leopoldstadt ausgenommen, näher als sechshundert Schritte von den Pallisaden der städtischen Festungswerke angelegt werden. Dieser Verfügung verdankt der freie schöne Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten von dem Donau-Ufer bei der Roßau bis dahin bei den Weißgärbern, den wir das Glacis nennen, seine Entstehung.

Eine bedeutende Umwandlung erhielt die innere Stadt unter Joseph II. im J. 1782 durch Aufhebung der entbehrlichen Mönchs- und Nonnenklöster, so wie mehrerer Kirchen und Capellen, deren Gebäude verbaut oder zum Staatsgebrauche verwendet wurden. Die aufgehobenen Klöster sind: 1. das Königskloster bei der Burg. 2. Kirche und Kloster St. Nikolaus in der Singerstraße. 3. Das Frauenkloster St. Joseph (auch bei den sieben Büchern genannt) in der Sterngasse. 4. Das Nonnenkloster zu St. Jakob in der Riemerstraße. 5. Das Kloster der Lorenzerinnen am alten Fleischmarkt. 6. Das Kloster der Minoriten hinter dem Landhause. 7. Das Kloster der Himmelpforte, in der gleichnamigen Gasse, und 8. das Dorotheerkloster, ebenfalls in der Gasse gleichen Namens.

Die Sprengung der Festungswerke durch die Franzosen in den Monaten Oktober und November 1809 trug wesentlich zur Verschönerung der Basteien und Hervorrufung der herrlichen Stadtgräben bei. — So wurde in der Mitte der Kortine zwi-

schen der Löwel- und Mölkerbastei ein neues Thor für Fußgeher (das Franzensthor) eröffnet, welches von der Teinfaltstraße nach der Josephstadt und Alsergasse führt. Das alte Paradiesgärtchen vor dem Gebäude der Staatskanzlei verschwand und erstand auf der Löwelbastei wieder; das vorige kaiserliche Lusthaus erhielt die Bestimmung eines Caffehhauses. — Die neuen Stadtmauern zwischen der Löwel- und Augustinerbastei wurden so weit auf das Glacis herausgerückt, daß vor der Hofburg für einen prächtigen freien Platz Raum gewonnen wurde, wo das neue herrliche Säulenthor der Nachwelt Zeugniß von dem Geiste seines hohen Erbauers, Franz I., gibt. — Zu beiden Seiten dieses großen Platzes entstanden zwei bedeutende, dreieckförmige Räume, in welchen links ein Garten für den Hof und rechts einer für das Publikum oder der Volksgarten entstand. — Am Ende der Franziskanergasse auf der Seilerstätte wurde ein zweites Thor für Fußgeher eröffnet, und der damals regierenden Kaiserin zu Ehren Carolinenthor genannt. Es führt in die schöne und stark besuchte Anlage des sogenannten Wasser-Glacis, des nächsten und beliebtesten Erholungsortes der Stadtbewohner; der Ravelin nächst dem Kärntnerthore wurde mit dem Glacis vereinigt und geebnet, über den Wallgraben von dem alten Kärntnerthore statt der vorigen schieflaufenden Brücke eine neue in gerader Richtung erbaut und von dieser bis zur neuen Kärntnerthorbrücke ein doppelter Halbzirkel mit Alleen angelegt. — Auch das vorige rothen Thurmthor wurde niedergerissen und das neue mit doppelten Öffnungen für die ein- und ausfahrenden Wägen hergerichtet. Der lange finstere Schwibbogen, durch welchen man vom Fischmarkt auf den Salzgries gelangte, wurde abgetragen, und dadurch der Straße am Salzgries ein freundlicheres Ansehen verschafft. Die lange, alte Mauthbrücke hinter dem Hauptzollamte wurde beseitigt und durch einen breiten Erdwall mit einer kurzen Brücke ersetzt. Im Innern der Stadt verschwand der uralte schwarze und steile Katzensteig, der alte Passauerhof bei Marie-Stiegen, das alte Salzamt bei St. Ruprecht u. s. w.

Diese Verschönerungen hat bisher Se. Majestät der jetzt regierende Kaiser Ferdinand I. herrlich fortgesetzt. Das finstere Stubenthor erhielt neue Frontispicen und statt der Brücke einen großartigen Erdwall, das schöne alte Kärntnerthor wurde erneuert und mit einem zweiten Fußgehergang vermehrt, das Schottenthor erhob sich von Grund aus neu in herrlicher Form und der Graben wurde gegen den Kohlmarkt und die Naglergasse durch das Niederreißen zweier Häuser sehr vergrößert, wodurch dieser Platz nach dem Hofe zum herrlichsten der Residenz erhoben wurde.

Billardspiel (Das).

Das Schach- und das Billardspiel sind (nach dem Whist) die edelsten und interessantesten aller Spiele; das letzte hat vor dem ersten aber in einer Beziehung noch einen Vorzug, — es ist nämlich damit eine wohlthätige körperliche Bewegung verbunden, wodurch dasselbe zur Winterszeit und Personen, die eine sitzende Lebensweise führen, wesentliche Vortheile gewährt.

Diese Eigenheit des edlen Billardspiels hat auch seine allgemeine Beliebtheit zur Folge gehabt. — In der Hauptstadt Wien und den Vorstädten befinden sich gegen 100 Caffehhäuser, in welchen beiläufig 250 Billards aufgestellt sind. Hierzu müssen gegen 50 Spieltische gezählt werden, die in Privatwohnungen angebracht sind, wodurch sich eine Gesammtzahl von 300 darstellt. Wird nun nach einem sehr

mäßigen Durchschnitte für jedes Billard eine tägliche Spielzeit von 6 Stunden angenommen, so ergeben sich täglich 1800 und jährlich 657,000 Spielstunden; man sieht hieraus, daß in sanitätischer Beziehung dem Spiele Genüge geleistet wird.

Das Billardspiel ist nicht sehr alt und kam erst im vorigen Jahrhundert empor. — Nach dem allgemeinen Lose der Dinge hat auch dieses schöne Spiel Auswüchse getrieben, die in Frankreich am üppigsten Wurzel geschlagen haben.

Die bekanntesten Abarten des Billardspieles sind **la Roulette** und **Trou madame** oder das sogenannte Hanselspiel.

Das Erste ist ein wahres Hazardspiel, zu welchem eine Maschine in der Form einer Gallerie gehört, um welche die Spielenden stehen und weiße und schwarze Kugeln hineinwerfen, die nach vielem Umlaufen endlich vor einem weißen oder schwarzen Fache stehen bleiben, wodurch der Gewinn oder Verlust bestimmt wird.

Das Andere wird auf einer Billardtafel gespielt, an deren Ende ein kleiner Portikus angebracht ist, der gewöhnlich dreizehn Passagen oder Thüren hat, in welche man die kleinen Kugeln hinein zu stoßen sucht.

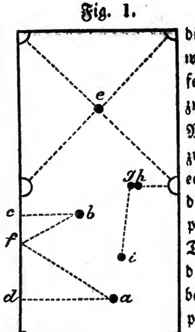
Man hat noch andere Spielvariationen, die von den genannten den Ursprung haben, z. B. das Nixenspiel mit kleinen Kügelchen von Stein oder Marmor, das von Kindern gespielt wird, und das sogenannte kleine Ballspiel, wo man mit Münzen Würste machte.

Das Billardspiel beruht ganz auf mathematischen Grundsätzen. Die Lehre von der Bewegung, von dem Stoße elastischer Körper und von der Reflexion findet hier durchaus ihre Anwendung.

Die Hauptsache bei dem Billard selbst besteht in zwei Bedingungen:

1. in dem richtigen Verhältnisse der Länge zur Breite; ist

Fig. 1.



dieses = 2 : 1, so wird die ganze Tafel durch die Linien zwischen den beiden Mittel-Löchern in zwei gleiche Vierecke abgetheilt, und der Durchschnittspunkt der beiden Diagonalen in jedem dieser Vierecke bestimmt den Standpunkt des Carambols e (S. Fig. 1). Durch diese Lage wird das öftere hinter einander Machen erschwert, und die Gefahr des Verlaufens vergrößert.

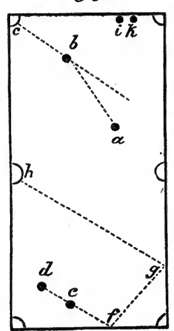
2. In der horizontalen Lage des Billards. Ist die Ebene, auf der sich ein Ball befindet, horizontal, so bewegt er sich bloß nach der Richtung des Stoßes, ist sie aber geneigt, so wirkt auch die Schwere mit auf den Ball und gibt ihm in den meisten Fällen eine andere Richtung. — Man gewahrt diese Abweichung aber nur sehr selten, weil der Neigungswinkel bei einem Billard, welches nicht gar zu fehlerhaft gebaut ist, für unsere Sinne doch immer o gesetzt werden kann, und weil die Stärke des Stoßes den Einfluß der Schwere auf den Ball unmerklich macht.

Dieser letzte Grund zeigt auch, warum auf einem schlechten Billard die schwachen Stöße beinahe insgesammt verunglücken. Es wäre leicht, die krumme Linie zu finden, welche ein Ball beschreibt, der sich auf einer schiefen Ebene mit einer Geschwindigkeit und in einer Richtung, die gegeben ist, bewegt, man könnte sogar förmliche Billardtafeln berechnen; — sie wären aber bei all ihrem wissenschaftlichen Aussehen ganz unnütz und würden nur dazu dienen, den Scharfsinn ihres Verfassers zu beweisen.

Durch die nicht horizontale Lage des Billards wird aber nicht nur die Richtung des Balls, sondern auch die Kraft, mit welcher er auf die andern Bälle wirken soll, verhindert. Steht der zu treffende Ball tiefer als jener, den ich stoße, so wird dieser mit einer größeren Gewalt, als ich es beabsichtige, auf den andern wirken, weil die Schwere seine Geschwindigkeit vergrößert, und folglich den einen Faktor des Produktes, welches den Grad der Bewegung anzeigt, vermehrt hat.

Ein Ball wird nach der Kunstsprache voll getroffen, wenn die Richtung des gestoßenen Balls durch den Mittelpunkt des ruhenden geht, oder wenn der ruhende sich nach dem Stoße vollkommen in der Richtung des stoßenden Balls fortbewegt.

Fig. 2.



Mit dem Schneiden verhält es sich folgender Maßen: Wenn mit dem Balle a (Fig. 2) jener b in das Eckloch c geschnitten werden soll, so muß man im Gedanken zwischen den Punkten c und b eine Linie so ziehen, daß man sich selbe durch den Mittelpunkt des Balls b verlängert vorstellt; — der Punkt, in welchem diese gerade Linie den Umfang des Balls b berührt, muß mit dem Ball a getroffen werden, wenn der Ball b gemacht werden soll. Trifft man unter dem Punkte b (folglich zu voll, zu dick), so fährt der Ball b nach der Bande (Bandenell, — Mandenell) zwischen den beiden obern Ecklöchern; — trifft man den Ball b aber über dem Punkte b (oder zu fein), so läuft der getroffene Ball b an die Bande zwischen dem obern Eckloch c und dem Mittelloch h.

Das Doubler gründet sich auf den physikalischen Grundsatz, daß ein Körper unter demselben Winkel abprallt, unter dem er auffällt, oder daß der Einfallwinkel dem Reflexionswinkel gleich ist.

Die Differenzialrechnung zeigt, wie man nach der metaphysischen Voraussetzung der kleinsten Wirkung (lex minimi) dieses Prinzip finden kann, und die Natur bestätigt es durch die Erfahrung, obgleich niemals vollkommen, weil die Voraussetzung eines vollkommen elastischen Körpers weder bei dem Ball noch bei der Bande des Billards Statt hat.

Es ist eine leichte Aufgabe, jenen Punkt der Bande durch Rechnung zu finden, auf den man einen Ball spielen muß, wenn man einen andern treffen soll. Diese Aufgabe ist für die einfache Reflexion oder Abprellung einfach, für die doppelte aber schon bedeutend verwickelter.

Wir wollen den ersten Fall erläutern. Die Lage der Bälle a, b (Fig. 1) sei gegeben, so ist ihre Entfernung von der Bande a d und b c bekannt, folglich auch die Linie d c. Weil nach der Voraussetzung der Winkel bfc gleich ist afd, so ist, weil $c = d$, $\triangle bfc \backsim \triangle afd$, und $bc : cf = ad : df$. Nun ist $df = dc - cf$, folglich $bc : cf = ad : dc - cf$. — Hieraus ergibt sich nach einer verkürzten Berechnung $cf = \frac{bc \cdot cd}{ad + bc}$; folglich ist der Punkt f durch lauter bekannte Größen gegeben. Das geübte Auge eines Marqueurs und eines routinirten Spielers findet diesen Anschlagspunkt, ohne daß ihre Köpfe sich im mindesten mit jenen arithmetischen Sätzen beschäftigen, und es ist z. B. eine alltägliche Sache, daß unter dreimal der Ball e (Fig. 2) zweimal nach der Richtung efg in das Mittelloch h gemacht wird.

Hier kommt es freilich auf eine gleichförmige Ausfütterung der Billardbanden mit einem elastischen Körper viel an, weil sonst das Abschlagen unsicher ist.

Hätte die Billardtafel die Gestalt einer Elipse und stünde der eine Ball in dem einen Brennpunkte, der zweite in dem andern, so würde jeder Bricole-Stoß treffen, weil die Elipse die besondere Eigenschaft hat, daß die Linien, die aus ihren beiden Brennpunkten nach einem Punkte der Peripherie gezogen werden, an demselben gleiche Winkel machen.

Aus der Veränderung der Gestalt, die der Ball bei dem Stoße leidet, lassen sich sehr mannigfaltige Erscheinungen auf dem Billard erklären. Ein Ball, welcher wie i (Fig. 2) collet, das heißt an der Bande fest anliegt, nimmt in dem Augenblicke, als er von dem andern voll getroffen wird, die Gestalt k an; die Kugel verwandelt sich nämlich (freilich dem Auge unsichtbar) in ein eliptisches Sphäroid, dessen kleinere Axe senkrecht auf die Bande, die größere mit ihr parallel ist.

Ein anderer Versuch beweiset dasselbe. Wenn man elfenbeinerne Kugeln auf eine behauchte, oder mit einer dünnen Fettlage überzogene Metallplatte fallen läßt, so ist die zurückbleibende Spur kein Punkt, sondern ein Ring, dessen Durchmesser mit der Höhe des Falls zunimmt. Die Kugel muß in dem Augenblicke der Berührung ihre Kugelgestalt verändern. — Hieraus läßt sich auch erklären, warum der Ball h (Fig. 1) in das Mittelloch läuft, wenn der nach der Richtung der Linie, die zwischen den beiden Mittellöchern liegt, ihn berührende Ball g vom Balle i voll getroffen wird, und warum überhaupt die anliegenden Bälle schwer zu machen sind.

Der Stoß muß immer parallel mit dem Horizonte geschehen, ist dieses nicht, so macht entweder die Spitze oder das dicke Ende der Queue (oder des Spielstabs) einen Winkel; im ersten Falle ist es ein Collet-Stoß, der den Ball preßt, im zweiten wird der Ball gespießt.

Das sogenannte Kixen (Fausse queue) der Anfänger rührt von der ungleichen Höhe des Bocks, und von dem Schwanken des rechten Arms her.

Der reine Stoß läßt sich mehr hören und sehen, als beschreiben, und eine lange Übung lehrt die gehörige Lage des Körpers auf dem rechten Fuß, die Höhe des Bocks, den Druck auf die Rinne zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger, und endlich die Stärke des Stoßes.

Eine Abart des edlen Billardspieles ist jenes in Form eines Sechsecks, „Sternbillard“ genannt, welches im J. 1844 in J. N. Kugel's Caffehhaus beim goldenen Kreuz zu Mariahilf aufgestellt wurde, und von dem es spaßig genug in einer öffentlichen Ankündigung hieß:

„Endlich eine entsprechende Neuerung im Billardspiel! Alle Spiele haben der Mode unterlegen und sind mit derselben fortgeschritten. Wer spielt jetzt noch Triktrak oder langen Puff? Das Billardspiel wäre wahrscheinlich auch schon in Vergessenheit gerathen, wenn es nicht seinem durch Bewegung der Gesundheit zuträglichen Wesen, seiner auf mathematischen Grundsätzen beruhenden Spielweise wegen, den Anforderungen der Mode getrotzt hätte. Daher ist das Billard, trotz dem, daß es noch immer in dem Schlafrocke des vorigen Jahrhunderts dasteht, unter allen Spielen das beliebteste und zählt nach dem Schach die fanatischsten Verehrer. Eine Modifikation war jedoch ein schon längst gefühltes Bedürfniß; J. N. Kugel ließ ein Billard in der benannten Form bauen, dessen Idee und Ausführung allen Anforderungen entspricht. Man kann auf demselben alle Partien spielen, aber die Berechnung dabei ist eine ganz andere, wie auf den bisherigen Billards, so zwar, daß man im Anfange

ganz betroffen von dem Abprallen des Mantenells ist; und dennoch muß nach mathematischen Grundsätzen der Ballen unter demselben Winkel anprallen, unter dem er angespielt wurde.“

Eine zweite kritische Stimme ist lakonischer und lautet dahin, daß dieses sechseckige Billard ein Pendant zu den dreieckigen Knödeln ist.

Birne (Zur eisernen).

Dieses die Ecke der Johannesgasse und der Seilerstätte bildende und der Frau Josepha Pfitzinger gehörige Haus (978) hat durch die darin verübte Ermordung des im vierten Stockwerke wohnenden Abbés J. C. Blank, Professors der Mathematik an der Academie der bildenden Künste, durch den polnischen Edelmann Jaroschinsky, den 14. Februar 1827 eine traurige Publizität erhalten. Hr. Franz Gräffer theilt über sein Zusammentreffen mit Blank einige Notizen mit, wovon wir Folgendes entlehnen:

„Vor etwa zwanzig Jahren pflegte ich mein Glas Wein im Heiligenkreuzerhofe zu trinken. Daselbst traf ich zuweilen einen bejahrten, ehrwürdigen, kleinen Mann, der sich um die übrigen Gäste nicht viel kümmerte, sonst aber im Gespräche freundlich und wohlwollend war. Er genoß wenig und verweilte stets nur kurze Zeit. Es hieß, er lebe sehr frugal und sparsam; er sammle wohl für unbemittelte Verwandte. Dies war der Professor Blank. Er kam dann zuweilen zu mir in die Buchhandlung, besah dies oder jenes mathematische Werk, kaufte aber nie Etwas. Eines Tages heißt es, Professor Blank sei ermordet und beraubt worden. Alsbald nach dieser entsetzlichen Gräuelthat wurde ich mit meinem Collegen Haselmayer vom k. k. Landrecht in die Wohnung des Verblichenen beschieden, um die Inventur und Schätzung seines Büchernachlasses vorzunehmen. — Ein ziemlich langer, schmaler finsterer Zugang; in dem Eintrittszimmer mathematische Instrumente, eine große Rechentafel auf einer Staffelei; in einer Ecke nächst dem Fenster, neben einem Arbeitstisch ein Ballen ungebundener Bücher, nämlich Werke des Professors. Im Zimmer zur Linken, in welchem sich die gebundenen Bücher befanden, ein größerer Schreibtisch, in dem er sein Geld zu verwahren pflegte; auf selbem umher liegend einige cylindrische Holzbüchschen, zur Aufnahme von Theaterstücken; ein Erd- und Himmelsglobus ꝛc. Das ganze Ameublement sehr einfach und abgenützt. Die hoch angebrachten kleinen Fenster, welche das Licht nur von oben einfallen lassen, mußten schon an und für sich einen düsteren Eindruck hervorbringen. Über die Reste von Blut und Kopfhaaren gingen wir somit, ohne ein Wort zu reden an unser Geschäft, setzten es auch nach Tische fort. Als es zu dunkeln begann, vermißte ich Haselmayer. Er hatte sich insgeheim fortbegeben; das alte Thürschloß war eingeschnappt; ich befand mich eingeschlossen. Es war bereits förmlich finster, wohl eine Stunde lang mußte ich lärmen, bevor die Nachbarn mich befreiten.

Nie werde ich dieses eigenthümliche Grauen verwinden.“ — (Vergleiche Blank.)

Bisamberg.

Nicht nur vielfältige Traditionen, sondern auch schriftliche Zeugnisse stimmen überein in ihren Berichten von den oftmaligen großen Veränderungen des mäandrischen Rinnsals des majestätischen Donaustroms in der Gegend von Klosterneuburg und Korneuburg — Veränderungen, die durch verheerende Hochwässer und zerstörende Eisgänge oder durch jahrhundertlange Verwahrlosung von Seite der Anwohnerschaft immer bedeutender wurden, so daß es endlich hoch an der Zeit war, daß ihnen der menschliche Geist ein Ziel setzte.

Die Geschichte sagt uns, daß noch in

den Zeiten der babenbergischen Herrschaft die gewaltige Donau in Wiens Nähe knapp am Fuße des schönen, umfangreichen Bisamberges floß, der von diesem Laufe des Flußes — „bis am Berg“ — den Namen Bisamberg erhielt, und der heute eine halbe Stunde vom Donaubette entfernt liegt.

Der Bisamberg ist ein classischer Boden im Reiche des Rebengottes; das Bisamberger-Gewächs gilt für die Perle der österreichischen Weine und manche Wein-Enthusiasten erklärten daher den Namen des Berges aus dem herrlichen Dufte, oder, in der Kellersprache, aus dem Geruche (Gerüchel) der dort wachsenden Trauben, welche Ambra und Bisam von sich zu geben scheinen.

Wir haben aber schon oben gesagt, daß der Bisamberg seinen Namen nicht der besonderen Güte seines Weines, sondern vielmehr der Tücke des Wassers verdankt, was ihm auch bei unsern Hydropathen nicht wenig Vorschub leisten dürfte. — Ein ausgezeichneter Wiener-Poet bediente sich in einer seiner Schriften des Namens dieses, uns in der neuesten Zeit durch die nach Stockerau gezogene Nebenbahn der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn so nahe gerückten und seitdem auch sehr häufig besuchten malerischen Berges, um eben nicht zum Ruhme seiner Landsleute — wir wollen nicht sagen einen Witz zu reißen, — sondern bloß — ein Wortspiel anzubringen. „Der Wiener,“ sagt er, „kann die Lebenslust noch auf dem Todtenbette nicht missen; eine Maß Bisamberger hilft ihm besser, als ein unmäßiger Gebrauch von Bisampulver.“

Im Grunde sind diese Worte nichts anderes als eine Variation des bis zum Ekel abgeleierten Themas von den „Wiener Backhändeln,“ womit deutsche besonders norddeutsche Reisende das in Österreichs Hauptstadt herrschende Wohlleben lächerlich zu machen glauben, und in so fern hätte die Sache nichts auf sich, nur hätte nach unserem Erachten obige Bemerkung nicht aus einer vaterländischen Feder fließen sollen.

Am Fuße des Bisamberges gegen die Donau und im Angesichte des majestätischen Herrnstiftes Klosterneuburg, liegt das schöne Pfarrdorf Lang-Enzersdorf mit einem Stationsplatze der Eisenbahn, und mehr nördlich gegen Stockerau das mit dem Berge gleichbenannte Dorf Bisamberg mit einem herrschaftlichen Schlosse, in dessen Garten man den Grabstein des Grafen Ferdinand von H....., Befehlshabers zu Raab, sieht, der am 16. Juni 1595 zu Wien am Hofe auf einem mit schwarzem Tuche behangenen Blutgerüste die rechte Hand und den Kopf verlor, weil er die genannte, damals hochwichtige Festung, wie die Anklag-Acte sagte, ohne die höchste Noth, den Ungläubigen, die damals in Ungarn die Herrn spielten, mit Capitulation übergeben hatte. Mehrere mitbeschuldigte Officiere und Meuterer der Raaber Besatzung starben gleichzeitig am Hofe und am neuen Markte.

Während der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 schwamm der durch Unternehmungsgeist und Kühnheit ausgezeichnete Lieutenant Gregorowitsch, der unter den Reitern des Grafen Sigbert von Heister diente, über die große Donau mit heroischer Todesverachtung, um nach dem Beispiele des wackern Leopoldstädter Bürgers, Franz Koltschützky, dem christlichen Heere unter Anführung des Prinzen Karl von Lothringen von der Lage und den Bedrängnissen der Stadt sichere Botschaft zu bringen.

Als ihm dieser verwegene, auf Leben und Tod gemachte Plan glücklich gelungen war, zeigte er es der Verabredung gemäß, der ängstlich darauf wartenden Besatzung der Stadt durch eine Signalrakete an, die er zur Abendzeit auf der Höhe des Bisamberges und zwar, in der Nähe des Mag-

dalenenhofes steigen ließ, was ihm auch zu seiner Beruhigung durch ein ähnliches Gegenzeichen erwiedert wurde.

Der schönste historische Moment in den Annalen des Bisamberges bietet das merkwürdige Kriegsjahr 1809 dar; denn am Fuße dieses Berges war es, wo Se. kais. Hoheit der Erzherzog Carl nach den verhängnißvollen Ereignissen bei Regensburg seinem heldenmüthigen und hart mitgenommenen müden Heere nach einem bewundernswerthen, gewaltigen Schnellmarsche durch Böhmen, die ersten Ruhestunden zu seiner Erholung gönnen konnte, als er die Besetzung der Stadt Wien durch die feindliche Armee erfahren hatte.

Auf derselben Spitze des Bisamberges besah dieser fürstliche Kriegsheld die bereits von den Franzosen hergestellte Brücke auf der Lobau, und hier mag in seinem Feldherrngeiste der erste Keim der großartigen Operationen entstanden sein, welche die nachfolgenden herrlichen Siege der vaterländischen Waffen zur Folge hatten.

Schon dieser Umstand allein gibt jenen, welche den Magdalenenhof und seine Umgebungen nicht besucht haben, einen Begriff von der ungemein schönen Aussicht, welche sich den Besteigern dieser Berghöhe darbietet, und welcher vorzüglich der häufige Besuch dieser Gegend, welche früher selbst für jene Bewohner Wiens, die eine Landparthie machen, zu den Hochgenüssen des Lebens zählten, ein terra incognita war, seit dem Bestande des Stockerauer Eisenbahnflügels zugeschrieben werden muß.

Mit Übergehung der Bemerkung, daß die Höhen dieses Berges die einzigen sind, von welchen sich am linken Ufer der Donau dessen Lauf in der Nähe der Hauptstadt übersehen läßt, wollen wir unser Auge auf den merkwürdigen, beinahe vier deutsche Meilen weiten Landstrich bis zur Lobau ruhen lassen, wo es in der ersten Nähelinie die Prager und Brünner Heerstraßen und um dieselben die Ortschaften Langenzersdorf, Stresbersdorf, Stammersdorf, Jedlesee, Jedlersdorf, Spitz und Florisdorf bemerkt; in weiterer Entfernung erheben sich Deutsch-Wagram, Süßenbrunn, Leopoldau, (gemeinhin Eipeldau, das Heimatland der österreichischen Gänse und der fingirte Ausstellungsort der einst eben so beliebten als trefflichen „Eipeldauerbriefe),“ Kagran, Atterklaa, Breitenlee und Hirschstätten, lauter hellleuchtende Punkte im Ehrenfelde des österreichischen Waffenruhms, den Hintergrund dieses herrlichen Panoramas nimmt Stadlau, Groß-Aspern, Eßling, Stadt-Enzersdorf und das Auengebiet des Praters ein.

Nicht weniger anziehend und in pittoresker Hinsicht auch vorzüglicher sind die Aussichten, welche sich von diesen Höhen nach den andern Himmelsgegenden darstellen, und deren Beschauung fortan den Besuch dieses Berges zu mehr als einer vorübergehenden Modesache machen wird. —

Bischöfe von Wien.

Alle Bemühungen der Fürsten aus dem Hause Babenberg beim römischen Stuhle, um ihre Hauptstadt zum Sitze eines vom Passauer-Ordinariate unabhängigen Bischofs zu machen, blieben erfolglos.

Der erste Schritt zur Vorbereitung eines eigenen Bisthums war die von Herzog Rudolph dem Stifter gegründete Probstei an der Burgcapelle zu Ehren aller Heiligen, die 1359 nach St. Stephan übertragen wurde, welche Kirche Papst Innocenz VI. von der Metropolitangewalt des Erzbischofs zu Salzburg und des Ordinarius zu Passau eximirte, indem er sie unmittelbar dem heiligen Stuhle unterordnete.

Der Herzog ernannte den Probst und die 24 Domherrn und der Papst bestätigte sie

und verlieh dem Probste zugleich die bischöflichen Insignien und den Gebrauch der Pontifikalien. Dieser nannte sich „von Gottes Gnaden Probst zu Allerheiligen in Wien, Erzkanzler von Österreich,“ und hatte fürstliche Privilegien. Die Kleidung der Domherrn bestand aus einem rothen Talar, rothen Mantel und Kappe, über den Talar ein weißes Rochet, auf der linken Seite des Mantels ein goldenes Kreuz. Doch bald nach Rudolphs Tode wurden sie in der Kleidung den Domherren anderer Hochstifter gleich gesetzt. Rudolph hatte zu ihrer Wohnung auch den Zwettelhof angekauft.

Gegenwärtig besteht das Metropolitan-Kapitel aus zwölf Domherren Rudolfinischer- und aus vier herzogl. Savoiisch-Lichtensteinischer Stiftung, worunter fünf Dignitarier sind, welche den Gebrauch der Inful haben.

Es währte aber noch über ein Jahrhundert, ehe Wien sich wieder, wie früher in den alten vor Babenbergischen Zeiten eines eigenen Bischofs erfreuen konnte. Erst Kaiser Friedrich III. erwirkte bei seinem Besuche in Rom die Gründung des Bisthums. Am 18. Jänner 1469 erklärte Paul II., „sein geliebtester Sohn Friedrich, römischer Kaiser, zum Grabe der Apostel pilgernd, habe ihm vorgestellt; wie seine Stadt Wien, des Passauer Sprengels, volkreich, wohlhabend, voll herrlicher Kirchen, Klöster und Hospitäler, unter allen deutschen Städten durch Treue und Reinheit des Glaubens und Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl ausgezeichnet, auch mit einer Hochschule geziert sei, die alle Facultäten zähle und mit den ausgezeichnetsten Lehrern prange. Darum zähle der h. Vater Wien und sein Gebiet, einschlüßig St. Veit, mit allen seinen Kirchen, Capellen, Klöstern und frommen Orten vom Passauer-Sprengel gänzlich los, erhebe es zur Stadt ersten Ranges und seine Collegialkirche und Probstei bei St. Stephan, deren Patron der Landesfürst selbst sei, zur Kathedrale und zum Bischofssitz.“

Der Kaiser ernannte den gelehrten jungen Leo von Spauer zum ersten Bischof Wiens; drei Vettern desselben Sigmund, Christoph und Mathäus Spauer hatten mit dem Kaiser in der belagerten Burg zu Wien rühmlich ausgeharrt. Leo, der Bischof von Brixen war, wurde jedoch von Wien abgehalten, weil die Einkünfte des neuen Sitzes noch nicht gesichert waren, indem der Bischof von Passau seine alten Rechte noch immer geltend zu machen suchte.

Leo erlebte aber den Ausgang der Irrungen nicht, denn erst am 17. September 1480 verlas der Nuntius, Alexander, Bischof von Forli, bei St. Stephan die päpstlichen Bullen, hielt in Begleitung der gesammten Geistlichkeit, der Universität, des Adels und einer großen Volksmenge eine feierliche Prozession durch die Stadt und sang hierauf im Dome ein Dankamt, unter welchem beide Bullen an das Kirchenthor unter den unausgebauten Thüren angeheftet wurden. Das Passauer-Consistorium verließ Wien für immer.

Zwei Jahre wurde das Bisthum von Johann, vorher Erzbischofe zu Gran administrirt, erst im J. 1482 verlieh Friedrich es an Bernhard von Rohr, welcher es jedoch verließ, als Mathias Corvin die zweite Belagerung Wiens unternahm und sich nach Tittmaning begab, wo er am 21. März 1487 starb.

König Mathias übergab hierauf das Bisthum dem Bischofe von Erlau, Urban Dozy, seinem vertrautesten Minister, einen Mann von ehrwürdiger Gestalt und kräftiger Rede, der ungeachtet aller äußern Pracht höchst einfach und strenge gegen sich selbst war.

Nach Corvins Tode trat Urban ab und Mathias Schait, Bischof von Seckau,

wurde durch einige Zeit Administrator desselben. Kaiser Max. I. verlieh 1490 das Bisthum zu Wien an Johann Vitez, welcher dasselbe durch mehrere Jahre besorgte, zugleich aber auch sein früheres Bisthum Vesprim beibehielt und sich daher zu Wien ebenfalls nur Administrator nannte. Nur unter diesen Titel bestätigte Papst Alexander dessen Nachfolger Bernhard von Pollheim, einen Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, der jedoch die höhern Weihen nicht angenommen hatte. Nach seinem 1504 erfolgten Tode erhielt das Bisthum abermals einen Administrator in der Person des Raaber Bischofs, Franz Bakacs, und als dieser 1509 starb, blieb es durch vier Jahre verwaiset.

Erst 1513 erfreute sich Wien wieder eines eigenen Bischofs. Kaiser Max. I. ernannte den würdigen Priester Georg Slatkonia dazu. Hierauf verwaltete es Peter Bonomo, Bischof von Triest.

Ihm folgte 1522 Johann von Revellis, dem es vorbehalten war, während der Belagerung Wiens durch Solimann 1529 eine sehr lobenswerthe Thätigkeit an den Tag zu legen. Johann starb schon im nächsten Jahre, den Bischofsitz an Johann Faber Heigerlein überlassend. Nach ihm stand Friedrich Nausea von 1541 — 1552 der Kirche Wiens vor.

Seine nächsten Nachfolger hatten den bischöflichen Stuhl nur kurze Zeit inne; denn Christoph Werthwein starb nach zehn Wochen. Nach dessem Tode wurde die Administration dem Peter Canisius übertragen und nach fünfjähriger Erledigung der erwählte Großmeister des ritterlichen Ordens der Kreuzherrn mit dem rothen Kreuze, Anton von Müglitz Bischof von Wien, der aber im Jahre 1562 schon zum Erzbischofe von Prag erhoben wurde.

Der Bischof von Gurk, Urban, welcher der Sage nach von den Türken 1529 bei ihrem Abzuge aus Österreich unter der Beute vor Wien als fünfjähriger Knabe zurückgelassen wurde, administrirte das Wiener Bisthum durch mehrere Jahre und erst nach seinem Tode 1573 erhielt dasselbe Caspar Neubeck, ein thätiger Oberhirt, der durch zwanzig Jahre segenreich wirkte. Neubeck wurde zu Freiburg in Breisgau geboren. Nach ihm blieb der Sitz einige Zeit unbesetzt und wurde dann von mehreren berühmten Männern, Melchior Clesel, Anton Wolfrath, Friedrich, Philipp Graf von Breunner eingenommen. Hierauf folgte Wilderich Freiherr von Waltersdorf, Emerich Sinelli, Ernest Graf von Trautson, Franz Anton Graf von Harrach und Franz Ferdinand Freiherr von Rumel. Im Jahre 1631 ertheilte Ferdinand II. den Bischöfen von Wien die Reichsfürsten-Würde.

Mit Rumel schließt sich die Reihe der Bischöfe, indem der von Kaiser Karl VI. 1716 zum Bischof von Wien ernannte Bischof Sigmund Graf von Kollonitsch die erzbischöfliche Würde erhielt und unter ihm die Wiener Kathedralkirche zur Metropolitankirche erhoben wurde. Die spätern Erzbischöfe sind: 2. Johann Joseph Graf von Trautson († 1757), 3. Christoph Anton Graf von Migazzi († 14. April 1803), 4. Sigmund Anton Graf von Hohenwart († 30. Jänner 1820), 5. Leopold Maximilian Graf und Herr zu Firmian († 29. November 1831) und 6. Seine fürstliche Gnaden der heutige Fürsterzbischof Vincenz Eduard Milde (geboren 17. Mai 1777, zum Erzb. ernannt den 24. Dec. 1831).

Unter den bisherigen Fürsterzbischöfen waren Graf von Kollonitsch, Graf von Trautson und Graf von Migazzi mit dem Kardinals-Purpur geschmückt.

Weihbischöfe sind regelmäßig und ununterbrochen in Wien gewesen, seitdem dieses Bisthum zum Erzbisthume erhoben worden ist.

Bischofsgasse (Die)

ist eine Fortsetzung der Kärntnerstraße wie es die rothen Thurmstraße der Bischofsgasse ist, durch welche drei Gässen die ganze innere Stadt beinahe in einer geraden Linie von einem Ende zum andern durchschnitten wird. Sie hat ihren Namen vom Bischofshofe, gehört hinsichtlich der Frequenz zu den belebtesten und ihrer Häuser wegen zu den merkwürdigsten Gassen, denn in ihr erhebt sich die großartige erzbischöfliche Residenz, eines der größten und das Haus der alten Feld-Apotheke (633) eines der kleinsten Häuser der Stadt; das Nebenhaus (632) ist heute unstreitig das älteste Gebäude Wiens und im schönen Ertel'schen Stifthause (638) befand sich bis vor einem Jahrzehend der unter dem Namen des „süßen Löchels" so stark besucht gewesene Methkeller und Lebkuchenladen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das Lokale der genannten alten Feld-Apotheke der erste öffentliche Ort war, aus welchem den Vorübergehenden die Gasbeleuchtung blendend entgegen glänzte.

Nicht minder merkwürdig ist das Haus zum goldenen Einhorn (Siehe gold. Einhorn) als die Wiege und der Wohnsitz des berühmten Freiherrn von Chaos.

Bischofshof.

Die Wiener Bischöfe wohnten Anfangs größtentheils in ihrem großen Maierhofe an der Wien, vor dem heutigen Carolinenthore am Fuße des Hügels, worauf ein Theil der Rabengasse steht. Dieser Maierhof wurde in der ersten türkischen Belagerung 1529 zerstört und wieder erbaut, um 1683 bei der zweiten Belagerung neuerdings der Erde gleich gemacht und nicht wieder erbaut zu werden. Damals war es, wo man daselbst die merkwürdigen Antiken fand, wovon weiter unten Erwähnung geschieht.

Der heutige Bischofsitz in der Stadt hieß ursprünglich das Schönthor und kommt in den Zeiten Heinrichs von Luzern und Leopolds von Sachsengang als der „Pfarrhof in der Wolzeil" vor. Er wurde hierauf die Probstei. Die heutige schöne Residenz baute Anton Wolfrath, der 17. Bischof von Wien. Der Erzb. Kollonitsch verschönerte ihn von Innen und Außen. Das Gebäude hat drei Stockwerke, wovon das mittlere als das höchste zur Herrnwohnung bestimmt ist. Vormals hatte es nebst dem Thore am Stephansplatze deren drei an der Hauptfronte in der Bischofsgasse. Um den ersten großen Hof lauft eine gewölbte Gallerie von Schwibbogen und Pfeilern. Dieser Hof war der Ort, wo nach dem Tode des unruhigen Herzogs Albrecht VI. am Dorotheertage 1464 die Bürger Wiens unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten, der Bischöfe von Torcella und Lavant, ihrem alleinigen Herrn, Kaiser Friedrich III. und seinem Söhnlein Maximilian huldigten und zwar in den Händen des kais. Rathes und Bevollmächtigten, Jörg von Volkersdorf, und der Ritter Hans von Hoffirchen, Heidenreich Truchseß, Hans von Mühlfeld und des Geheimschreibers Niklas. Zu jener Zeit war der vorige alte Bischofhof schon so verfallen, daß der Cardinal Clesel, als er aus der Gefangenschaft in Tirol zurückkehrte, den Magistrat um eine Wohnung angehen mußte. Den Bau Wolfraths verewigt über dem Brunnen des Haushofs folgende Inschrift:

Memoriae immortali illmi et
rmi. D. Antonii D. G. Episcopi
viennens. S. R. I. principis,
Ferd. II. et. Ferd. III. augustiss. ab
arcanis consiliis, epalis. hujus palatii
fundatoris, Philippus Fridericus successor,
ut grata nominis fama in seram posteritatem perennaret, monumentum hoc posuit anno Dni. MDCXLI episcopatus II
Sigismundus ep. renovav. anno
MDCCXVI. epatus I.

Erst seit dem Anfange 1844 wurde das schöne Gebäude auf der Seite des Ste-

phansplatzes von den Hütten befreit, die es bisher verunziert hatten. Eine besondere Merkwürdigkeit des Hofes sind die römischen Alterthümer, die 1683 beim Aufräumen des Schuttes des Maierhofes gefunden und in der neuen Residenz aufgestellt wurden. Darunter zeichnen sich besonders aus: a. die Büste des Annius Verus. Diese kleine Marmorbüste, von vorzüglicher Arbeit hatte, wie das folgende ägyptische Denkmal, welches wahrscheinlich ein Römer von den Ufern des Nils an jene der Donau gebracht hat, denselben Fundort. b. Ein weiblicher Kopf, den man eine Agrippina nennen könnte und c. der Kopf eines lächelnden Fauns. Diese zwei Stücke scheinen durchaus nicht antik und nur zufällig mit jenen merkwürdigen Monumenten zusammen gekommen zu sein.

Die Büste des Annius Verus gewinnt einen ganz besonderen Werth durch die Ähnlichkeit mit einer großen Marmorbüste in Rom (Mus. Pio-Clement. Tom. VII. tab. XX. pag. 40. 41.), in welcher Visconti, auf gleichzeitige römische Medaillen gestützt, das Bildniß des Annius Verus, Sohnes des Kaisers M. Aurel und der Faustina erkannte.

Schon mit dem dritten Jahre seines Alters hatte M. Aurel das geliebte Kind zum Cäsar ernannt, verlor es aber schon im siebenten, wo der Cäsar Annius Verus in Präneste starb, als ihm eine Eitergeschwulst unter dem Ohre war geöffnet worden, im Jahre 170 nach Christi Geburt. d. Eine ägyptische Pastophore. Dieses ägyptische Denkmal aus Syenit Grünstein, eine hockende weibliche Figur vorstellend, welche vor sich her ein Heiligthum hält, wie einen verschlossenen Kasten mit einem halberhobenen weiblichen Kopfe verziert, ist ausgezeichnet durch sein hohes Alter, durch die Eigenthümlichkeit des Volkes, bei dem es entstand und die sich darin so bestimmt ausspricht. Die Vorstellung selbst gehört zu den bekannten.

In kleinen reich geschmückten und vergoldeten Kästchen von Holz, in Gestalt von Tempeln, trugen die Ägypter bei ihren feierlichen gottesdienstlichen Umzügen, die kleinen Figuren ihrer Gottheiten und deren Symbole zur Schau. Von dem Worte (παςος), womit man diese kleinen Kästchen und Behältnisse belegte, bekamen die Träger derselben bei diesen festlichen Gelegenheiten den Namen Pastophoren, womit Hormayr diese Figur bezeichnete. Er hält sie für weiblich, und schon bei Visconti (a. a. O. tav. VI. p. 8.) findet sich eine weibliche Pastophore.

Er glaubt das Denkmal vor der Zeit der Persischen Eroberung Ägyptens, auf jeden Fall vor der Herrschaft der Ptolomäer in diesem Lande setzen zu müssen. Die Haare sind ganz in kurzen Locken gearbeitet, wie man sie noch jetzt bei den Bewohnern Nubiens vorfindet; die Figur hält in der Rechten das Sinnbild des sogenannten Nilmessers, in der sehr beschädigten Linken den Nilschlüßel. Bemerkenswerth sind die Sandalen an den Füßen, ganz so, wie man sie vollkommen erhalten, aus Schilfrohr geflochten, in den Felsengräbern und Pyramiden Ägyptens bei den Mumien findet und in den meisten Sammlungen ägyptischer Monumente aufbewahrt.

Laborde hat diese Antike in seiner malerischen Reise durch Österreich nur sehr mittelmäßig dargestellt, eine bessere Abbildung liefert Hormayr in seiner Geschichte Wiens.

Blank (Johann Conrad).

Über diesen Mann (Siehe Birne, eiserne) verdanken wir Herrn Franz Gräffer folgende biographische Nachrichten:

Blank war zu Weiler im Vorarlbergischen den 8. Juni 1757 geboren. Ein sanftes, frommes Gemüth und Neigung zum geistlichen Stande zeigte er schon in frühester Jugend. Er studirte zu Constanz und absolvirte daselbst die Humanioren. Hierauf kam er nach Wien und vollendete dieselben

bei den Piaristen in der Josephstadt. Glücklich fühlte er sich, als es ihm gelang, in den Orden der Schwarzspanier (in der Alservorstadt) aufgenommen zu werden.

Als dieser Orden aufgehoben ward, fand und benützte Blank die Gelegenheit, bei dem Sohne des Doctor Buswald als Hofmeister aufgenommen zu werden. Nach einiger Zeit wurde ihm die Cooperatorstelle im Altlerchenfeld zu Theil. Hier lernte ihn der Abbé Hofstetter kennen und schätzen. Er verwendete sich für ihn und verschaffte ihm die Professur der Mathematik in der Theresianischen Ritter-Akademie.

Als diese Anstalt den Piaristen übergeben ward, erhielt Blank die mathematische Lehrkanzel bei der architektonischen Abtheilung der Akademie der bildenden Künste. Von meuchelmörderischer Hand starb er den 13. Febr. 1827. — Die von Blank verfaßten und herausgegebenen Lehr- und Handbücher sind schätzbar; sie zeichnen sich durch Klarheit, Gründlichkeit und Popularität aus.

Der Mörder dieses würdigen Mannes war Severin von Jaroschinski. Er war im russischen Gouvernement Podolien geboren. Im Juni 1826 war er nach Wien gekommen, sich zu vergnügen. Er war Wollüstling, Verschwender, Spieler. Schon im September war seine nicht unbedeutende Barschaft zu Ende. Er borgte, verpfändete, und setzte sein zügelloses Treiben fort.

Gegen das Ende des Jänner 1827 ward ihm von seiner Regierung der Auftrag zur Rückkehr und ämtlichen Rechnungslegung.

So von Geldnoth gedrängt, faßt er den Entschluß, den 70jährigen Blank, seinen ehemaligen Lehrer, zu ermorden und zu berauben. Zu diesem Zwecke kaufte er ein großes Küchenmesser. Dann ladet er Blank zu Tische, ihn über sein Vermögen auszuforschen. Drei Tage darnach besucht er Blank, bittend, ihm seine Staats-Obligationen zu zeigen, ihre Bewandtniß näher kennen zu lernen, da er Willens sei, deren zu kaufen. Blank hat aber nur die von geringerem Betrage bei Hause und bestimmt den folgenden Tag, ihm jene von höheren Summen zu zeigen. An diesem verhängnißvollen 13. Februar, Mittags um 1 Uhr, erscheint der Mörder in Blank's Wohnung. Dieser weiset ihm acht Stücke im Gesammtbetrage von 6100 fl. C. M. Blank steht auf, etwas zu holen. Schnell erhebt sich der Verbrecher und versetzt dem Unglücklichen mit dem Küchenmesser einen Hieb auf das Hinterhaupt. Blank stürzt zu Boden und erhält noch sechs Hiebwunden in den Kopf, zwei Stiche in die Brust und fünf in den Unterleib, deren einer so gewaltig, daß er den ganzen Leib durchdringt.

Der Raubmörder entfernt sich, verkauft die Papiere und fährt drei Tage fort zu schwelgen und zu prassen. Am vierten, den 16. Febr. ward er verhaftet. Den 30. Aug. 1827 wurde er mit dem Strange hingerichtet, 34 Jahre alt. Der ihm beigegebene Seelsorger hinterließ ein Tagebuch über diesen Verbrecher. Es ist von psychologischer Wichtigkeit, mehrere Bogen stark.

Blasi-Bruderschaft (Die).

Diese scherzhafte Verbrüderung ist ein Seitenstück zu der bekannten Simoni-Bruderschaft, für deren Hauptsitz die Stadt Krems angegeben wird.

Die Blasi-Bruderschaft blühte im Anfange des vorigen Jahrhunderts auf und man rechnete zu ihr alle Männer, deren Handlungsweise nicht frei von Verkehrtheiten war oder die sich durch ein albernes Betragen bemerkbar machten.

Man sieht hieraus, daß es nicht schwer war, zum Blasibruder ernannt zu werden. Dieser Orden hatte auch die Eigenheit, daß man darin aufgenommen wurde, ohne darum anzuhalten, ohne es zu wünschen und auch oft ohne es zu wissen. Denn selbst Leute von Ansehen erhielten oft ein Bildlein zugeschickt, wodurch sie an eine

Handlung erinnert wurden, welche zur Öffentlichkeit gelangt und nichts weniger als ehrenvoll war.

Dieses die Stelle des Diploms vertretende Bildlein war in Wien in Klein-Folio an den Tag getreten und in 21 Felder eingetheilt, von deren fünf Doppelfelder waren. In dem größten oder Mittelfelde stand der Blasi mit der Überschrift:

„Ich heiße Blasi mit dem Stern,
Bleib für mich selber ein Narr gern,
Doch bin ich der Narr nicht allein,
Weil noch viel meiner Brüder sein.“

Herr Blasi ist im Narrenkostüm und hält den Stern, der auf einem Stocke angebracht, in der rechten Hand. Ringsum sind in kleineren Feldern die Großthaten oder vielmehr Tölpelstreiche seiner Anhänger abgebildet und mit Erklärungen versehen. Zur Probe geben wir einige derselben:

Der siebent' wollt' auch in Sachen
Seiner Ente ein Paar Schuhe machen.

Der acht' gab seiner Sau ein Schmatz,
Sprach, grüße dir schweinerner Schatz.

Der zehnt' wollt' fliegen wie Schwanen,
Der eilft' wollt' ausbrüten Fasanen.

Der siebenzehnt' wollte den Meisen
Die Zähne mit einer Zang ausreißen.

Es bedarf wohl der Erinnerung nicht, daß diese bildlichen Darstellungen selbst möglichst in's Groteske getrieben sind; so hat ein Mann, um einen am Boden liegenden Floh die Augen auszustechen, einen ungeheuren Spieß in der Hand.

Blast (Herr von).

Herr von Blast zieht überall, in Privatzirkeln wie an öffentlichen Plätzen, gegen das schöne Geschlecht und den Ehestand zu Felde. Er nennt sich den ersten Hagestolz des Landes und behauptet, schon das bloße Wort Frau oder Ehe verursachte ihm Übelkeiten.

Er vermeidet mit ängstlicher Sorgfalt die Kirchen in den Stunden, wo verkündet und kopulirt wird, und wohnt lieber einem Hochgerichte als einer Hochzeit bei.

Er besucht nur solche Gesellschaften, wo er keine Damen zu finden hofft und geht in keine Komödie, weil sie alle mit einer Heirath enden.

Wenn man Herrn v. Blast's Thun und Treiben außer seinem Hause betrachtet, so schwört man bei Himmel und Erde, er habe der schönen Menschenhälfte ewigen Haß geschworen. Wir wollen aber einmal einen Blick in seine Behausung werfen.

Wir finden hier zuförderst eine rohe, aufgeblasene, die deutsche Sprache verhunzende Magd, die er unter dem Titel einer Wirthschafterin bei sich hält und die ihren Herrn ganz beherrscht und meistert.

Als Wirthschafterin hat sie sich seiner sämmtlichen Einkünfte bemächtigt und gibt ihm davon, was ihr gut dünkt. Er kann kein Glas Bier, keine Schale Caffeh trinken, ohne von ihr das Geld zu bekommen.

Will er einen Freund zu sich einladen, so muß er sie erst um Erlaubniß bitten und dabei immer gewärtig sein, ob sie ihm etwas und was sie ihm auffetzen werde.

Dabei täuscht und betrügt sie ihn von allen Seiten und macht sich, sobald er seiner Wohnung den Rücken gewendet hat, auf seine Kosten lustig.

Diese Wirthschafterin wirthschaftet in Herrn v. Blast's Haus auf eine eben so tolle als empörende Art und der arme Hagestolz könnte nicht ärger daran sein, wenn er die erste Xantippe der Welt zum Weibe hätte. Der gute Mann fühlt aber das Drückende seiner Lage nicht; er streckt und reckt sich vielmehr stolz empor und rühmt sich des Vorzuges, seine goldene Freiheit behauptet zu haben.

Blaue Farbe (Die)

scheint eine Lieblingsfarbe der früheren Bewohner Wien's gewesen zu sein. Dafür

spricht schon die sonderbare Zusammenstellung, in welcher diese schöne Farbe in der Nomenclatur der Hausschilder zum Vorschein kommt. Ein blauer Stern scheint in der Naglergasse (303), — eine blaue Kugel erblickt man am Hofe (339), — ein blauer Krebs (449) kömmt in der Krebsgasse nicht vom Flecke, — ein schon im Jahre 1547 auf Hirschvogl's Plan von Wien vorkommender Blober oder blauer Hecht (451) schnappt in der Sterngasse noch immer nach Wasser, — ein blaues Gatter (Gitter, 541), steht am hohen Markt, — ein blauer Igel zeigt seine Stacheln (557) unter den Tuchlauben, — die Münzerstraße zeigt einen im J. 1843 neu erbauten blauen Herrgott (583), — eine blaue Flasche am Stock-im-Eisenplatz (624), — einen blauen Bock (787) in der Bockgasse, — und einen blauen Karpfen (998) in der Annagasse.

Eine gleiche Vorliebe für die blaue Farbe herrscht in den ältern Vorstädten, wo alle berührten Blauheiten sich nicht nur wiederholen, indem wir z. B. eine blaue Flasche am Neubau (242), zu Mariahilf (135), am Spitelberg (47), im Altlerchenfeld (2), im Lichtenthal (123), auf der Wieden einen blauen Wolf (473), einen blauen Karpfen (481), und einen blauen Hirschen (555), — in Matzleinsdorf eine blaue Ente (55), und einen blauen Stern (80), zu Margarethen eine blaue Weintraube (17) u. s. w. finden, sondern wo noch neue auftauchen; das blaue Freihaus auf der Laimgrube ist seines Umfangs und als Gasthaus seiner guten Küche wegen bekannt; spaßig nehmen sich die vier blauen Schimmeln im Schottenfeld (182) aus, denen man füglich vier blaue Rappen zum Gegenstück geben könnte.

Wenn man von der kernfesten Denkart unserer guten Vorfahren nicht so viele Belege hätte, so könnte man sich versucht fühlen zu glauben, sie hätten ihren Nachkommen einen blauen Dunst vormachen wollen.

Blauen Flasche (Haus zur).

Es gab vormals in Wien eine Art Speisehäuser oder Traiteurien (sehr unrichtig Trakteurien genannt), deren Species heute beinahe ausgegangen ist. Diese Trakteurs waren nur in der innern Stadt zu finden und ihre Zahl schwankte zwischen 25—30. Die Preise waren sehr verschieden und fielen von einem Gulden bis 4½ Kreuzer herab.

Jene Trakteurs, bei welchen man für 10 und 8 Kreuzer speiste, wurden am häufigsten besucht.

In diesen Häusern stand der Wirth in der Mitte des Zimmers und führte hier, wie ein damaliger Spaßvogel sagt, das Abfütterungs-Commando. Die Gäste saßen dicht neben einander wie die Negersklaven in ihren Schiffen und verzehrten ihr Mal mit der Schnelligkeit der Extrapost (der Dampfkraft würde man heute sagen).

Diese Geschwindigkeit hatte ihren guten Grund, denn kaum hatte ein Tisch voll Hungriger abgespeiset, so nahm eine andere Reihe deren Stelle ein, um eben so schnell und gleichsam nach dem Takte abgefertigt zu werden.

Das besuchteste dieser Speisehäuser befand sich vor einem halben Jahrhunderte unter Kaiser Joseph II. im ersten Stockwerke der blauen Flasche am Stock-im Eisen-Platz, Nr. 629, ehemals das Ziegelhaus genannt, wo in zwei regelmäßigen Zimmern täglich binnen drei Stunden über dritthalb hundert Menschen aßen.

Nach einer gleichzeitigen Relation bestand der Tisch für acht Kreuzer aus vier Speisen: Suppe, Rindfleich mit einer Brühe, grüne Speise mit Beilage, Braten oder Eingemachtes. Die Portionen waren so groß, daß auch ein starker Esser sich sätti-

gen konnte. Die Teller waren von Zinn, und das Brot lag gemeinschaftlich da, so daß jeder sich davon nach Belieben abschneiden konnte. Das Wasser ging in einem zinnernen Becher gleichfalls gemeinschaftlich in der Runde herum; Bier und Wein wurden besonders bezahlt.

Die sogenannten Zehnkreuzer-Tische erhielten dieselben Speisen; sie hatten aber ein besonderes Zimmer, jeder Gast bekam eine (freilich oft sehr unappetitliche) Serviette, eine Kreuzer-Semmel und ein eigenes Trinkglas. Die Gesellschaft dieser Tische war daher auch besser als bei der Achtkreuzer-Tafel.

Dieses Haus, welches einen Durchgang in das Schlossergäßchen bildet, gehört heute dem Hrn. Alois Wimmer.

Blaue Montag (Der).

Dieser Unhold hat in Wien sein Unwesen eben so arg wie in andern, großen gewerbthätigen Städten getrieben und man findet noch heut zu Tage Anklänge davon, worüber man sich nicht wundern wird, wenn man Jean Paul's Worte beherzigt, daß man in Deutschland allezeit drei Jahrhunderte brauche, um einen Mißbrauch aufzuheben, nämlich eines, um seinen Nachtheil zu fühlen, eines, um sein Unrecht einzusehen und eines, um ihn abzuschaffen.

Die Entstehung dieses zum Sprichworte gewordenen blauen Montags fällt im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Damals wurden die meisten deutschen Kirchen in den Fasten blau ausgeschmückt und um eben diese Zeit fingen die Handwerker an die Fastenmontage durch Unterlassung aller Arbeit zu feiern. Dieß thaten nicht nur die Meister selbst, sondern sie ertheilten auch ihren Gesellen und Knechten die Erlaubniß dazu.

Diese vertrieben sich die Zeit am Tage mit Essen und Trinken und ermunterten sich dazu durch den Zuruf, daß heute blauer Montag sei. Was Anfangs nur in der Fasten Statt fand, erfolgte endlich auch außer der Fastenzeit an den übrigen Montagen.

Die Meister gaben Anfangs darin gern nach, weil das ihrer Bequemlichkeit zusagte, und auf diese Art entstand der blaue Montag durchs ganze Jahr. Die Mißbräuche dabei wurden aber immer stärker, es entstanden bald die größten Ausschweifungen, Tumulte und Todtschläge; es ward endlich so arg, daß Kaiser und Reich mit einander darüber zu Rathe gingen.

In Wien scheint die Feier des blauen Montags am frühesten zu Mißbräuchen Anlaß gegeben zu haben, denn schon Kaiser Maximilian **II.** eiferte im Jahre 1571 sehr gegen die unmäßigen Fressereien und den blauen Montag der Handwerker.

Die Schuhknechte zu Augsburg hatten im Jahre 1726 mit den Schuhknechten zu Würzburg einen aufrührerischen Briefwechsel geführt. Sie versiegelten ihre Briefe mit dem Handwerkssiegel, das sie ihren Altgesellen anvertraut hatten und aus der Lade entwendeten. Der Magistrat untersagte ihnen diesen Briefwechsel; sie aber meinten ein solches Verbot wäre ein Eingriff in ihre Rechte. Ehe dieser Streit noch beigelegt war, brachten einige, die durch Schlägereien bei dem Magistrate in Geldstrafe verfallen waren, einen neuen Unfug auf. Sie wollten nämlich die Strafe nicht allein bezahlen, sondern meinten, Schuldige und Unschuldige müßten davon einen gleichen Antheil entrichten. Wer das nicht wollte und nicht gleich willig seinen Antheil hergab, erhielt den Schimpfnamen eines Spöttischen, alle übrigen wurden Brave genannt. Wo diese einen Spöttischen sahen, beutelten sie ihn.

Ein solcher wurde nämlich bei den Ohren und Haaren gefaßt, gezerrt, gerauft, geschüttelt, gestoßen und einige Mal herumgedreht, so daß mancher Gebeutelte alles

Bewußtsein und sogar einige das Gehör verloren.

Wollte der Spöttische das nächste Mal nicht wieder gebeutelt werden, so mußte er die Mißhandlung mit Geduld ertragen und sich zuletzt, wenn es der braven Gesellschaft aufzuhören beliebte, für das Empfangene bestens danken und laut versichern, es sei ihm recht geschehen.

Um nun diesen schönen Gebrauch auch in andern Städten einzuführen, unterhielten sie mit einigen Gesellen zu München einen Briefwechsel, der aber verrathen wurde. Nach mehreren Händeln, die deßhalb zwischen ihnen und dem Magistrate vorfielen, verließen endlich in einem allgemeinen Aufstand 107 Gesellen die Stadt und schrieben von Friedberg aus, wo sie sich hinbegeben hatten, an ihre Mitgesellen in Wien, Dresden, Leipzig und Berlin einen Brief folgenden Inhalts:

„Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten auch, daß keiner nach Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist, oder geht er hin und arbeitet zu Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren."

Dieser Aufstand machte in ganz Deutschland Aufsehen. Da solche Mißbräuche die innere Ruhe der Städte störten, so kam es darüber auf dem Reichstage zur Sprache.

Es kam ein Reichsgesetz von 1731 heraus, kraft dessen der blaue Montag abgestellt sein sollte. Der König von Preußen drang gleich darauf, daß dies auch in seinen brandenburgischen Ländern geschähe; in den meisten andern Reichsländern aber, und selbst in Wien scheint das Gesetz nicht befolgt worden zu sein; es wurde daher vom Kaiser Franz I. 1764 erneuert, und im J. 1772 darüber ein neues Reichsgesetz gegeben, es blieb aber an vielen Orten dennoch beim Alten.

Joseph II. fand sich ebenfalls veranlaßt, den blauen Montag und noch mehrere andere willkührliche Feiertage der Handwerker zu verbieten; allein alle diese und ähnliche Verbote können nie allgemein wirksam sein, wenn die Meister selbst nicht zu dessen Aufrechthaltung mitwirken.

Blinden-Institute.

Baczko sagt von den Blinden, daß die mit einigem Schimmer umher tappen, weniger lernen und weniger sich helfen, als die ganz Blinden. Wem fällt dabei nicht die geistige Blindheit, oder die halbe oder falsche Aufklärung ein! — Jedenfalls ist die Blindheit eines der größten Übel des menschlichen Lebens und jedes Bestreben es zu lindern, verdient daher den wärmsten Dank.

Der Blinden-Institute bestehen zwei, in welchen gegen hundert Blinde erzogen und versorgt werden.

Die erste dieser Anstalten, das k. k. Blinden-Erziehungs-Institut gründete 1804 J. M. Klein als Privatunternehmung; es ist seit 1808 eine Staatsanstalt und befindet sich in der Josephstadt unweit der Lerchenfelder-Linie in der Brunngasse (188). Es ist der Eintritt an jedem Donnerstage, dem wöchentlichen Prüfungstage, von 10—12 Uhr für Jedermann frei. Zu den großmüthigsten Wohlthätern der Anstalt gehört der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, welcher derselben im Februar 1811 eine Summe von 50,000 Gulden widmete.

Hier werden arme blinde Knaben und Mädchen in dem Alter von 7—12 Jahren zur Bildung übernommen, aus eigenen Fonds erhalten und ihnen alle, den Blinden zugängliche Wissenschafts- und Gewerbsbegriffe beigebracht. Die Zöglinge lernen Religion, Kenntniß der sie umgebenden Dinge durch Gefühl, Gehör und Geruch, Lesen (plastischer Schrift), Rechnen, Singen, Musik (durch fühlbare Noten), Spinnen, Stricken, Verfertigen von Schnüren, Fran-

sen, Bindfäden und Schuhen, Korbflechten, Papparbeiten, Bandweben, Tischlerarbeit u. s. w.

Zöglinge von Talent und mit Vermögen erhalten auch Unterricht im Schreiben, in der Geographie, Geschichte und Mathematik.

Nach 6—8 Jahren treten sie aus der Anstalt.

Um diese Ausgetretenen nicht sich selbst zu überlassen, faßten 1825 mehrere Menschenfreunde, angeeifert durch den Institus-Director Wilhelm Klein den Entschluß, eine zweite Anstalt, welche den bezeichnenden Namen: „Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde“ führt, in das Leben zu rufen. Ihre Statuten erhielten am 28. April 1829 die Allerhöchste Bestätigung und die Anstalt hat sich des Protektorats Sr. k. Hoheit des Erzh. Franz Carl zu erfreuen.

Die Verwaltung leitet der Präses und ihm zunächst der Lokal-Direktor mit einem Vereins-Ausschuße. Die Erhaltung dieser Anstalt beruht auf die Beiträge ihrer Mitglieder, auf Geschenke und Legate und sie erweitert sich nach Maßgabe ihrer Kräfte.

Im Jahre 1842 genossen 27 männliche und 21 weibliche Individuen im Hause ihre Verpflegung. Sie leisten Arbeiten, die rücksichtlich der Solidität und Eleganz für Blinde an das Wunderbare grenzen.

Außer den im Hause Verpflegten genossen noch 22 Blinde außer dem Hause tägliche Betheilungen und an 72 blinde Personen wurden im Jahre 1842 Unterstützungen verabfolgt.

In dieser Versorgungs-Anstalt bestehen bereits mehrere Stiftungsplätze, von welchen der als Menschenfreund bekannte Redakteur der Theaterzeitung, Adolf Bäuerle, allein zwei, jede mit 4000 fl. C. M. gegründet hat. Diese Anstalt befindet sich in der Nähe der ersten (184 und 185), und der Eintritt ist täglich Jedermann gestattet.

Blumenaltar (Der)

des berühmten Niederländers de Heem wird zu den ersten Meisterstücken der k. k. Gemälde-Gallerie im Belvedere gezählt und behauptet unter allen Blumenstücken, welche sich dort befinden, den ersten Platz.

Dieses sinnreiche Bild, welches einen Kelch in einer Nische, über dem die heil. Hostie, von einem Nimbus umleuchtet, schwebt, umgeben von mannigfaltigen Blumen, Früchten und Korngarben, vorstellt, wählte sich der Kupferstecher Ponheimer (Sohn) zum Gegenstande seines Grabstichels. Seine Platte ist sehr gelungen, hat eine Höhe von 10½ Zoll und eine Breite von ungefähr 9 Zoll; eine Größe, welche vollkommen hinreichte, die vielerlei Gegenstände des Originals möglichst deutlich darzustellen, was auch trefflich ausgeführt ist, weil sogar alle an den Blättern hängenden Schmetterlinge und kleine Käfer sichtbar und erkennbar sind.

Blumen-Ausstellung.

Die Cultur und Veredlung der Blumen hat in Wien im Laufe dieses Jahrhunderts einen Aufschwung genommen, der diese Stadt zu einem der ersten Tempeln Florens erhebt.

Die Erdgewächse, welche wegen der Schönheit ihrer Blumen, oder wegen ihres angenehmen Geruchs in unseren Lustgärten gezogen werden, sind nur zum Theile aus bei uns wachsenden Pflanzen entstanden und durch die Kunst der Gärtner verändert und veredelt worden.

Die meisten stammen aus fremden Ländern her, wo sie wild wachsen.

Die Griechen und Römer scheinen sich fast mit denjenigen Blumen begnügt zu haben, welche in ihrer Nachbarschaft wild wuchsen. Von Anlegung besonderer Blumengärten und deren Bereicherung mit ausländischen Pflanzen, findet man keine Nachricht bei ihnen. Die heutige Blumenliebha-

berei ist wahrscheinlich aus Persien nach Constantinopel und von da nach Europa gekommen und zwar erst im XVI. Jahrhundert. Wenigstens sind die meisten Blumengewächse auf diesem Wege zu uns gekommen.

Vorzüglich hat Clusius, ein Arzt, (zu Arras 1526 geb., 1609 zu Leyden gest.) viel dazu beigetragen. Es lebten auch damals schon einige geschickte Gärtner, Jean und Vespasian Robin zu Paris und Emanuel Sweert in Wien, welche mit Blumen-Zwiebeln und Samen einen ausgebreiteten Handel trieben.

Die meisten Gartenblumen haben wir aus der Levante erhalten. Die orientalischen Völker und vorzüglich die Türken haben zuerst ein Vergnügen und eine Pracht darin gesucht, eine große Mannigfaltigkeit und Menge schöner Blumen in den Gärten zu ziehen. Aus ihren Gärten stammen die meisten ab, welche jetzt die unsrigen zieren.

Von den vielen Blumenausstellungen, die sich jährlich vor unseren Augen entfalten, berühren wir nur jene im Fürst Metternich'schen und Fürst Schwarzenberg'schen Garten am Rennwege und des Freiherrn von Hügel in Hietzing.

Der hier vorhandene Blumenreichthum ist unbeschreiblich, und die in bunter Farbenpracht prangenden Ericen, Kamellien, Tulpen, Hyazinthen und andere verleihen, wenn sie blühen, den weiten Räumen der Glashäuser ein wahrhaft feenartiges Aussehen. Besonders sehenswerth ist das von dem Architekten Johann Romano im J. 1843 meisterhaft gebaute Orchideenhaus mit seinem Inhalte. Die darin aufgehäufte Orchideenen-Sammlung ist eine der ersten und reichsten Europa's und dann besonders merkwürdig, wenn die Pflanzen in voller Blüthe stehen.

Blutegel-Cur (Die).

Es ist bekannt, wie versessen unsere Zeit auf Blutegel geworden ist. Wie jede Sucht, blieb sie nicht blos auf die Hauptstadt beschränkt, sondern verbreitete sich durch das ganze Land, und die Lehre von der allgemeinen Blutsaugerei wurde so allgemein, daß selbst in der kleinsten Stadt ein regelmäßiger Verbrauch von Blutegeln, wie von den nothwendigsten Lebensmitteln, statt findet. Die unbedeutendste Apotheke hat ein paar Dutzend Gläser mit diesen kleinen schwarzen Wohlthätern der Menschheit angefüllt. Es gibt keine Pfütze, worin man nicht zuweilen einen armen Teufel bis an den Hals stehen sieht, mit einem Netz in der Hand, um die Wasserärzte zu fangen, die das Blutlassen umsonst verrichten. Hat Jemand Kopfschmerz, so werden Blutegel angewendet, hat er Schmerz in der Zehe, so muß dasselbe Mittel helfen. Gicht, Schlagfluß, Wassersucht, Schwindsucht, Magenweh, Alles wird auf gleiche Weise behandelt. Die Blutegel werden für das allgemeine Heilmittel aller Krankheiten erklärt. Die Ärzte ersparen sich dabei viele Mühe, die Kranken fahren wahrscheinlich nicht schlechter und die Apotheker werden fett wie die Blutegel.

Eines Tages ritt ein Wiener Arzt in eine Vorstadt, wo er mehrere Kunden hatte. Der eine hatte die Hand verstaucht, der andere das Bein gebrochen, der dritte einen bösen Hals.

Für den bösen Hals wurden sogleich zwanzig Blutegel verordnet, und der Arzt schien es zu bedauern, daß er sie nicht auch gegen die andern Übel anwenden konnte. Einige Tage nachher ging er wieder in das Haus, wo der Mann mit dem kranken Halse lag, dessen Frau ihm entgegen kam.

„Nun liebe Frau, sprach der Arzt, was macht euer Mann heute?“

„Er ist ganz wohl und jetzt ausgegangen.“

„Das habe ich mir gedacht, sprach der Arzt. Die Blutegel haben ihn geheilt. Ihr habt sie doch frisch erhalten?“

„O ja, Herr Doktor, sie haben ihm

sehr gut gethan, doch konnte er sie nicht alle nehmen.“

„Nicht alle nehmen?“ erwiederte der Arzt.

„O ich habe es pfiffig gemacht, sagte die Frau selbstzufrieden. Um der Abwechslung willen habe ich die eine Hälfte gekocht, die andere gebraten. Die ersten gingen recht gut hinunter, doch bei den zweiten ward ihm übel. Aber was er nahm, war gerade genug, heute ist er ganz wohl.“

„Hm! sagte der Arzt mit leisem Kopfschütteln, haben sie ihn geheilt, so ist es gut, aber es wäre besser gewesen, sie äußerlich anzuwenden.“

„Die Frau erwiederte, sie wolle es bei der nächsten Gelegenheit so machen, und wenn das Schicksal ihr wieder ein Dutzend unglücklicher Blutegel in die Hände gibt, so werde sie äußerlich einen Umschlag daraus machen.“

Blutgäßchen (Das)

läuft von der Singerstraße bis in die kleine Schulenstraße und ist der noch herrschenden Sage nach ein Ort des Grauens und Entsetzens, wie schon sein Name sagt, den es haben soll, weil hier zur Zeit der Aufhebung des Tempelordens alle Mitglieder desselben erschlagen worden sein sollen, wobei das Blut stromweise in die Singerstraße hinabfloß.

Noch heut zu Tage soll es in den tiefen Kellern des Bierhauses (848), worin sich die Riemerherberge befindet, und welches den Namen des Vogels in der Au führt, nicht geheuer sein, wo sich noch blutige Gestalten zeigen, die nach einem halben Jahrtausende im Grabe keine Ruhe finden. Da diese Traditionen eng mit der Geschichte des Tempelordens in Wien und Österreich überhaupt verflochten sind, so glauben wir darüber nur so viel bemerken zu müssen, daß dieser Orden in Österreich auf Philipps des Schönen, Königs von Frankreich Antrieb von Friederich dem Schönen zwar aufgehoben ward, daß jedoch über diese blutige Katastrophe jede weitere historische Nachweisung mangelt. Nur so viel ist bekannt, daß die Güter des vertilgten Ordens an die Johanniter kamen. Übrigens bestehen nach Hormayr nur zwei bekannte Urkunden, welche von dem einstigen Bestehen des Tempelordens in Österreich Zeugniß geben: nämlich ein Tausch mit dem Schottenkloster um einen Jahrzins von 1800 Wiener-Pfennigen in Betreff eines Hofes in der Teinfaltstraße vom 28. September 1302 und ein Vergleich Otto's von Zelking mit Bruder Friederich dem Wildgrafen und Bruder Ecko, Almosenier und Komthur in Böhmen, Mähren und Österreich, wegen des von den Templern an Johann und Otto von Haslau verkauften Gutes zu Schwechat u. s. w.

Aus diesen Urkunden geht hervor, daß in Österreich keine eigene Ballei des Tempelordens, sondern daß ihr dortiger geringer Besitz der böhmisch-mährischen Ballei unterworfen war. Überhaupt läßt sich von den meisten Orten in Österreich, wo spätere Geschichtschreiber und die hundertzüngige Volkssage Templer hinsetzen, urkundlich darthun, daß diese Orte nicht jenem Orden, sondern andern Besitzern gehört haben. Durch diese geschichtlichen Andeutungen werden die blutigen Rittergestalten im Blutgäßchen wohl ihre Furchtbarkeit verlieren.

Bockgasse (Die)

läuft vom Stubenthor gegen den Dominikanerplatz und hat den Namen von dem alten Eckhause zum blauen Bock, der ehemals daran an beiden Fronten in einer springenden Stellung in einem Kopfe endend angebracht war. Eines Tages waren von dieser Bocksfigur die Hörner verschwunden und schnell verbreitete sich die Kunde, der Bock beim Stubenthor habe sich die Hörner abgestoßen und es lohne sich nun nicht mehr der Mühe, dort einen Bock zu schießen.

Diese Warnung hielt jedoch nicht immer die Bewohner jenes Hauses von einer ähnlichen Unglücksjagd zurück. Einst wußte sich ein fremder Abenteurer bei einer Bewohnerin desselben so sehr in Gunst zu setzen, daß sie ihm gegen Verpfändung eines versiegelten, angeblich einen kostbaren Schmuck enthaltenden Kästchens eine sehr ansehnliche Summe vorschoß; nach der Hand zeigte sich aber, daß die Sache ein Gaunerstreich in Amorsgestalt und die Leistung des Vorschusses ein Bockschuß war. Der Abenteurer war ein Wolf im Schafspelze und darüber besteht der alte Reim:

Wenn Wolf und Bock zusammen kriegen,
Bestimm ich vorhinein das Siegen.

Bock (Der ehemalige Tanzsaal zum schwarzen)

auf der Hauptstraße der neuen Wieden (heute das Gasthaus zum ungarischen König) war vor einigen Dezennien, was heute der Sperlsaal in der Leopoldstadt und Dommayer in Hietzing ist, so unästhetisch sein Name immer klingen mag.

Der Bock war im Schilde dieses Gasthauses stehend, wie zum Sprunge bereit, abgebildet und man kann wahrlich sagen, daß nicht sobald ein Bock so viele Sprünge that, als dieser sowohl zur Faschings- als zur Sommerszeit gemacht hat.

Selbst gegen den in seiner Nähe durch eine Reihe von Jahren bestandenen schönen Saal, zur neuen Welt genannt, wußte sich dieser Bock auf die Hinterbeine zu setzen, und er brachte seiner Nebenbuhlerin so tüchtige Stöße bei, daß er sie lange überdauerte.

Wie aber Alles auf Erden der Wandelbarkeit unterliegt, so auch dieser schwarze Bock. Es soll in der letzten Zeit seiner Existenz in seinem Saale nicht viel manierlicher zugegangen sein, wie im verrufenen Hexensabathe auf dem Blocksberge bei Wernigerode, wo bekanntlich der infernalische Wirth in der Gestalt eines schwarzen Bocks die Honneurs machte, und diese Ausartung führte den Verfall des Saals herbei.

Nichts desto weniger verdient er eine Reminiszenz mit den Worten des genialen Geway, der in diesen Hallen manche frohe Stunde genossen zu haben versichert.

Sei mir gegrüßt, o Bock! du schufst vor Zeiten
Mir manchen fröhlichen Genuß,
D'rum will ich dankbar hier dein Lob verbreiten,
Du schwarzer Schneider-Pegasus!

Manch Pärchen fand in deinem Garten Kühlung
Nach einer halb durchtanzten Nacht;
Hier ging das Sprichwort öfters in Erfüllung:
„Zum Gärtner ward der Bock gemacht.“

Dort gingen Mädchen noch in Unterröcken,
Nicht in der Eva Leibcostüm,
Und ihre Tänzer hüpften gleich den Böcken
So drollicht und so ungestüm.

Der drang sehr wenig in den Geist der Alten,
Der dich aus Mangel an Vernunft
Der ungelehrten Welt hat aufbehalten,
Als Wapen für die Schneiderzunft.

Vom Bock kommt Alles, was uns Freude machen
Im Schauplatz und ergetzen kann,
Wir mögen gerne weinen oder lachen,
So danken wir's dem Biedermann.

Das Trauerspiel, des Lustspiels Antipode,
Kommt von dem Bock, Melpomene! —
Aus Tragos, welches Bock heißt, und aus Ode
Besteht das Wort „Tragödie.“

Was ist ein Lustspiel ohne die Satyre,
Die das Gericht erst würzen muß?
Und hat der Satyr nicht von diesem Thiere
Die Hörner und den rauhen Fuß?

Was war der alten Krieger Mauerbrecher,
Auch Sturmbock insgemein genannt,
War's nicht ein Bockskopf, der oft ganze Löcher
Durch dichte Mauern durchgerannt!

War Amalthea, die berühmte Ziege,
Nicht auch von einem Bock erzeugt?
Und hat sie Jupitern nicht in der Wiege
Mit ihrer Ammenmilch gesäugt?

Ihr Horn, zum Horn des Überflußes
Gestempelt, das die Welt entzückt!
Ward nicht mit jeder Gattung des Genußes
Der Mensch durch dieses Horn beglückt?

Ihr Mann, dem viele uns're Männer gleichen,
(Dies ist wohl ein Erfahrungssatz),
Behauptet unter den zwölf Himmelszeichen
Als Steinbock seinen Ehrenplatz.

Bocskai's Kronen in der k. k. Schatzkammer.

Nachdem der wankelmüthige Sigismund Bathori Siebenbürgen (1602) an Rudolph II. abgetreten hatte, blieb dieses Land unaufhörlichen Unruhen ausgesetzt, bis Stephan Bocskai (Botskai) als Fürst (1605) von den Landesständen anerkannt und von den Türken, welchen Siebenbürgen als ein zinsbarer Staat damals unterworfen war, förmlich bestätigt wurde.

Da Bocskai auch einen großen Anhang unter seinen Glaubensgenossen, den Protestanten in Ungarn hatte, so ließen die Türken ihn zum Könige von Ungarn und Siebenbürgen ausrufen. Am 11. Novemb. 1605, auf dem ungarischen Wahlfelde Rákos nächst Pesth, setzte ihm der in Ofen sich befindliche Großwessir Mehemet eine alte hölzerne Krone, die er für eine griechische Kaiserkrone ausgab, in des Sultans Namen auf das Haupt.

Kurz darauf sandten ihm die Bürger von Kronstadt in Siebenbürgen eine goldene Krone, welche nach ihrer Angabe einem raszischen oder walachischen Fürsten ehedem gehört haben sollte. Bocskai nahm beide Kronen an, lehnte aber weislich den Königstitel ab. Er hätte diese hohe Würde ohnehin nicht lange genossen, denn er starb den 28. Dezemb. 1606 zu Kaschau in Oberungarn im 51. Jahre seines Lebens, ohne männlichen Erben.

Nach seinem Tode blieb sein Feldherr Valentin Homonay, in dem Besitze seiner Kronen und Schätze; aber auf einem 1609 abgehaltenen Reichstage erhielt der Palatin von Ungarn, Georg Graf Thurzo, den Auftrag, die Kronen, namentlich die hölzerne, zurück zu fordern und sie in den Reichsschatz zu bringen, welches er am 30. Juni 1610 vollführte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die zwei alten Kronen, eine hölzerne und eine goldene, welche sich in der k. k. Schatzkammer befinden, wirklich die nämlichen sind, welche dem Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bocskai, angehört haben.

Die hölzerne ist mit Malereien und falschen Steinen und Perlen geziert. Auf dem oberen Theile sieht man ganz oben den Heiland, zwischen der Sonne und dem Monde sitzend, dann die heil. Apostel: Petrus, Paulus, Johannes, Andreas, Bartholomäus, Philippus, Jakobus und Thomas, in länglichten Vierecken gemalt. Auf dem Reife oder Diadem vorn sitzt Christus und hinten ein griechischer Kaiser, vermuthlich ein Andronikos; dann stehen rings herum in Brustbildern die beiden Erzengel Michael und Gabriel, die Heiligen Georg, Demeter, Kosmus und Damian, der griechische Kaiser Constantin, der Porphyrogenet und der Despot und Kral von Serbien, Vuk oder Vukassinus. Es bleibt höchst wahrscheinlich, daß die Krone für den Kralen Vuk Seobitz oder Seovitz, zusammengesetzt wurde. Sie ist alt und an dem etwas beschmutzten rothen seidenen Futter ist wahrzunehmen, daß man sie getragen hat.

Die andere Krone ist von Gold, und soll laut der Inventur 527 Dukaten wägen. Die Form und Arbeit verräth eine türkische oder persische Hand. Sie ist ohne christliches Zeichen mit unbedeutenden doch echten Rubinen, Smaragden, Türkissen und Perlen besetzt. Bel vermuthet, daß sie dem walachischen Woiwoden Micher oder Michael, der (1512) in Herrmannstadt ermordet wurde, gehört habe.

Bognergasse.

Die Bognergasse ist eine der belebtesten Gassen der Stadt, denn sie unterhält die Verbindung dreier, eben so besuchter Stadtgegenden, nämlich des Kohlmarktes, des Grabens und der Spänglergasse, mit dem Hofe, dem schönsten und größten Platze der Residenz.

Vormals war die Bognergasse gegen den Kohlmarkt abgeschlossen; denn es erhob hier das noch im Munde des Volkes fortlebende Peilerthor (Bairer- oder Pfeilerthor) seine gewaltigen Mauern, die einem festen Thurme zur Grundlage dienten, dessen finstere Gemächer als Gefängnisse verwendet wurden. Dieses Peilerthor stand beinahe in gerader Linie mit dem heutigen Sparcasse-Gebäude und dem Eckhause der Naglergasse Nr. 309, in dessen ebenerdigen Theilen die Sauerwein'sche Nürnberger- und Galanteriewaaren-Handlung untergebracht ist; es war eines der ältesten Thore Wiens und stand schon zu einer Zeit, wo der fürstlich Esterházysche Palast in der Wallnerstraße noch ein in dichtem Waldgebüsche verborgenes Jagdschlößlein der Beherrscher des Landes aus dem Babenberg'schen Geschlechte war.

Dieser sechshundertjährige Thorthurm wurde unter Carl VI. im Jahre 1732, nicht seiner Baufälligkeit halber, sondern als ein die Passage verengendes, die Umgebung verdüsterndes und nutzlos gewordenes Alterthum, abgebrochen. Die Tradition zeigte sich aber bei diesem Abbruche unfügsamer, als die Steine, welche der Gewalt der Brechstangen wichen; denn die Stelle, wo dieses Peilerthor seine hohen Zinnen erhob, hieß fortwährend das Peilerthor und ist als solches noch heute den ältern Bewohnern der Stadt bekannt.

Es ist auch nicht zu wünschen, daß diese Benennung ganz verfalle, denn solche mündliche Denkmäler sind oft entscheidender, als die schriftlichen Zeugnisse schlecht unterrichteter Federn. Betrachtet man die Namenbezeichnungen der Bognergasse und ihres einstigen ernsten Nachbars des Peiler- oder Pfeilerthores, mit etymologischen Augen, so zeigt sich, daß diesen Benennungen eine historische Rückerinnerung zum Grunde liegen dürfte.

In der Bognergasse hatten vor der Erfindung des Schießpulvers die Armbrust- und Bogenmacher ihre Werkstätten und ihre Waffen-Niederlagen, und nahe dabei gegen das Peilerthor saßen die Pfeilschnitzer und Bolzenschmiede, die jenen gleichsam in die Hand arbeiteten. Diese Bogenmacher oder Bogner bildeten eine der ersten und wichtigsten Zünfte der Stadt Wien, und hatten eigene Satzungen, auf deren genaue Beobachtung strenge bestanden wurde.

Herzog Albrecht V. ertheilte dieser Zunft noch im J. 1438 eine besondere Ordnung, welche unter dem Namen des Bogenbriefs bekannt ist. Dieser Fürst verordnete darin, daß, wenn einer aus dem Handwerke dieser Waffen-Verfertiger, Meister werden will, es nur mit Einwilligung der anderen Meistern geschehen kann. Der Bewerber um das Meisterrecht mußte das erste Jahr bei ihnen in der Bognergasse sitzen, und zwar nur mit einem Lehrjungen ohne Gesellen. In diesem Erstlingsjahre mußte er dann zwei Armbrüste vor die Meister bringen, damit von denselben untersucht werden könne, „ob Land und Leute, edel oder unedel, damit recht gerüstet und versorgt seien.“ Auch mußte der angehende Meister die bessere jener Armbrüste mit einer gegitterten, die andere mit einem schlechten (oder einfachen) Schießzeug dem über die Bogner gesetzten Anwalt zur Begutachtung vorweisen.

Die heutige Bognergasse besteht nur auf einer Seite, und zwar auf der linken,

wenn man sie vom Kohlmarkte betritt, aus zinsbaren Wohngebäuden, indem ihre ganze rechte Seite von dem grandiosen Hofkriegsraths-Gebäude eingenommen wird. So war diese Gasse aber nicht immer gestaltet. Herzog Albrecht III. nahm die Carmeliter-Mönche, welche zu seiner Zeit in der ganz verschwundenen Fischervorstadt (in der Gegend des Fischer- und Neuthores) wohnten, in die alte Herzogsburg am Hofe (der Ecktheil des Hofkriegsraths-Gebäudes gegen die Bognergasse) auf, wo seit Leopold dem Glorreichen die Münze gewesen war. Um diesem neuen Carmeliter-Sitze und dem dazu gehörigen Gotteshause nebst dem Leichenhofe Raum zu geben, kaufte Albrecht acht Häuser dazu, theils am Hofe und theils gegen die Bognergasse, unter welchen letzten auch jenes des bekannten Dichters und Wiener-Bürgers Peter Suchenwirth, den wir auf diese Art als einen Hausherrn in der Bognergasse kennen lernen, gehörte.

Als gerade sechs volle Jahrhunderte nach seiner Entstehung, die Seite dieses, inzwischen zum Profeßhause der Jesuiten gewordenen Gebäudes gegen die Bognergasse erneuert werden mußte, wurden noch deutliche und merkwürdige Spuren des ehemaligen Burggrabens der alten Herzogsburg aufgedeckt, durch welche die wahre Lage dieses Jasomirgott'schen Baues außer Zweifel gesetzt sein dürfte.

Börse (K. K. öffentliche).

Sie wurde in Wien 1771 errichtet; sie untersteht der n. ö. Landesregierung und wird von einem k. k. Börsekommissär geleitet. Es sind dabei fünfzehn Wechsel- und Börsesensalen angestellt, deren Wahl jedem Besucher der Börse frei gestellt ist, und welche jedes geschlossene Geschäft in das Journal eintragen, wofür sie 30 kr. von 1000 fl. als Sensariegebühr erhalten. Die Börse ist nach der neuen Ordnung Mittags von 12 bis 1 Uhr das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, für Handelsgeschäftsleute geöffnet.

Sie befand sich vormals am Kohlmarkte im Hause zum grünen Faßl, von wo sie im Mai 1800 in den Gundelhof am Bauernmarkt und dann, nach noch einigen Übersiedlungen, in die Weihburggasse (939) verlegt wurde, wo sie noch heute in dem im Jahre 1842 neu gebauten Hause abgehalten wird.

Ein öffentl. Blatt brachte folgenden beherzigungswerthen Aufsatz über den Schwindel auf den Börsen im Allgemeinen: „Der leidige Papierhandel nimmt immer mehr über Hand und entzieht wahrhaft nützlichen Unternehmungen eine sehr bedeutende Summe von Kapitalien. Die stäten Schwankungen, denen der Kurs jener Effecten ausgesetzt ist, auf welche sich der Spekulationsschwindel gerade geworfen hat, ziehen die empfindlichsten Verluste nach sich und haben schon den Untergang mancher Familie herbeigeführt. Auch der industriellen Aktien hat sich nunmehr die Spielsucht bemächtigt und nicht die wahrscheinliche Ertragsfähigkeit der betreffenden Unternehmung bestimmt ihren Preis, sondern einzig und allein das Manöver der Stockjobber, die bald enorme Summen aufkaufen, bald eben so große Massen wieder losschlagen, je nachdem es ihnen darum zu thun ist, den Kurs zu heben oder zu drücken, ohne daß sie dabei an den Interessen der Gesellschaft, mit deren Aktien sie verkehren, auch nur den geringsten Antheil nähmen.

Das Schlimmste dabei ist, daß häufig Private sich durch solche Handstreiche täuschen lassen, indem sie in dem steigenden Preise solcher Effekten eine Garantie ihres höhern Zinsenerträgnisses zu finden glauben, während derselbe doch nur das Resultat des momentanen Treibens der Spekulanten ist.

Betrübende Enttäuschungen, nachhaltige Verluste und unverdienter Mißkredit der

Unternehmung selbst sind die unausbleiblichen Folgen dieser Übelstände.

Unsere Abbildung einiger Reißaus nehmenden Börse-Spekulanten bezieht sich scherzweise auf jene ephemeren Glücksritter, die nach einer gelungenen Spekulation sich aus dem Staube machen.



Boskowitz (Jaroslaw von).

Zwei Brüder aus dem mächtigen Hause Boskowitz in Mähren, Tobias und Jaroslaw standen bei dem Könige Mathias von Ungarn in vorzüglicher Gunst. Tobias hatte sich im Felde ausgezeichnet und die Einnahme von Klosterneuburg und Korneuburg entschieden. Jaroslaw der Jüngere, war ein mit allen Gaben der Natur ausgestatteter junger Mann, der damit auch eine seltene Gelehrsamkeit und so viel Edelsinn verband, daß diese ausgezeichnete Persönlichkeit der von Ehrgeiz und Habsucht beherrschten Königin Beatrix, Prinzessin von Sizilien, und den meisten Hofleuten ein Dorn im Auge war. Jeder Vorwand ihn zu stürzen, war ihnen daher willkommen.

Als Mathias im Jänner des J. 1483 vor dem Schlosse (Kaiser-) Ebersdorf lag, welches die schöne Witwe des Herrn von Ebersdorf mit männlicher Kraft vertheidigte, und der König sich eben mit seinem Feldobersten über die Art und Weise berieth, das widerspänstige Nest in Trümmer zu legen, riß eine vom Walle der Burg kommende große Eisenkugel die Lehmwand der Feldhütte, worin sich der König befand, zusammen und fiel ohne weiteren Schaden zu verursachen zu seinen Füßen nieder. Niemanden fiel im ersten Augenblicke dieser im Kriege so gewöhnliche Vorfall auf. Bald darauf aber flüsterten die Feinde des Jaroslaw dem argwöhnischen Mathias ins Ohr, jenes Ereigniß sei nichts weniger als Zufall, sondern ein mißglückter Meuchelmord. Jaroslaw von Boskowitz habe mit der Burgfrau von Ebersdorf Briefe gewechselt, habe auch öfters Lebensmittel nach Wien einschwärzen lassen und dadurch die Belagerung dieser Stadt durch den König bedeutend hinausgezogen.

Mathias ergrimmte, verbarg aber Anfangs seinen Groll in sich, bis ein Wortwechsel über einen andern Gegenstand ihn zum Ausbruch brachte. Jaroslaw von Boskowitz ward in den Kerker und auf die Folter geworfen, wo er, wie leicht zu ermessen, Alles bekannte, was seine schurkischen Feinde nur immer wünschten. Er nahm aber, wie er von der Marterbank los war, das ganze, ihm vom Schmerz abgepreßte Geständniß zurück. Das half aber nichts; da seine Feinde auch seine Richter waren, so wurde er zum Tode verurtheilt. Die Nachricht davon erschütterte den König gewaltig, in dessem Herzen die alte Liebe zu Jaroslaw wieder erwachte. Er ließ ihm heimlich befehlen, die königliche Gnade anzuflehen, um sein Leben zu retten.

Stolz und bitter schlug der hochherzige junge Mann diesen Vorschlag ab: er habe um keine Gnade zu bitten, weil er sich keiner Schuld bewußt sei. Seine grausame Hinrichtung geschah an dem Tage, als Mathias nach Ungarn zurückkehrte (den 21. Dezember 1483), am Spital-Platz.

Indessen hatten die mächtigen Freunde

des edlen Schlachtopfers der Kabale den Scharfrichter zu gewinnen gewußt, und es war mit diesem ausgemacht worden, dem Herrn von Boskowitz blos eine Wunde zu versetzen. Er traf ihn in der That nur in die Schulter, und als er Miene machte einen neuen Streich zu führen, vertrieb ihn das aufgebrachte Volk durch einen Steinregen.

Boskowitz wurde in ein nahes Haus gebracht, wo die mit dem Rettungsplane einverstandenen Ärzte seiner harrten. Da aber der Volksauflauf die Hülfe zu lange verzögert hatte, so verblutete sich Jaroslaw und starb noch am nämlichen Tage.

Bei St. Stephan wurde ihm ein Denkmal aus Marmor gesetzt. Bohuslaw Boskowitz von Hassenstein, einer der größten Böhmen und der gelehrtesten Männer seiner Zeit, besang das blutige Ende seines unglücklichen jungen Verwandten, zu dessen Gedächtniß bis in die neuere Zeit die Minoriten zu Brünn eine jährliche Todtenfeier hielten.

Botanische Gärten.

Wien ist reichlich mit solchen Kräutergärten, wie sie ehemals genannt wurden, versehen. Von jenen in Schönbrunn, des Josephinums und der Theresianischen Ritter-Academie wird an dem gehörigen Orte gesprochen werden. Es wird hier nur von den beiden am Rennwege liegenden botanischen Gärten und zwar von jenem für die österr. Flora im Belvedere und jenem der Universität Erwähnung gemacht.

1. Botanischer Garten im Belvedere (Rennweg, 642). Großes Verdienst erwarb sich Doktor Nik. Host durch die von ihm besorgte Anlage dieses Gartens für die österr. Flora, welcher sich im oberen Belvedere befindet und auf unmittelbaren Befehl des Kaisers Franz I. entstand.

Host bereiste zu diesem Zwecke mehrere Male Tyrol, Kärnten, Krain, das Littorale, Steiermark, Österreich und die Nachbarschaft der Grenzländer, wie Croatien und Ungarn, und brachte durch seinen wissenschaftlichen Eifer eine Flora indigena viva zu Stande, in welcher jetzt der Liebhaber und Kenner des Pflanzenreiches fast Alles lebend beisammen findet, was die Natur in den genannten Ländern auf die höchsten Berge wie in den tiefsten Thälern, an den Ufern des Meeres, in den Ebenen, auf und unter dem Wasser, in den Klüften der Felsen und an den Baumstämmen zerstreut pflanzte, so daß noch bis jetzt weder in noch außer Deutschland eine ähnliche, so äußerst nützliche Anstalt auf so bequemen Raume besteht. Host stand ihr bis zu seinem Tode den 13. Jänner 1834, mit der thätigsten Verwendung vor.

2. Botanischer Universitätsgarten (Rennweg, 628). Der erste botanische Garten in Wien stand in der Roßau. Die n. ö. Stände waren die ersten, welche dem Mangel eines wissenschaftlichen Kräutergartens abhalfen. Sie kauften im Jahre 1665 den Garten des gestorbenen Obersten von Rust, gründeten daselbst einen Hortum medicum und eine Unterrichts-Anstalt zur Kenntniß und Cultur der Medicinal-Pflanzen, zu derem Vorsteher der Landschafts-Physicus Billot (Siehe Bankohaus), ein Franzose, ernannt wurde.

Nach seinem Tode (1677) verfiel die ganze Anstalt, worauf die Stände den Garten ihrem Landmarschall, Grafen Sprinzenstein, schenkten. Dieser Garten kam später an den Grafen von Kufstein und bildet heute die Häuser Nr. 125, 126 und 127 in der langen Gasse.

Die Kaiserin Maria Theresia erkaufte 1754 am Rennwege auf Anrathen van Swieten's einen, den Heun'schen Erben gehörigen Garten mit einer Bodenfläche von 3½ Joch, „um darin die

zur Arzenei gehörigen aus- und inländischen Kräuter zur Belebung der Wissenschaft zu pflanzen, und wo den der Heilkunde Beflissenen die Kenntniß und Wirkung der Pflanzen an bestimmten Tagen beigebracht werden sollten."

Robert Baugieß pflanzte hier zuerst medicinische Kräuter; merkwürdig ist die Allee von 150 verschiedenen Bäumen.

Der verstorbene Kaiser Franz I. vergrößerte diesen Garten um 10 Joch, so daß er dermal 14 Joch umfaßt, ungemein reich an Gewächsen ist und nach dem Tode der verdienstvollen Freiherren Jaquin, Vater und Sohn, eine großartige Umstaltung erleidet, die noch nicht vollendet ist.

Braida (Graf).

Im Monate Juni 1682 entstand zwischen dem Grafen und Obristen Braida und einem Grafen von Horn, welcher erst kurze Zeit in Wien sich befand, beim Kartenspiel ein heftiger Streit, wobei sie nach ihren Degen griffen und einander so hart angingen, daß der Graf Braida nach Verlauf einer halben Stunde und nach verrichteter Beichte in Gegenwart seiner Gemahlin starb.

Graf Horn, der ebenfalls verwundet war, flüchtete sich in das Capuziner-Kloster am neuen Markte. Da Duelle damals sehr häufig waren und in kurzer Zeit mehrere Cavaliere und Privatpersonen dadurch das Leben eingebüßt hatten, so erließ Leopold I. ein strenges Verbot, welches festsetzte, daß der, welcher bei einem Duelle ergriffen werde, ohne Gnade nebst seinem Gegner und den Secundanten durch das Schwert hingerichtet, des Begüterten Güter confiszirt und diejenigen, welche den Degen zum Duelliren nur entblößen, zum Spott an den Pranger gestellet werden sollten.

Brandmarke.

Das Brandmarken geschah Anfangs auf der Stirne und dann auf der Wange; sein Zweck war, die Bezeichneten kennbar zu machen.

Ferdinand III. befahl 1656 das Brandmarken auf den Rücken, um nicht die ganze Zukunft des Bezeichneten zu zerstören.

Carl VI. änderte 1716 das bisherige Brandmarken mit dem glühenden Eisen in die Einschröpfung des Buchstaben R bei Religirten und G bei den zur Galeerenarbeit Verurtheilten und zwar auf den Rücken unter Einreibung von Schießpulver.

Später wurden neben dem Buchstaben R und zwar 1736 sechs Anfangsbuchstaben der Namen österr. Provinzen und 1751 sogar sechzehn beizusetzen verordnet.

Es kam jedoch davon bald ab und Maria Theresia beschränkte das Brandmarken 1768 auf die Einschröpfung des R allein, so geschah es schon im Jahre 1742 mit dem angesehenen Wiener Cassa-Beamten Josef H*.

Unter Josef II. wurde 1782 einem Mörder ein Radzeichen öffentlich auf beide Wangen eingeschröpft. In seinem Criminalgesetz von 1787 ist das öffentliche Einschröpfen eines Galgens auf beide Wangen festgesetzt (§. 24). Als er am 10. März 1786 ausnahmsweise an den Mörder Z. die Todesstrafe wieder vornehmen ließ, kam das Brandmarken auf dem Rücken und sogar das Kneipen mit glühenden Zangen an der Brust leider und zwar zum letzten Mal vor.

Leopold II. stellte 1790 das Brandmarken für immer ein, eben so Franz I. 1803 mit Ausnahme eines Falles für Ausländer.

Der Wiener Freimann besitzt noch die alten Brandmarkungs-Werkzeuge, einen Galgen und ein Rad von Eisen, in der Größe eines Zolles, an Eisenstielen, die in Holz eingefaßt sind.

Brandstätte (Die),

gewöhnlich die Brandstatt genannt, war im Mittelalter viel geräumiger als heute, wie aus Hirsvogel's Plan von Wien zu ersehen ist. Dieser Platz war gegen den damaligen Stephans-Friedhof mit zwei Thören versehen, die täglich zur Abendzeit abgeschlossen wurden.

Erst durch den Bau des später entstandenen Gundelhofes, welcher seine Entstehung dem reichen Bürger Georg Gundlach verdankt, so wie im J. 1560, wo der Bürgermeister und Rath ein zweites neues Gebäude und zwar dort, wo gegenwärtig das Haus Nr. 628 steht, dem St. Stephansdome gegenüber, aufführten, woran der Heilthumstuhl über die Straße gebaut war, verlor die Brandstätte, welche zu dieser Zeit als Hüttenplatz und Binderholz-Lagstätte diente, viel an Raum und erhielt ihren gegenwärtigen, ringsum von Gebäuden eingeschlossenen Umfang.

Von der Brandstätte sagt Wolfgang Schmeltzl:

Ich gieng hinaus auf die Prandtstadt,
Da findt man mancherlai hausrat
Umb ziemlich gelt fayl alle tag,
Wer sein bedarf und nur vermag.

Heute ist die Brandstätte der Marktplatz, wo Enten, Gänse, Ferkel und Stockfische, vier animöse Thiergattungen, nach Maßgabe der herrschenden Jahreszeit abwechselnd feilgeboten werden. Wenn man diesen stillen, arglosen Verkehr betrachtet, so fühlt man wenig Neigung, den Annalisten ein williges Gehör zu schenken, die uns berichten, daß hier einst schwere Streitrosse getummelt und eisenbeschlagene Lanzen gebrochen wurden.

Auf diesem Platze wurde nämlich am Faschingdinstage alle Jahre ein Turnier oder ein Stechen der Wiener-Bürger, in Gegenwart des Bürgermeisters und aller Stadträthe abgehalten. Solche Lustbarkeiten waren damals nicht nur in Wien, sondern auch in vielen deutschen Städten üblich, wie denn nach Hüllmann im Mittelalter in den meisten Städten berittene Bürgercorps bestanden.

Diese Thatsache widerlegt auch einen ziemlich allgemein verbreiteten Glauben, daß damals nur Edelleute und Ritter das Recht hatten, zu Roße zu kämpfen und ritterliche Übungen öffentlich vorzunehmen. Unser berittenes Bürgercorps ist daher von altem Herkommen und im Jahre 1809 nur neuerlich in das Leben gerufen worden.

Bei diesem Bürgerstechen auf der Brandstätte wurden, wie auf den Turnieren der Ritter, den Siegern auch Preise verliehen, die aus der Stadtcasse bestritten wurden, und diese Kampfspiele waren bestimmt, die jungen Bürger im Reiten und Fechten zu üben, sie sollten im Kleinen das bewirken, was die Turniere bei dem Adel thaten.

Die eigentlichen Turniere wurden auf der sogenannten Kampflucken (champflukhen) vor der Burg, auf dem neuen Markt, oder nach Hinwegräumung des Hauses der Grafen Cilly, auf dem dadurch erweiterten Burgplatz gehalten.

Von dem Bürgerstechen kommt in den städtischen Akten nach dem Jahre 1444 keine Meldung mehr vor.

Ob die Tage der Tyoste, wie in der Kunstsprache diese Kampfübungen genannt werden, zurück zu wünschen seien, müssen wir unentschieden lassen und bemerken nur, daß man vielleicht nach einigen Jahrhunderten von unserer Zeit der Toaste eine ähnliche Frage aufwerfen wird.

Brandversicherungs-Anstalten.

1. Die erste österr. B. V. Gesellschaft trat den 18. Oktober 1824 in's Leben und wurde von Actionären mit einem Kapitale von zwei Millionen Gulden gegründet. Sie übernimmt auch Versicherungen im Aus-

lande. Die Versicherungsdauer ist längstens fünf Jahre, nach welchen eine Erneuerung Statt findet. Sie vergütet auch Land- und Transport-Schäden und Abdachungen. Im J. 1844 sind wirkliche Entschädigungsfälle 734 vorgekommen, für welche 211,520 fl. C. M. ausbezahlt wurden. Die größte Wirksamkeit besitzt die Gesellschaft in Ungarn, wohin 107,226 fl. 50 kr. entrichtet wurden. Sie befindet sich in der Dorotheergasse (1116).

2. Die k. k. priv. wechselseitige Versicherungs-Anstalt verdankt ihre Entstehung den Bemühungen des kais. Majors, Ritters Georg von Högelmüller (geb. 6. Febr. 1770, gest. 14. April 1826), der sie im J. 1824 zu Stande brachte.

Sie hatte schon im nächsten Jahre (1825) 58687 Theilnehmer mit 114,236 Gebäuden im Schätzungswerthe von 26,068,450 fl. C. M., im J. 1835 — 77649 Theilnehmer mit 151,823 Gebäuden, im Schätzungswerthe von 40,855,375 fl. und im J. 1844 — 66,623 Theilnehner mit 128,617 Gebäuden, im Schätzungswerthe von 43,008,800 fl. Die Anstalt beschränkt sich auf inländische Provinzen und besteht aus einem Vereine von Gebäude-Eigenthümern, welche sich den Ersatz des an ihren Gebäuden sich ergebenden Brandschadens wechselseitig versichern. Sie befindet sich in der oberen Bäckerstraße (752).

3. Die Triester Brandschaden-Versicherungs-Anstalt, in der Dorotheergasse (1107), unter der General-Agentschaft des Großhändlers M. H. Weikersheim.

Branntwein.

Die Geschichte dieses geistigen Getränkes in Wien, wo daselbe in 180 Schenken verkauft wird, hält gleichen Schritt mit seiner Geschichte im übrigen Deutschland, wohin es von Modena in Italien kam, wo in Europa zuerst um das Jahr 1320 Branntwein in größeren Massen bereitet worden sein, und ein Handel damit begonnen haben soll. Wie man sagt kamen die Bewohner dieser Stadt bei Gelegenheit einer ergiebigen Weinlese auf den Gedanken, einen großen Theil des frischgewonnenen Weins in Branntwein zu verwandeln, fanden aber bald die Destillirkunst so einträglich, daß sie dieses Gewerbe bis zum Absatz des gebrannten Wassers in das Ausland erweiterten.

Auch Deutschland und Österreich empfing sehr bald ihren Antheil daran, und obwohl man hier ursprünglich auch nur den medizinischen Nutzen des gebrannten Wassers in das Auge faßte und sich seiner besonders als Bewahrungsmittel wider die Pest und andern ansteckenden Krankheiten bediente, welches auch Anfangs die Chemiker bewog, dessen Bereitung als ein Geheimniß zu behandeln, so wirkte doch seine eigenthümliche belebende Kraft bald so verführerisch, daß besonders Leute, die in freier Luft mit harter Arbeit zu thun hatten, sich seiner als Reizmittel gern zu bedienen begannen.

Daß dies in Deutschland schon seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Fall war, beweist der große Beifall, welchen das aus Italien kommende gebrannte Wasser bereits um diese Zeit bei den Harz-Bergleuten fand. Auch geht aus einem 1493 zu Bamberg in Druck erschienenen und wahrscheinlich um das Jahr 1460 geschriebenem Gedichte auf den Brannt wein mit dem Titel: „Wem der geprant Wein nutz sey oder schad, und wie er gerecht oder fälschlich gemacht sei —“ deutlich hervor, daß in dem Verlaufe von hundert Jahren seit dem ersten Bekanntwerden des gepranten Wassers in Deutschland dieses Getränk schon so beliebt geworden war, daß nicht nur, wie es im Gedichte heißt, schon damals „schier Jedermann“ Branntwein trank, sondern auch das öffentliche Ausschenken desselben ein wohlbekanntes Gewerbe war; wovon der Titel-

holzschnitt jenes Gedichtes eine anschauliche Darstellung liefert. In diesen Versen selbst, die mit den Worten beginnen:

„Nachdem nun schier Jedermann
„Gemeiniglichen sich nimmt an
„Zu trinken den gepranten Wein, —“

wird unter andern zum Lobe des Brannt-weins gesagt:

Bey der Wirkung jetzt bekannt,
Wird er andrer Balsam genannt,
Des Lebenswassers ist auch er
Von den Alten benannt bisher;

In was Wassers und Weines man
Ihn mischt und darnach zündet an,
Bis er ausbrennt, die übrig' Feucht',
Weit köstlicher dann vordem reucht.

Auch rühmt der Dichter den heilsamen Einfluß des Branntweins auf die Arzneikräuter, die man damit gesättigt hat und legt ihm überhaupt alle möglichen Tugenden bei, obschon er gleich Anfangs zugibt, daß „gar Mancher darwider sein wolle, der sich etwas zu wissen dünke. —“ Dieses für die deutsche Culturgeschichte gar nicht unwichtige Gedicht ist auch als Denkmal der altdeutschen Sprache interessant, ja es hat der, von Max Ayrer und Hans Pernecker vollführte Druck desselben sogar typographischen Werth; denn während das Gedicht selbst schon mit beweglichen Buchstaben gedruckt ist, die aber nirgend durch Haarstriche verbunden sind, ist der Titel noch ausschließlich ein Produkt der Holzschneidekunst, welche von demselben Max Ayrer schon 1487 zu Nürnberg zur Herstellung eines ganzen Buches benutzt worden war.

Braulik'sche Haus (Das)

befindet sich neben dem Trienterhofe in der kleinen Schulerstraße (845), es ist ein stattliches Gebäude, welches seine jetzige Gestalt 1761 erhielt; es gehörte damals dem Baumeister Math. Gerl und seiner Frau Catharina. Dieser führte das Haus von Grund aus neu auf und widmete es der h. Jungfrau Maria vom Siege, weil er nach manchen Anfeindungen siegreich sein Ziel erreicht hatte. Das Bildniß der h. Jungfrau ist über dem Thore des Hauses von einer naturgroßen, steinernen Trophäe umgeben mit der Inschrift angebracht:

D. O. M.
Tutori.
B Mariae Virg. de Victor.

Die heutige Besitzerin ist Frau Therese von Braulik.

Braunbastei.

Sie wird auch die Jacoberbastei genannt und erhebt sich nächst dem Carolinenthore und mußte, um demselben die gerade Richtung geben zu können, ihrer rechten Kante beraubt werden.

Sie wurde nach der ersten türkischen Belagerung im Jahre 1555 ganz auf Kosten der deutschen Reichsstände nach Hirsvogl's Plan erbaut, wie es die in neuerer Zeit verschwundene Inschrift sagte:

Ferdinandus Rom. Germ. Hung.
Boem. etc. Rex. Inf. Hisp. arch.
Austr. Dux Burg. etc. Sacri Rom.
Imp. Ord. et Statuum sumtibus.
Construi Juss.
Anno Christi MDLV.

Der Volkswitz bemächtigte sich des Namens dieser Bastei, dessen Herleitung unbekannt ist, zu der Bemerkung, daß, wenn der Türke es wagen sollte, noch einmal vor Wien zu erscheinen, man es ihm von hier aus braun genug machen, d. h. die Hölle heiß machen würde.

Bis in unseren Tagen war die Fläche dieser Bastei abgesperrt, und man verdankt es der Entstehung des neuen herz. Coburg-Kohary'schen Pallastes, dessen Hauptfronte gegen die Bastei gewendet ist, daß diese nicht nur geöffnet, sondern auch zu einem angenehmen, mit Rasenplätzen und Buschwerke gezierten Spaziergang gemacht worden, und in der That seiner Lage und Umgebung we-

gen einer der schönsten Punkte des Stadtwalles ist.

Braunhirschen.

Das vor der Mariahilfer-Linie liegende, gegen 200 Häuser zählende Dorf Braunhirschen war vor einem Jahrhundert noch ein ungebauter Fleck, hie und da von Buschwerk bewachsen, auf welchem sich ein unansehnliches Wirthshaus mit dem Schilde zum braunen Hirschen erhob, welches in verjüngter Form noch besteht und um welches nach und nach die neuen Ansiedlungen bis zu ihrem heutigen Umfange entstanden.

Es bildet eine eigene, den Erben des Hrn. Wenzel Franz Dadler gehörige Herrschaft. Zur Zeit der französischen Invasion 1809 hatte sich ein verwegener französischer Soldat in die dortige Pfarrkirche geschlichen, um einen Raub zu begehen. Er wurde dabei von einem französischen General ertappt und von diesem in der ersten Entrüstung an den Stufen des Altars niedergehauen. In der Nähe dieses Ortes hinter der Gewehrfabrik wurde damals auch der junge Predigerssohn Staps aus Erfurt den 11. Oktober 1809, seines Attentates gegen Napoleon bei einer Musterung in Schönbrunn wegen, von der Gensdarmerie erschossen.

Brautleute-Zug (Der).

Bei Gelegenheit der am 23. Jänner 1765 vollzogenen, ungemein feierlichen Vermählung Josephs II. (als Kronprinz) mit der Prinzessin Maria Josepha von Baiern, einer Tochter des deutschen Kaisers Carl VII. wurden auf besondere Anordnung der regierenden Kaiserin Maria Theresia am 30. desselben Monates 25 Bürger der Vorstädte Wiens, theils verwitweten und theils ledigen Standes mit ihren Bräuten in der festlich geschmückten Metropolitankirche zu St. Stephan bei fünf verschiedenen Altären feierlich getrauet.

Nach dieser religiösen Handlung nahmen die 25 jungen Brautpaare mit ihren beiderseitigen Eltern, Brautführern, Kranzeljungfern und bebänderten Junggesellen ihren originellen Zug paarweise, von zwei reich besetzten, abwechselnd spielenden Musikbanden begleitet, über den Graben und Kohlmarkt in die kaiserliche Burg, wurden daselbst im großen innern Burghofe von den allerhöchsten und höchsten Herrschaften in Augenschein genommen und begaben sich dann zum Burgthor hinaus, wo sie sich vertheilten und jeder Bräutigam seine Braut sammt seinen und ihren Angehörigen in bereitstehende Lehenwagen, die der Hof bestellt hatte, heimgeführt.

Jedes Brautpaar erhielt ein Geschenk von 50 Gulden zum Hochzeitsmale und 150 Gulden zur Aussteuer. Den Schluß dieses wahrhaft ungewöhnlichen Zuges machte ein Paar alter Eheleute, welche nach überlebtem 50jährigen Ehestande zugleich ihre dritte oder goldene Hochzeit begangen hatten.

Brav (Hans).

Dieser Hans Brav, ein Tiroler, dessen Bildniß sich in der k. k. Ambraser-Sammlung befindet, dürfte wohl, wenn seine angebliche Körpergröße von mehr als zwölf rheinländische, oder nach Andern von 9 Wiener Schuhe richtig ist, der größte aller bisher bekannten Menschen sein. Das Bildniß wurde im Jahre 1550 nach dem Leben des sein 48. Jahr erreicht habenden Riesen gemacht. Dieser Gigant ist unter dem Namen des großen Bauers von Trient bekannt, war Leibtrabant des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, dem Gemahle der schönen Philippine Welser und Stifters der Ambraser-Sammlung. Brav's riesenhafte Rüstung ist in einem der Rüstsäle im unteren Belvedere aufgestellt; er hält des Erzherzogs, 45 Pfund schwere Turnirstange im Arme.

Breitenfeld.

Der Name dieses zwischen der Hernalser- und Lerchenfelder-Linie liegenden, 8 Gassen, 93 Häuser und 4600 Einwohner zählenden Grundes, kömmt schon in den ältesten Stadturkunden als ein Besitzthum des Schottenklosters vor; aber es blieb ein wüster, unbebauter Boden bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, wo der verdiente Abt Benno Pointner hier die regelmäßigste aller Wiener Vorstädte hervorrief.

Sie wurde, wie das Schottenfeld, nach einem vom Stifte, als der Grundherrschaft, entworfenen Plane erbaut und hat zwei große Plätze. Der Name des Gründers Benno wurde einem dieser Plätze und einer Gasse gegeben.

In der Carlsgasse liest man über dem Eingange eines netten, ebenerdigen Hauses die, den Stifter ehrende Schrift:

„Der Breitenfelder Jugend gewidmeter
Unterrichtsort von ihrem Gönner
Carl Gaber."

Mit Recht führt die Gasse von diesem den Namen die Carlsgasse.

Durch die Vorsorge der Gemeinde erhielt diese Vorstadt im J. 1834 einen schönen, ganz aus Gußeisen bestehenden Bassinbrunnen und einen Druckbrunnen und die Erlaubniß, zu diesem Zwecke eine Quantität Wasser von dem Hofaquadukte ableiten zu dürfen. Die Eröffnung des Brunnens geschah am 22. Mai 1834.

Er befindet sich in der Mitte des geräumigen untern Platzes. Die Einzelntheile wurden zu Blansko in Mähren auf dem Eisengußwerke des Grafen von Salm, unter der Leitung des Doktor Karl Reichenbach modellirt und gegossen. Das Bassin mit Basrelief-Zierrathen versehen, ruht auf einer festgewölbten Brunnstube und bildet ein ungleichseitiges Achteck, indem die Winkel des ursprünglichen Quadrates sich als abgeschnitten darstellen. Der Boden ist aus fünf Gußeisenplatten zusammengefügt, deren jede 11 Schuh Länge und 2⅖ Schuh Breite hat, dann aus vier Rahm- und Schlußtheilen, jeder zu 6 Zoll in die Breite.

Die acht Seitenwände bestehen aus Sokel-, Brust- und Gesimsstücken. Der innere Raum des Beckens hat einen Überzug von Feuerkitt, damit die Erzeugung des Rostes vermieden werde und das Wasser keinen unangenehmen Eisengeschmack annehme. In der Mitte des Bassins, welches 423½ Kubikschuh Wasser faßt, erhebt sich ein viereckiges Postament, auf dessen Seitenwänden gegen Auf- und Untergang die Ausmündungen der Wasserleitung in Gestalt von Löwenköpfen angebracht sind. An den beiden andern Flächen sind folgende vergoldete Inschriften von Berthold Seugschmitt.

Gegen Süden:

Viribus unitis, facili consensu animorum
Fons, munus nobis, limpidus effoditur:
Clara stat effigies signumque insignis amoris
Natorum et natis, pignus amoris erit.
(Durch vereinte Kraft und brüderliche Eintracht der Gemüther
Wurde uns, als eine schöne Gabe, dieser Brunnen errichtet:
Er steht als ein erhabenes Bild und Denkmal unserer thätigen Liebe,
Und wird noch für unsere Enkel ein Pfand der Liebe sein.)

Gegen Norden:

Franciscus I. Aust. Imp. Caes. Aug.
Sigismundo Scot. Abb.
Car. Gaber. huc. sub urb. praefect.
Fons hic apertus est
IV. Non. Oct. MDCCCXXXIII.
(Unter der Regierung Sr. Maj. Kaiser Franz I.
Unter dem Abte des Stiftes Schotten Sigismund
Und unter dem Gemeindevorsteher Carl Gaber
Wurde diese Quelle eröffnet
Am 4. Oktober 1833.)

Auf dem Postamente steht eine allegorische weibliche Statue, im verjüngten Maßstabe, nach einem im k. k. Antikenkabinette befindlichen Originale geformt. In der linken Hand trägt sie eine Gießkanne, die

Rechte deutet nach oben, welche bei der Originalfigur mit einem Stabe versehen ist. Um das Bassin windet sich ein Eisengitter, dem acht Steinpfeiler als Befestigungspunkte dienen. Die Gußeisentheile haben zusammen ein Gewicht von 22,748 Pfund und die Gesammtauslagen beliefen sich auf 5452 Gulden Conv. Münze.

Zugleich wurde ein Druck- oder Pumpbrunnen auf dem oberen Platze aufgestellt. Derselbe ist in Form eines länglichen Vierecks aus dunkelgrauem Granit gearbeitet, mit einer Vase geschmückt und durch ein Eisengitter mit acht Granitpfeilern gesichert. Die Wandflächen haben folgende Inschriften:

Durch
Wohlthätigkeit
und
Gemeindesinn.
Haec Lympha primum manavit
Quarto nonas Octobris
MDCCCXXXIII.
(Dieses Krystallwasser ist zuerst geflossen
Am 4. Oktober 1833.)

Caesare Francisco regnorum sceptra tenente,
Qui vere patriae dicitur esse pater,
Et Sigismundo Scotorum Praesule digno
Cui nostri hactenus est solicitudo gravis:
Cura et res nostras solida moderante Gabero,
Fons riguus nobis dulcis aquae patuit.
(Unter der Regierung Kaiser Franz I.,
Der mit vollem Rechte Vater des Vaterlandes heißt,
Unter dem würdigen Abte des Stiftes Schotten, Sigismund,
Dem unser Wohl recht innig am Herzen liegt,
Und unserem eifrigen Gemeindevorsteher Gaber,
Wurde uns dieser reiche Quell süßen Wassers eröffnet.)

Breitenfurt.

Dieses im Forste Reichliesing eine Stunde von Laab hinter Kalchspurg im Wienerwalde liegende Walddorf, gehörte wie Laab zu der ersten Schenkung Kaiser Heinrichs II. an den Markgrafen Heinrich I. im Jahre 1003, indem es in dieser großen Waldstrecke lag. Es war mit seinen Waldhüttlern daher landesfürstlich.

Seine frühere Geschichte durch 500 Jahre ist völlig unbekannt, sie verliert sich in jene von Laab, mit dem es gleiche Nahrungszweige, gleiche Herren und Schicksale theilte.

Wer hier unsere Aufmerksamkeit verdient ist Gregor Wilhelm von Kirchner, Carls VI. Ministerial-Banko-Deputations-Hofbuchhalter und Oberaufseher der kaiserlichen Wälder und Förste. Er hatte während seiner Inspektion oft Gelegenheit zu bemerken, in welchem bedauerungswürdigen Zustande sich die armen, vom Baumfällen oft beschädigten und im Alter entkräfteten hilflosen Waldhüttler dieser Gegend befanden, und gerührt von Mitleid, dachte er auf ihre Versorgung.

In dieser Absicht baute er 1696 hier ein Schloß, ein Spital auf 40 Männer und Weiber, mit einer Capelle zum heil. Johann v. Nepomuck, die 1732 vom Cardinal Grafen v. Kollonitz eingeweiht wurde. Zur Seelsorge hatte er einen eigenen Beneficiaten dotirt. Der erste noch von ihm im Jahre 1733 vorgeschlagene Priester war Georg Richard, Edler von Lanzenfeld.

Das Spital nahm seinen Anfang im Jahre 1736. Der edle Mann war bereits das Jahr vorher, 1735, ins ewige Leben hinübergegangen. Er setzte das Spital zum Erben ein und verlangte, daß sein Leichnam in einem hölzernen Sarge verschlossen, in dem von ihm gebauten Spital-Kirchlein beigesetzet werde.

Durch 48 Jahre bestand diese Anstalt, als im Jahre 1784 die Vereinigung verschiedener Spitäler in das aufgelassene Carthäuser-Kloster nach Mauerbach anbefohlen wurde, und dahin auch die Armen in Breitenfurt wandern mußten.

Ein Theil des leeren Schlosses wurde der

k. k. Försterswitwe, Rosalia Hönig, verkauft, das Spital aber abgebrochen, welches Schicksal auch das Schloß, bis auf zwei Fensterbreiten, die den jetzigen Pfarrhof bilden, hatte. Nur aus der Architektur der Kirche kann man auf seine ehemalige Herrlichkeit schließen. Eine solche Totalveränderung konnte nicht ohne Einfluß für die Capelle und ihren Benefiziaten bleiben. Die neue Pfarreinrichtung bot die Gelegenheit dar, das Benefizium zur Lokalie zu erheben. Die Capelle zum heil. Johannes wurde nun eine kleine Pfarrkirche und der Benefiziat ein Lokal-Capellan.

Die Kirche ist im Innern mit Säulen verziert und hat drei Altäre. Das Hochaltarblatt stellt den heil. Johann von Nepomuck vor. Der Seitenaltar rechts hat das Bild Maria Verkündigung und ein Bild des heil. Alois; der linke das Kreuz als Hauptbild und einen Franz Xaver.

Das Kirchlein ist fast zirkelförmig erbaut und hat eine platt gedrückte Kuppel, welche ganz bemalt ist. Leider befindet es sich aber im schlechten Baustande und faßt kaum die Hälfte der gegenwärtigen Gemeinde; indem sie ursprünglich für eine solche nicht erbauet wurde.

Nebstdem sind zu Breitenfurt noch folgende Filiale geschlagen worden, die ehedem entweder nach Laab, oder nach Purkersdorf eingepfarret waren; nämlich Hochrotherd mit 151, Höniggraben mit 54 und Wolfsgraben mit 258 Seelen. Die Häuser dieser Orte liegen zerstreut im Gebirge.

Breitensee.

Dieses Dorf liegt an dem herbstlichen Manöverfelde „auf der Schmelz," genannt, zwischen Ottakrin und Penzing. Es ist unansehnlich, bildet eine eigene Herrschaft und ein Schloß mit einer Capelle des heil. Laurentius. Ein breiter, seeartiger Teich bildet den Platz des Dorfes und gab demselben den Namen. Die Gegend umher ist flach, einförmig und nur vom Wirthshausgarten genießt man eine angenehme Aussicht. Dieser Garten ist es auch, der dem Dorfe, das sonst zu den Einöden um Wien gehörte, in unseren Tagen, besonders 1843 bei den Gastronomen der untern Volksklassen durch seine Riesen-Knödel eine ganz besondere Celebrität gab. Diese eßbaren Mehlkugeln hatten die Größe eines Kindskopfes, galten für eine groteske Delikatesse und ein Exemplar mit einer Beigabe von geselchtem Fleische kostete nur 10 kr. C. M. Der Zulauf war so ungeheuer, daß einen solchen Riesenknödel verzehrt zu haben, besonderen Glücksfällen beigezählt wurde.

Bei diesem Andrange zu den gigantischen Töpfen dieser Titanen der Knödelwelt, fehlte es auch an komischen Episoden nicht. Hier sättigte sich eine aus vier Personen bestehende Familie mit Behagen an Einem Knödel, während daneben ein Kritikus behauptete, diese Klöße würden in Kubikform gebracht, ein treffliches Straßenpflaster abgeben.

Man erzählte sich, daß ein junger Spekulant nach genossener Speise statt der Bezahlung das Fersengeld gab; der Kellner, der eben ein bestelltes Knödel trug und den Flüchtling nicht mehr einholen zu können besorgte, machte aus seiner Last eine Wurfwaffe und warf den Laufenden damit zu Boden.

Alle diese Schnacken trugen bei, Breitensee populär zu machen und seinen Riesenknödeln eine magnetische Kraft zu verleihen.

Breiten Stein (Haus zum).

Dieses Schild führt das Graf Joachim von Münch-Bellinghausen'sche (vormals Freiherr Ferd. von Guldenstein'sche) Haus (543) auf dem Hohenmarkte, welches das ganze kleine Gäßchen und rückwärts einen Theil der Landskron-

gasse begrenzt und durch seine Regularität ausgezeichnet ist.

Es hatte in früheren Zeiten ein Giebeldach und über dem Thore befand sich auf einem breiten Steine eine wunderliche Vorstellung, von welcher das Gebäude noch im J. 1460 den Namen des „silbernen Hänsleins“ führte. Mit dem Verschwinden dieses silbernen Hänsleins hat sich auch diese Bezeichnung des Hauses verloren und jene des breiten Steines, worauf einst das silberne Hänslein paradirte, trat an ihre Stelle.

Wir wünschen aber diesen nichtssagenden Namen dorthin, wo das Hänslein ist, und glauben, daß das Gebäude, wenn es nun einmal einen Schildnamen haben muß, „zum Phönix“ genannt werden dürfte, und zwar nach dem neuen Basrelief über dem Mittelfenster des ersten Stockwerks, wo man in Vergoldung diesen Vogel erblickt, wie er mit seinem Herzblute die Jungen ernährt, worüber die passende Inschrift: „So nährt die Mutter“ angebracht ist.

Brenner.

„Es wird wohl Wenige geben,“ sagt Castelli, — „welche sich auch nur des Namens dieses komischen Schauspielers erinnern, er hat auch nicht großes Aufsehen gemacht, dazu war die Zeit seines Wirkens zu kurz. Wenige Jahre, nachdem er sich der Bühne gewidmet hatte, verfiel der Unglückliche in unheilbaren Wahnsinn und starb bald nachher. Gemeine Naturen hat er mit seltener Wahrheit dargestellt. Sehr komisch klang seine Sprache, er hatte wie man sich bei uns ausdrückt, ein Hölzel im Munde. Dabei sprach er sehr schnell und überstürzte sich fast in Worten. In dem Stücke: „Die Fiaker in Wien,“ spielte er einen Fiakerknecht, der sich gegen einen angeschuldeten Diebstahl vertheidigt, mit so außerordentlicher Wahrheit, daß er diese Scene jedesmal wiederholen mußte.“

Bretze (Zur rothen).

So heißt das erste Gasthaus und zugleich auch Caffehhaus im Orte Neu-Lerchenfeld; es steht in der Gärntnergasse (161), gehört dem Herrn J. Färber und wurde den 27. September 1838 eröffnet.

Es hat einen schönen Garten, das Caffehhaus im ersten Stockwerke hat 2 Billards und Raum für fünf. Auch die Aussicht auf die grünen Felder gegen Breitensee ist angenehm.

Warum aber Herr Färber die Bretze seines Etablissements roth gefärbt hat, will uns nicht einleuchten; er wird uns zwar erwiedern, dieses Hausschild sei uralt und darum habe er es beibehalten. Das wissen wir nun wohl und können nach Belieben noch mit einem Dutzend solcher rothen Bretzen, z. B. am Neubau (244), zu Mariahilf (16), in der Josephstadt (139), im alten Lerchenfeld (13) u. a. m. aufwarten; diese Entgegnung befriedigt uns aber nicht, denn eine rothe Bretze ist eine Absurdität und eine solche kann man allenfalls des Herkommens wegen tolleriren, so lange sie ihren Anstrich hat, aber sie verdient nicht aufgefrischt zu werden.

Die Bretzen oder Bretzeln sind bekanntlich ein ringförmiges Gebäck von Weizenmehl, dessen Enden über einander gebogen sind, sich kreuzen und die beiden Seiten des Ringes wieder berühren. Sie sollen ihren Namen von dem lateinischen Worte Preciuncula (Gebetchen) erhalten haben, weil sie von dem Priester der alten Kirche Kindern für erlernte Gebete geschenkt wurden. Deßhalb stellten sie auch Kreuze vor und werden an vielen Orten und auch in Wien nur zur Zeit der Fasten gebacken. Dieser Ursprung der Bretzen erklärt, warum mehrere Häuser sie zum Schild-

zeichen gewählt haben. Übrigens gehören die Bretzen zu den ältesten Brotgattungen Wiens.

Bretzeneck.

Das Eckhaus des Kramergäßchens und des Lichtenstegs (535) hieß vormals das Bretzeneck (Pretzeneck); nach der Tradition soll ein alter Bretzenbäcker, der mit jeder verkauften Bretze auch einen Spaß zum Besten gab, dort seinen Standpunkt gehabt haben, von dem es bald allgemein hieß, der „Bretzenbäck am Eck," woraus verkürzt Bretzeneck wurde.

Bei diesem Hause fing der Hühnerbühel an, der sich bis zum Hühnergäßchen, welches im J. 1843 bei den dortigen Neubauten verschwand, erstreckte. Das F. v. Kilmannsegg'sche Haus (541) am Hohenmarkte bildete die eine Seite des Gäßchens, welches vormals ein Hauptniederlagsort des Hühnervolkes, wie es später der Auwinkel für jenes der Gänse war.

Zwischen dem Bretzenecke und dem gegenüber stehenden, nunmehr neugebauten Taschnerhause (526) (Sieh. das.) stand einst das nach Ungarn führende Stadtthor, was dieser Gegend einen hohen antiquarischen Werth gibt.

Breuner (Friedrich Philipp Graf v.), Bischof zu Joppen, Weihbischof zu Olmütz, Probst zu Brünn und Domherr zu Breslau und Regensburg, wurde im J. 1639 von Ferdinand III. zum Bischofe in Wien ernannt, wo er am 26. Dezember, dem Festtage des heil. Stephan, seinen öffentlichen Einzug hielt.

Mit großem Eifer verwaltete er durch eine Reihe von 30 Jahren das oberste Hirtenamt daselbst. Er verwendete sehr bedeutende Summen (121,600 Gulden) für die Kirche und das Bisthum; erst unter ihm ward der jetzige Hochaltar der Domkirche erbauet. Auch das bischöfliche Haus auf der Freiung, dem Heidenschuße gegenüber, und das schöne Schloß zu St. Veit ließ er neu aufführen. Für sein Domkapitel erhielt er von Leopold I. die Bewilligung, daß die Capitularen anstatt des Fehepelzes eine andere Kleidung tragen durften. Er war so thätig, daß er durch lange Zeit alle bischöfliche Funktionen selbst verrichtete; in den ersten drei Jahren trug er mit bloßen Füßen das hochwürdige Gut bei der Fronleichnams-Prozession, er pflegte dieses sogar ebenso bei der Nacht zu den Kranken zu tragen. Er hat 2196 Priester, 1325 Diaconen, 2096 Subdiaconen und 2014 Minoristen geweiht. Im Jahre 1647 weihete er die Marmorsäule am Hof ein, welche 1667 Leopold aus Erz aufführte, 1643 die Andreas-Capelle im Bischofhof, 1651 die Paulanerkirche auf der Wieden und 1662 den Hauptaltar in der Capelle des Heiligenkreuzerhofes. Sein Wahlspruch war: Conscientia bona svave convivium (Ein gutes Gewissen ist eine süße Erquickung).

Kurz vor seinem Hintritt führte er auf Verlangen des Kaisers Leopold das Schutzengelfest und nach dem Wunsche der verwitweten Kaiserin Eleonore den Damenorden des Sternkreuzes ein. Er starb in dem Alter von 72 Jahren den 22. Mai 1.69 und liegt in der großen Frauencapelle bei St. Stephan begraben.

Breunerstraße (Obere und Untere).

Eine Capelle der heil. Brigitta gab der obern Breunerstraße ihren ältesten Namen, Brigidenstraße, wie aus Hormayr zu ersehen ist. Sie wurde bei der großen Feuersbrunst am 20. März 1319 in Asche gelegt, und kömmt damals nach der verdorbenen Version des lateinischen Brigida in das deutsche Breida schon unter dem Namen Preidenstraße vor.

Aus diesem wurde im Laufe der Zeit abgekürzt Preinstraße und erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts wird sie im Grundbuche als obere Preinerstraße angeführt, woraus die heutige Benennung Breunerstraße entstand.

Die untere Breunerstraße läuft parallel mit der ersten und hieß anfangs Ratstraße. Die älteste Erwähnung dieses Namens ist nach Schlager der einzige urkundliche Beleg, daß der Tempelorden wenige Jahre vor seiner Auflösung in Wien grundherrliche Rechte besaß, denn unterm 28. Sept 1302 vertauschte Bruder Ecko, Komendator des Ordens, mit dem Schotten-Kloster für das Tempelhaus in Schekwitz die ihm zuständige Abgabe jährlicher 48 Wr. Pfund, vom Teinfaltshof um eine andere Giebigkeit. Die oben gedachte Feuersbrunst erstreckte sich bis zur Mauer dieser Ratstraße. Dieser Name verwandelte sich nach und nach in Rott- und Rothstraße und zu Ende des 16. Jahrhundertes kömmt sie als hintere Preunerstraße vor.

Briel (Die oder Der),

auch das Brühlthal genannt, ein wildromantischer Naturpark hinter Medling, dritthalb Stunden südwestlich von Wien, zieht sich in gleicher Schönheit einige Stunden lang bis zum Stifte Heiligenkreuz und kann ein plastisches Mignon-Gemälde einer Schweizer-Gebirgsgegend genannt werden.

Joseph II. liebte dieses Thal ungemein und es stimmten ihm die meisten Monarchen bei, welche im Jahre 1814 zu Wien im Congresse versammelt waren. Der verstorbene Fürst Johann v. Lichtenstein hat sich in den Anlagen der Briel, in deren Besitz er 1808 gelangte, ein Natur-Monument gesetzt, wie deren Europa wenige aufzuweisen hat.

Kaum hat man den alten, ehrwürdigen Markt Medling verlassen, so befindet man sich urplötzlich in einem engen Felsenthale, welches in ganz Österreich einzig in seiner Art ist. Zu beiden Seiten erheben sich schroffe, abenteuerlich geformte Steinwände, aus deren Ritzen hie und da einzelne verkrüppelte Bäume kärglich emporwachsen; nur die höhern Theile dieser Felsengründe tragen durch Kunst angebrachten Pflanzenwuchs. An und oft auch unter diesen Steinwänden liegen in bunter Mischung nette Villen und armselige Bauern-Häuschen, welche das schauerlich-pittoreske Dörfchen Klausen bilden. Alljährlich drohen Regengüsse diese Häuschen-Gruppen wegzureißen oder unter herabstürzende, durch Wasserfluten locker gewordene Kalkstein-Trümmer zu begraben. Kleine enge Höfe, kleine Gärtchen am durchrieselnden Bach mit einer Unzahl von zwerghaften Brückchen geben diesem kleinen Felsendorfe dennoch einen besonderen ländlichen Reiz. Hat man dieses Klausen, welches zur Herrschaft Lichtenstein gehört und nach Medling eingepfarrt ist, zurückgelegt, und kömmt man bei den nördlich an der schlangenartig sich fortwindenden Fahrstraße sich erhebenden Felsen an, so lichtet sich die enge Thalschlucht etwas und hier liegt auch die erste Mühle der sogenannten vordern Briel. Zwei senkrechte, hohe Felsenmassen bilden hier, wie Herkulessäulen, die Grenzen des Thales und dicht daran liegen auf der hohen Spitze eines kegelförmigen Berges die sparsamen Ruinen der einst hochberühmten Burg Medling, eines Hauptsitzes des großen Hauses Babenberg.

Es sind noch Merkmale vorhanden, daß sich hier die zwei trennenden Thäler durch Felsenthore geschieden haben. Unbestreitbar war das Brühler-Thal einst nur ein Sumpf, bis Wasserströme, Winde und menschliche Kraft diese Felsen mürbe machten und wegräumten, und das stehende Wasser nach der Ebene leiteten.

Hat man das Thal betreten, so umgibt nach einer Weile ein hehrer Kranz von reichbelaubten Bergen im Halbbogenkreise ein liebliches Thal, das runde Thal genannt. Um eine Wiese mit malerischen Baumgruppen besetzt, führen gebahnte Wege in mancherlei Windungen im Thale umher, nach der Schweizerhütte und nach der hohen Bergspitze mit dem Tempel. Reizend erhebt sich hier auch die schöne Wiesen-Villa unweit des Maierhofes hinter dem Gasthause zu den zwei Raben, mit einem schönen Tanzsaale.

Das Brühl-Thal umschloß auch die Wohnung des berühmten Malers Casanova; zu dessen ersten Meisterwerken „Potemkins Eroberung von Oczakow" gehört, und der hier in Dürftigkeit verschied.

Der höchste Berg der Gegend scheidet die hintere Briel von der vordern; auf seinem Gipfel steht der sogenannte Husarentempel. Er ist von edler, viereckiger Form, ruht auf Säulen und enthält in seiner Mitte die Statue Minervens. An einer Südseite ist der Eingang in das dunkle, schauerliche Todtengewölbe. Hier sagen ein Aschenkrug und eine Inschrift in Marmor, daß hier die Gebeine der Tapferen ruhen, die ihr Leben 1809 dem Vaterlande weihten und es verloren, als sie den Fürsten Johann von Lichtenstein retteten.

In der hintern Briel befindet sich die schöne, im Jahre 1832 im geschmackvollen Style erbaute Kirche.

Im ganzen Thalgrunde sind überall haltbare Brücken über den Bach gelegt und nach allen Seiten schöne Verbindungswege angebracht. Niedliche Hausgärten, Gebüsche um die Wiesen und am Bache mit gemeinen Rosen, Weiden, Erlen und Haselnußstauden, Pappeln und Rüstern, üppige Weinhügel, fruchttragende Äcker, das dichtbelaubte Anningergebirge machen das ganze Thal zu einem unermeßlichen Natur-Garten. Für Fußgeher bestehen Wege an der Nord-Seite, wo sie vor Staub gesichert sind und auf welchen sie die hintere Brühl erreichen, die an der schönen Nonnenwiese endet. Hier liegt die sogenannte vormalige Hilderichs-Mühle im Schatten eines Gartens, der von dem Bache begrenzt wird. Die reizende Lage dieses Hauses macht es noch immer zum Lieblingsplatz der Sommerbewohner des Thales.

Hier ist auch der Punkt, von wo aus man Wanderungen nach den nahen Thal- und Bergpartien in den verschiedensten Richtungen unternimmt. Südlich führt ein angenehmer Fußsteig durch das Kienthal zu dem dreiviertel Stunden entfernten Eschenbrunnen, dessen Wasser an Frische und Klarheit alle benachbarten Gebirgswässer übertrifft. Ein zweiter Pfad führt in diesem Kienthale gleich anfangs links zur Berghöhe des Tempels. Ein dritter Fußweg gegen Westen und eine Fahrstraße laufen nach einem romantischen, eine kleine Viertelstunde entlegenen Thale hin, in dessen Richtung das nette Dörfchen Weißenbach versteckt ist. Es gehört zur kleinen Pfarre Brühl, welche eine Filiale von Medling ist.

Die vorige ärmliche Pfarrkirche zum heil. Veit in Hinterbriel stand zwischen dem Todtenacker und der kleinen, unbedeutenden Schule.

Sie dankt ihre Entstehung vorzüglich der Frömmigkeit eines Wieners. Um das Jahr 1691 verabredeten sich einige aus der Gemeinde, wegen oft erlittenem Schauer, einen Thurm zu bauen und ein kleines Glöcklein anzuschaffen, um den Schaden des Ungewitters künftighin abzuwenden. 1693 errichteten sie wirklich einen kleinen, hölzernen Thurm, schafften das Glöcklein herbei und zimmerten nebenbei eine kleine Capelle von Holz, um sich zu einem gemeinschaftlichen Gebete zu vereinigen.

Nach 30 Jahren riß ein Sturmwind

Thurm und Capelle zu Boden, und die Gemeinde beschloß, einen Thurm von Stein aufzuführen. Damals besaß Herr Resch von Wien, Einnehmer im Banco, das später Philipp Sonnleithner'sche Haus, er beredete die Gemeinde, den Thurm und die Capelle nicht mehr auf den vorigen entfernten Platz, sondern seinem Hause gegenüber zu erbauen. Er streckte auch dazu Geld vor und so fing man im Jahre 1724 den Bau der Kirche und des Thurmes an.

Der Marktrath von Medling suchte aber die Beendigung des Baues durch die Vorstellung zu hintertreiben, daß er der Pfarre Medling, in Hinsicht des Einkommens schädlich sein könnte. Die Ortsherrschaft, Carl Joseph Baron v. Waffenberg, Herr der Burg Medling und Veste Lichtenstein, nahm sich der armen Gemeinde an und erwirkte ihr die Erlaubniß, den begonnenen Bau fortsetzen zu dürfen, und noch im nämlichen Jahre 1735 stand die Kirche vollendet da.

Erst 1742 wurde darin jedoch täglich eine Messe gelesen, wozu eine Wiener Gastwirthin alljährlich 300 fl. bestimmte. 19 Jahre dauerte diese Einrichtung fort; weil man aber versäumt hatte, in diese Gutthäterin zu dringen, damit ein bestimmtes Capital angelegt würde, so ward die Gemeinde neuerdings des eigenen Gottesdienstes beraubt.

So standen die Sachen, bis Joseph II. diese Kirche zu einer Local-Pfarre erhob und ihr die beiden Filialen, Vorderbriel und Weißenbach, beigefügt wurden.

Patron ist der Fürst v. Lichtenstein, dessen Vater nach dem Aufhören der Cholera im Jahre 1832 die heutige, schöne Kirche erbaute und zwar aus Dankbarkeit, weil sein gesammtes Haus von dieser Krankheit verschont worden war.

Brigittenau (Die).

Diese liebliche Gegend führte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts den Namen „Wolfsau," und zwar nicht ohne Grund, denn sie war, ihrer Abgelegenheit wegen, in der Vorzeit ein Lieblingsaufenthalt von Wölfen und andern reißenden Thieren, die von hier aus sehr bequem ihre Raubzüge in die benachbarten Vorstädte Wien's machten.

Im J. 1645, als der schwedische General Torstenson nach der Eroberung von Korneuburg einen Angriff auf die große Donaubrücke versuchte, und die kaiserlicher Seits aufgeworfene Wolfsschanze erstürmte, führte der Erzherzog Leopold Wilhelm die Vertheidigung Wiens, und lagerte sich mit seiner Mannschaft außer dem alten Tabor, in dieser Wolfsau.

Die Bürger Wien's, beseelt von Liebe zu ihrem Fürsten, griffen freudig zu den Waffen; jedes Haus stellte zur Bewachung der Donau-Ufer einen Mann. Als der Erzherzog eines Morgens, — es war am Festtage der heil. Brigitta, in seinem Lager in der Wolfsau betend auf den Knien lag, flog eine schwedische Kanonenkugel durch sein Zelt und fiel, ohne den mindesten Schaden zu verursachen, bei seinen Füßen nieder. Zum ewigen Andenken dieses seltenen Glücksfalls ließ der Erzherzog an derselben Stelle und ganz nach der Form seines Zeltes, der Tagespatronin eine Capelle erbauen, nach welcher die Wolfsau seitdem die Brigittenau heißt.

Ferdinand III. stiftete zu dieser Capelle am 1. Juli 1651 auf alle Sonn- und Feiertage zwei heil. Messen zum Wohle des Hauses Österreich. Zum Unterstande und zur Vorbereitung der Priester wurde darneben eine Meßnerhütte errichtet, in Betreff dessen dem Probste Bernhard von Klosterneuburg, der Grundherrschaft der Au, unterm 20. März 1753 die Versicherung ertheilt wurde, „daß man nicht gemeint durch Aufrichtung solches Meßnerheusl Ihre oder dessen Gottshauß an desselben in denen Auen habender gerechtigkeit einiges Präjudiz oder Nachtheil zuzufügen," und daß der Besitzer dieses

Häuschens auf jedmaliges Verlangen einen Revers auszustellen habe, daß er das Stift als Grundherrn anerkenne.

Die Brigittenau umfaßt viele einzelne Theile und Auen, nämlich den Vorkopf, die neueste Anschütt seit dem Jahre 1788, den alten Fasangarten, den Küniglboden, den kleinen Sulzboden, den alten Heustadlboden, den Hausboden, das sogenannte Brigittahäufel, das Teichwiesenhäufel, die Anschütt am Sulzboden, den breiten Boden und den Wirthshausboden, mit einem Gesammtflächen-Inhalt von 92 Jochen, 79 Klaftern.

Zwischen diesen verschiedenartig gestalteten Auen befinden sich herrliche Wiesen, wovon die Spitzwiese und die Sulzwiese die vorzüglichsten sind; dieses Wiesenland beträgt zusammen beinahe 75 Joch. Dem Jäger in der Brigittenau ist zur Benützung die unter dem Namen der Jägerwiese bekannte Grasfläche im unteren Hausboden überlassen. Die Häuser und Ansiedelungen in der Brigittenau gehören zur Herrschaft Klosterneuburg.

Längs des Augartens liegen schöne Küchengärten, und bei mehreren derselben befinden sich Gebäude. An der Donau sind, in der Nähe der Ausladungsplätze, die Legstätten mehrerer Holzhändler, und nächst denselben hat das k. k. n. ö. Wasserbauamt eigene Plätze zum Ausstreifen der Hölzer und zur Ausladung der Steine. Auch sind in derselben Gegend die Haarwascher.

Eine Strecke der Brigittenau von 24 Joch, in der Nähe der Künigl wiese, ist dem Militär zu einem Exercierplatze für die in der nahen Leopoldstädter Caserne liegende Cavallerie überlassen, und im J. 1820 wurde der militärische Richtplatz in die Gegend neben den damaligen Legstätten der Holzhändler Köchner und Lüftenegger verlegt, was seitdem aufgehört hat, weil heut zu Tage auch die militärischen Hinrichtungen in der Nähe der Spinnerin am Kreuze geschehen. Die Bodenstrecke dieser sämmtlichen Ansiedlungen beträgt 234 Joch und 1357 Klafter.

Die ältesten und interessantesten Gebäude der Brigittenau sind: die Capelle der heil. Brigitta und das nahe dabei liegende Jägerhaus.

Das Fest der Kirchweihe wird an dieser Capelle alle Jahre an dem Sonntage gefeiert, an welchem die Kirche das Evangelium vom großen Fischzuge Petri vorträgt. — Bekanntlich ist dieses Kirchenfest ein wahres Volksfest der Wiener, welches zu allen Zeiten den lebhaftesten Antheil gefunden hat. Schon am Vorabende dieses Festes belebt sich die ganze Au; zahlreiche kleine Colonien von Wirthen, Krämern, Lebkuchenbäckern u. a. ziehen dahin, um sich dort für zwei Tage anzusiedeln. Auf allen Seiten werden ambulante Schenken und Buden aufgeschlagen, bunt gefärbte Zelte aufgespannt; die seltsamsten und possierlichsten Schilder werden an Stangen und Baumzweigen aufgehangen, und Seiltänzer, Gaukler und Musikanten errichten ihre Gerüste.

Am Morgen des Festtages selbst ziehen Scharen an Scharen und Wagen an Wagen, Tausende von Verkäufern mit allen Arten von Eßwaaren und Erfrischungen nach der Brigittenau, welche in aller Mund lebt, und bald das Ansehen eines ausgedehnten Marktplatzes erhält.

Ist der Mittag vorüber, so kommt von allen Gegenden der Stadt, der Vorstädte und der Umgebung das Publikum tausendweis angeströmt; zu Wagen, zu Pferde, zu Wasser und zu Fuß drängt sich Alles mit Ungeduld vorwärts nach der Lustau, gewöhnlich sehr bald in einen dicken Staubnebel eingehüllt. Ein großes Gedränge ist auf allen Brücken über die Donau zu schauen, die Leopoldstadt wimmelt von Durchziehenden, und die Schiffe der Überfahrten sind

mit Menschen so überladen, daß sie zu versinken drohen.

Den Eingang der Au umlagert eine beinahe undurchdringliche Wagenburg; mit wahrer Todesverachtung drängen sich die Scharen durch dieselben, um sich bald in die weiten, grünen Ebenen zu zerstreuen, theils auf das einladende Grün zum Schmause sich hinstreckend, theils von Wiese zu Wiese, von Gebüsch zu Gebüsch wandernd, um die mannigfaltigen Scenen des Frohsinns zu schauen, die von allen Seiten sich darbieten. Jede einzelne Leier, jede isolirte Sackpfeife lockt zum lustigen Tanze, und jeder Wiesenplan wird zum Tanzboden. Jede Au, jeder Schattenplatz wiederhallt vom Jubel der Lust, in welcher die schmetternde Musik aus den Tanzsälen der stehenden Wirthshäuser, und die kümmerlichen Mißtöne einzelner Fidler und Harfner einstimmen.

Eine allgemeine Heiterkeit ist auf den Gesichtern aller Anwesenden zu lesen und selbst dicht an der ehrwürdigen Stätte der Brigitta-Capelle, und über den unheimlichen, dort liegenden Pestgräbern erfreut sich das Volk in ausgelassener Lustigkeit seines Lebens. Am lautesten wird die Freude gegen Abend, wenn viele Besucher des Festes sich zur Heimkehr anschicken; dessenungeachtet herrscht aber gute Ordnung und muthwillige Ausschweifungen kommen selten vor.

Auf dem Rückwege aus der Brigittenau herrscht dasselbe Gedränge, wie beim Hinzuge, und fast die ganze Nacht hindurch sind alle Straßen von heimkehrenden, singenden und musicirenden Gruppen bedeckt. Den folgenden Tag wird ein sogenannter Nachkirchtag gehalten, welcher gewöhnlich noch zahlreicher, als das Kirchweihfest selbst, und auch meistens von besseren Ständen besucht wird. Ist auch dieser Nachkirchtag vorüber, so kehrt die vorige Ruhe in diese stillen, schönen Auen zurück.

Brockmann (Franz, Carl u. Therese).

Franz Brockmann wurde 1745 zu Grätz in Steiermark geboren, wo ihn sein Vater, ein Zinngießer, im 12. Jahre zu einem Barbier in die Lehre gab. Bald darauf ward er Bedienter eines Offiziers, entfloh aber von ihm wegen schlechter Behandlung. Von Mönchen aufgefangen, die ihn dem Kloster bestimmten, entwich er abermals, gerieth dann unter einer Seiltänzertruppe, die zugleich auch kleine Schauspiele gab.

Bei dieser Truppe betrat er 1760 in Laibach zum ersten Male die Bühne, entfloh jedoch nach zehn Monaten abermals, versuchte sich hierauf einige Zeit als Schreiber und kehrte 1762 zu seinem Vater zurück.

Als man Miene machte, ihn auf's Neue dem Barbierhandwerk zu überliefern, ging er mit Einwilligung seines Vaters wieder zu der herumreisenden Bodenburg'schen Theatergesellschaft, mit der er 1762—1765 Marburg, Klagenfurt, Laibach, Triest, Warasdin, Essek und Temeswar bereiste.

Im letzten Jahre heirathete er die Tochter der Directrice (Maria Theresia, geb. Bodenburg, gest. 1798), ging mit ihr 1766 nach Wien, dann 1768 zur Kurz'schen Gesellschaft, wo er als Crispin, sie als Columbine debutirte. Sie folgte aber 1769 schon einem Rufe nach Wien.

Er blieb bei der Gesellschaft, welche Würzburg, Frankfurt, Mainz, Köln und Düsseldorf besuchte, bis 1771, wo er von Schröder nach Hamburg verschrieben ward, und als Nelson in der „Freundschaft auf der Probe“ und als Medon im „Codrus“ debutirte. Ob er sich gleich durch eine vortheilhafte Bildung, Anstand und Leichtigkeit auszeichnete, so wollte er anfänglich doch nicht gefallen; im Codrus mißfiel er sogar. Man warf ihm Fremdheit des Dialects und einen weinerlichen Ton vor; Schröder war vielleicht der Einzige, der sich nicht abhalten ließ,

Anlagen zu erkennen, die einst allgemein bewundert werden sollten.

Als Reinecke und Möller nur für Unvollkommenheiten Augen hatten, und sogar Borchers sich verleiten ließ, einzustimmen, erwiederte ihr Meister: „Er wird Euch Allen noch Sand in die Augen streuen!“ und der Erfolg bestätigte eine Prophezeihung, mit der man damals Scherz trieb.

B. hielt sich übrigens nicht für zu gut, über jede neue Rolle die Belehrung Schröder's einzuziehen, und dieser war so vorsichtig, ihn nicht eher wieder im Trauerspiele auftreten zu lassen, als bis er die Anstößigkeit der Sprache und des Spiels überwunden hatte.

Im Jahre 1773 errang B. endlich durch seinen Essex, in der „Gunst der Fürsten,“ die Stufe eines großen, tragischen Schauspielers. 1776 ward Hamlet nach Schröder's Bearbeitung gegeben. B. war Hamlet, und von jetzt an gründete sich sein großer Ruf, der von Hamburg aus bald ganz Deutschland durchflog; Deutsche und Engländer setzten ihm Garrick zur Seite. Hamlet und B. waren in Hamburg an der Tagesordnung des Gesprächs und des Gesangs; sie beschäftigten die zeichnenden Künste und standen im getriebenen Bildwerk, in Kupferstichen und Münzen vor den Schauläden.

Das führte endlich auch einmal den würdigen Reimarus, trotz wiederholter Gegenvorstellungen seines Kutschers, der dem befremdlichen Befehl allen Glauben versagte, in's Theater, das er nicht besucht hatte, seitdem er aus England gekommen war. „Das ist recht gut,“ sagte er zu seinen Begleitern, „das darf Euch gefallen; aber was sprecht Ihr nur allein von B.? Auf den Geist seht! Den Geist bewundert! Der kann mehr, als die Andern zusammen!“ Den Geist spielte damals Schröder.

So gelangte B. zu dem Ruhme, mit dem er 1778 Hamburg verließ, um einem Rufe des Kaisers Josef II. nach Wien zu folgen, wo er mit 2000 fl. jährlichen Gehalts engagirt ward. Anfangs 1778 schied er von Berlin als Hamlet, wo ihm eine Ehre widerfuhr, die in unsern Tagen kaum eine mehr ist. Er ward nämlich, was vorher keinem Künstler geschehen, hier zum ersten Male hervorgerufen. Von Chodowiecki ward er mehrmals in Kupfer gestochen, und Abramson verewigte auf vielfältiges Verlangen sein Andenken durch eine silberne Denkmünze *), die erste, die zu Ehren eines deutschen Künstlers geschlagen wurde.

In Wien debutirte er als Essex. Die geschäftigte Kabale wußte es dahin zu bringen, daß er Anfangs nicht gefiel; jedoch wuchs trotz dem der Beifall mit jeder Rolle, und der Kaiser selbst ertheilte ihm persönliche Auszeichnungen. Sein Bildniß, als Montalban in Lanassa, hängt in der Gallerie der k. k. Hofschauspieler in Wien. 1789 wurde er alleiniger, vom Kaiser aufgestellter Director der Hofbühne und auf Reisen gesandt, um neue Mitglieder zu engagiren; 1791 wurde das Directorat jedoch einem Cavalier anvertraut. 1785 und 1787 besuchte er abermals Hamburg als Gast und 1803 Berlin und Leipzig.

Er war damals (1803) schon in das Väterfach übergegangen und spielte auch diese, sowohl Heldenväter, als bürgerliche und komische, mit der größten Virtuosität und dem tiefsten Studium. Er starb am 12. April 1812. B. Glanzperiode datirt sich von 1773 an, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. In dieser war er nächst Fleck der erste Helden-, Liebhaber- und Characterspieler Deutschland's.

Therese Brockmann wurde 1740

*) Auf dem Avers das Bildniß des Künstlers mit der Umschrift: Brockmann actor utriusque scenae potens Auf dem Revers: Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit. Im Abschnitte: Berolini di 1. Jan. 1778.

geboren; sie spielte komische Mütter, Carrikatur-Rollen, Kammerfrauen, Bauernweiber und zänkische Charaktere mit vieler Auszeichnung.

Brot (Das größte) und der kleinste Stein am St. Stephansdome.

Außer dem eisernen Gitter des Riesenthores sind zwei eiserne Haken, einst bestimmt, die alten hölzernen Gitter des Kirchen-Eingangs anzuhängen. Das Volk ritzte mit diesen Haken nach und nach die Mauersteine zirkelförmig auf und verband damit den Glauben, diese Haken seien schon beim ersten Bau hier angebracht worden, um der Nachwelt die damalige Größe eines Groschenbrots anzudeuten. Man nennt diese angeritzte Runde das größte Brot, so wie im Gegensatze damit ein unweit davon angebrachter, weißlicher, etwa einen halben Schuh langer Stein an einem Eckpfeiler des Riesenthores, worauf das kleine Standbild Katharinens, der Gemahlin Rudolf des Stifters, stand, für den kleinsten Stein des ganzen Domes gehalten wird. Der in der Mauer eingeritzte Umriß des größten Brotes mag zwei Schuh im Durchmesser haben und würde, wenn er die wahre Größe des Brotes, dieser Gottesgabe, bezeichnete, die Worte eines armen Mannes, der einer Hausfrau, die beim Fenster Brot schnitt, um ein Stück anging, als sie ihm eines herabwarf mit den Worten dankte: „Vergelt's Gott, wenn's der Wind nicht davon trägt!“ (so dünn war die Gabe ausgefallen) die rechte Folie verleihen.

Browne (Graf Georg),

aus einem alten, irländischen Geschlecht entsprossen, ist ein Brudersohn jenes berühmten Ulysses Maximilians Browne, der gegen König Friedrich II. von Preußen den 1. October 1756 bei Lobositz und den 7. Mai 1757 bei Prag kämpfte.

Georg betrat in früher Jugend die Kriegslaufbahn im österr. Dienste und zwar am 21. Jänner 1758 als Fähnrich in seinem 16. Jahre (indem er den 18. Febr. 1742 zu Moskau in Rußland geboren wurde); er durchlief schnell die unteren militärischen Stufen und schwang sich im Jahre 1769 vom Obersten zu immer höheren Würden empor, so daß er im Jahre 1789 Feldzeugmeister und im Jahre 1794 geheimer Rath und Commandeur des Theresienordens war.

Nach dem Wunsche des Kaisers Joseph II. schrieb er die Geschichte des österr. Erbfolgekrieges vom Jahre 1740 bis zum Frieden von Achen, so wie die Geschichte der Feldzüge gegen die Türken vom Jahre 1730 bis zum Frieden von Belgrad.

Dieser als Feldherr und militärischer Schriftsteller ausgezeichnete Mann starb in Wien den 16. October 1794, sieben Jahre vor seinem Oheim und Busenfreunde, dem berühmten Feldmarschall Lascy, und beider Gebeine ruhen vereinigt in einem Grabe im schönen Parke von Neuwaldegg (Dornbach) bei Wien.

Bruck (an der Leitha)

ist eines der ältesten Städtchen Österreich's an der Grenze Ungarns, das den Bewohnern der Hauptstadt, obgleich es beinahe drei Posten davon entfernt ist, dennoch sehr nahe angeht, weil sich dabei eine der schönsten und großartigsten Parkanlagen des Landes befindet, welche mit der Stadt selbst ein Eigenthum des in Wien ansäßigen, geachteten Grafenhauses der Harrache ist.

Die unregelmäßige Bauart des dortigen Schloßes beurkundet ein höheres Alter; vorzüglich ist darin der Familiensaal sehenswerth, worin alle Harrache vom ersten Besitzer des Schloßes bis auf unsere Zeit in Lebensgröße und in dem jedesmaligen Zeitcostüme abgemalt sind.

Auf einem der alten Schloßthürme, der Römerthurm genannt, genießt man von

der obersten, offenen Zinne desselben einer sehr schönen und weit umfassenden Aussicht über den Park, die Stadt und die ganze umliegende Gegend.

Der Park ist groß, hat äußerst gut gewählte, liebliche Anlagen und wurde von Jahr zu Jahr mehr verschönert.

Beim Eintritt hat man einen unebenen Wiesengrund vor sich, dessen frisches Grün wie ein ausgebreiteter Teppich da liegt und dessen sanfter Abhang von der Leitha bespült wird. Hie und da erheben sich kleine Hügel von Baumgruppen, die so gepflanzt sind, daß die äußersten Stauden fast am Boden kriechen und mit Blumen umkränzt sind, die inneren aber sich gegen den Mittelpunkt allmälig erheben und so einen, von jedem Lüftchen beweglichen Hügel bilden. Alle diese Gruppen von Gebüschen enthalten nicht nur die seltensten Gewächse aus allen Weltgegenden, sondern unterscheiden sich auch durch das höhere und tiefere Grün ihrer Blätter, und durch die Farben ihrer Blüthen.

Wählt man von den vielen durch den Park hinziehenden Wegen den Fahrweg zur Linken, so verliert man das erste Paterre aus den Augen und wandelt in einem künstlichen Waldgange, von dem seltensten Gehölze gebildet; darunter befinden sich: der Judasbaum, die schönen Arten von Rhus, die italienischen Cypressen, der Alpen-Rhamnus, der Lärchenbaum, die amerikanische Birke, die Ceder vom Libanon, die Pinuspineaster und Pinusstrobus, die nordamerikanische Bierfichte und der virginische Wachholder.

Bei einem Gitterthore wendet man sich bei dem Kastanienwäldchen von dem Fahrweg ab auf einen Fußsteig. Links gelangt man zu einer Orangerie-Gruppe und dann in den Fichtenwald.

Hier empfängt uns ein lieblicher Platz, wo mehrere seltene Pflanzen, die Datura arborea, der karolinische Gewürzstrauch, der Benzoen-, Lorbeer-, der Erdbeerbaum, das dreiblätterige Eisenkraut und andere ausländische Gewächse einen Schönhügel bilden, welcher mit fremden Ahornen, Tulpenbäumen und Platanen umgeben ist. Verläßt man diesen Platz und wählt den Pfad zur Rechten, so wird man plötzlich von einem artigen Lusthaus, das Achteck genannt, überrascht.

Von hier führt ein Weg nach der Fahrbrücke am sogenannten Kaiserweg. Rechts setzt man mittelst einer sehr leichten Ziehbrücke über die Leitha. — Hier theilt sich der Weg; der zur Rechten bietet eine angenehme Promenade über einen, mit nordamerikanischen Nadelhölzern sich sanft erhebenden Hügel dar, von dessen Höhe man eine gefällige Übersicht des schönen Wasserstückes in der neuen Anlage genießt.

Weiter rechts führt ein Weg über die sogenannte Staffelbrücke, und links in die Aue, durch welche der Kaiserweg bis an die Commerzial-Straße leitet. Weiter in den Wald hinein ist die Fasanerie. Man durchschneidet die Straße und kommt an einen Arm der Leitha, jenseits welchem die anmuthige Halbinsel in ihre Schatten einladet.

Um dahin zu gelangen, ist eine zierliche fliegende Brücke angebracht. Bleibt man aber diesseits, so wandelt man durch eine Wiesenparthie, von der sich eine weite Aussicht in die jenseitige Waldung und Fasanerie eröffnet. Ein alter, seltsam gewachsener Baumstamm bietet sich als Sitz an und gewährt durch Trauerweiden den unerwarteten Anblick einer Urne, die an dem andern Ufer vor hohen Bäumen auf einem weißen Postamente sich aus der Ferne darstellt.

Hinter einem Pappelwäldchen führt eine Brücke zur Fasanerie und rechts ein Steg zu einem ländlichen Tempel. Rechts gegen den Wald kommt man an eine Kopfweide,

die aus einem Stamme noch unter der Erde achtzehn Seitenstämme empor treibt, deren jeder einen eigenen Baum auszumachen scheint. Von einem anmuthigen Sitze unter weißen Pappeln sieht man in weiter Entfernung einen einsamen Thurm.

Endlich gelangt man über die dritte Brücke in die nahe Fischerparthie. Die Anlage derselben unterscheidet sich von andern ähnlichen Anlagen; vor sich hin erblickt man ein großes Gewässer, das eine irreguläre Insel umgibt. Ehe man dahin gelangt, stoßt man an einen kleinen Hafen, dessen beide Mündungen mit Schleusen versehen sind, welche, da das obere Wasser der Fischerpathie beträchtlich höher liegt als der untere Arm der Leitha, dazu dienen, durch Schwellung des Wassers die Schiffe in den Hafen zu heben, um aus der niedrigern Leitha hinauf fahren zu können.

Über eine dieser Schleusen führt eine in Absätze gebrochene und an den Geländern mit Netzen behangene Birkenbrücke, und nicht fern davon kommt man auf eine mit Nadelholz bepflanzte Anhöhe.

Auf der in einem hohen Bogen gespannten Brücke genießt man abwechselnde Aussichten. Sie leiten das Auge entweder bloß über Gewässer, oder in neues Gebüsch, oder auf Wiesen und zur Fischerhütte.

Von diesem Fischerländchen kommt man an eine vierstämmige dicke Schwarzpappel mit Geländersitzen und weiter an eine uralte, schön gewachsene, große Eiche. Dieser Weg ist eigentlich ein Abweg, denn er führt von der Richtung gegen das Schloß etwas zurück. Bald lenkt man wieder ein und kommt in den Pflanzengarten.

Dieser Garten ist nach dem Linné'schen System geordnet, und schließt im Hintergrunde mit dem Arboretum; dort erhebt sich nahe am zweiten Arme der Leitha ein sanfter Hügel, auf welchem ein der Botanik geweihter Tempel aufgeführt wurde, dessen Inneres alles dasjenige enthält, was an Ort und Stelle zum Studium der Pflanzenkunde nöthig sein kann.

In der Wohnung des Obergärtners findet man eine gutgewählte Bibliothek, ein schätzbares Seminar, wo in einigen tausend schön geschliffenen Gläsern die seltsamsten Samenarten aufbewahrt werden und ein geschmackvoll geordnetes Herbarium.

Bruckbierhaus (Das) nächst der vormaligen Schlagbrücke.

Dieses Bierhaus war vor etwas mehr als einem Jahrhunderte eines der ersten und besuchtesten Schenken der Hauptstadt. Es stand neben dem bekannten späteren Huglmann'schen (heute Mosé'schen) Caffehhause, wohin Koltschützky's, des berühmten ersten Wiener-Caffehsieders Erben ihre Caffehschenke, damals Caffehhütte genannt, aus der Stadt versetzt hatten.

Zu jener Zeit erhob sich bei der Schlagbrücke das Bruckhaus, wo die Brückengefälle von den Mauthbeamten eingehoben wurden. Dieses alte Amtshaus war nach Aufhebung der dort bestandenen Mauth entbehrlich geworden; der Magistrat lösete dasselbe daher 1709 mit kaiserlicher Bewilligung ein und veräußerte das an sich sehr kleine Gebäude an Private.

Bald darauf wurde in diesem Häuschen eine Bierschenke eröffnet, welche den Namen des Bruckbierhauses erhielt und auf seiner Façade eine rohe Abbildung der nahe liegenden Brücke hatte, an welcher ein im Geschmacke der Zeit costumirter Soldat Wache stand.

Diese Schildwache erhielt sich durch Nachhilfe des Pinsels so lange, wie das Bierhaus selbst, und wurde bei jeder Renovirung nach dem herrschenden militärischen Zuschnitte adjustirt, so, daß man sie am Ende mit der possirlichen Musketier-Kaskette und dem reichgepuderten Normal-Zopfe erblickte, aus welchen die damaligen Spaßvögel Wiens bald einen Bier-Zopf,

wie ihn deren mancher Besucher der Schenke heimgetragen haben mag, machten, so daß die Redensweise, „er hat sich einen Zopf geholt,“ gerade nicht mehr und nicht weniger sagte, als „er hat das Bruckbierhaus besucht.“ — Diese Art Zöpfe nahm an den Männerköpfen die Stelle der früheren Haarbeutel ein, und es findet dabei nur der Unterschied statt, daß diese letzten sich im figürlichen Sinne zwar länger erhalten haben als jene, daß jedoch dagegen die Zöpfe in natura die Haarbeutel überlebt haben; denn noch vor einem Vierteljahrhundert war die Herrschaft des Zopfes so mächtig, daß in einer deutschen Zeitung das spaßhafte Triolett erschien:

Komm, Staßel, immer ohne Kopf
Zum Ort, der deinen Namen reimet,
Wächst nur am Kopf ein langer Zopf;
Du kommst in Gunst, selbst wenn dir, Tropf,
Im Hirne kein Gedanke keimet:
Wächst nur am Kopf ein langer Zopf;
Gelegenheit hat an den Schopf
Kein Haar, doch hier ist's angeleimet,
Wächst nur am Kopf ein langer Zopf.

Die Lage beider Schenken, nämlich jener Caffehhütte und des Bruckbierhauses an der zu allen Zeiten äußerst gangbaren Schlagbrücke, der einzigen, welche damals die Stadt mit der Leopoldstadt verband, war den Bewohnern beider Donauufer sehr angenehm und bequem; diese zwei öffentlichen Lokalitäten wurden daher eben so beliebte als belebte Unterhaltungsorte für Bier- und Caffehliebhaber aller Stände. Mit der Zeit gestaltete sich aus dem Bruckbierhause ebenfalls ein Caffehhaus, und zwar jenes, welches gegenwärtig Jakob Stierböck besitzt, und welches unter ihm zu einem der ersten Etablissements seiner Art erhoben worden ist. Seit dem Jahre 1754 vermehrten sich überhaupt die Caffehhäuser an der Schlag- oder gegenwärtigen Ferdinandsbrücke so schnell, daß deren im Jahre 1770 sogar sechs bestanden, die sich jedoch heute auf fünf reducirt haben.

Brücken.

Außer den Donaubrücken vom Tabor bis zum Spitze verbinden über den sogenannten Donaukanal fünf Brücken die Stadt mit den Vorstädten und diese mit einander. (Siehe Donaubrücken). Über dem Wienfluß bestehen deren von seinem Eintritte im Rayon der Linien nächst der Hundsthurmer-Linie dreizehn:

1. in der genannten Vorstadt eine Fahrbrücke von Ant. Behsel erbaut.

2. Ebendort von der Kugelgasse aus eine Fußgeherbrücke.

3. In Margarethen nächst der Stärkmachergasse eine Gehbrücke.

4. Auf der Wieden zuerst ein nach dem Magdalenagrund führender Steg, der Magdalenensteg genannt, so wie weiter unten

5. die Ketten-Fahrbrücke von Ant. Kobautsch erbaut, ferner

6. der Fokanedisteg bei der Schleifmühlgasse und

7. der Kettensteg nächst dem Naschmarkte von Jos. Jäckel erbaut, der von einer Aktien-Gesellschaft errichtet wurde und wo ein Passirgeld von einem Kreuzer W. W. bezahlt wird.

8. Die steinerne Fahrbrücke, welche die Hauptverbindung der Stadt mit den jenseits der Wien liegenden Vorstädten unterhält und vormals eine eigenthümliche Physiognomie hatte, indem sie mit fünf frommen Denkmälern besetzt war, unter welchen das Bäckerkreuz (Siehe das.) das vorzüglichste war. Außer diesem stand dort noch eine steinerne Statue des heil. Domitian, Landespatrons von Kärnten mit der Aufschrift:

SanCto DoMItIano
PIo PatrI PatrIae
CarInthI VIennae VnItI
pIe statVere.

(„Dem heil. Domitianus, dem frommen

Vater des Vaterlandes haben die vereinigten Kärntner in Wien dies aus Andacht errichtet" und zwar wie das Chronographikon sagt 1621.)

Unweit davon sah man die Statue des heil. Böhmenkönigs Wenzel mit der Aufschrift:

„Frantz Ignatz Wratislau Graf
von Mitrowiz der Röm. Kays. Maj.
würklich geheimer Rath Cammerer
und Stadthalter im Königreich Böheim.
Anno 1704."

Ferner: S. Wenceslaus Rex Boh. R. V. 1762. „Der H. Wenceslaus König in Böhmen; ist renovirt worden 176?."

Gegenüber war das Bildniß des h. Johann von Nepomuk und ein Bildniß der schmerzhaften Mutter mit dem Gottessohne auf dem Schooße, worunter die Verse in Marmor eingehauen waren:

„Vor Hungers, Pest und Kriegs-Gefahr,
O Mutter Gottes uns bewahr;
Erhör dein Volk und stehe uns bey
So seynd wir aller Straffen frey.
17 Ex Voto. 39.

Alle diese Denkmäler verschwanden im Anfange dieses Jahrhunderts.

9. Der Gehsteig beim Schwarzenbergischen Garten und

10. jener nächst dem Wasserglacis.

11. Die steinerne Fahrbrücke vor dem Stubenthore.

12. Der Gehsteig zur neuen Zollhalle und

13. die Fahrbrücke, welche zu den Weißgärbern führt.

Bruder (Die Schenke zum lustigen) befand sich vor einem halben Jahrhundert im Komödiengassel nächst dem Kärntnerthor-Theater, wo noch heute sich das bekannte Bierhaus befindet. Der damalige Schenkwirth soll der Sage nach Florian Schnüffler geheißen haben, und sein Gastzimmer war unter dem Namen der Comödianten-Herberge (oder auch der Schenke zum lustigen Bruder) bekannt, weil sie vorzüglich den Schauspielern von wandernden Gesellschaften und von kleinern Provinzialtheatern, die nach Wien kamen, nicht bloß zum gewöhnlichen Einkehr- und Aufenthaltsquartiere diente, wo sie bis zu einem sich ergebenden Engagement verweilen konnten, sondern weil auch die Unternehmer ambulanter Bühnen, wenn sie um Mitglieder verlegen waren, dorthin kamen, um Ersatzmannschaft für die verschiedenen Rollenfächer anzuwerben.

Schnüffler, der ein listiger Patron war, hatte sich das Vermittlungsgeschäft zwischen den Entrepreneurs und den Anstellungssuchern anzueignen und daraus eine — freilich nicht sehr löbliche — Quelle des Gewinns zu machen gewußt. — Er zeichnete sich dabei durch die originelle Art und Weise aus, wie er die Engagements mit den wandernden Kunstjüngern einleitete, und nach einem bestimmten, sich stets gleichbleibenden Verfahren zum Abschluß brachte, wie denn überhaupt das ganze Wesen dieses Mannes originell war.

Jeder Theater-Unternehmer mußte ihm das Rollenfach bezeichnen, das zu besetzen war und genau den Gehalt und die Emolumente angeben, die mit der Anstellung verbunden waren. Wenn es nun dem Unterhändler gelang, dem Entrepreneur zu leichtern Bedingnissen ein taugliches Subjekt anzuwerben, so machte Schnüffler billigen Anspruch auf ein Gratiale von fünfzig Perzent des abgestrichenen Betrages, und jedes so abgeschlossene Geschäft wurde dann mit einem lauten Lebehoch bei einem Glase Extrawein rechtskräftig den contrahirenden Parteien kund gemacht.

Dieses Vivattrinken ereignete sich zu Schnüfflers nicht geringem Nutzen ziemlich oft, weil bekanntlich solche Jünger Thaliens in der Regel ein neuerungsliebendes Völkchen bildet. Diese Gewohnheit des

Schenkwirthes, alle abgeschlossenen Verträge mit einem Lebehoch zu besiegeln, verschaffte ihm nach und nach den Zunamen des Vivat-Bruders, und seinem Lokale jenen der Schenke zum lustigen Bruder.

Wir wollen von den hundertfältigen Engagementsfällen Schnüfflers hier nur einen aufzeichnen, um einen Begriff von der Art zu geben, wie der Vivatbruder und Herbergsvater sich dabei zu benehmen pflegte.

Wenn er unter den angekommenen Schauspielern einen tauglichen Mann für ein ihm angemeldetes leeres Rollenfach gefunden zu haben glaubte, so wurde der Auserlesene vom Wirthe also bewillkommt:

„Schön guten Morgen wünsch' ich, Herr N! Wie schaut's aus? Schon gefrühstückt? — Ich hör', der Herr sucht ein Engagement? — Ich könnt' just so einen brauchen, wie der Herr ist.“ Ohne Antwort abzuwarten, wandte sich Schnüffler nun zu einem Kellnerburschen, der verabredeter Weise auf der Lauer stand und genau wußte, was er zu thun hatte. „Sepperl,“ sprach der Wirth zu diesem, „bring ein Seitel Wein!“

Der geschäftslose und dienstthuende Schauspieler entgegnete: Ja, Herr Schnüffler, ich suche allerdings ein Engagement, und können Sie mir dazu verhelfen, so werde ich gewiß nicht unerkenntlich sein.

„Was fällt dem Herrn ein!“ nahm Schnüffler wieder das Wort; — „Sepperl, laß auch ein Paar Würstl einlegen. — Nu, wie viel Gage verlangt der Herr monatlich?“

Der Schauspieler. Ich erhielt bisher fünfzig Gulden und mit weniger kann ich nicht vorlieb nehmen — ich glaube sogar auf mehr Anspruch machen zu können, weil ich mit allgemeinem Beifall in —

Schnüffler. Fünfzig Gulden und noch mehr? Sepperl, laß die Würstel noch nicht einlegen; fünfzig Gulden und sogar noch mehr zu dieser Zeit, wo es wenig Geld und viele Leute gibt! — Sepperl, brauchst dich auch mit dem Wein nicht zu tummeln (beeilen)! Weiß der Herr was, mit dreißig Gulden hab' ich Commission, mit dreißig Gulden kann ich bei einem Glase Wein abschließen.

Der Schauspieler. Nein, Herr Schnüffler, lieber hang' ich die Kunst an den Nagel! — Doch soll es mir auf zehn Gulden gerade nicht ankommen. Schließen wir mit vierzig Gulden ab, so sind wir einig!

Schnüffler. Vierzig Gulden? Sepperl du kannst einstweilen den Wein bringen! — Aber wie stehts denn mit der Gar-

derobe? Sind wir gehörig equipirt, und hat der Herr das, was ein erster Liebhaber haben soll, z. B. schwarze und weiße Hosen, blauen Frack u. s. w.

Der Schauspieler. Nein, damit bin ich gegenwärtig nicht versehen; meine Kleider sind abgetragen und außer der Mode.

Schnüffler. Nicht? — Sepperl, laß dir mit dem Weine noch etwas Zeit! Wenn der Herr die Garderobe nicht hat, so kann aus der ganzen Geschichte nichts werden.

Der Schauspieler. Was ich nicht habe, läßt sich anschaffen. Mein künftiger Prinzipal soll mir so viel Vorschuß geben, als ich zur Anschaffung der nothwendigen Garderobestücke bedarf, und soll mir monatlich fünf Gulden von der Gage abziehen.

Schnüffler. Vorschuß gibt er nicht gern — aber wenn es nicht anders ist, so wird er wohl anbeißen müssen, weil ihm ein erster Liebhaber fehlt, und seine Damen ohne einen solchen nicht mehr auftreten wollen. Hat der Herr sonst noch etwas einzuwenden?

Der Schauspieler. Nein, vor der Hand wüßte ich weiter nichts.

Schnüffler. Sepperl, jetzt bring den Wein, zwei Gläser und zwei Paar Würstel! Wir wollen die Sache formaliter abschließen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Materialien zum Abschlusse des Geschäftes für Rechnung des Schauspielers gebracht wurden, und daß der pfiffige Schnüffler nicht den kleinsten Theil davon zu sich nahm. Dieses nannte er seine Sporteln, so wie den ihm von der Verhandlung selbst zufallenden Antheil seine Abschnitzel, weil er von der ausgesprochenen Gage der Entrepreneurs einen Betrag abgeschnitten hatte.

Die nebige Abbildung zeigt uns diesen Schnüffler, wie er ein abgeschlossenes Geschäft mit einem Vivat-Trunke feiert.

Brunehilden-Sage.

Diese Sage fällt in die denkwürdige Zeit des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren; sie ist die Ausgeburt seiner Gegner, die, wie es im menschlichen Leben so oft zu geschehen pflegt, aus Scheelsucht und Verleumdung einen Fürsten, dem in den meisten Handlungen so viele Zeugen seines Ruhmes zur Seite stehen, dort angreifen, wo man keine Zeugen beizuziehen pflegt. Nicht nur ältere und gleichzeitige, sondern auch neuere Chroniken erzählen mit vieler Übereinstimmung die Mähre von Brunehilden, der schönen und tugendhaften Wienerin, von welcher Ennenkel sagt: die Frawe pranenl voll Rainikait und keuschen Mut und aller Ehren Chranz.

Dieser ausgezeichneten Bürgerin soll Herzog Friedrich lange auf alle mögliche Art vergeblich nachgestellt und endlich bei einem in der Burg absichtlich gegebenen glänzenden Banket, zu welchem die vornehmsten Bürger Wiens eingeladen waren, seinen Zweck erreicht haben, indem er sie vom Tanzsaale entführte und mit Gewalt ihm zu willfahren zwang.

Hierüber entstand in der ganzen Stadt so viel Unwillen, daß vier der angesehensten Bürger zu ihm eilten, ihn zu warnen und zu bitten, der Gefahr des Augenblickes zu weichen; worauf sie ihn über die Burgmauer hinab zur Stadt hinaus ließen, von wo er sich in die romantische Einsamkeit seiner Lieblingsburg Starhemberg begab.

Die Sage der Brunehilde ist sogar mit des Herzogs blutigem Tode verbunden. Einige Chronisten geben sie für ein vom Herzoge verführtes Edelfräulein vom Hause der mächtigen Pottendorfer aus, die scheinbar die Liebe des Herzogs erwiederte, aber im Innersten ihres Herzens ihn haßte und blutige Rache geschworen hatte.

Sie folgte ihm daher überall, selbst auf seinen Feldzügen in der Verkleidung eines

Knappen. In seiner letzten Schlacht bei Neustadt rannte sie dem ungestüm auf den Feind losstürzenden Fürsten einen Speer in die Seite und erwürgte ihn, als er vom Pferde gestürzt war, mit dem Zaume seines eigenen Roßes.

Andere Annalisten berichten, das Fräulein von Pottendorf habe ihren Bruder zu des Herzogs unzertrennlichem Begleiter und zum Vollstrecker der Blutrache ihrer Schmach bestellt.

Fuhrmann setzt das Ereigniß ins J. 1235 und nennt die schöne und grausame Brunehilde ebenfalls eine Edle von Pottendorf.

Brunn am Gebirge.

Zwei Stunden von Wien entfernt, an der alten Straße nach Steiermark, liegt an einer Wald- und Bergkette der kleine Marktflecken Brunn am Gebirge, mit einer alten Pfarrkirche und 160 Häusern, durch deren Mitte sich der Krotenbach schlängelt, dessen beide Ufer mit Pappeln besetzt sind. Obgleich die Lage reizend ist, so kann der Ort selbst ein ähnliches Lob nicht ansprechen, und der Krotenbach könnte füglich Krötenbach heißen, denn der Markt hat wirklich etwas von einer Krötenbehausung. Der Ort verdankt seinen Namen dem herrlichen Quellwasser, welches aus den Gebirgen kommt, und sich auf dem Platze in ein steinernes, altförmiges Becken ergießt. Allein trotz der Güte dieses Wassers ist es doch der herrliche Wein, der hier wächst, und unter dem Namen des Brunners in ganz Österreich bekannt ist, welcher diesem Ort seine Celebrität verschafft hat. Der Volkswitz pflegt bekanntlich mit diesem Namen auch das liebe Wasser oder einen übermäßig gewässerten Wein zu bezeichnen, und der Brunner ist gleichbedeutend mit Gänsbacher, Lichtenberger, Klarenbrunner, Roßmäuler, Mattauer u. a. m.

Dieser Ort war unterthänig der einstmaligen Grafschaft Medelich. Nur die vielen Höfe, die hier einst bestanden, mögen dem kleinen Brunn den Namen eines Marktes verschaffet haben, dessen Bewohner durch den reichen Ertrag ihrer Weingärten, deren jährliche Fechsung oft 60 bis 70,000 Dreiling betrug, wohlhabend waren.

Ungewiß ist die Entstehung des Marktes; man setzet sie in den Zeitpunkt der Vereinigung Steiermarks mit Österreich 1192.

Ein massiver Thurm, der einst mitten im Orte, an der Stelle des jetzt mit Nr. 14 bezeichneten Hauses, stand, und einer alten Sage nach, unter dem Namen des Bründelhofes ein Gefängniß für Wildschützen war, soll den Namen des Marktes veranlaßt haben, den aber Andere, wie oben gesagt wurde, von den vielen in der Gegend befindlichen Brunnquellen, oder auch von dem, in dem angrenzenden Enzersdorf liegenden Brunnerhaus, dem letzten Gebäude gegen Brunn, ableiten wollen.

Einst war dieser Markt mit vier Thoren geschloßen und noch zeigt man die Plätze, wo sie gestanden haben; allein der Besitzer von Lichtenstein, Fürst Poniatowsky, ließ dieselben bis auf eines niederreißen und verwendete das Materiale 1800 zur Erbauung des neuen Pfarrhofes.

Die vielen Höfe machten Brunn vormals zu einem ansehnlichen Orte, der beinahe aus lauter solchen Dominical-Höfen von Edlen aus Wien bestand; indem diese hier ihren Wein durch inwohnende Weinzierl selbst baueten, ihr Melkvieh hatten und den Sommer zubrachten. Solche Höfe sind oder waren:

1) Der Sauerhof.

2) Der Kemeterhof, später ein Brauhaus.

3) Der Baltram- oder Bölthamerhof, jetzt ein Hauerhaus.

4) Das freie Landgut Thurmhof;

es war 1722 die Wohnung der Grafen Vasquez und Perlas aus Spanien. Später besaß denselben der Appellations-Vicepräsident Bernhard Edler von Keeß; dann Herr Michael Edler von Held, der ihn zwischen 1802 und 1803 dem Fürsten Poniatowsky verkaufte, und dadurch dessen Vereinigung mit der Herrschaft Lichtenstein veranlaßte. Die dortige St. Barbara Capelle, zu der 1662 Johann v. Suttinger eine Meßstiftung gemacht hatte, dient dermalen zur Küche und Vorrathskammer.

5) Der Gattingerhof, welchen Leopold Gattinger, hiesiger Marktrichter in der letzten Hälfte des 16. Jahrhundertes von dem deutschen Orden erkaufte; er vermachte ihn 1599 der Gemeinde und dem Spitale. Gegenwärtig ist er das Gemeindehaus.

6) Der zweite Gattingerhof, welchen der Eigenthümer einst seinen Dienstbuben vermachte, verdankt seine gegenwärtige Gestalt dem Doktor von Allstern.

7) Der Bründlhof, jener massive Thurm, dessen wir schon oben erwähnten.

8) Der Kirchhamerhof.

9) Der Haßlingerhof, welchen der gleichnamige Eigenthümer sammt einigen Grundstücken 1662 zum Spitale schenkte. Gegenwärtig heißt er das Spitalhaus.

10) Der Musterhof, einst ein Eigenthum des Benediktiner-Stiftes Oberaltaich. Jetzt bildet er das Orts-Spital.

11) Der Klosterfrauen Lorenzerhof, gegenwärtig ein zertheiltes Hauerhaus.

12) Der Michaelerhof, einst den Barnabiten in Wien gehörig.

13) Endlich der Mölkerzehenthof, der noch gegenwärtig als solcher besteht.

Doch nicht allein diese Höfe, sondern auch das hier befindliche Spital, mit seiner schönen, im Jahre 1662 zu Ehren des heil. Heinrich erbauten Kirche, zeichnete den Markt Brunn vortheilhaft aus. Es ist schon sehr alt und verdankt wahrscheinlich sein Entstehen der Frömmigkeit jener Wiener, die im Sommer hier ihre Höfe bewohnten und ein Haus zum Unterstande der Armen bauten. Das erste, welches die Wohnung der Armuth wurde, war das sogenannte Sterneckerhaus.

Dabei war vor Zeiten auch ein Pilgrimhaus, das durch die St. Kunegunden-Zeche besorgt wurde.

Durch wohlthätige Beiträge und vorzüglich durch die Erlaubniß, die zur Zeit der Reformation 1558 hier leer stehenden Beneficien zum Besten des Spitals einziehen zu dürfen, ward der Wohlstand desselben bedeutend verbessert. Dazu kam noch später der 1662 zum Spitale geschenkte Haßlingerhof nebst Grundstücken; ferner der erkaufte Musterhof; endlich die Buchruckerische Stiftung von 600 Gulden wodurch das Spital zu einem Vermögen von 40,000 Gulden gelangte.

In dieses Spital wurden vormals nur die armen Bürger untergebracht; die armen Einwohner und Weinzierler aber waren in dem 1713 zur Pestzeit erbauten Lazarethe, abgesondert vom Orte, einquartirt. Niemand sah sich dort um sie um; im Winter ohne Holz und in jeder Noth ohne Hülfe, wurden sie oft eine Beute des Todes.

Auf die Anzeige des Pfarrers Korn ward dieses Gebäude niedergerissen, und die Armen, gleich den Bürgern, im Ortsspitale untergebracht.

Bis 1558 war der Markt eine Filiale der Pfarre zu Medling. Übrigens ist es gewiß, daß Brunn schon im Anfange des 13. Jahrhunderts mit einer Kirche oder Capelle versehen war. Einer alten Volkssage gemäß, soll diese zwischen 1201 und 1210 entstanden sein. Als Erdbeben, Wassergüsse, Pest und sehr strenge, verderbliche Winter überall Angst und Schrecken verbreiteten, da sollen die Einwohner von Brunn

die Erbauung derselben zu Ehren des heil. Kreuzes verlobt und ausgeführt haben. Der Kirche geschieht zum ersten Male sichere Erwähnung 1216.

Von dieser Zeit an hören über hundert Jahre alle Nachrichten auf und erst 1327 erfährt man, daß die Kirche vergrößert und zu Ehren der heil. Kunegunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs II. eingeweihet wurde. Mit dem Namen:

„St. Chunigunds Kirchen zu Prunn,“

kömmt sie in einer noch gegenwärtig bei der Pfarre aufbewahrten Urkunde Otto's, Herzogs von Österreich, Steier und Kärnten vom Jahre 1338 vor. 1522 wurde diese Kirche zum zweiten Male erweitert, der hinter ihr stehende Thurm, der an allen vier Wänden kühn durchbrochen, auf vier großen Pfeilern ruhet, ward seiner Schwere wegen, abgetragen, kürzer gemacht und an den vier Ecken abgeschliffen; das Presbyterium und der Hochaltar wurden hinausgebaut und an die Kirche, zur Befestigung gegen den starken Druck des Gewölbes, tüchtige Strebe-Pfeiler angesetzt. So kam der Hochaltar gerade über ein achteckiges Gewölbe zu stehen, das einst zur Aufbewahrung der Todten diente und von außen die Jahreszahl 1880 (1440) aufweiset.

Zur Zeit der Reformation 1544 waren die Priester von Brunn entflohen und nur Leopold Auer blieb bei seinem Hause und dem Beneficium zum heil. Kreuze. Die Gemeindeglieder hatten daher die Stiftungen der drei übrigen Beneficien an sich gezogen; die Zechleute den Wachsdienst und die zur Kirche gehörigen sieben Holden sich zugeeignet.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wegen der protestantischen Religionsunruhen, sich in Brunn längere Zeit hindurch kein Pfarrer befand.

Erst 1582 wird als erster Pfarrer Leonardus Grefius bekannt, unter welchem sich der Schullehrer Christoph Isperer und die Gemeindeglieder Mathias Stainer und Leonard Griffig, der Frohnleichnamsfeier widersetzten und auf das Abendmahl unter beiden Gestalten drangen. Nach ihm erscheint erst 1597 Christophorus Mittermayr, als ordentlich installirter Pfarrherr zu Prunn.

Im J. 1652 brannte durch eine im Schulhause ausgekommene Feuersbrunst die Kirche sammt dem alten Pfarrhofe gänzlich aus.

Bald mag der fromme Eifer der hiesigen Bürger die Spuren dieses Unglücks ausgetilgt haben; denn schon 1654 findet man bei der Kirche einen Dominikaner, Namens Dominicus Bissemanus, als Pfarrer.

Im J. 1683 wurde durch die Türken die Kirche aufs neue zerstört. Der Pfarrer Jodoc Kunzer hatte sich mit allem Kirchensilber, Paramenten, Pfarrbüchern und dem größten Theile der Bewohner geflüchtet; dann kehrte er in seine Heimath zurück, begrub die einzelnen niedergehauenen Bürger des Marktes sammt andern ermordeten Flüchtlingen zu Perchtholdsdorf, und hielt in Ermanglung der nöthigen Priester, mit Erlaubniß des Consistoriums, öfters an einem Tage, zuerst in Perchtholdsdorf, dann zu Brunn, und endlich zu Medling den feierlichen Gottesdienst. Kaum hatte er aber in dem alten Pfarr-Protokolle seine Schicksale eigenhändig beschrieben, so unterlag er 1684 den vielen Anstrengungen.

Durch die milden Beiträge der Grafen Vasquez und Perlas de Pinos, welche mit Karl VI. aus Spanien gekommen waren und hier im Thurmhofe wohnten, wurde erst 1722 die Herstellung der Kirche begonnen und diese endlich den 30. Sept. 1735 vom Graf. v. Kollonitsch, zu Ehren der heil. Jungfrau Kunegundis eingeweiht.

Bemerkenswerth war dabei die Gegen-

wart des Don Emanuel, Prinzen von Portugal, der als Brautwerber um die Hand der Kaiserin Maria Theresia längere Zeit hier wohnte und durch Anschaffung von allerlei Kirchengeräthschaften ein großer Gutthäter des Gotteshauses wurde, auch durch Aufstellung eines Vesperbildes der sieben Schmerzen Mariens, welches er aus Granada mitgebracht hatte, den Hochaltar neuerdings zierte.

Der Marktrichter Oberfellner und die Geschwornen Hebenstreit, Lorenz Kraubacher und Peter Breu, ließen **1622** jene große, silberne Monstranz gießen, die den St. Stephansthurm in Wien vorstellt und ihrer Seltenheit wegen von der Einlieferung befreit war.

Die Baronesse Elisabeth v. Waffenberg ließ die drei Seitenaltäre in der Kirche errichten.

Brunn ist der Hauptstadt durch die Eisenbahn, welche hier vorbeiläuft und einen schönen Stationsplatz hat, so nahe gerückt, daß eine Spazierfahrt dahin die Sache einer halbtägigen Zeit ist; dieser Umstand, verbunden mit seinem allgemein anerkannten, herrlichen Rebengewächse, kann daher nicht verfehlen, es zu einem der besuchtesten Unterhaltungs-Punkte zu machen, wenn es den guten Marktbewohnern in den Sinn kommen sollte, etwas für die Bequemlichkeit der Gäste zu unternehmen. Es ist zwar damit bereits durch die Errichtung eines neuen zierlichen Badhauses und eines demselben gegenüber liegenden schönen Gasthofes mit dem neuen Wege zur Burg Lichtenstein der Anfang gemacht worden, womit es aber noch nicht abgethan ist, indem vor Allem auf gangbare Wege und Stege gesehen werden muß, was um so weniger unbeachtet bleiben sollte, als von gut oder wenigstens mittelmäßig konditionirten Straßen die Ortsbewohner selbst den besten und häufigsten Genuß haben. — Von allen Philosophien ist jene der Gänse und Enten, die fortwährend in Pfützen herumwaden, weil es ihre Vorfahren auch gethan haben, unzweifelhaft die unstichhaltigste.

Brunnengäßchen (Das)

bildet zwischen den zwei Lichtenstein-schen Pallästen, welche durch zwei Schwibbögen mit einander verbunden sind, den Durchgang von der Herrngasse in die Wallnerstraße.

Es trennte ehemals die alten Wohnsitze der Herrn von Hoffkirchen und der Grafen von Öttingen, woraus die heutigen Lichtenstein'schen Palläste bestehen und hat seinen Namen von dem dortigen alten Brunnen, der eines Tages plötzlich sein Wasser verlor und aus dessen ausgetrockneter Tiefe sich gleichwohl zu gewissen Zeiten ein unheimliches Plätschern und Rieseln soll haben hören lassen, welches die besondere Eigenschaft hatte, nur von Tauben vernommen werden zu können.

Dieser geheimnißvolle Brunnen, dessen Säuseln nur Gehörlose hören konnten, erinnert an den Freßbrunnen zu Mariaschein in Böhmen, der allen jenen tüchtigen Appetit gab, welche ohnehin daran keinen Mangel hatten.

Brunnen (Der) in der Burg.

Er befindet sich im Schweizerhofe, knapp am merkwürdigen Hauptportale zur linken Hand, wenn man diesen alten Fürstenbau vom großen innern Burgplatze betritt. Das Brunnenbecken ist vom Mezzaninstockwerke überbaut und mit einem Kupferdach bedeckt.

Der Brunnen führt auch den Namen des Kaiserbrunnens und wird schon im Theilungsvertrag der Burg vom **31.** Mai **1458** zwischen den Erben des jungen Königs Ladislaus, nämlich: Kais. Friedrich **III.**, seinem Bruder Albrecht und ihrem Vetter Sigmund von Tirol genannt.

Er war früher ein gewöhnliches Schöpf-

werk und enthält nun ein herrliches Gebirgswasser, welches ihm durch die Hofwasserleitung von den Dornbacher-Bergen in reicher Fülle zugeführt wird.

Als 1462 Friedrich III. in der Burg belagert wurde, richteten die Belagerer aus Tücke ihr Geschütz hauptsächlich auf den Punkt, wo der Burgbrunnen lag, um den Vertheidigern des Platzes das Wasser zu entziehen. Christoph Quoß, dem die Vertheidigung dieses Theiles der Burg anvertraut war, wußte dieses Vorhaben aber dadurch zu vereiteln, daß er den Brunnen mit Pfälen und Dillen so gut verwahrte, daß die feindlichen Kugeln davon wirkungslos abprallten.

Die Erhaltung dieses Brunnens war für die Burg von der höchsten Wichtigkeit, denn die Weinvorräthe waren darin bereits ausgegangen und die ganze Besatzung mußte sich schon seit mehreren Tagen mit Wasser begnügen, welches einige Cavaliere und Oberoffiziere mit Honig vermischt tranken.

Eine sonderbare Erscheinung bot dieser Brunnen beinahe 200 Jahre später dar. Dieser sonst so reichhaltige Brunnen gab bei der am 2. Apr. 1657 in der Burg ausgebrochenen Feuersbrunst, welche den Tod Ferdinands III. verursachte, schon beim dritten Zuge nicht einen Tropfen Wasser mehr.

Unter der langjährigen und unruhigen Regierung Leopold I. blieb auch dieser Brunnen nicht unangefochten; denn eines Tages sprengten Übelwollende das Gerücht aus, auf Anstiften der ungarischen Malkontenten sei derselbe vergiftet worden. Man fand darin aber statt der Vergiftung nichts als einen todten Hund, einen Truthahn und ein Paar Katzen, welche, wie leicht zu ermessen, darin zufällig umgekommen waren.

Brunnen in der Josephstadt.

Im Jahre 1775 wurde in der Vorstadt Josephstadt ein Brunnen gegraben, wobei die Erde einstürzte und zwei Arbeiter begrub, die ihr Leben nur der durch Kaiser Joseph II. schnell herbeigeschafften Hilfe verdankten.

Dieser Auftritt wurde damals in öffentlichen Blättern besprochen und durch einen Kupferstich verherrlicht, unter welchem Marmontel bei Josephs II. Anwesenheit in Paris die Verse setzte:

O! qu'un roy populaire est un mortel auguste!
Vous qui foulez aux pieds vos peuples consternés,
Apprennez d'un heros plus sensible, et plus juste,
Quel est le prix des jours de deux infortunés.

Leider verkannte einer dieser Geretteten die Großmuth des Monarchen so sehr, daß er nach zwei Jahren in Ungarn wegen verübten Raubmordes lebendig gerädert wurde.

Brunnenhäuschen (Das).

Dieses Gebäude (470) ist das kleinste Haus von Wien; es liegt am Fuße der neuen Ruprechtsstiege bei dem Fischerthore und bildet die Spitze der Kohlmessergasse und des Fischmarktes.

Es nimmt kaum etwas mehr als einige Geviertklafter Raum ein, ist auf die Breite des angebauten Bassin-Brunnens beschränkt und hat auf jeder seiner drei Mignon-Façaden ein mäßiges Fenster, so daß es mehr dem Schilderhause eines Grenadiers, als einem Wohngebäude gleicht.

Ein Spaßvogel erzählte von diesem Häuslein, es habe darin, als es noch ein Stockwerk hoch war, ein stämmiger Zinsmann seine Wohnung aufschlagen wollen, er habe dasselbe in gebückter Stellung betreten und als er sich darin aufrichtete, habe er mit seinem Eisenkopfe das Dach durchbrochen, so daß er oben aus dem Hause, wie aus einem Faße heraus sah. Scherzweise nannte man diese Mausfalle den Zwergelhof.

Brüßeler Vogelschießen (Das).

Eines der schönsten Gemälde David's Teniers des jüngern, stellt das Brüßeler-Vogelschießen dar; es ist auf Leinwand gemalt, hat eine Höhe von 4 Fuß 5 Zoll und eine Breite von 7 Fuß 9 Zoll. Diese Feierlichkeit wurde in der genannten Stadt jährlich gehalten, und die von Teniers dargestellte ist jene des Jahres 1652, welcher der große Kunstfreund, Erzherzog Leopold Wilhelm, als General-Gouverneur der Niederlanden beiwohnte, der auf einer vor der Kirche auf dem Platze des Sablons errichteten Bühne von den Abgeordneten der Schützengesellschaft eine Armbrust empfängt.

Der Künstler hat nicht allein den prächtigen Aufzug und den Zulauf der Volksmenge, sondern unter derselben auch viele Personen nach der Natur und im Vorgrunde sich selbst und seine ganze Familie abgebildet. Dieses schöne Bild befindet sich in der kaiserl. Sammlung im Belvedere.

Buchdruckerkunst.

Groß sind die Verdienste der Wiener und der Landesfürsten um die Emporbringung der edlen Buchdruckerkunst. Diese Verdienste schlummern aber, wie so manches andere Gute und Große, in Verborgenheit und sind nicht einmal bei Aufstellung des Gutenberg-Denkmals unseres Wissens in Etwas berührt worden.

Kaiser Friedrich III. hat sogar, der einzige Fürst seiner Zeit, in Erwägung der großen Vortheile, welche die Buchdruckerkunst gewährt, die Buchdrucker den Gelehrten gleichgesetzt, sie geadelt, ihnen erlaubt Gold zu tragen, und den Setzern und Druckern ein eigenes Wapen mit dem offenen Helme verliehen.

Ein Wiener Bürger, Ulrich Haan, Schüler von Faust und Schöffer, führte 1466 die Buchdruckerkunst in Rom ein. Johann Wiener, aus Wien, druckte 1476 in Vicenza den Virgil, und als er zu den Fuggern nach Augsburg gezogen war, setzte Koblinger (auch ein Wiener) das schöne Werk fort.

Die ältesten Wiener Buchdrucker waren Hans von Winterburg bei Kreuzenach (1492—1519), Hieronymus Binder (Doliarius, auch von seinem Vaterorte Liebenthal, bei Jauer, Philovallis genannt), Hans Syngreiner (Singreinus), von Alt-Otting. Der Letztere erscheint als Hausherr, zum Winter, unter den Tuchlauben.

Auf ihre Bücher setzten sie: „Gedruckt in der Stadt Wien, zu Wien in Österreich.“

Um dem immer mehr einreißenden Lutherthum Abbruch zu thun, ließ König Ferdinand I. im Jahre 1543 ein Edikt ergehen, vermöge welchem alle Buchdrucker und Buchführer (Buchhändler) der sektischen verbotenen Bücher, welche in den österr. Ländern betreten würden, als Hauptverführer und Vergifter der Länder ohne alle Gnade sogleich am Leben mit dem Wasser gestraft, ihre verbotenen Bücher aber verbrennt werden sollen. Auffallend ist darin der Gegensatz des Ertränkens mit dem Verbrennen.

Die im Jahre 1551 nach Wien berufenen Jesuiten errichteten im fünften Jahre nach ihrer Niederlassung eine Buchdruckerei. — Seit 1540 bestand eine Staatsdruckerei in Wien, denn Syngreiner wurde privilegirt auf alle Verordnungen und Neuigkeiten.

Die erste Hofzeitung wurde im Jahre 1488 ausgegeben mit der Aufschrift: „Vermerkt die Hofmär aus dem Niederland,“ zur Beruhigung des Volkes wegen der Gefangennehmung Maximilians von den meuterischen Flamändern. In der Folge wurden über viele Neuigkeiten Extra-Blätter ausgegeben: Über die Türkengefahr; über den Venediger Krieg; über den französischen Wankelmuth u. s. w.

Von den vielen bibliographischen Curiositäten Wiens beschränken wir uns, folgendes Werk, seines geschraubten Titels wegen, namhaft zu machen.

„Neu ausgelegter curioser Tändelmarkt der jetzigen Welt, in allerlei Waaren dargestellt, aus den Tändler-Butten lustiger Einfälle herausgeklaubt und mit unterschiedenen Realien und Moralien, Geschichten und Gedichten, vielen Merkwürdigkeiten, auch poetischen Einfällen und gelehrten Gedanken unterspickt. Darin solche Sachen, welche wohl würdig zu lachen. Ein Werk, welches nicht nur zu einem Hausbuche sehr nützlich, sondern auch wegen vieler biblischen Concepten und Sittenlehren vielen Predigern auf den Kanzeln dienlich. Mit sonderbarem Fleiße zusammengetragen und herausgegeben von Johann Valentin Reiner, weltlichen Priester, Austriaco-Viennensi.

Wer mich nicht lesen kann im Kauf,
Der setz' der Nasen einen Sattel auf.
(Zwei Theile, 4. Wien 1734.)"

Dieses Werk mit dem Titel: „à la Roccoco," fand so vielen Beifall, daß davon im Jahre 1748 zu Nürnberg eine neue Auflage erschien. Sein buntschechiger Titel scheint hie und da auch schon Nachahmung finden zu wollen; wie es sich aber in den neuen Werken mit den Realien und Moralien verhält, ist eine andere Frage, die wohl zum Vortheile des älteren Autors beantwortet bleiben dürfte.

Bucquoi'sches Haus (Graf Georg von).

Dieses auf dem Kohlmarkte (257) liegende Haus war das Eigenthum des berühmten kais. General-Lieutenants und Hofkriegsraths-Präsidenten Raimund Grafen von Montecuculi, des großen Vertheidigers der Pike, welche er die Königin aller Waffen nennt.

Dieser tapfere Feldherr, der so viele Schlachten mitgemacht hatte, starb zu Linz, wo er auf seinen Lorbeeren ruhte, den 16. Oktober 1680 an einer Wunde, die er durch einen herabstürzenden Balken erhalten hatte.

Das Haus blieb bei seiner Familie bis im Anfange dieses Jahrhunderts, wo es an den Grafen Carl von Clary und Aldringen und hierauf an die Freiin von Ehrenfels kam, von welcher es sein heutiger Besitzer erwarb.

Burg (K. K.).

Die Burg ist seit dem Jahre 1200 die Residenz der österreichischen Fürsten und obgleich hinsichtlich des Alterthums im höchsten Grade ehrwürdig, doch nichts weniger als ein durch architektonische Schönheit ausgezeichneter, ein imponirendes Ganze bildender Bau.

Sie liegt am äußersten südwestlichen Ende der Stadt und besteht aus mehreren, in verschiedenen Zeiten und nach einem sehr verschiedenen Geschmacke entstandenen Gebäuden, die kein harmonisches Bauwerk bilden, und welche durch die ungleichartigsten, labyrinthmäßigen Verbindungen mit einander zusammenhängen.

Der große Baufreund, Carl VI. wollte für die österreichischen Monarchen einen, ihrer hohen Stellung angemessenen Pallast herstellen und eine neue Burg bauen. Der berühmte Hofarchitekt Fischer von Erlach machte dazu die noch vorhandenen Pläne und das Werk wurde wirklich angefangen, aber der eingetretenen Zeitumstände wegen nicht vollendet. Bloß die herrliche Winter-Reitschule wurde aufgeführt und aus ihrer Anlage sieht man, wie großartig und schön der ganze Bau ausgefallen wäre. Bis zur Zeit Ferdinando I. und der großen neuen Fortifikation Wiens durch diesen Fürsten, bestand die Burg bloß aus dem großen Viereck des Schweizerhofes mit vier großen Eck- und mehreren kleinen Thürmen. Um die Burg lagen mehrere öde Gründe, die bei der Be-

festigung verschwanden, und der Sletar hießen.

Zur Hofburg gehören im weitesten Sinne folgende Gebäude: Die eigentliche oder alte Burg, gewöhnlich der Schweizerhof genannt, — der Amalienhof, — der Augustinergang, — das Ballhaus, — die (Hof-) Bibliothek, — das neue Burgthor, — der Hofgarten mit den Gewächshäusern, — der Kaiserspital-Trakt, — die Leopoldinische Burg, — der Naturalien-Cabinets-Trakt, — die Redoutensäle, — die Reichskanzlei, — die Reitschule, — der Rittersaal, — die Stallburg und das (Hof-) Theater, von welchen in besonderen Artikeln gehandelt wird.

In diesen Gebäuden sind an Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen aufgestellt: das geheime (Haus-, Hof- und Staats-) Archiv, — die (Hof-) Bibliothek und die (Privat-) Bibliothek des Kaisers, — das Mineralien-Cabinet, — das Münz- und Antiken-Cabinet, — das Naturalien-Cabinet, — das physikalisch-astronomische Cabinet und die Schatzkammer, von welchen ebenfalls abgesondert gesprochen wird.

Das auf dem innern Burgplatz gegen Osten sich erhebende Gebäude, die eigentliche alte Burg, der Schweizerhof genannt, ist der älteste Theil der Burg. Er wurde von Leopold VII., Herzog von Österreich aus dem Hause Babenberg, um das Jahr 1200 erbaut, und hatte seine ursprüngliche Form mit den vier Eckthürmen, noch im J. 1458 unter Friedrich III.

Ferdinand I. vergrößerte und verschönerte diese Residenz in den Jahren 1536—1552, wie es zwei, diese Jahreszahlen tragende Inschriften bezeugen, und zwar die eine über dem großen Einfahrtsthore vom innern Burgplatz in den Schweizerhof und eine andere, welche über dem ehemahligen Hoftheater-Musikalien-Verlag stand.

Dieser Fürst kaufte 1522 auch das Haus des Marschalls von Ebersdorf (auf dem Standpunkte der heutigen Stallburg) an sich, welches er ganz niederreißen und auf dessem Grunde, so wie auf einem Theil des Michaelerplatzes gegen die jetzige Reitschule, des Vogelmarktes und zum Theil des Josephplatzes er seiner Gemalin Anna zu Lieb einen großen neuen Lust- und Irrgarten anlegen ließ.

Unter ihm brannte 1525 nächtlicher Weile das Zeughaus der Burg oder der Cillyhof (der zum Theile auf dem heutigen innern Burgplatz und zum Theil dort stand, wo sich der Amalienhof befindet) ab. — Im J. 1529 kaufte der Kaiser zur Erbauung eines Hofkanzlei-Gebäudes das Haus des Freiherrn von Gusmann, welches an die Ecke der Schaufelluckеn (Schauflergasse) gegen die Burg stand. Nach Aufhebung der Belagerung Wiens durch die Türken (1529) wurde der Cillyhof neu gebaut und die heutige Stallburg von Grund aus für des Kaisers Sohn, den aus Spanien kommenden König Max und seine Gemalin Maria, Carls V. Tochter, aufgeführt.

Unter Ferdinand II. und dem III. geschah wenig für die Burg, um so mehr aber für den erwähnten Burggarten, der unter ihnen von den Augustinern bis in die Schauflergasse reichte, den heutigen Josephsplatz, den Vogelmarkt und den Michaelsplatz einnahm, so wie mit mehreren Springbrunnen, hohen Kaskaden, schönen Grotten und eleganten Badhäusern verschönert wurde. In der Brunnstube dieses Gartens wurde ein ganzes Silberbergwerk vom Wasser regiert, wovon sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts in der Zuckerbäckerei des Burgtheaters einige Spuren vorfanden.

Bedeutender waren die Burgbauten unter Leopold I. Er ließ gleich Anfangs in einem Theile des Irrgartens (der vormalige Reit- oder Tummel- und jetzige Jo-

sephsplatz) ein großes Comödienhaus aufführen und begann 1660 den Bau des nach ihm genannten Leopoldinischen Traktes, wodurch der Schweizerhof mit dem Amalienhof verbunden wurde.

Carl VI. erbaute zuerst die Bothschafter- und die Säulenstiege im Schweizerhof und ließ nach Fischer von Erlach's Plänen nach einander das Bibliotheks-Gebäude, die Reichskanzlei und das verschwundene Opernhaus (wo jetzt der kleine und ein Theil des großen Redoutensaals steht), aufführen.

Maria Theresia verwandelte das vorige Ballhaus in das gegenwärtige Burgtheater, erbaute das noch stehende Ballhaus beim Kaiserspital, welches durch einen hohen Schwibbogen mit dem Amalienhof zusammenhängt. Später ließ sie auch das große Opernhaus in die zwei Redoutensäle umgestalten. Unter ihr baute 1746 und 1747 der Hofbaudirektor, Graf Tarroucca, aus einem alten Stadel auf der Augustiner-Bastei das sogenannte Hofhaus, oder das gegenwärtige Hofbau-Amt. Auch wurde ein Theil des Augustinergangs, des Münz- und Antiken- und ein Theil des Naturalien-Cabinets hergestellt.

Von 1753—1756 wurden die beiden alten Thürme abgetragen, der Widmerthurm und jener links neben der Capelle gegen das alte Paradiesgärtchen oder der heutigen Sommer-Reitschule.

Weiland Kaiser Franz I. ließ 1804 und 1805 die alte Auffahrt vom ehemaligen Widmerthurme und hinter der spanischen Bastei oder dem sogenannten Spanier kassiren und von dem Hofarchitekten Montoyer den schönen Rittersaal erbauen. Die Sprengung der Festungswerke vom Kärntnerthore bis über die Schottenbastei hinaus durch Napoleon im J. 1809 (den 16., 17., 19. Oktober und den 2., 4., 10. November) war Ursache vieler und namhafter Verschönerungen. So verschwand das alte, unansehnliche Burgthor 1818 und der genannte Spanier 1819.

In ihrem höchsten Glanze strahlte das alte österreich. Fürstenhaus 1814 bei Gelegenheit des ewig denkwürdigen Wiener-Congresses. In diesem Jahre bewohnte der Kaiser Alexander von Rußland und seine Gemalin die Kaiserin Elisabeth, die Könige von Preußen, Baiern, Dänemark und Würtemberg, als Gäste des österreichischen Hofes, die Burg. Zu diesen kamen noch der Kronprinz (gegenwärtige König) und Prinz Carl von Baiern, der Churfürst von Hessen, der Großherzog von Baden, der Erbgroßherzog von Hessen, die Herzoge von Braunschweig, Nassau, Weimar und Coburg.

Gleich nach der Ankunft dieser hohen Gäste begann eine Reihe öffentlicher Feste, wobei der Reichthum, die Würde und der Geschmack des kaiserlichen Hofes sich zeigte, der allgemeine Verwunderung erweckte, und wie die Hauptstadt Österreichs und die Burg sie noch nie gesehen hatten.

Nebst den zahlreichen gewöhnlichen Hofequipagen, die auf das Reichste neu ausstaffirt waren, wurden zum Gebrauche der fremden Herrschaften und ihres Gefolges noch hundert Aushülfswagen aufgestellt; die Zahl der Edelknaben war vervierfacht, die Hofbedienung um mehrere hundert Köpfe vermehrt und vier mit Fahnen und Trommeln versehene Ehrenwachen versahen den Dienst im großen innern Burghofe.

Das in allen Theilen der Burg damals herrschende lärmende Leben war unbeschreiblich, und man kann damit nur einigermaßen jenes vergleichen, als die große Maria Theresia, ihr Gemahl Franz I., sechzehn Erzherzoge und Erzherzoginnen, umgeben von einem glänzenden zahlreichen Hofstaate, darin ihre Tage verleb-

ten. Nach vorhandenen Rechnungen waren in jener Zeit die Hofställe mit zweitausend zweihundert Pferden besetzt und zum Dienste der Burg waren jährlich zwölftausend Klafter Holz erforderlich.

Burgbastei (Die).

Unmittelbar vor dem hervorspringenden Burgflügel des Rittersaales oder der scherzweise sogenannten Nase erhob die spanische Bastei, auch kurzweg der Spanier genannt, ihre gewaltigen hohen Wälle und vor diesem Festungswerke lag die ihr an Umfang viermal überlegene, aber etwas niedrigere Burgbastei, welche mittelst eines schief gegen die Bellaria in gerader Linie hinlaufenden Walles mit dem vorigen Paradiesgärtchen zusammenhing. Die Mittelspitze der spanischen Bastei wurde vor einem Jahrhunderte durchgebrochen, um einer über dem Stadtgraben gezogenen Brücke Raum zu machen, wodurch die unmittelbare Verbindung der Burg mit der Burgbastei hergestellt wurde.

Im Hintergrunde dieser Burgbastei schlug der durch sein Caffehhaus am Kohlmarkte bekannte Italiener Milano eine beinahe 20 Klafter lange Limonadehütte auf, welche 1808 Peter Corti an sich brachte und die durch ein halbes Jahrhundert sich als der abendliche Versammlungsort der eleganten Welt Wiens geltend zu machen wußte und es vermuthlich noch wäre, wenn nicht die zur Zeit der letzten Invasion (1809) eingetretene Sprengung der Bastionsmauern die gänzliche Demolirung dieser Bastei nach sich gezogen hätte.

Dieses Caffehzelt führte mit seinem Vorderplatze den Spitznamen der Ochsenmühle, weil die spazierenden Herrn und Damen, des beschränkten Raumes der Bastei wegen, immer und ewig die Runde vor und durch dieses Zelt machen mußten, wodurch allerdings eine gewisse Ähnlichkeit mit dem einförmigen Gange einer solchen Mühle hervorging.

Vor der Caffehhütte stand eine runde Orchesterbühne, neben welcher zu beiden Seiten im Schatten einer dreifachen Baumreihe die sitzende schöne Welt ihre Reize den Blicken der vorübergehenden Beschauer darbot. Man konnte mit Sicherheit darauf zählen, jede fremde, auch die höchsten Celebritäten, sei es nun hinsichtlich des Rangs, der Kunst oder der Wissenschaft, Abends auf der Bastei zu sehen.

Das: Abends auf der Bastei! ging von Mund zu Mund und hatte noch das Gute, daß damit durchaus keine Ausgaben verbunden waren. Es gab Personen und ganze Familien, die ohne Ausnahme alle Abende dort zubrachten und, wie Titus, den Tag für verloren hielten, an welchem sie nicht Abends auf der Bastei gewesen waren. Hier fand der beliebte Volksdichter den Stoff zu seinem Bühnenstücke: „Der Geist auf der Bastei,“ und ein Anderer zu dem bekannten Lokalliede: „Auf der Bastei, auf der Bastei! ja da sieht man so mancherlei.“

Man kann sich daher die schmerzliche Sensation denken, welche 1812 die Kunde hervorbrachte, daß die Bastei, nämlich die Burgbastei, deren Mauern die Franzosen im Oktober 1809 gesprengt und in den Stadtgraben gelegt hatten, ganz abgetragen werden sollte, um Raum zur Anlegung eines neuen äußern Burgplatzes zu gewinnen. Man konnte sich lange nicht mit der Idee vertraut machen, daß Wien ohne Bastei, d. i. ohne diese Burgbastei bestehen könne, und man besuchte den der Rasirung geweihten theuren Erdhaufen selbst dann noch, als schon statt der vorigen Harmoniemusik die kakofonischen Schubkarren-Töne der militärischen Arbeiter sich daselbst hören ließen. —

Die Burgbastei wurde nach der ersten türkischen Belagerung Wiens (1529)

nach dem Projekte des Stadtingenieurs Hirschvogl errichtet und ein volles Jahrhundert später mit der spanischen Bastei vermehrt. Diese Doppelbastei war bei der zweiten Belagerung der Türken (1683) von höchstem Belange und der Schauplatz vieler wichtigen und wunderbaren Ereignisse.

Eine unerklärliche Waffenthat ist es, wie der kaiserliche Hauptmann Heistermann auf der Burgbastei mit nicht mehr als fünfzig Mann zu gleicher Zeit die von den belagernden Türken angezündeten Pallisaden löschte und Tausende von wildanstürmenden Janitscharen kräftig zurückschlug.

Am 30. Juli jenes Jahres fiel eine türkische Bombe auf dieser Bastei, wo sie zersprang und dabei ein kaiserliches Geschütz, wobei der Oberstlieutenant Gschwind stand, der unbeschädigt blieb, anzündete, welches seine Bombe in die türkischen Approchen warf, wo sie — (so sagt die gleichzeitige Relation) guten Effekt that. Derselbe Fall wiederholte sich von derselben Bastei am folgenden Tage.

Nicht weniger merkwürdig war der 10. August, an welchem die Türken einer auf der Burgbastei postirten Quartierschlange die Mündung abschossen und das Stück anzündeten. Der hinter der Lavete stehende kaiserliche Büchsenmeister wurde ohne irgend eine Verletzung umgeworfen. Auch von diesem Vorfalle war der Oberstlieutenant Gschwind Augenzeuge. — Als man den 25. August 1683 bei dieser Bastei den türkischen Minen entgegengrub, kamen die kaiserlichen Trabanten auf eine bisher ganz unbekannte Stiege von 66 Staffeln, die aus den schönsten Quadersteinen aufgemauert war.

Bürgermeister (Erster) der Stadt Wien.

Der erste namentlich bekannte und in städtischen Urkunden vorkommende Bürgermeister ist Herr Paltram mit dem Beinamen Pazo im Jahre 1276. Dieser Mann spielte damals in der politischen Welt eine ungemein wichtige Rolle; er war einer der eifrigsten Anhänger Ottokars von Böhmen und wurde deshalb mit seinen fünf Söhnen von Kaiser Rudolph von Habsburg als Landesverräther zum Tode verurtheilt; er wußte sich aber der Vollziehung dieses Spruches durch die Flucht zu entziehen. Dieser Bürgermeister Paltram stiftete mit dem Abte von Heiligenkreuz nächst Baden, in Wien das bestandene St. Claraklostert (s. das.), welches einen Theil des heutigen Bürgerspitals in der Stadt einnahm, und dessen Kirche sich dort erhob, wo heute das Katzmaiersche Caffehhaus ist.

Bürgermiliz.

Am Frühesten findet man die Stadtguardia, welche aus bewaffneten Bürgern bestand, und bestimmt war, die öffentliche Ordnung zu erhalten. Ihre erste Spur findet man in einer Verordnung Leopold's des Glorreichen von 1198: „Endlichen setzen und ordnen Wir, das 24 Burger, so in der Stadt die Fürtrefflichste, Fürnehmste und Taugentlichste seyn und gefunden mögen werden, mit einem Aid bekräfftigen, daß sie eine gute Ordnung wollen anstellen und in Allem, was zur Ehr und Nutzen der Stadt geraichen möge, fleissiges Aufmerken haben und also, wie sie es am besten wissen mögen, den gemainen Nutzen trewlich helffen fördern. Und diese 4 und Zwainzige sollen zur Erhaltung guter Polycey und Ordnung in der Stadt offt und vielmal zusammen kommen."

Wie die Stadt an Bevölkerung zunahm, vermehrte sich auch die Zahl der Stadtguardia. Die später unter dem Statthalter Graf von Jörger entstandene Rumorwache hatte die Obliegenheit der heutigen Polizeiwache, und war ein ämtlich organisirter Körper, während die Stadt-

guardia nur bei besondern Gelegenheiten fungirte.

Schon zu Ottokar's Zeit war die innere Stadt in Viertel eingetheilt, welches sich fort und fort als sehr geeignet zur Handhabung der öffentlichen Ordnung zeigte. Diese Eintheilung der Stadt ging in die Steuerbücher über und ist noch in Kraft beim Steueramt, im Grundbuch und in der polizeilichen Eintheilung.

Jedes Viertel wurde, als die Bevölkerung der Stadt bedeutend gestiegen war, in ein Jung- und in ein Alt-Viertel untergetheilt, und hiernach bildete die bewaffnete Bürgerschaft acht Compagnien. Die Vorstädte sind dem Steueramte und dem Grundbuche der Stadt noch immer nach den Stadtvierteln zugewiesen.

Vollständig organisirt wurde die Bürgermiliz erst bei der ersten türkischen Belagerung 1529. Schon damals wurde sie nach den vier Vierteln der innern Stadt in eben so viel Haufen (Compagnien) eingetheilt und diese nach den Vierteln Stuben-, Kärntner-, Widmer- und Schotten-Compagnie genannt.

Aus den Relationen dieser Belagerung ist zu ersehen, daß die Hauptleute Johann von Greißnek und Johann Hauser zwei Viertheile von der Bürgerschaft befehligten, die beim Schottenthor zu beiden Seiten aufgestellt waren; die übrigen Bürger aber waren unter dem Bürgermeister und Stadtrichter zur Feuerwache bestellt. Als die Gefahr vorüber war, kehrten die Bürger wieder zu ihren Handthirungen zurück.

Im J. 1683 bei der zweiten türkischen Belagerung wurden sie aufs Neue berufen und um vier Compagnien vermehrt, welche die Namen Jungstubner, Jungkärntner, Jungwidmer und Jungschotten erhielten. Die Bürgerschaft hatte damals schon ihre eigene Artillerie, eine Schützen-Compagnie und ein Cavallerie-Corps. Überdies entstanden noch verschiedene Freicorps, z. B. jenes der Studenten in großer Anzahl; die Wirthe stellten 350, die Fleischhauer und Bierbrauer 300, die Bäcker 155, die Schuhmacher 300, die Kaufleute und Niederleger 250 Mann, die alle mit gezogenen Röhren versehen waren.

In beiden Belagerungen leisteten die Bürger wichtige Dienste. Leopold I. gab ihnen daher nach dem Abzuge der Türken sechs Kanonen zum Geschenke, die in dem bürgerlichen Zeughause aufbewahrt, und bei besonderen Gelegenheiten gebraucht wurden.

Auch blieb die Bürgermiliz fortan stabil, nur wurde 1740 das Cavalleriecorps aufgelöst. Das zweite Bürger-Regiment, jenes der Schutzverwandten ohne Bürgerrecht (Decreter) entstand 1745, bei Gelegenheit als Franz I. und Maria Theresia von der Kaiserkrönung zu Frankfurt am Main zurückkamen.

In der Folge wurden in der Organisation der bewaffneten Bürgerschaft Reformen und Verbesserungen vorgenommen. 1760 erhielten die Offiziere des bürgerlichen Regimentes die Auszeichnung, militärische Auszeichnung (Porteepées, Epaulettes &c.) tragen zu dürfen. Übrigens waren noch damals nicht sämmtliche bewaffnete Bürger, sondern nur die Ober- und Unteroffiziere, die Schützen und Artilleristen uniformirt, die Übrigen unterschieden sich blos durch die Federbüsche, die bei jeder Compagnie anders waren. Auch pflegte gewöhnlich nicht die ganze Bürgerschaft auszurücken, sondern es zogen blos das Schützencorps und die Artillerie, so wie die Unteroffiziere der acht Compagnien des ersten Regimentes aus.

Der ehrenvollste Wirkungskreis fiel für die Bürgermiliz in die Jahre der französischen Invasionen 1805 und 1809.

Im ersteren boten sich wieder die befugten oder schutzverwandten nicht

bürgerlichen Gewerbsleute freiwillig zum Dienste an, und es wurde aus ihnen das zweite Regiment der Stadtmiliz gebildet. Auch fällt in dieses Jahr die vollständige Uniformirung des Bürgermilitärs und die Entstehung des Corps der Akademie der bildenden Künste als bleibend, das schon 1740 und 1797 vorübergehend zusammen getreten war. Ebenso wurde das bürgerliche Artilleriecorps, so wie die erste (blaue) und die zweite (grüne) Grenadierdivision, welchen sich bald auch die bei dem zweiten (grauen) Regimente formirte dritte Grenadierdivision anschloß, errichtet.

Höchst ehrenvoll waren die von der Bürgerschaft in den genannten zwei Epochen geleisteten Dienste, sowohl durch Bewachung der von aller Garnison entblößten Residenz, als auch, indem sie die Ordnung aufrecht hielt, während die Hauptstadt von den feindlichen Truppen besetzt war.

Als die Stadt in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1809 beschossen wurde, leisteten sie nicht nur auf den Wällen die wichtigsten Dienste, sondern die Cavallerie durchzog auch die ganze Nacht patroullirend die Stadt, für Ordnung wachend. Ihre in diesen bedrängten Zeiten an den Tag gelegte Thätigkeit erwarb ihnen selbst die Anerkennung des Feindes.

1810 erhielt die Bürgerschaft von dem Kaiser Franz I. sechs neue bronzene Kanonen zum Geschenke, weil die Franzosen die ihr von Leopold I. verehrten im J. 1809 weggeführt hatten.

Auch während des Krieges 1813—1814 versah die Bürgermiliz den Garnisonsdienst. Die eigentliche Bestimmung und die Pflichten des Bürgermilitärs sind, bei Feindesgefahr die Vaterstadt inner den Linien zu vertheidigen, zur Aufrechthaltung der innern Ruhe beizutragen, und zur Verherrlichung öffentlicher Feierlichkeiten zu paradiren. Auch versehen sie bei allen Feierlichkeiten, welche die Stadt insbesondere betreffen, die Wache. In Allem stehen die Bürgercorps unter der Leitung des Magistrates, dessen Bürgermeister jedesmal Oberst ist. Bei Dienstleistungen setzt sich derselbe mit dem General- und Platzkommando in das Einvernehmen. Jeder nach dem bestehenden Reglement zum Bürger-Militärdienste Berufene bleibt hierzu bis zum erreichten 60. Lebensjahre verpflichtet und muß auf Befehl des Kaisers zum Garnisondienste unter die Waffen treten, welche der Mannschaft der Grenadier-Divisionen, dann des 1. und 2. Regiments aus dem städtischen Zeughause verabfolgt werden; die Uniformirung aber findet auf eigene Kosten Statt. Die übrigen Dienstesauslagen werden aus ihrer Kasse bestritten, zu welcher jedes Mitglied das vorgeschriebene jährliche Contingent zu entrichten hat. Das Tragen der Uniform ist nur im Dienste gestattet.

Der gegenwärtige Stand der Bürgermiliz ist folgender:

1. Grenadier-Bataillon in drei Divisionen; die erste ist blau uniformirt mit hochrothem, die zweite dunkelgrün mit hochrothem, die dritte mohrengrau mit himmelblauem Aufschlag.

2. Erstes Regiment, blau mit rothem Aufschlag, acht Compagnien. Diesem Regimente war bis im Anfange dieses Jahrhunderts das ungarische Corps zugetheilet, welches seine Nationalkleidung von rother, die Pelze aber von hellerer Farbe trug, und nur mit dem Säbel, ohne Obergewehr aufzog; die Bordirung der Uniform und der Hüte war Silber.

3. Artillerie-Bombardiers-corps, dunkelblau, mit rothem Aufschlag, sechs Compagnien. Dieses Corps hatte vorher auch Feuergewehre, seit 1791 aber, der Erbhuldigung Leopolds II., wurden diese abgeschafft.

4. Das Scharfschützencorps, welches auch den Titel: k. k. priv. ritterlich-bürgerliches Scharfschüt-

zencorps führt, dunkelgrün mit hellrothem Aufschlag, dreieckig gestülpte Hüte mit Gold und grünen Rosetten, eine goldene Schleife mit einem Jägerhorn, dann schwarzen Federbusch mit einer gelben Schwungfeder, in sechs Compagnien.

5. Corps der bildenden Künste, grün mit kirschrothem Aufschlag, in vier Compagnien.

6. Zweites Regiment, mohrengrau mit blauem Aufschlag, in acht Compagnien.

7. Cavalleriecorps, blau mit rothem Aufschlag und Helmen, in zwei Escadronen.

Der Stab des sämmtlichen Bürgermilitärs besteht aus einem Oberst, Oberstlieutenant, drei Majors, Quartiermeister mit Hauptmannsrang, Stabsadjutant mit Hauptmannsrang, Caplan und Stabsarzt.

Bürgerspitals-Gebäude (in der Stadt).

In das ausgestorbene Clarisserinnenkloster versetzte nach dem Abzug der Türken Ferdinand I. am 1. März 1530 das Armen- und Krankenspital der Bürger, welches bis dahin vor dem Kärntnerthore an der Wien, dort, wo noch vor einigen Jahrzehenden eine steinerne Säule sich erhob, stand, weil dieses Spital beim Anrücken der Feinde abgebrannt und ganz zerstört worden war, und dessen Schutt und Trümmer sie sich bei ihren Belagerungs-Operationen trefflich zu Nutzen gemacht hatten.

Über diese Schenkung des Clarisserinnenklosters an das Bürgerspital erließ der gedachte Fürst am 20. Dezember 1539 eine förmliche Urkunde, welche dieses Besitzthum des Bürgerspitals-Fondes gegen jede Anfechtung sicherte.

Durch Ankauf und Zubau mehrerer Nebenhäuser entstand aus diesem Kloster nach und nach das heutige Bürgerspitals-Gebäude, worin die alten und armen Bürger und Bürgerinnen Wiens, so wie die bedürftigen Bürgerssöhne und Bürgerstöchter bis 1784 untergebracht wurden, in welchem Jahre Joseph II. alle Pfründner in das Spital bei St. Marx übersetzte und den Befehl erließ, das riesige Pfründnerhaus in der Stadt in ein Zinshaus zum Besten des Bürgerspitals-Fondes umzuschaffen.

Das Bürgerspital ist das größte Zinshaus Wiens; es hat drei und zum Theil vier Stockwerke, 10 Höfe, 16 Stiegen und mehr als 200 Wohnungen. Da bei der 2. türkischen Belagerung die Grube zum Begraben der Todten auf der Freiung zu klein war, so wurde eine zweite im großen Hofe des Bürgerspitals eröffnet. Dieses bezeugte ein 1690 in dem dortigen alten Kloster-Kreuzgange der Clarisserinnen gesetzter Stein mit der Inschrift:

Als man sechzehen hundert Jahr
Drey und achzig geschrieben,
Und die unzehlig Türcken-Schaar
Wurd von Wien abgetrieben,
Gar viel von denen Leuthen seyndt,
In Crüfften da Begraben,
Welche wider so starken Feindt
Die Stadt verfechtet haben.
Wie sie als Christen Helden hier
Zeitlichen Todts gestorben,
Hat im Himmel ihr Seel dafür,
Die ewig Cron erworben.
Damit sie gleichwohl in der Welt,
Auch immerwehrend leben,
Ist dieser Stein hieher gestellt
Ihr Andenken zu geben. 1690.

In diesem Spitale wurden gegen 3000 arme Bürgersleute gut verpflegt. Die Anstalt hatte nebst der Apotheke für die Kranken auch ein großes Bräuhaus für die Gesunden und eine „curiöse Ochsenmühle,“ die von vier Ochsen getrieben wurde, deren zu diesem Ende 30 vorhanden waren.

Der Zinsertrag beläuft sich gegen 90000 Gulden C. M.

Man kann dieses Gebäude Wien im Kleinen nennen und man sagt, daß im Anfange dieses Jahrhunderts darin ein Mann starb, der das Territorium des Hauses durch 25 Jahre nicht verlassen hatte und gleichwohl an keinem Tag vor dem späten Abend nach Hause kam. Dieser sonderbare Mann war so versessen auf die Lokalität seines Domicils, daß er auch seinen ganzen Umgang mit Menschen auf Personen beschränkte, die mit ihm unter einem Dache wohnten, daß er nur dort wohnende Gewerbsleute in Arbeit nahm, daß ihm der erst kürzlich verstummte Nachtwächterruf dieses Hauses die angenehmste Serenade war, und daß er nur bedauerte, im Umkreise des Bürgerspitals-Gemäuers nicht auch die letzte, ewige Wohnung finden zu können.

Sechs Eingänge führen wie sechs Stadtthore von allen Himmelsgegenden in dieses kolossale Haus. Von der Kärntnerstraße ein Fahrthor, vom Spitalsplatz beim Hofoperntheater deren zwei, von dem Lobkowitz'schen Pallast gegenüber ebenfalls eines und in der Klostergasse eine einfache Thür und ein für Wagen gesperrtes Fahrthor.

Diese Seite des Bürgerspital-Gebäudes stand vormals und zwar noch im J. 1547 nach Hirsvogl's Stadtplan mit der Kärntnerstraße durch eine seitdem gesperrte Gasse in unmittelbarer Verbindung. Diese einstige Gasse ist noch von der Kärntnerstraße erkennbar, da sie neben dem fürstlich Schwarzenbergischen Pallaste der St. Johannescapelle gegenüber nur durch ein Thor vermauert ist und heute ihrer ganzen Länge nach den hinteren Hof des gedachten fürstlichen Hauses bildet.

Sowohl das alte, bei der ersten türkischen Belagerung zerstörte Bürgerspital vor dem Kärntnerthore diesseits, als ein noch älteres jenseits der Wien, welches in der Gegend der Paniglgasse lag, waren ursprünglich dem heiligen Geiste gewidmet und wurden nach ihm auch genannt, weil er vorzugsweise für den Patron der Armen und Bedrängten galt.

Diese alte fromme Erinnerung lebt noch in den Firmen der Bürgerspitalsapotheke und des dortigen Gasthauses zum heiligen Geist fort. So erfreulich diese Reminiscenz immer sein mag, so will uns deren Anwendung bei dem letzten Objekte nicht zusagen; wir bescheiden uns dabei durch die Bemerkung, es handle sich hier um ein uraltes Herkommen, wo man mehr den Eingebungen des Gemüthes als den Einsichten des Verstandes Folge leistete.

Die Lage des Bürgerspitals dürfte eine der günstigsten der Stadt sein. In der Nähe der Hofburg und der zwei Stadtschauspielhäuser, umringt von sehr belebten Straßen und Plätzen, bildet dieses in sich abgeschlossene Gebäude gleichsam eine Oase im Gewirre und Getöse des großstädtischen Treibens; eine Ruhe und Stille, die nur in den Theaterstunden gegen die Seite der Augustinerbastei unterbrochen wird.

Diese wohlthuende, an die ehemalige Klausur der Clarisserinnen mahnende Abgeschiedenheit mitten im wilden Leben der Residenz, trägt nicht wenig bei, das Leben in diesem Stadttheile angenehm zu machen.

So ruhig war aber vormals die nächste Nachbarschaft dieses Gebäudes nicht. Denn zur Zeit, als der Spitalplatz noch der Schweinmarkt hieß, war er es in doppelter Beziehung; es wurden nämlich hier die Schweine in der That feil geboten und da man es zu jener Zeit mit der Reinlichkeit der öffentlichen Plätze nicht genau nahm, so setzten sich die Spuren und Merkmale dieses unsaubern Verkehrs von einem Markttage zum andern fort, wodurch die ganze Umgebung mehr einer Pfütze als einem öffentlichen Platze glich.

Dieser Markt hatte aber nebst dieser unreinen auch eine traurige Bestimmung, da er ein Richtplatz für zum Tode verurtheilte Verbrecher war, woran es nach der

alten blutigen Halsgerichtsordnung nicht gebrach.

Bürger-Versorgungs-Anstalt zu St. Marx.

Das Jahr, in welchem dieses unter dem Namen Bürgerspital von jeher bekannte Institut errichtet wurde, ist unbekannt; aus einer vorhandenen Urkunde vom Jahre 1318 ist jedoch zu ersehen, daß es damals schon bestand. Gerard, ein Geistlicher und Arzt, Pfarrer zu Felling an der Priesting, Kaplan Leopold's des Glorreichen, stiftete in Wien ein Hospital zum heiligen Geist, weil dieser vorzugsweise als Vater der Armen galt.

Die Gegend zwischen der heutigen Carlskirche und der Panigl- (früher Plänkler-) Gasse war der Ort dieser, in der ersten türkischen Belagerung (1529) der Erde gleichgemachten Zufluchtsstätte der Armuth und des Trostes. Später erhob sich auch diesseits der Wien, außer dem Kärntnerthore, in der Gegend der vor zwei Jahrzehenden verschwundenen steinernen Säule, ein anderes, durch die Wohlthätigkeit mehrerer Wiener Bürger um 1256 gegründetes Hospital, auch zum heiligen Geist, das damals ebenfalls zerstört, aber 1530 in die Stadt, nächst dem Kärntnerthore, in das Frauenkloster übersetzt wurde, und welches der Ursprung des heutigen Bürgerspitals-Gebäudes in der Stadt ist.

Nach einigen Jahren gab Clemens IV. den Wohlthätern dieser Stiftung Ablaß; sie zählte achtzig Jahre später schon über 600 Arme und übertraf alle anderen Deutschlands.

Der Stiftungsbrief und die ersten Begabungsurkunden gingen wahrscheinlich 1462 zu Grund, als Friedrich III. mit seinem Kriegsvolke in der Gegend von St. Marx Halt machen und durch vier Tage unter Zelten verweilen mußte, bis ihm die Wiener die Stadtthore öffneten, oder als König Mathias von Ungarn von dieser Gegend aus zur Belagerung der Stadt Wien heranrückte.

Mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erhob sich dieses Spital durch die Sorgfalt des Magistrates und durch milde Stiftungen immer mehr und mehr. Im J. 1586 wurde es durch den Magistratsrath Sebastian Wilfing mit einem Seitengebäude vermehrt, welches Ulrich Hakhl, Abt zu Zwettel, im Jahre 1600 vergrößern ließ.

Durch Wohlthäter wurde auch 1626 der Bau des Thurmes, welcher vor der Kirche steht, deren Dasein schon in das 13. Jahrhundert fällt, begonnen.

Im J. 1780 wurden hier schon 200 Kranke verpflegt und die Einkünfte beliefen sich auf 25,000 Gulden.

Im J. 1800 fanden 300 alte Bürger und Bürgerinnen, für welche allein es bestimmt ist, darin ihre Versorgung.

Zeitereignisse und verschiedene andere Umstände hatten aber in diesem Jahre diese sonst so reich dotirte Anstalt so heruntergebracht, daß ihre Existenz in Frage stand. Kaiser Franz I. erließ unterm 9. September 1800 daher eine Aufforderung an die Bürger Wiens, ihre alten und verarmten Mitbürger und Mitbürgerinnen kräftig zu unterstützen, weil durch einen Zusammenfluß widriger Ereignisse das Versorgungshaus zu St. Marx seiner Auflösung nahe sei.

Der Kaiser löste die bis dahin bestandene Verwaltung unter einem Hofkommissäre auf und schuf dafür die noch bestehende Bürgerspitals-Kommission. Diese väterliche Sorgfalt bewahrt eine über dem marmornen Haupteingange des Spitals angebrachte Aufschrift der Nachwelt auf, sie lautet:

„Franz II. hat im Jahre 1800 den Bürgern Wiens die Obsorge über ihre bedrängten Brüder mit anvertraut.“

Dermalen werden aus dem Bürgerspitals-Fonde über 700 Bürger und Bürgerinnen außer dem Versorgungshause und 400 in seinen Mauern verpflegt. An sonstigen Denkwürdigkeiten bietet uns das St. Marxer-Spital folgende dar:

Zur Zeit der ersten türkischen Belagerung, am 23. September 1529 sprengte eine wilde Horde Ungläubiger bis zum Spitale, und da sie dort keine Beute fanden, auch nur 10 Mann kaiserlicher Reiter, die zu kühn den Feind verfolgten, durch Übermacht gefangen nehmen konnten, so schnitten sie in kanibalischer Wuth 14 Kranken, die ihres höchst leidenden Zustandes wegen nicht mit den übrigen Insassen des Spitals in die Stadt in Sicherheit gebracht werden konnten, die Köpfe ab und steckten sechs davon auf Stangen, welche die gefangenen kaiserlichen Reiter dem Sultan als Siegeszeichen ins Lager tragen mußten.

Den 16. September 1659 kam ein merkwürdiger Vergleich zu Stande, durch welchen ein mehr als hundertjähriger Prozeß zwischen dem Stifte Klosterneuburg und dem Wiener-Bürgerspitale und Stadtrath, in Betreff des Eigenthums einiger Auen im Werd (Leopoldstadt) beendigt wurde. Die Stadt hatte nämlich im Werd die sogenannte Rohrschütt, den Langgrund, den Grabstein (auch von diesem Prozesse Streitgut genannt), und die Ringelsee-Au sich angeeignet, und sowohl den Fischfang als die niedere Jagd und den Holzschlag durch mehrere Jahre darin ausgeübt, worüber von Seite des Stiftes Klage geführt wurde und ein hundertjähriger Rechtsstreit entstand. Endlich wurde das Eigenthumsrecht dem Stifte zuerkannt und für die demselben entgangene Nutzung sollte das Bürgerspital eine höchst bedeutende Entschädigung entrichten. Am oben genannten Tage wurde jedoch der Vergleich geschlossen, laut welchem das Stift in der Rücksicht „der hohen Noth und Dürftigkeit des Armenhauses und Bürgerspitals, dann der vom Lande darin unterhalten werdenden Armen und der Kranken, welche erhalten werden müssen," aus Mitleid auf sein strenges Recht verzichtete und zum Besten der Armen sich mit einer Entschädigungssumme von 12,300 Gulden zu begnügen erklärte.

Den 16. Juli 1712 wurde Johann Gnadenberger, Hauptmann des kaiserl. Infanterie-Regimentes Markgraf von Baireuth, im 41. Jahre seines Alters zwischen St. Marx und Simmering von einem unbekannten Mörder erstochen. Der von seiner Gattin ihm gesetzte Grabstein befindet sich an der Kirche des Bürgerspitals zu St. Marx, und hat folgende Verse:

„Was du nach meinem Tod, o Mann,
Zum Gedächtniß mir hättest gethan,
Verricht' ich dir mit Schmerzen.
Wenn dieser Tausch zu wünschen wär,
Daß lebtest du, und ich nicht mehr —
Vergönnt ich dir's vom Herzen.

Weil aber Gott nach seinem Rath
Das Urtheil so gefället hat,
Und dich von mir genommen,
So lass' er uns an einen Ort,
Die Leiber hier, die Seelen dort,
Fröhlich zusammenkommen."

Der Zweck dieser großartigen Anstalt ist noch heute: verarmte und kränkliche Bürger und Bürgerinnen, Bürgerssöhne und Töchter, die zur Arbeit unfähig sind und keine Unterstützung haben, lebenslänglich zu verpflegen.

Die Pfründner sind in dem einstockigen Gebäude in 45 Zimmern untergebracht, welche eigene Namen zu Ehren eines Heiligen oder eines Wohlthäters der Anstalt haben. Überdieß befinden sich im Hause ein großes Arbeitszimmer für die Pfründner, die Kanzlei, Wohnungen für das Kanzleipersonal, den Beneficiaten, eine eigene Hausapotheke, eine Badeanstalt, wo täglich 60 Bäder bereitet werden können, eine eigene Kirche, ein großer mit schattigen

Bäumen bepflanzter Hof, in welchem sich die verpachtete Bräuerei befindet, und ein Garten zur Erholung der Pfründner. Die lichten und hohen Zimmer sind eingetheilt zur Aufnahme für Gesunde, Halbkranke, gänzlich Kranke und Deficienten (Blinde und Lahme). Die Betten stehen in angemessener Entfernung, zwischen denselben ein Kästchen und ein Sessel.

Das Vermögen der Anstalt besteht an Realitäten (Zins=, Bräu= und Wirthshäusern, Wäldern, Grundstücken, Gefällen, Jurisdictionen) in 2,300,000 fl., — an öffentlichen Staatspapieren bei 680,000 fl., zusammen 2,980,000 fl., und sie bezieht sowohl hiervon als durch Legate, Beiträge u. s. w. einen Brutto=Gesammtbetrag jährlich von ungefähr 400,000 fl. Die Vermögens=Gebahrung ist unter der Leitung der Bürgerspitals=Wirthschafts=Commission. Die unmittelbare Aufsicht und Leitung des Bürgerspitals ist dem Verwalter übertragen. Zur Seelsorge ist ein Beneficiat und zur Heilung der Erkrankten ein Doktor der Medicin und ein Wundarzt angestellt.

Die außer dem Hause betheilten Bürgerspitalspfründner, deren Stand sich auf beiläufig 900 Köpfe beläuft, erhalten täglich 5 Kreuzer C. M. Nebst diesen werden bei dem großen Andrange verarmter Bürger und deren Gattinnen auch mehrere auf Rechnung des Bürgerspitalfondes in den hiesigen, jetzt magistratischen Versorgungshäusern untergebracht und verpflegt.

Die Tagesordnung ist: Um 6 Uhr Morgens stehen die Pfründner auf, richten ihre Betten zurecht und nachdem sie sich angekleidet haben, wird das Gebet verrichtet, wornach das Frühstück folgt. Um 8 Uhr Morgens ist die allgem. Ordination, nach welcher sich der Arzt in die Kranken= und Defizientenzimmer begibt.

In der Hauscapelle wird täglich Vormittags die Messe gelesen und Nachmittags der Segen ertheilt. An Sonn= und Feiertagen wird eine Predigt gehalten.

Das jährliche Restaurations= und Dankfest, welches aus Anlaß der Resolution des höchstseligen Kaisers Franz I. vom Jahre 1800, welche dieser Versorgungsanstalt ihren Fortbestand gesichert hatte, alljährlich gefeiert wird, findet jährlich am Sonntage nach Anna statt.

Burggraf (Der verwünschte) zu Elbogen.

Auf dem alterthümlichen Rathhause der Stadt Elbogen in Böhmen zeigt man den Besuchern einen kleinen Rest von der unter dem abenteuerlichen Namen des verwünschten Burggrafen bekannten Meteormasse, deren ganzes Gewicht 191 Pfund betrug, und von welcher der größere Theil von etwa 150 Pfund sich in dem k. k. Mineralien=Cabinete in Wien und ein kleinerer Theil in dem Museum zu Prag befindet.

Die Volkssage erzählt über die Entstehung dieses ungemein merkwürdigen Meteors Folgendes: Einer von den königlichen Burggrafen, welche zu Elbogen ihren Sitz hatten, verwaltete sein Amt mit ungemeiner Härte und wurde daher allgemein gehaßt und gefürchtet. Als er eines Tages, — es war gerade ein Sonntag, — den frohnpflichtigen Einwohnern, des Festtages ungeachtet, mit der Schloßglocke das gewöhnliche Zeichen zum Frohndienste gab, wurde er dieser Gottlosigkeit zur Strafe vom Blitze so getroffen, daß er und die Glocke in jene Masse zusammen schmolz. Nach dem Glauben des Volkes ist diese Masse bald leicht und bald schwer, je nachdem sie von einem Unschuldigen oder von einem Sündhaften angefaßt wird.

Auch legte man diesem verwünschten Burggrafen die fernere, nicht weniger abenteuerliche Eigenschaft bei, daß er, wohin immer gelegt, stets wieder an seiner frühe=

ren Stelle und zwar in einem Gewölbe des Schlosses, zum Vorscheine kam.

Burghuber.

Dieser Vater aller Kasperle und Jackerle starb zu Wien 1795 im 52. Jahre. Er war seiner Zeit und besonders in jüngern Jahren der erste Lustigmacher, und der Gegenstand des schallendsten Gelächters nicht nur auf, sondern auch außer der Bühne, wozu schon seine komische, dicke und kurze Figur die nächste Veranlassung gab. Er galt für einen wahren Schatz der herumwandelnden Prinzipale der Extemporir-Theater, denn Einer suchte dem Andern ihn wegzukapern, um bei jeder augenblicklichen Geldnoth einen Helfer, was er immer war, sich zu erwerben.

So geschah es, daß der Tausendkünstler oft drei- bis viermal in einem Jahre sein Engagement wechselte, nebenbei war er ein unmäßiger Trinker, besonders von Bier, und trotz seiner, für die damalige Zeit beträchtlichen Gage, fast immer ohne Geld. Der Vater der Jackerle wird er deswegen genannt, weil er diesen Charakter, wenn man ihn so nennen darf, wirklich schuf. Denn nachdem nach und nach einige Kasperle neben ihm aufwuchsen, die sich meistentheils nach ihm gebildet hatten und ihn oft in ihrem Wesen zu übertreffen schienen, bildete er sich diesen neuen Charakter unter dem Namen: Jackerl, in welchem er mehr Albernheit und österreichische Bauerneinfalt legte, als eigentlich in dem des Kasperl liegt. Dieser nämlich ist ein Gemisch von Hanswurst, Scapin, Crispin und Arlequin; B—s Jackerl aber glich mehr der Plumpheit des Pierrot und Brighella.

Burkersdorf (Purkersdorf)

ist ein ansehnliches Dorf mit einem alten landesfürstlichen Schlosse und gehört mit der gleichnamigen Herrschaft dem k. k. Waldamte. Es liegt an der Einmündung des Gablitzbaches in die Wien, ist die erste Poststation an der Linzer Hauptstraße und deßhalb ungemein lebhaft.

Die Pfarrkirche ist als ein besonderer Wallfahrtsort bekannt, und das vom [illegible]herrn von Führenberg erbaute Posthaus wird zu den schönsten des Landes gezählt. Sehenswerth ist auch der Sommerpallast und der große schöne Garten des Landgrafen von Fürstenberg.

In der Charwoche des Jahres 1408 fiel hier eine Begebenheit vor, die angeführt zu werden verdient. Bei den Unruhen, welche wegen der Vormundschaft des jungen Herzogs Albert V. in Österreich herrschten, wurde zu ihrer Beilegung am Palmsonntag ein Landtag zu St. Pölten gehalten, wozu die Stände und Städte Abgeordnete schickten. Als die Wiener Deputirten zurückkehrten, wurden sie bei Burkersdorf von einer starken Gegenparthei angegriffen. Conrad Vorlauf, Bürgermeister von Wien, ein diensterfahrener und in den Waffen geübter Mann, Rudolph Angerfelder, Stephan Poll, Johann Rock, Niklas Unterhimmel, Conrad Rampersdorfer und andere wurden gefangen und der Rathsherr Niklas Flußart niedergemacht.

Am 11. Juli ließ sie Herzog Leopold, einer von den Mitbewerbern um die Regentschaft, auf dem Schweinmarkt zu Wien (Spitalplatz) enthaupten. Als der Scharfrichter den alten Rampersdorfer zuerst vornehmen wollte, sagte der Bürgermeister Vorlauf: „Ich bin euer Rathgeber, Führer und Vorläufer für die Rechte unseres rechtmäßigen Herzogs gewesen, wofür wir den Tod nicht verdienet haben; da es aber doch mit uns so weit gekommen ist, so geziemt es sich auch, daß ich mich zuerst aufopfere und Euch, wie mein Name lautet, auch im Tode vorlaufe." —

Diese Begebenheit ist bei St. Stephan neben dem Grabe des Kaisers Friedrich

auf einem rothen Marmorsteine beim Altar des h. Johannes von Kent in Versen eingegraben. Die Geschichte hat auch die Namen der vorzüglichsten jener räuberischen Gesellen aufbehalten; sie heißen: Hans der Laun, Burkhard Truchzeß, Stephan Serbegk, Merten der Jud, Hans und Thomas die Neudecker, Hans Freitl, Schart Mucharat, Wilhelm Feuerschütz und Abel Traunsdorfer. Vorlauf allein leistete ritterlichen Widerstand und führte solche Streiche, daß, hätten sich alle Begleiter wie er gehalten, die Übermacht der Raubritter fruchtlos geblieben wäre.

Im J. 1709 befestigte eine Müllerin an einem Weidenbaume bei Burkersdorf ein Marienbild, welches sie mit einem hölzernen Schirmdache schützte. Dieses Bild wurde Anfangs nur von Vorübergehenden verehrt. Nach der Pest von 1713, in welcher Burkersdorf von 113 Menschen 94 verloren hatte, betete die Tochter der Müllerin, die ihre Erhaltung während der Pestzeit dem frommen Vertrauen zu diesem Bilde zuschrieb, alle Samstage mit ihren Hausleuten einen Rosenkranz vor demselben, an welchem bald die ganze Gemeinde und auch zufällig die anwesenden Fremden Theil nahmen.

Eine bei dem Bilde angebrachte Büchse erhielt in Kurzem bei 200 fl., welche die Vorübergehenden hineingelegt hatten. Von diesem Gelde und dem seinigen ließ Joh. Maier, Obervater des Bürgerspitals zu Wien, eine hölzerne Capelle neben dem Weidenbaume errichten und das Bild hineinhängen, worauf der Zulauf des Volkes sich sehr vergrößerte. Zwar befahl das Consistorium, die ohne seine Einwilligung erbaute Capelle zu schließen, und gab das Bild dem landesfürstlichen Förster in Burkersdorf zur Verwahrung; aber die Gemeinde, an deren Spitze der Dorfmüller Joh. Denkh trat, erhielt im J. 1721 die Erlaubniß, das Marienbild wieder zur öffentlichen Verehrung in der Capelle aufzustellen, die nun in eine steinerne verwandelt, geweiht, und mit der Erlaubniß, Messe darin zu lesen, versehen wurde, und zu deren fortdauernder Erhaltung derselbe Müller ein Capital von 400 fl. widmete.

Die Zahl der Wallfahrer nahm nun in dem Maße zu, daß sie die Capelle bald nicht mehr fassen konnte. Das Bild wurde daher im J. 1729 in die Pfarrkirche zu Burkersdorf übertragen, und hier auf dem Hochaltare zur Verehrung ausgestellt. Auch hieher erhielt sich der Andrang der Gläubigen, wie es fromme Stiftungen beurkunden.

Burleske (Die)

auf dem Theater in Wien ist eng mit der ersten Geschichte des hiesigen Schauspielwesens verbunden und besonders des Kampfes wegen merkwürdig, welche sie mit dem geregelten Drama durch lange Jahre geführt hat.

Das Jahr 1708 muß als dasjenige bezeichnet werden, in welchem das deutsche Schauspiel in Wien bleibend eingeführt wurde. Früher spielten hier bloß reisende Gesellschaften von Comödianten, wie sie damals genannt wurden, und Marionettenspieler, die beide nur zur Zeit der gewöhnlichen Jahrmärkte zum Vorschein kamen und ihre Vorstellungen in einfachen Hütten oder geräumigen Häuserhöfen zum Besten gaben.

Damals bestand aber bereits ein eigenes italienisches Theater im Ballhause am Franziskanerplatze, welches mehrere Gesellschaften nach einander besaßen. Der gute Erfolg dieser Südländer unter der Leitung der Herrn Calderoni, Sebastien, Scio und Ristori war die Veranlassung, daß auch eine Truppe deutscher Schauspieler es endlich wagte, in dem alten Ballhause, welches sich damals in der Teinfaltstraße befand, deutsche Comödien zur Vorstellung zu bringen.

Um diese Zeit ließ der Magistrat für die italienische Gesellschaft des Ristori nächst dem Kärntnerthore, dort wo heute das große Opernhaus sich erhebt, auf dem damaligen Steinmetzplatze, einen Saal bauen; da aber Ristori's Truppe bald darauf auseinander ging, so nahmen die deutschen Schauspieler 1712 Besitz von der neuen Schaubühne, welche sie jedoch 1718 mit der italienischen Gesellschaft des Ferdinand Danese theilen mußten, mit welcher sie dann wechselweise Vorstellungen gaben.

Dem Joseph Stranitzky, in den Annalen der Bühnenwelt als der erste berüchtigt, der den Charakter des Hanswurst's in Wien auf die Bühne brachte, kann jedoch das Verdienst nicht versagt werden, daß er auch zu jenen gehört, die das deutsche Schauspiel in Wien überhaupt festsetzten. Nach dem Absterben seiner Mitgesellschafter blieb er bis 1728 der alleinige Chef der deutschen Gesellschaft.

Nach seinem im genannten Jahre erfolgten Tode übernahmen Borossini und Sellier die Direktion dieses Theaters mit einem zwanzigjährigen Privilegium. Diese brachten nach und nach kleine Singspiele und italienische Opern zur Aufführung, welche aber nicht mehr im Schauspielhause nächst dem Kärntnerthore, sondern abwechselnd mit der deutschen Comödie in dem Ballhause am Franziskanerplatze gegeben wurden.

Im Jahre 1737 wurden die deutschen Schauspieler nach Mannersdorf berufen, um vor dem Hof zu spielen, und sie fanden dort so vielen Beifall, daß sie von da an durch einige Jahre in der k. k. Hofburg, in dem sogenannten spanischen Saale, ihre Vorstellungen geben durften.

Im J. 1741 fällt die Erbauung des heutigen Burgtheaters. Es wurde an der Stelle des vorigen Hof-Ballhauses errichtet, welches auf den heutigen Ballhausplatz, hinter der Schauflergasse, verlegt wurde, wo es sich noch befindet. Auf diesem neuen Burg- oder Hoftheater spielte die deutsche Gesellschaft wechselweise mit jener des Kärntnerthores unter Sellier's Direktion.

Nach Ablauf des besagten zwanzigjährigen Privilegiums erhielt Freiherr von Lopresti nebst der italienischen auch die deutsche Schaubühne. Da er 1752 beide Theater aufgab, so verlieh Maria Theresia dem Magistrate die Aufsicht über die Schaubühnen, gestattete demselben, einige Commissärs dazu zu wählen, und übertrug dem Grafen Franz von Esterhazy und dem Grafen Jakob von Durazzo, zwei Cavalieren des Hofes, die Oberaufsicht.

Die Stadt trug hierauf die Theaterverwaltung dem Herrn Leopold von Ghelen auf. Zugleich wurde von der großmüthigen Fürstin eine bedeutende Summe angewiesen, um die Schauspiele mit der gehörigen Pracht ausstatten zu können, und sie befahl der Stadt den Schaden, den sie etwa durch diese Unternehmung erleiden würde, zu ersetzen.

Im Juni 1754 wurde dem Grafen Durazzo allein die Besorgung des Schauspielwesens übergeben. Da der Graf aber 1764 als kaiserlicher Bothschafter nach Venedig gesandt wurde, so erhielt Graf Joh. Wenzel von Spork das General-Direktorium der Bühne, und unter ihm nahm die Verbesserung des Geschmackes und die Veredlung der Schaubühne ihren Anfang.

Unter allen vorigen Direktionen war die deutsche Schaubühne aus keinem andern Gesichtspunkte betrachtet worden, als das Zwerchfell der Zuschauer zu erschüttern. Über die Art, wie dieses zu geschehen habe, war man ganz gleichgiltig. Darum herrschten die Farce und das Extemporiren mit Allgewalt auf den Bretern, und die wenigen besseren Stücke, die dann und wann auf den Vorschlag einiger feiner fühlenden Mit-

glieder des Theaters zur Vorstellung kamen, waren um so weniger vermögend, die Hanswurstiaden zu verdrängen, als man sie auf die schlechtesten Tage setzte, und an Sonn- und Feiertagen durchaus nicht geben wollte.

Um diese Zeit erhob sich auch die laute Stimme der Critik zu Gunsten des regelmäßigen Schauspiels. Die ersten Schriftsteller der Hauptstadt, Wechtler, Quandt, Engelschall, Riegger, Petrasch, Klemm, Herrl u. A. machten theils in eigenen Broschüren, theils in Wochenblättern zweckmäßige Vorschläge zu einer, den guten Sitten und dem guten Geschmacke angemessenen Schaubühne. Diese Bemühungen waren jedoch noch nicht im Stande, die Vorstände der Bühne von dem Wahne abzubringen, die Abschaffung der Posse und die Verfeinerung des guten Geschmacks sei nichts als ein frommer Wunsch, und eine Chimäre der Gelehrten.

In diesem Zusammenstoße des Schlendrians mit der theatralischen Gesittung übergab der Hof 1766 das deutsche Schauspiel dem Herrn Hilverding von Wewen. Dieser verdienstvolle Mann, der nur eine Bühne zu leiten hatte, schickte nach dem Wunsche patriotischer Theaterfreunde, den Theatersecretär Klemm nach Leipzig, um die deutschen Dichter aufzufordern, deutsche Originalwerke gegen anständige Bezahlung zu liefern. Auf diese Art wollte er die Burleske nach und nach ganz beseitigen und dem geregelten Schauspiele die Herrschaft der Bühne verschaffen.

Eine mächtige Unterstützung fand Hilverding an dem berühmten Herrn v. Sonnenfels, der in dem Wochenblatte: „Der Mann ohne Vorurtheil," seine Stimme mit Kraft vernehmen ließ. Er zeigte den großen Einfluß, den die Bühne auf die Sitten ausübe, griff zuerst die Hexen- und Zauberstücke an und bewies mit vieler Beredtsamkeit die Sätze, „daß eine gesittete Schaubühne keine Grille; — daß eine solche Schaubühne einer strengen Censur unterworfen sein müsse; daß die Censur nicht bloß auf die Fabel, sondern auch auf den Dialog des Stückes erstreckt werden soll und daß folglich die extemporirten Stücke nicht geduldet werden können."

Sehr zur Unzeit übernahm unter diesen Verhältnissen den 16. Mai 1767 ein Ausländer, der Oberstlieutenant von Affligio, die Leitung des Theaters, der durch großsprecherische Verheißungen die Inhaber desselben, die Herren von Häring, Schwarzleutner, Kurländer und Hilverding zu verdrängen wußte.

Ohne Kenntniß der deutschen Sprache und keineswegs gesonnen, etwas zur Verbesserung des Nationalgeschmacks zu thun, überließ er sich, wie ein Blinder, fremder Führung. Indessen hatte es Affligio nicht mehr mit dem vorigen Publikum zu thun, dessen einziger Abgott der Hanswurst war. Die Burleske war bereits bis zur Hälfte von der Bühne verbannt und die guten Stücke, deren man wochentlich schon zwei gab, wurden nicht selten stärker als jene besucht. Auch die Schauspieler selbst waren schon von einem besseren Geiste beseelt, und sie waren beinahe alle bereit, der Bequemlichkeit des Extemporirens gegen die Ehre, gute Schauspieler genannt zu werden, auf immer Valet zu sagen.

Ein großer Vorschritt zum Besten geschah zur Osterzeit 1769; denn bei der Eröffnung der Schaubühne wurde, nach dem Tode Prehausers, des letzten hiesigen Repräsentanten der Burleske, die ganze Gesellschaft unter sich einig, in keinen andern, als in regelmäßigen Stücken mehr aufzutreten; sie faßten den förmlichen Entschluß, sich nicht mehr zu unrühmlichen Werkzeugen des niedrigsten Pöbelwitzes und schamloser Zoten gebrauchen zu lassen.

Wir können den Gliedern eines so ehrenvollen Bundes die Genugthuung nicht ver-

sagen, hier namentlich aufgeführt zu werden. Die deutsche Bühne bestand damals aus den Herren: Heydrich, Jaquet, Stephani dem älteren und dem jüngeren, Preinfalk, Müller, Gottlieb, Steigentesch, Weiner und Reichard, und aus den Frauen: Huber, Jaquet (Tochter), Gottlieb, Brockmann und Teutscher.

Allein alle diese Bestrebungen wären nicht vermögend gewesen, der guten Sache den Sieg zu verschaffen, wenn nicht der durch ästhetische Bildung ausgezeichnete Freiherr von Bender gleichzeitig die Leitung des deutschen Theaters allein übernommen hätte. Er ermunterte die Schauspieler in ihrem schönen Vorsatze und sprach sich unverhohlen dafür aus, daß die Possenspiele ganz von der Bühne verdrängt werden sollen.

Von nun an hörte das extemporirte Theater ganz auf und alle Bemühungen, es wieder einzuführen, blieben erfolglos.

Der Freiherr von Bender übertrug Herrn Franz Heufeld die Aufsicht der Bühne, der ganz in die Idee des Freiherrn einging. Es wurden keine Kosten gespart, um ein glänzendes Kostüm und schöne Theaterverzierungen anzuschaffen; alle Wochen kam ein neues Schauspiel zur Darstellung und um eine neue Abwechslung in den scenischen Productionen zu erhalten, wurde der berühmte Noverre als Balletmeister angestellt.

Dieser heitere Himmel des Schauspiels verdüsterte sich jedoch bald durch die Entfernung des Freiherrn von Bender, der sich auf Reisen begeben mußte, wodurch das deutsche Theater an Hrn. Affligio zurückfiel. Dieser Mann bot mit seinen Associés Alles auf, den mühsam aufgeführten Bau seines Vorgängers zu untergraben, indem sie behaupteten, nur die Farce könne ihnen täglich volle Häuser verschaffen. Die Erfahrung widerlegte jedoch diese Behauptung und sie bewies auch, daß das Gute im Geiste des Publikums schon zu tiefe Wurzel gefaßt hatte, um einen Rückfall besorgen zu können.

Den ersten Versuch, das Extemporiren wieder empor zu bringen, wagte Affligio gegen Ende 1769, als die sogenannte Badnertruppe, welche in der Leopoldstadt zu spielen die Erlaubniß hatte, auf dem k. k. Theater nächst dem Kärntnerthore ihre Possen aufführen wollte, wozu schon Alles festgesetzt war. Die deutsche Schauspielergesellschaft durchblickte die dieser Maßregel zum Grunde liegende geheime Absicht, welche darin bestand, sie zu entlassen und die Bühne wieder wandernden Truppen mit der Harlekinsjacke einzuräumen.

Um diesen Entwurf zu vereiteln, entwarf der Schauspieler Stephani der Ältere eine schriftliche Vorstellung über die Entwürdigung der Bühne, welche die ganze Gesellschaft unterzeichnete und die dem Grafen von Spork und von diesem und dem Herrn von Sonnenfels der Kaiserin Maria Theresia übergeben wurde und zur Folge hatte, „daß allen fremden Schauspielertruppen die Erlaubniß, auf dem kaiserlichen Theater zu spielen und das Extemporiren überhaupt förmlich untersagt wurde.“

Nach wenigen Monaten geschah ein zweiter Versuch zu Gunsten des leidigen Hanswursts und seiner Consorten, und zwar ein Versuch, der dem guten Geschmacke weit gefährlicher hätte werden können. Der vielbekannte Bernardon erschien in Wien, wie ein Deus ex machina. Herr von Affligio versprach sich von diesem Manne, dessen Stücke 30 Vorstellungen nach einander erlebt hatten, was damals eine unerhörte Sache war, goldene Berge und dieser bestärkte ihn in seinen Hoffnungen, wenn man ihn frei schalten und walten lasse, d. h. wenn man dem Hanswurst wieder ein freies Feld einräumen wolle.

Dem guten Bernardon stand jedoch

das Verbot des Extemporirens im Wege; man sann daher auf Mittel, es aufheben zu machen. Affligio übergab eine Vorstellung, welcher er ein Verzeichniß der regelmäßigen Stücke, die er gegeben hatte, mit einer Nachweisung beifügte, daß sie dem Publikum nicht gefielen. Er schloß mit der Bitte, wieder extemporirte Stücke und Maschinen-Komödien, welche er benannte, aufführen zu dürfen.

Das Ansuchen wurde ihnen jedoch den 11. Jänner 1770 abgeschlagen. Der Staatsrath, Freiherr von Gebler, ein Verehrer der Wissenschaften, beförderte durch seinen gründlichen Vortrag wesentlich das Aufblühen der Nationalbühne. Die Kaiserin ließ neuerdings das leidige Extemporiren auf allen hiesigen Theatern untersagen und gab den 15. März desselben Jahres der Theater-Censur eine Verfassung, durch welche jede Unanständigkeit auf ewig von der Bühne verbannt wurde.

Bernardon trat nun zwar auf, der ungeheure Zulauf des ersten Tages war nur eine Folge der Neugierde und keineswegs der Theilnahne an seine Person. Er verschwand nach kurzer Zeit und räumte den Kampfplatz seinen gesitteten Nachfolgern. Mit Bernardon trat auch Herr von Affligio vom Schauplatze ab und übergab die Leitung der geläuterten Bühne dem Grafen von Cohary, der die einmal betretene Bahn rühmlich und ungestört verfolgte.

Burschenschaft.

Das Bestehen von Wiener-Burschenschaften an der Hochschule läßt sich schon 1384 nachweisen. Die Annahme dürfte daher nicht gewagt sein, daß diese Studenten-Corporationen allen übrigen derlei Verbindungen zum Vorbilde dienten.

Die Schule zu Wien wurde von Kaiser Friedrich II. 1237 durch ein eigenes Privilegium gestiftet.

Sie hatte anfänglich ihren Standpunkt bei St. Stephan, wurde um 1257 unter dem böhmischen König und Erzh. von Österreich Przemisl Ottokar II. zu der „newen Burg“ an die Stadtmauern übersiedelt, dann von Albrecht II. 1356 nahe an die Augustinerkirche auf dem Schweinemarkt (dermal Lobkowitzplatz) übersetzt.

Herzog Rudolph IV., welcher mit Recht den Beinamen **Ingeniosus** oder **Fundator** führte, und, weil er vom Papste Urban V. Kraft einer zu Avignon am 19. Juni 1365 ausgestellten Bulle, die Vollmacht erhielt, das **Studium generale** in Wien einzuführen, als der eigentliche Gründer der Universität zu betrachten ist, verlegte sie 1366, in die, angeblich von den Tempelherren, deren Orden vom Papste Clemens V. durch eine Bulle vom 2. März 1312 aufgelöst worden war, verlassenen Häusern, nahe bei dem Stubenthore und dem Dominikaner-Kloster.

Albrecht III. mit dem Zopfe, erweiterte die Schule durch Einführung der theologischen Facultät und dotirte wegen des großen Andranges lernbegieriger Jünglinge hiezu noch mehrere Häuser: „ein ansehnliches Haws der hohen Schuel **aula** genanndt (welches noch auf Augustin Hirsvogels Plan von Wien 1547 angezeigt ist), gegenüber der hohen Schuel Spital, vnd der hohen Schuel Bibliothek,“ worin des ersten deutschen Dichters **Conradi Celtis**, dann **Andreae Peuerbachii** und **Joannis de monte regio** (von Königsberg), ansehnliche und köstliche Bücher aufbewahrt wurden.

Zu diesen Gebäuden hatte nach und nach jede Provinz gewisse Güter gestiftet und Häuser erbauen lassen, in welchen die Ihrigen unterhalten wurden: „Die Österreicher die Lampelburschen, die Wiener die Rosenburschen, die Salzburger, Steyrer vnd Weißenburger die Haydenheimberburschen, die Schwaben, Würtemberger und Vlmer die Lilienbur-

schen, die Vngarn die Burschen Christi vnd Bruckburschen.“

Die Juristen und Mediciner hatten ihre besondern Gebäude, worin zugleich ihre Professoren wohnten, die Unbemittelten aber wurden in eigenen Gebäuden, in den längst verschollenen Häusern zum Goldberg, zum goldenen Löwen, zur Pankheta vom täglichen Almosen verpflegt. Von allen diesen ist jenes, wo die Rosenburschen wohnten, bekannt; nämlich das Haus 666, welches gegenwärtig von der k. k. Postwagen-Direktion verwendet wird.

Bürste (Die schwarze und die weiße).

In der Häuser-Gallerie der innern Stadt erblicken wir auch diese zwei Bürsten; die erste liegt am Kienmarkte (461), wo sie den Durchgangbogen zur St. Ruprechtskirche bildet und die zweite ist das Haus der Eder'schen Erben auf der Brandstatt (630), vormals zum Palmbaum genannt.

Ehemals sollen sich in beiden Häusern Bier- und Weinschenken befunden haben, denen von den durstigen Wiener-Kehlen so fleißig zugesprochen wurde, daß zu der weißen oder schwarzen Bürste gehen so viel sagte, als tüchtig trinken; da jedoch den schweren, lallenden Zungen dieser Satz zu lange war, so kam der einfache Ausdruck bürsten auf, der dasselbe bezeichnete und noch heute bezeichnet.

Büßerinnen-Haus bei St. Hieronymus.

Dieses Kloster stand auf dem Platze des heutigen Franziskanerklosters in der Deutschherren- oder Singerstraße gegen die Weihenburg (Weihburggasse).

Es stifteteten diesen die Zeit seiner Entstehung charakterisirenden Zufluchtsort mehrere fromme und reiche Bürger, aus rathsmäßigen Geschlechtern, insbesondere der in den ersten Würden der Stadt ausgezeichnete Conrad Hölzler.

Am 24. Februar 1384 ertheilte Herzog Albrecht III., mit dem Zopfe oder mit der Locke (cum trica) „diesem Haus und Stift für die armen, freien Frauen, die sich aus den offenen Frauenhäusern, oder sonst aus dem sündigen Unleben zur Buße und zu Gott wenden *), gänzliche und ewige Freiung von aller Steuer und Mauth, Zoll und Lehen. — Der Herzog selbst wollte ihr Schirmvogt sein, an seiner Statt aber der Bürgermeister zu Wien und ein eigener Offizial. Diese sollten ihnen einen frommen Mann, oder wenn man diesen nicht haben möchte, eine fromme Frau zu Verwesern setzen. Es war ihnen auch in der Klausur jede Beschäftigung erlaubt, außer Gastgeben, Weinschank oder Kaufmannschaft. Wer immer eine dieser Frauen zum Weibe haben wollte, der sollte es thun können, an Ehre und Glimpf und seines Ansehens und seiner Rechte in der Zeche oder Zunft unbeschadet, außer die Frau hätte ihn schon in ihrem offenen freien Leben zur Heirath verführt und gewonnen. Wer ihn darob höhnte oder überhaupt diese Frauen schmähte oder betrübte, sollte an Leib und Gut gestraft werden. Fiel eine aus ihnen wieder ins alte Sündenleben zurück, so wurde sie in der Donau ertränkt. Auf unbefugte, wenn auch übrigens fleckenlose Verlassung des Klosters stand kurzes Gefängniß und Abschaffung aus der Stadt.

Eine noch vorhandene Urkunde zeigt, daß der Kaiser selbst mit seinem Fürwort einschreiten mußte, daß einer Bürgerin, Mar-

*) Zahlreich sind die Nachrichten, die uns von diesem Bußhause Albrecht von Bonstetten, Arenbeck, Laz u. a., so wie von den Neueren Czerwenka, Fischer, Fuhrmann u. a. hinterlassen haben. Aeneas Sylvius nennt sie glattweg meretrices conversae.

tha Elblin, ein solcher Fehler verziehen und die Verweisung aufgehoben wurde.

Nach drei Jahren der Stiftung verordnete die Wiener Bürgersfrau, Klara Pauperger, den Bau einer Capelle in der nahen Weihburggasse nächst dem Hause dieser Büßerinnen, worin mit Bewilligung des Domprobsten zu St. Stephan Gottesdienst gehalten wurde.

Vorzüglich sollten in dieser neuen Capelle die Trauungen geschehen, wenn eine büßende Frau einen Mann finden sollte, der sie zur Ehe begehrte. Dieses Kirchlein wurde am 30. November 1387 durch den Bischof Simon von Castora geweiht.

Im folgenden Jahrhunderte verordnete Herzog Albrecht V., daß unter den Büßerinnen bei St. Hieronymus die Heuchelei keine Wurzel fassen solle und daß keine mißlungenen Heirathsentwürfe von dort aus wieder angeknüpft werden dürfen.

Friedrich III. ertheilte dem Kloster noch eine Bestätigung aller Freiheiten. Aeneas Sylvius sagt zu seiner Zeit von diesen Büßerinnen, die er leichte Fräulein nennt, »daß sie Tag und Nacht Hymnen in deutscher Zunge singen, und daß Scham und Frömmigkeit jeden ihrer Tritte bezeichne; man höre daher auch selten eine Lästerung wider sie.«

Das Kloster der Büßerinnen stand in Wien in hoher Achtung und diesem Ansehen verdankte es auch seine Wohlhabenheit, die so weit ging, daß die Wiener Bürger ihnen zur Zeit der zweiten Belagerung Wiens durch König Mathias Corvin, 1482, ihre Kleinodien und werthhaften Habseligkeiten versetzten, um die öffentlichen Bedürfnisse mit dem erhaltenen Gelde bestreiten zu können.

1486 entstand in der Gegend des Klosters ein heftiger Brand und alle Häuser der ganzen Gasse brannten zusammen, doch blieb das Kloster unbeschädigt. Die Frauen genossen auch viele Begünstigung von dem päpstlichen Stuhle und besonders waren es Bonifaz IX. (starb 1404), Martin V. (starb 1431), Nikolaus V. (starb 1455) und Pius II. (starb 1464), die sie ihres besonderen Schutzes würdigten. Mit Bewilligung des Bischofes von Wien, Johann Vitez, errichteten sie 1491 eine Todtenbruderschaft in ihrer Kirche. Alle Donnerstage hielten sie eine öffentliche Prozession.

Des Hauses Ordnung verschwand aber bald darauf, indem den nahen Himmelspförtnerinnen die Aufsicht über die genaue Beobachtung mehrerer Stiftungen bei St. Hieronymus übertragen wurde. Aber in den Unruhen der alten und neuen Regenten nach Max's I. Tode und im Beginne der Reformation löste es sich gänzlich auf. — An Reue und Buße dachte eben Niemand mehr. Die Nonnen entsprangen und selbst die letzte Oberin, Juliana Kleebergerin, kam in Untersuchung wegen des Wandels, den sie im Kloster geduldet und den sie selbst geführet, und wegen Verschleuderung der Stiftsgüter. Als das Kloster schon lange einsam und verlassen stand, war ihr noch die Wohnung in demselben gestattet. Sie starb am 20. Jänner 1553 und fand auch dort ihr Grab.

Das Kloster ging hierauf (1553) ganz ein, fiel dem Magistrate als Stifter anheim, und derselbe widmete es einem Pensionate für Bürgermädchen von 6—7 Jahren, welches den Namen einer Jungfrauen-Zuchtschule erhielt. Diese Anstalt bestand jedoch nur 36 Jahre, denn das Gebäude wurde 1589 den Franziskanern, die bisher auf der Laimgrube waren, verliehen, die es noch besitzen, und mit welchen die Geschichte des heutigen Franziskanerklosters beginnt.

Der im Anfange des 17. Jahrhunderts von ihnen bewerkstelligte neue Aufbau des Klosters und der Kirche hat jede Spur der Gestalt des vorigen Sitzes der Büsserinnen vertilgt.

Buß-Prozession.

Den 23. August 1639 wurden die Leidensstationen nach dem heil. Grabe zu Hernals und dieses selbst feierlich eingeweiht.

Eine große Prozession ging vom Gottes-Leichnams-Altar bei St. Stephan, wo künftig die Wallfahrten nach Hernals den Anfang machen sollten, aus, welcher Ferdinand III., der Erzherzog Leopold Wilhelm und der ganze Hofstaat beiwohnte. Sie verweilten bei jeder Station so lang, bis sie vom Suffragan eingeweiht war.

Das h. Grab in Hernals wurde genau nach dem hölzernen Modell, welches der Franziskaner-Pater Egydius von St. Hieronymus aus der Stadt Jerusalem nach Wien gebracht hatte, erbaut. Papst Urban VIII. begabte die von dem Wiener-Bischofe eingesetzte jährliche Bußprozession dahin auf Ansuchen der verwitweten Kaiserin Eleonora mit einem vollkommenen Ablasse, den Benedikt XIV. auf alle künftige Zeiten bestätigte.

In der Folge gingen jährliche Wallfahrten auch von der Franziskanerkirche, von der Universität und von St. Ulrich aus.

Die genannte Kaiserin Eleonora, Witwe Ferdinands II. hat die Stationen mehr als dreißig Mal, meistens zu Fuß besucht. Gewöhnlich pflegte man diese Prozession am Freitag vor dem Palmfeste zu halten. Im Laufe der Zeit ereigneten sich dabei mehrere Unanständigkeiten und 1674 entstand zwischen den Studenten und den Soldaten der Stadtquardie ein blutiger Tumult, der die Abschaffung der Prozession nach sich zog.

Butenop (Heinrich),

welcher den 22. Februar 1843 in Wien starb, war damals der älteste Schauspiel-Direktor Deutschlands und 91 Jahre alt. Er hatte unter Eckhof seine theatralische Laufbahn begonnen und war schon ein bedeutender Künstler, als Iffland bei demselben Theater, bei welchem sich Butenop befand, als Anfänger spielte.

Später wurde er kön. preuß. Schauspiel-Direktor im preuß. Schlesien und als seine Tochter, Mad. Anschütz, bei dem Hoftheater nächst der Burg mit ihrem Gatten angestellt wurde, übertrug Butenop die Theaterunternehmung in Schlesien seinem Sohne und übersiedelte nach Wien.

Butenop war ein merkwürdiger Mann. Schon gegen die 90 Jahre im Alter vorgerückt, erfreute er sich des besten Gedächtnisses; so oft ein gutes, zur Deklamation geeignetes Gedicht im Drucke erschien, lernte er es schnell auswendig und trug es mit aller Wärme und Begeisterung in geselligen Kreisen vor. Er war ein lebendiges theatralisches Conversations-Lexikon; er wußte über Alles Auskunft zu geben, kannte alle lebenden und verstorbenen Schauspieler in Deutschland und wußte immer das Verläßlichste aus ihrem Leben mitzutheilen.

Das Leichenbegängniß fand am 24. Februar 1843 Nachmittags nach dem Gebrauche der evangelischen Kirche A. C. statt. Er wurde auf dem Währinger-Friedhofe im eigenen Grabe zur Erde bestattet.

Buxbaum (Hanns)

ist einer der bekanntesten Baumeister der Metropolitankirche zu St. Stephan. Er war beim Bau des Thurmes dieser Kirche der Gehülfe und Polier des Baumeisters Peter von Brachawitz, der den Bau bis 1429 leitete. Diesen ersetzte Buxbaum als Kirchenbaumeister und ihm war es vorbehalten, am vierten Tage nach Michaelis 1433 die Spitze des Riesenthurmes zu krönen.

Die Festigkeit dieses wunderherrlichen Baues stimmt mit der noch im Munde des Volkes lebenden Sage überein, daß dabei Wein statt Wassers zum Mörtel genommen worden sei. Der Grund dieser Sage ist, daß im Jahre 1450 unter Friedrich III. am

St. Hypolitustage von Burbaum der Grundstein zum zweiten, unausgebauten Thurm gegen den ehemaligen Zwettelhof gelegt wurde, und weil der Wein in diesem Jahre ungemein sauer war und darum spottweise der Reifbeißer genannt wurde, so befahl der genannte Fürst bei schwerer Ahndung, den ungenießbaren Wein nach St. Stephan in die Bauhütte zu tragen.

Er wollte damit nicht nur das ungesunde Getränk dem Genuße entziehen, sondern auch den Glauben der Zeit, daß Wein dem Mörtel mehr Stärke und Haltbarkeit gäbe als Wasser, Genüge thun. Wie die Sagen überall, wo große Kirchenbauten des Mittelalters unvollendet blieben, ihre geheimnißvollen Deutungen und abenteuerlichen Begründungen bei der Hand hat, so auch bei diesem Thurme, als dessen Erbauer sie statt des wackern Meisters Hanns Burbaum einem viel späteren Baumeister, nemlich Anton Pilgram aus Brünn nennt, zu dessen Lehrjungen sie den Hanns Burbaum zu machen für gut befunden hat.

Dieser unausgebaute Thurm hätte bekanntlich mit dem vollendeten eine gleiche Form erhalten sollen, und wenn man die Herrlichkeit dieses architektonischen Meisterstückes betrachtet, so kann man sich nicht wundern, wenn die Volkssage damit manche Andeutungen verbindet, die ihr ein solcher Anblick unwillkührlich einflößt.

Welch ein Verhältniß der Theile zum Ganzen herrscht nicht in dieser majestätischen Riesensäule! — Welch' eine Harmonie bei allen scheinbaren Dissonanzen, welche wunderbare, fast unbegreifliche Einheit bei all den hunderterlei Verschiedenheiten! — Wie eine Pyramide aus der andern wächst eine Spitzsäule aus der andern; da scheint Alles ein ewiges Werden und Streben; und doch ist Alles ein Gewordenes, Fertiges, Ewiges und das Ganze ein Stamm, ein steinerner Baum, mit hunderttausend Knospen und Trieben, den Menschenhände zur Ehre Gottes pflanzten und den Gott zur Ehre des Menschen himmelan wachsen ließ.

Doch schreiten wir zur Sage, daß der Lehrjunge Hanns Burbaum bei seinem Meister Pilgram um dessen Tochter warb, dieser aber schlug sie ihm, von Habsucht verblendet, ab und sagte dabei mit spöttischem Tone: „Ja, Burbaum, wenn du den zweiten Thurm in der und der Zeit bauen kannst, dann soll sie dein Weib werden."

Burbaum nahm diese höhnenden Worte im Ernst und verschrieb sich von Liebe getrieben dem bösen Feind, um durch dessen Hülfe den zweiten Thurm in der von seinem Meister ausgesprochenen Zeit in voller Herrlichkeit herstellen zu können.

Wie nun der Thurm durch des Höllenfürsten Beistand rasch heranwuchs und Meister Pilgram dieses sah, entbrannte sein Herz in Neid und Haß wider den wundersamen Lehrjungen, so daß er ihm auf dem Kunstgerüste des Baues eine Falle stellte, wodurch Burbaum, als er in seiner Unachtsamkeit auf dieselbe trat, von der schwindelnden Höhe herunterstürzte und sich den Hals brach.

Meister Pilgram starb darauf aus Verzweiflung und seit jener Zeit, wo sich sündhafte menschliche Eitelkeit in das zur Ehre Gottes bestimmte Werk mischte, kann nun der zweite Thurm nicht vollendet werden.

Eine Sage, die von dem tiefen Sittlichkeitsgefühl des Volkes zeigt, und die sich unter den mannigfaltigsten Abänderungen bei den meisten alten Bauwerken, welche unvollendet blieben, wiederholt. Es ist merkwürdig, wie das Volk hierbei unbewußt das Eingreifen der egoistischen Eitelkeit richtet, die sich an jeden großen Zweck heften will und wie es in seiner Sinnigkeit, in seinem richtigen, wenn auch derben Takt das Mißverhältniß ohne Weiters dem Teufel in die Schuhe schiebt.



Cachucha.

Dieser in neuester Zeit so bekannt gewordene spanische Nationaltanz hat in Wien zu viel Aufsehen gemacht, um nicht berührt zu werden. Sogar die Aussprache seines Namens (Katschutka) hat unsern Journalen Stoff zu kleinen Kämpfen gegeben.

Nach der Musik eines bekannten spanischen Volksliedes hat die Tänzerin Fanni Elsler um 1830 zuerst einen Tanz getanzt, der theils aus den eigenthümlichen Tanzschritten des Fandango und des Bolero besteht, theils durch die Bewegung des ganzen Körpers den südlichen Charakter zur Anschauung zu bringen sucht. Die Cachucha erschien zuerst in dem Ballet le Diable boiteux und machte seitdem die Runde durch ganz Europa, aber nur wenigen Tänzerinnen gelingt es, die unnachahmliche Grazie der Elsler zu erreichen.

Die eigentliche Schwierigkeit dieses Tanzes liegt nicht in den Tanzschritten, obgleich auch diese einen eigenthümlichen Charakter haben, sondern in dem Ausdrucke des Gesichts, in den Bewegungen des Oberkörpers und der Arme und der geschickten Anwendung der Castagnetten.

Cajetaner (Die) auf der hohen Brücke.

Die Capelle dieser Ordensmänner wurde vom Cardinal Christian August, Herzog von Sachsen-Zeitz und Bischof von Raab in seinem schönen Hause nächst der hohen Brücke (227) gegründet; er widmete sie der heil. Jungfrau und dem heil. Cajetan und schenkte Haus und Kirche 1703 den Theatinermönchen oder den sogenannten Cajetanern.

Sie bestanden aus adeligen Personen, die weder eigene unbewegliche Güter besitzen, noch Almosen sammeln durften, sondern bloß von dem leben mußten, was ihnen freiwillig gegeben wurde.

Der erste Probst war Joh. Hlogeckh, ein gelehrter Mann und gewesener Consistorialrath in Prag, dem gleichberühmte Männer nachfolgten, wovon Amadäus Hamilton, der eine Missionsreise nach Persien machte, und Gustav Rosa, gewesener Feldmarschall in Rußland, besonders zu erwähnen sind.

Diese Ordensmänner theilten himmelblaue Scapuliere der unbefleckten Empfängniß aus, welches ihnen viel Zulauf verschaffte. Die Josephinische Reformationszeit brachte 1783 auch ihre Aufhebung hervor, wornach das Haus an den Religionsfond und später an Private gelangte; heute gehört es den Graf Triangy'schen Erben und es soll darin noch der Ort, wo sich die Kirche befand, erkennbar sein.

Calbot (Lord).

Lord Calbot aus Schottland war schon in einem Alter von 25 Jahren Ritter des Hosenbandordens, Generallieutenant, Oberst

eines Cavallerieregiments und Mitglied des geheimen Raths. Er besaß ein Vermögen von 30,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte, und was mehr ist, dabei auch die allgemeine Achtung und Liebe.

Eines Abends sagte er zu sich selbst: „Ja, Calbot, du bist glücklich, du bist geehrt, geliebt, von Jedermann bemerkt. — Aber womit hast du das Alles verdient? — Kannst du stolz auf deine Vorzüge sein? — Du warst schon Oberst als du noch in der Wiege lagst. — Die Tapferkeit deines Regiments machte dich zum Ordensritter. — Was sind denn nun deine eigenen Verdienste? Wohlan! ich will wissen, ob ich selbst einigen Werth habe?"

Calbot hatte Besitzungen in Amerika. Unter dem Vorwande dahin zu reisen, hielt er um die Erlaubniß an, das Reich auf einige Zeit verlassen zu dürfen und erhielt sie. Er nahm 1000 Thaler zu sich, ritt davon, und war bald in Wien.

Maria Theresia war damals in einen sehr gefährlichen Krieg verwickelt. Calbot wußte, daß der österreichische Feldmarschall Brown ein Schottländer war, — er ließ sich bei ihm anmelden. — „Gnädiger Herr, sagte er, als er vorgelassen worden, — ich bin ein Schottländer und komme hieher, mein Blut für die Rechte der großen Fürstin zu vergießen, und unter einem so großen General als Eure Excellenz sind, den Dienst zu erlernen."

„Gut, mein Sohn, — antwortete der Feldmarschall, — hat er etwas Vermögen?"

„Das habe ich nicht, ich verstehe aber die Kunst, es zu entbehren, und will mich würdig machen, eines zu besitzen."

„Gut! — ich nehme ihn unter mein Regiment; er soll als Corporal angestellt werden."

„Ich wünschte früher gehorchen zu lernen, als zu befehlen."

Der Feldmarschall sah ihn einige Augenblicke voll Verwunderung an und sagte darauf: „Auch dieß soll geschehen! — Handle er, junger Mann, wie er spricht, — ich will für sein Glück sorgen."

Nunmehr war der reiche Lord Calbot gemeiner Soldat. Seine Aufführung war untadelhaft, sein Muth vom Verstande geleitet. Alle seine Cameraden liebten ihn; und seine Kenntnisse gaben seiner Tapferkeit einen höheren Werth; mit schnellen Schritten stieg er von einer Stufe der Ehre zur andern empor. Nach vier Jahren bekam er ein Regiment, mit welchem er sich bei einer Affaire so auszeichnete, daß er zum Generallieutenant ernannt wurde.

Jetzt war das Ziel seiner Wünsche erreicht: sich länger zu verbergen, hielt er für unrecht. Er ließ große Summen aus England kommen, setzte sich in eine glänzende Equipage und fuhr nach Wien zum Feldmarschall Brown.

Welch' Erstaunen, als der Vorhang aufgezogen wurde, der bisher den vornehmen Schottländer bedeckt hatte!

Man fuhr zur Kaiserin. Maria Theresia, von Bewunderung hingerissen, ernannte den Lord zum Feldmarschall und gab ihm das große Theresienkreuz.

Calbot wurde jetzt der Gegenstand des allgemeinen Erstaunens am Hofe, in der Stadt und bei der Armee. Er hielt sich noch einige Zeit in Wien auf, reisete dann nach England zurück und genoß dort den innern Frieden, den das Gelingen edler Unternehmungen mit sich führt.

Camaldulenser-Kloster.

Dieses von Ferdinand II. im J. 1628 auf dem Kahlen- oder Josephsberge gestiftete Kloster ist so innig mit der Geschichte dieses Berges verflochten, daß wir uns auf diese berufen müssen. Camaldulenser hießen die Einsiedler von Camaldoli, auf einem Gipfel der Appenninischen Gebirge, welche nach der strengen Regel

Benedicts lebten und zu einem großen Ruf der Heiligkeit gelangten.

Aus dem Worte Camaldulenser entstand das deutsche Calmäuser, womit man Anfangs, seiner Abstammung entsprechend, einen stillen, frommen, die Einsamkeit liebenden Menschen bezeichnete; jetzt nennt man einen Menschen so, der finstern, verstockten, in sich geschlossenen Charakters durch das Leben hinschleicht, dem Jedermann verdächtig vorkommt; einen Kopfhänger, Andächtler und heimlichen Sünder.

Cameradschaft (Literärische).

Wie das Trinken allmälig durch die Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine aus der Mode, so kömmt das Essen besonders bei Literaten u. Journalisten immer mehr in die Mode.



Wer möchte daher, wie wir irgendwo fanden, den großen Einfluß der Kochkunst auf Geist, Gemüth u. Charakter überhaupt bezweifeln? Damit soll aber nicht behauptet werden: ein Laufer müsse durchaus einen Hasen speisen, oder ein Dichter Lerchen, wohl aber, daß ein Virtuos in der Kochkunst eben so gut ein Diplom verdient, als irgend ein anderer Virtuos.

Es ist wahr, die Werke des Kochkünstlers sind nicht unsterblich, dagegen kann er mit Stolz sagen: sie werden verschlungen, und zwar in einem praktischeren Sinn als literarische Tagserscheinungen.

Gemeinsames Interesse für Werke der Kochkunst gleicht manche Verschiedenheit der Meinung aus; bei großen Eßvereinen kann man täglich sehen, wie sich die Leute mit wahrem Eifer in jede beliebige Meinung hineinessen, ja sich oft darin verbeißen.

Ein solches großes Essen befördert die Liberalität, die Loyalität, die Legitimität, die Pietät, die Orthodoxie, Häresie, Philosophie und hunderterlei andere „äten“ und „ien,“ wenn auch nicht immer die Diät und die Poesie.

Bei solchen literärischen Collationen werden nun dutzendweise Bruderschaften getrunken, die erbittertsten Feinde duzen sich dabei und schwören sich ewige Cameradschaft. Kaum aber ist der Weindunst einigermaßen verraucht, so erwacht in den Theilnehmern solcher Gelage der alte Groll und sie fallen sich nur um so grimmiger in die Haare. Einen solchen Ausgang liefert uns die nebenstehende Scene, die dem Costüme der Agirenden nach, zwar nicht in unsere Tage, aber auch nicht in eine allzuferne Vergangenheit fällt.

Campi (Antonia).

Diese Sängerin der italienischen Oper wurde in Polen geboren und behauptete von 1794 — 1822 einen großen Ruf. Den Anfang ihrer Künstlerlaufbahn machte sie bei der Guardasoni'schen Gesellschaft, für welche sie 1785 in Warschau gewonnen wurde und mit der sie wechselnd in Leipzig und Prag wirkte. Es ist unmöglich alle Rollen

in deutschen und italienischen Opern aufzuzählen, in welchen sie durch den Umfang ihrer Stimme und durch die vollendete Bravour glänzte, die sie aber bis zu einer Über- und daher Verschnörkelung auch der einfachsten Cantillene mißbrauchte. 1801 kam sie zum Schikaneder'schen Theater in Wien, 1818 zum Hof-Opern-Theater und wurde 1820 zur kaiserl. Kammersängerin ernannt. Noch in der letzten Zeit gab sie mit Furore Gastrollen in Leipzig, Dresden, Frankfurt, München, Stuttgart, Prag, Berlin und Warschau. 1822 wollte sie abermals in München gastiren, starb jedoch daselbst, ehe sie ihre Leistungen begonnen hatte. Die Campi gehörte zu den größten Sängerinnen der neuesten Zeit; der Umfang ihrer Stimme betrug in der Blüthenzeit drei volle Octaven und man erhob sie hinsichtlich dieser Mittel sowohl, als wegen der musikalischen Bildung, selbst über die Catalani.

Canal (Der Wiener Neustädter).

Im J. 1795 machten Graf Anton Apponi, der Großhändler Bernhard von Tschofen und der Hofagent Reiter den Plan, von Wien bis Schottwien einen Canal zu führen, um zur Ersparung des täglich im Preise steigenden Brennholzes die großen Steinkohlenlager um Ödenburg und Neustadt benützen zu können.

Kurz darauf übernahm der Staatsschatz unter der Leitung des Baudirektors von Schemerl den Bau, den sie durch eine eigene Hofkommission leitete, der im Sommer 1787 begann, und im April 1803 war der Canal von Wien bis Neustadt fahrbar.

Im Mai 1799 verordnete Kaiser Franz, daß dabei auch minder bösartige Sträflinge, die wegen minder schwerer Verbrechen in der Strafe waren und dieselbe bereits durch längere Zeit ausgestanden hatten, zu verwenden wären. Sie wurden in verhältnißmäßiger Anzahl aus allen Festungen nach Wien geschickt und in einem Theile des St. Marxer-Gebäudes untergebracht.

Die weiteren Vortheile dieses Wassertransportes erzeugten die Idee, diesen Canal, wo möglich, bis Triest fortzuführen; sie gerieth aber durch die natürlichen Hindernisse, die sich ihr entgegen stellten, bald in's Stocken.

Im J. 1821 wurde der Canal ganz dem Wiener Großhandlungshause Fries übergeben.

Er umgeht in der Nähe von Laxenburg den Wienerberg und nimmt nahe bei der Stadt sein Ende; er durchschneidet die St. Marxer-Linie und läuft durch die Landstraße bis auf das Glacis, wo vor dem Invalidenhause das große Bassin zum Ausladen der Schiffe gegraben und von da sein Abfluß in die nahe Wien angebracht ist.

Sein Abfall vom höchsten Punkte bei Neustadt bis zu seinem Abfluße beträgt 55 Klafter und Schleußen zählt er 52. Die Schiffe haben 5½ Fuß in der Breite und 72 Fuß in der Länge. Die volle Ladung wird zu 500 Zentner angenommen, die ein Pferd mit mäßiger Anstrengung und einer mittleren Schrittgeschwindigkeit zieht.

Schon des Ingenieurs Le Maire hydrographische Karten drückten die frommen Wünsche zur Erreichung dieser Verbindung aus. Selbst der kaiserl. Hofbildhauer Beyer trat als Dilettant auf, die Wien, gleich dem Donauarm, zu einem Hebel des Handels der Kaiserstadt zu machen.

Steinkohlen, Brennholz und Ziegeln sind die Hauptfrachten, dabei auch viele Kaufmannsgüter. — Salz ist die bedeutendste Rückfracht. — Acht Schleußen (daruntur drei doppelte) sind innerhalb der Linien, von St. Marx, wo der Canal einbricht, bis zum Bassin. Die Überfallswässer an den Schleußen werden, längst der ganzen Canalstrecke, zugleich zum Umtrieb von Stampfwerken, von Mahl- und Schneidemühlen benützt.

Bald nach seiner Entstehung wurde der Canal auch zu kleinen Lustreisen nach Laxenburg benutzt. Es wurden eigene verdeckte Schiffe mit Jalousien gebaut und Morgens um 6 Uhr ging an den Fahrtagen das erste Schiff vom Bassin ab. Das schrittweise Fortkommen verschaffte diesen Wasserspatzierfahrten aber den Namen der Wasser-Schneckenfahrt, und nach Jahresfrist fuhr Niemand mehr auf dem Canal nach Laxenburg, als die Mäuse und Ratten auf den gewöhnlichen Holzschiffen.

Candianische Mutter Gottes.

Das wunderthätige Bild unserer lieben Frau von Candien wird in der Michaeler-Pfarrkirche auf dem Frauen-Altar verehrt.

Das Bildniß ist gemalt mit dem Gotteskinde auf dem linken Arm. Es war vor Zeiten auf der den Venetianern gehörigen Insel Candia, in der, dem heil. Nikolaus zu Ehren erbauten Kirche, zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Als im 17. Jahrhundert diese Insel von den Türken erobert wurde, nahm ein Geistlicher dieses Bild zu sich und entfloh damit, um es vor dem Feinde sicher zu stellen. Später schenkte er es dem kaiserlichen Obristen, Herrn von Kielmansegg, welcher es der genannten Pfarrkirche verehrte, wo es viele Wunder gewirkt hat.

Als im J. 1679 zur Pestzeit in Wien der P. Don Casimir Dembski, Priester der Barnabiten bei St. Michael, zum Troste der Inficirten sich freiwillig der Gefahr aussetzte und dem wohlthätigen Werke der Krankenpflege Tag und Nacht eifrigst oblag, wurde er auch von dem Übel behaftet und mit zwei Pest-Beulen in das Lazareth gebracht. Er gerieth in Lebensgefahr, und da alle ärztliche Hilfe vergebens war, wurde er mit den heil. Sacramenten zum Tode vorbereitet; er selbst empfahl sich dem Schutze der Mutter Gottes, zu derem Bildniß von Candia er seine Andacht trug, und schlief darüber ein.

Im Schlafe erschien ihm die h. Jungfrau in eben der Kleidung, wie sie auf dem Bilde von Candia zu sehen ist, sammt dem h. h. Sebastian und Rochus, welche ihm die fünf Psalmen vorbeteten, deren jeder mit einem Buchstaben des Namens MARIA beginnt, und welche ihr zum Lobe der Seraphinische H. Lehrer Bonaventura zusammen getragen hat. Der kranke Pater betete nach Möglichkeit mit, worauf die Erscheinung sprach: „Jetzt bist du gesund," und verschwand.

Als Dembski erwachte, befand er sich frisch und gesund, und die Giftbeulen waren verschwunden; dieses geschah den 7. Sept. 1679. Den folgenden Tag, als am Feste der freudenreichen Geburt Maria, verließ er das Krankenbett und legte seiner Gutthäterin die Danksagung ab, indem er zum Erstaunen des Pfarrers in dem Lazarethe des Doctors Resch die heil. Messe las und mehreren Verpesteten mit eigenen Händen das heil. Sacrament reichte, welches mündlich und schriftlich bezeuget wird. Zum Andenken opferte er bei dem Gnaden-Altar der Mutter Gottes von Candia eine gemalte Opfertafel, welche noch jetzt an einem Pfeiler zu sehen ist. Er starb 1683.

Canter (der zehnjährige Doctor der Rechte).

Den 25. Jänner 1472 erließ Friedrich III. an einen zehnjährigen Doctor der Rechte ein merkwürdiges Einladungsschreiben, dem wir einige Notizen über die Persönlichkeit des kleinen Wundermannes vorausschicken, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunders zu Gröningen in Friesland auftauchte.

Der noch nicht zehnjährige Knabe eines dortigen Privaten, Johann Canter, verband mit einer schnellen Auffassungsgabe ein so treffliches Gedächtniß, daß er in Kurzem allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Canter, ein einsichtsvoller Mann, der die seltenen Naturgaben seines Sohnes bemerkte, ermangelte trotz seiner mittelmäßigen Vermögensumstände nicht, ihm den gründlichsten Unterricht durch geschickte Lehrer ertheilen zu lassen, deren Erfolg auch so günstig war, daß der nicht zehnjährige Knabe zum Juris utriusque doctor befördert wurde.

Sein Ruf wurde bald allgemein und gelangte selbst bis zu Kaiser Friedrich, der ihn persönlich kennen zu lernen wünschte und einen eigenen Gesandten abschickte, um ihn mittelst eines eigenhändigen Schreibens zu einem Besuche einzuladen. Dieses Schreiben lautet wörtlich:

»Friedrich III., römischer Kaiser ꝛc., wünschet Glück und Heil dem höchst zu verwundernden und vortrefflichen Knaben, Andreä Cantern, Johannis Canters zu Gröningen lieben Sohn!«

»Es ist zu Unserer kaiserlichen Majestät Ohren gelanget, das herrliche und große Gerüchte von dir und der von allen Zeiten her unerhörte Ruhm deines herrlichen Lobes, wie nämlich du, o fürtreffliches allerliebstes Kind, noch vor dem zartesten zehenden Jahre deines Alters, fast aller und jeder literarischen Künste Erfahrenheit erlanget und überkommen, ja auch zu der Wissenschaft Unserer kaiserlichen Gesetze, und der heiligen Canonen gelangt, und (welches umb so viel höher zu verwundern, als seltzamer und ungewöhnlicher es Uns zu sein scheint) saget man noch über dieses von dir, daß du das ganze Alte und Neue Testament in gantz richtiger Ordnung, nicht ohne sonderbare Hülff und Beystand der göttlichen Gütigkeit und Gnaden, öffentlich von jedermann lesen, auslegen, erklären, und in öffentlichen disputationibus mit unerschrockenem, standhafftigen Gemüthe auff alle Fragen und scharffsinnigen Schlußreden antworten sollest. Dieweil Wir dann begierig seyn, die Wahrheit eines so grossen Wunderwerks selbst eigentlicher zu erfahren, haben Wir dich, durch diß Unser Schreiben zu ersuchen nicht unwürdig erachtet, mit gnädigstem Ansinnen, daß du dich nicht beschweren wollest, in Unsere kaiserlichen Majestät besonders geliebten Universität zu Wien auf das schleunigste als du kannst anzulangen: Sintemahl Wir mit unaussprechlicher Begierde dich allhier zu sehen, und die hohe Würde deines so herrlichen und vortrefflichen Ingenii der kaiserlichen Geschenke theilhaftig zu machen, ein Verlangen tragen. Demnach so wirst du, so bald du immer kannst, dich auf die Reise anhero nach Wien begeben, und zu dem königl. Throne Unserer kaiserl. Hoheit verfügen, auff daß Wir dich, nachdem Wir wahrhafftige Bewerniß der so hohen Wissenschaft deiner allerzartesten Jugend verspürt haben werden, mit den guldenen Kleinodien des Doktorstandes krönen und zieren mögen. Dann wir wollen dir (und zwar nicht unbillich) die vornehmste Stelle an unserm königlichen Hoffe überlassen, und du wirst Uns um so angenehmer, werther und lieber seyn, als geringer du bist von Alter und Jahren; Hiemit gehab dich wol, lieber Sohn, und sey darauf beflissen, daß Unsere bei so reiffem und hohem Alter baufällige Majestät dich bald sehen und eines so hohen, wunderbaren und ungläubigen Trostes und Freude nicht länger benommen seyn möge. Gegeben in unserer geehrten Universität Wien, unter unserer Majestät Secret Anno 1472 den 25. Januarii Unseres Reichs im 33 Jahre.«

Capelle (des heil. Blutes zu Korneuburg).

Die Gräuelthat, welche im J. 1302 zwei Juden an einer heil. Hostie verübten, gab, wie die kirchliche Topographie von N. Ö. (IX. 211.) erzählt, Veranlassung zur Erbauung dieser Capelle, die nach der im J. 1305 gepflogenen Untersuchung aus dem Hause des Juden Zerklini errichtet und

in welcher die Reliquie, die bisher in der Pfarrkirche lag, aufbewahrt wurde.

Die Freigebigkeit des herzuströmenden Volkes war so groß, daß bald darauf bei derselben ein Beneficiat angestellt werden konnte. Herzog Otto der Fröhliche, stets besorgt, die Andacht zu vermehren, war unzufrieden mit den religiösen Leistungen eines einzigen Priesters. Er rief daher im J. 1338 einige Augustiner-Eremiten aus ihrem Kloster zu Baden hieher, schenkte ihnen neben der Capelle einen Platz zur Erbauung eines Klosters, das er, nebst der ihnen eingeräumten Kirche, unter seinem und seiner Nachfolger besonderen Schutz nahm.

Die herzogliche Stiftung ward 1340 vollendet und bald so geehrt, daß schon 1457 und 1458 zwei päpstliche Legaten der Kirche mehrere Ablässe ertheilten und diese des Zulaufes wegen, vergrößert werden mußte.

Im 16. Jahrhunderte gerieth das Kloster in Verfall; es wurde 1545 mit allen seinen Einkünften bedingungsweise der Stadt zu einem Spitale eingeräumt, jedoch 1623 zogen die Eremiten wieder ein, und erholten sich bei allen Kämpfen mit den wechselnden Zeitverhältnissen bald so, daß sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen neuen Bau des Klosters sowohl, als der gegenwärtigen prächtigen Kirche vornehmen und vollenden konnten.

Inzwischen wirkten die Reformen Joseph's II. und die folgenden Kriege auf ihre ökonomischen Verhältnisse so nachtheilig, daß ihre Zahl immer mehr zusammenschmolz und sie 1808 aufgehoben wurden. Darüber gingen auch die heil. Gegenstände zu Grunde, welche das Volk einst so sehr herbeigezogen hatten.

Capellen.

Vormals hatte beinahe jedes ansehnliche Privathaus in Wien seine eigene Capelle. Unter Joseph II. wurden viele derselben im J. 1783 geschlossen. Die bedeutendsten dieser aufgehobenen Capellen in der innern Stadt sind:

Allerheiligen-Capelle im Trautson'schen Haus in der ob. Breunerstraße (heute Kaan, 1138.)

Barbara-C. in derselben Straße.

Bruno-C. im Gamingerhof (494).

Catharina-C. im Zwettelhof, erbaut im J. 1214 und im J. 1844 beim Bau des neuen Zwettelhofes abgebrochen. (S. d.)

Dreifaltigkeits- und Dreikönig-C. im kais. Zeughause (140).

Dreikönigs-C. im Schwarzenbergischen Pallast am neuen Markte.

Franz- und Theresien-C. im Gebäude der Hofkanzlei in der Wipplingerstraße.

Georgi-C. im Trattnerhof (618), vormals Freisingerhof.

Heiligenkreuz-C. im alten Amtshause, (heute 933 in der Rauhensteingasse).

Maria-Verkündigungs-C. im Hause zum gold. Hirschen in der Rothenthurmstraße (728).

Neuperg'sche-C. auf der Freiung (102).

Nikolaus-C. im Seizerhof (427).

Peter- und Paul-C. im Althan'schen Haus in der hintern Schenkerstraße, (49, heute Graf Seilern.)

Peter- und Paul-C. im Goldberg (683), in der Johannesgasse.

Philipp- und Jakobs-C. im Köllnerhofe. Sie entstand 1490.

Thomas-C. im Gundelhofe (588).

Todten-C. am Stephansfreithof, stand gegen das deutsche Haus.

Xaverie-C. im Ballgäßchen.

Die noch bestehenden Capellen in der Stadt sind folgende:

Andreas-C. im Bischofshof (869).

Andreas-C. im Lichtenstein'schen Pallast in der Herrngasse.

Bernards-C. im Heiligenkreuzerhofe (677).

Dreikönig-C. im kais. Gußhaus auf der Seilerstatt.

Himmelfahrt-Mariä-C. im Melkerhof (103).

Johann von Nepomuk-C. auf der hohen Brücke. Erbaut 1735.

Leopolds-C. im Esterhazy'schen Pallast in der Wallnerstraße (276). Geweiht 1699.

Maria-Empfängniß-C. im Harrach'schen Pallast auf der Freiung.

Maria-Opferung-C. im n. ö. Landhause (30).

Maria-Schmerzen-C. in der Nuntiatur (321).

Maria-Vermälungs-C. im Curatenhause bei St. Stephan (874).

Martins-C. im Stabs-Stockhaus, beim neuen Thor (199).

Savoien'sche Damenstifts-C., Johannesgasse (977).

Stanislaus Kostka-C. bei der goldenen Schlange in der Steindlgasse (428).

Todesangst-Christi-C. auf d. Schranne.

Die vorzüglichsten noch bestehenden Capellen in den Vorstädten sind:

Alois-C. im Kloster der barmh. Schwestern in Gumpendorf (195).

Anna-C. in der Cavallerie-Caserne in der Josephstadt (168).

Antons-C. im Provinzial-Strafhaus in der Leopoldstadt (231). Erbaut 1673.

Auferstehungs-C. im obern Belvedere (642).

Brigitta-C. in der Brigittenau, in Form eines Zeltes erbaut.

Civil-Mädchen-Pensionats-C. Kaiserstraße, 1841 eingeweiht.

Herz-Jesu-C. im Priester-Defizientenhaus, Landstraße (433). Erbaut 1780; eröffnet 1784.

Josephs-C. im Handlungs-Kranken-Institut, Alsergasse (280).

Januarius-C. im ital. Gardehause in der Ungergasse. Erbaut 1754.

Johann von Nep.-C. im Invalidenhause seit 1727.

Johann von Nep.-C. im Hofe der Artillerie-Caserne am Rennweg.

Johann von Nep.-C. am Schanzl.

Johann des Täufers-C. neben der Thurybrücke. Erbaut 1713.

Johann des Täufers-C. im Lazareth in der Währingergasse (233). Erbaut 1579.

Josephs Calasantius-C. im Weltpriester-Krankenhaus, Landstraße (433).

H. Kreuz-C. in der Holzstraße in der Roßau, an der Donau, erbaut 1714.

Marcus-C. im Bürgerspitale auf der Landstraße.

Martins-C. im langen Keller, am Neubau, 1772 eingeweiht.

Matzleinsdorfer-Linie-C.

Michaels-C. im Theresianum, Wieden (306).

Militärspitals-C. in der Alsergasse.

Rosalien-C. im Freihause auf der Wieden, 1660 erbaut.

Rosalien-C. im Versorgungshaus am Michelbairischen Grund (19), 1729 erbaut.

Taubstummen-Instituts-C. auf der Wieden.

Theresien-C. im Reconvaleszentenhause auf der Landstraße.

Da von diesen Capellen bei den Gebäuden, in welchen sie sich befinden, gesprochen wird, so schreiten wir zu den Capellen der kais. Burg, welche unstreitig das meiste Interesse erwecken.

Die Zahl der Capellen darin war nach den Zeit- und individuellen Verhältnissen der fürstl. Personen, welche die Burg bewohnten, verschieden.

Im letzten Jahrzehend der Regierung Leopolds I. bis zum Tode Carls VI. waren in der Burg beinahe so viele Capellen, als kais. Witwen und höchste Herrschaften darin lebten; diese Capellen gingen nach und nach jedoch bald ein.

Eine derselben lag im zweiten Stockwerke des Schweizerhofes oder der alten Burg, eigentlich schon im Ferdinandi-

schen Zubau, in den letzten Zimmern gegen die Reichskanzlei; sie bestand schon unter Ferdinand II. und war im J. 1712 die Kammer-Capelle der Kaiserin Witwe Eleonore Magdalena Therese, Mutter Josephs I. und Carls VI. Sie verschwand im J. 1786 und wurde zur Vergrößerung der Wohnung Kaisers Franz II. (oder I. als österr. Kaiser) als Kronprinz und seiner ersten Gemahlin Elisabeth von Würtemberg verwendet.

Auch der Amalienhof hatte seine Capelle. Sie lag Anfangs gegen die Bastei, wurde später in den Schwibbogen gegen die Reichskanzlei übertragen und im J. 1790 von Leopold II, der im Amalienhofe residirte, zur Vergrößerung seiner Wohnzimmer verwendet. Sie ging unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Franz I. ein.

Gegenwärtig besitzt die Burg zwei Capellen. Jene im Schweizerhofe ist die größere und eigentliche Burgpfarrkirche, sie wird auch als solche zum gewöhnlichen Gottesdienste gebraucht. Sie ist sehr alt und stammt von Herzog Rudolph dem Stifter her, der noch bei Lebzeiten Albrechts des Weisen (oder Lahmen) das Zimmer in der Burg, worin er im J. 1357 geboren wurde und welches sich im damaligen großen Thurm nächst dem Widmerthore befand, in eine Capelle verwandelte, die er allen Heiligen weihte, weil Rudolph an diesem Tage das Licht der Welt erblickt hatte. Er befreite die Besitzungen und Holden der Capelle von allen Abgaben und Gerichten, und stiftete dabei im J. 1359 mit Zustimmung des Papstes Innocenz VI. eine Collegialkirche mit einem Probst, 24 Chorherrn und 26 Hilfspriestern.

Da der neuen Capelle enger Raum weder zu dieser großen Stiftung noch überhaupt zu dem glänzenden Hofe paßte, so übersetzte Rudolph dieselbe nach St. Stephan.

Auch der zweite König Albrecht, die Lust und Freude seiner Völker, soll eine Capelle erbaut haben, deren Standpunkt aber unbekannt ist. Die jetzt stehende Capelle ist ohne Zweifel jene, welche Friedrich III. auf dem Grunde der vorbesagten Rudolphinischen erbauen und im J. 1449 einweihen ließ. Was daran bis zur Zeit ihrer Regierung schadhaft geworden war, ließ Maria Theresia 1748 im alten gothischen Style glücklich wieder herstellen; deßhalb stört den Kenner wenig Fremdartiges in der kleinen, hinter dem Altare dreiseitig geschlossenen Capelle.

Von Außen ist vom alten Baue nur noch die Altar-Vorlage mit zwei hohen Strebepfeilern und zwei steinernen Fürsten-Statuen unter Baldachinen sichtbar, die aus den Fenstern des hierseitigen Bibliothekganges, wohin man mittelst der Redoutensaal-Stiege gelangt, gut übersehen werden können. Alle übrigen Theile der Capelle sind verbaut.

Das schöne Crucifix auf dem Hochaltar ist ein Werk der Meisterhand Raphael Donner's und das Altarblatt malte Fetti aus Mantua. Die drei Seitenaltäre ließ Maria Theresia errichten und den 8. Sept. 1748 durch den Bischof von Tournay in den Niederlanden, Franz Grafen von Salm, einweihen; dieser fing sogleich nach der Vollendung des Ausbesserungsbaues in der Capelle den Gottesdienst wieder an, indem er das erste h. Meßopfer an dem Hochaltare verrichtete.

Der Professor Hubert Maurer erhielt vom höchstseligen Kaiser Franz I. den Auftrag, für die Capelle zwei Bilder zu den Seitenaltären zu malen, nämlich den h. Johann den Täufer in der Wüste und die h. Katharina. Da Maurer aber nicht im Stande war, in der bestimmten kurzen Zeit beide Bilder zu malen, so wurde nach seinem Vorschlage Füger angewiesen, eines dieser Bilder zu malen und dieser wählte den Johannes.

Am 2. Dezember 1463 wohnte Friedrichs III. unruhiger Bruder, Albert, zwischen

5 und 6 Uhr früh in dieser Capelle der h. Messe bei, gegen deren Ende ihm so schlimm wurde, daß er verschied, bevor man ihn in seine Gemächer bringen konnte.

Von allen Trauungen, welche in der Capelle mit Personen, die nicht zum Regentenhause gehörten, vollzogen wurden, behauptet jene des Freih. Sigmund von Dietrichstein, des Kaisers Maximilian I. geheimer Rath mit Barbara, Tochter des Freih. Georg von Rotthal, obersten Land- und der Infantin Maria, Obersthofmeister, die erste Stelle. Diese Verbindung ist in der Geschichte unter dem Namen der Dietrichstein'schen Hochzeit bekannt und durch ein Gemälde verewigt, wovon in Hormayr's Taschenbuch eine Abbildung mitgetheilt wird. Die Vermählung geschah den 22. Juli 1515 an demselben Tage, an welchem bei St. Stephan die Doppelheirath zwischen einem Enkel des Kaisers mit Anna von Ungarn und dem Prinzen Ludwig von Ungarn mit des Kaisers Enkelin vollzogen worden war. Es war dabei der Kaiser Max, die zwei Könige von Polen und Ungarn, der königl. Prinz Ludwig, die zwei bräutlichen Prinzessinen, zwei Kardinäle, 13 Bischöfe, 16 Fürsten u. s. w. gegenwärtig. Sigmund von Dietrichstein ward vom Kaiser und dem König Wladislaw von Ungarn zur Trauung geführt, zwischen welchen zwei Fürsten die freiherrliche Braut an der ungemein glänzenden Tafel saß.

Den 6. Jänner 1696 erhielt darin der türkische Befehlshaber zu Novigrad, genannt mit der silbernen Hand, der bei der Belagerung von Ofen gefangen genommen wurde, mit seiner Frau die Taufe. Da der Kaiser und die Kaiserin Pathen waren, so erhielten die Täuflinge die Namen Leopold Joseph und Magdalena.

Den 26. Dezember 1782 legte darin die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, Braut des Erzherzogs Franz (des höchstseligen Kaisers) feierlich das katholische Glaubensbekenntniß ab.

Die zweite Capelle liegt im Leopoldinischen Trakte am nördlichen Ende des Controlorgangs, sie führt die Namen der kleineren, der St. Josephs- oder nach der letzten Einweihung der St. Michaels- so wie auch der Kammer-Capelle, und wird nur bei besondern kirchlichen und andern feierlichen Gelegenheiten z. B. in der Charwoche zum h. Grabe u. s. w. gebraucht. Das schöne Hochaltarblatt ist von Carlo Maratti und die Gemälde der Seitenaltäre sind von Peter Strudel, dem Direktor der Akademie der bildenden Künste und Erbauer des Strudelhofes in der Währingergasse; die zwölf Apostel von Ant. Franz Maulbertsch. Im J. 1772 ließ die Kaiserin Maria Theresia diese Capelle neu herstellen, und den 29. Sept. durch den Kardinal Migazzi, zu Ehren des h. Joseph, einweihen.

Capistran.

Noch ist am Stephansfreidhof zu seh'n der Stuhl von Stein,
Darauf der Capistranus mit Fahn' und heil'gen Schein;
Doch wenn auch wär zerfallen sein Bild an jedem Ort,
Was er mit Gott verübet, lebt wohl für alle Zeiten fort.
(J. N. Vogl.)

Als Fastenprediger zu Venedig allbekannt, ging Johann von Capistran, als Legat des Papstes, als Kreuzprediger wider die Türken und als Großinquisitor gegen die wiklef-hussitischen Lehren nach Deutschland und wurde den 31. Mai 1451 zu Neustadt von Friedrich III. und von dem Prinzen Ladislaus feierlich empfangen. Der Ruf seiner Wunder zog aus allen Thälern und von allen Bergen eine große Volksmenge in seine Nähe.

Als er am Wienerthore zu Neustadt vom Kaiser Abschied nahm, und ohne jede Begleitung, in seiner armseligen Kutte, ohne einen Pfennig Geld und blosfüßig, nur das Kreuz in seiner Hand, am 6. Juni

1451 nach Wien sich aufmachte, war Alles, was in der Gegend lebte, auf seinem Weg. — In Wien empfing ihn die Hochschule und der Magistrat am Kärntnerthore und begleiteten ihn in das Kloster seines Ordens, der Franziskaner auf der Laimgrube.

Seine erste Predigt bei St. Stephan über die Worte Jeremiä: „A. a. a! Mein Herr und Gott! ich kann nicht reden, denn ich bin nur ein Kind!" war von so unwiderstehlicher Kraft, daß die zahllosen Zuhörer von seiner lateinischen Rede, die sie nicht verstanden, weit mehr ergriffen wurden, als durch die deutsche Verdolmetschung; der panische Schrecken vor den Türken verschwand und man zweifelte nicht, sie unter dem Kreuzbanner dieses Wundermannes nach Asien zurückzujagen.

Sein Wort wirkte so stark, daß mehrere der ausgezeichnetsten Lehrer der Universität, mehrere mächtige Barone, darunter der reiche Herr von Volkstein, ein Jugendgespiele des Prinzen Ladislaus, und nach einer besonders erschütternden Predigt fünfzig Jünglinge auf einmal die Welt verließen und in den Franziskanerorden traten.

Der Kaiser und der Magistrat räumten ihm das Clarenkloster bei St. Theobald auf der Laimgrube ein, und der Probst Simon von Klosterneuburg das dortige Kloster der Dominikanerinnen, welches sie Armuthshalber verlassen hatten, und in welchem Capistran's Kelch bis zur Aufhebung als ein theures Kleinod aufbewahrt wurde. Die Stadt St. Pölten beschloß nach Capistran's Besuch ebenfalls die Errichtung eines Franziskanerklosters. Der dortige Bürger, Johann Lieberschneider, gab dazu Haus und Grund her, worin er, obgleich achtzigjährig, selbst als Ordensbruder eintrat. Er starb daselbst in einem Alter von 103 Jahren und vermachte dem Kloster sein ganzes Vermögen.

Capistran predigte 28 Tage in Wien, dann wendete er sich nach Brünn und von dort nach Ungarn. Von allen Seiten sammelten sich Kreuzfahrer um ihn, und Wien unterstützte sie freigebig mit Geld, mit Lebensmitteln und mit Schiffen. An der Rückseite des St. Stephansdoms, gegen die Schulerstraße zu, ist noch der steinerne Predigtstuhl zu sehen, von dem herab der mächtige Redner zu dem Volke sprach. Diese merkwürdige Kanzel, über welcher der gewaltige Redner in einer himmlischen Glorie in Lebensgröße angebracht ist, wurde erst 1843 vollständig restaurirt und steht jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt vor uns.

Den 21. Juli 1456 geschah ein Hauptsturm der Türken auf Belgrad. Sultan Mahomed II. lag mit 160,000 Mann vor dieser durch den berühmten Hunyad vertheidigten Festung. Die Besatzung durch ihn und Capistran zur höchsten Tapferkeit entflammt, leistete den hartnäckigsten Widerstand. Der Sultan hatte geschworen über die Trümmer von Belgrad nach Ofen zu ziehen, und dort in der alten ungarischen Königsburg sein Mal zu halten. Er beschoß die Stadt aus 300 Bombarden, so daß man in dem 20 Meilen entfernten Szegedin den Donner des Geschützes hörte.

Mit Sonnenuntergang des obigen Tages waren die untere Stadt und die äußere Festung in seiner Gewalt. Mit Wuth stürmten die Türken gegen das obere Schloß und alles schien verloren. Schon sendete Hunyad einen Theil der Besatzung über die Sau, den Rückzug gegen Semlin zu decken, als Capistran mit dem Kreuze und einem Schwerte in den Händen herbeistürzte, und die Truppen wieder in das Gefecht führte. Er warf die Feinde zurück, ließ die in den Gräben befindlichen durch hinabgeschleuderte, brennende Reisbündel ersticken und rettete so das Schloß. Nun ließ er alle Glocken läuten, die Fahne des Kreuzes wehen und stürzte an der Spitze von höchstens 3000 Mann aus der Festung, um 160,000 Tür-

ken im freien Felde anzugreifen. Zugleich machte Hunyad an der andern Seite einen Ausfall. Die Türken wurden bis in ihr Lager verfolgt, 24,000 blieben auf dem Schlachtfelde, und der Sultan selbst ward verwundet. Er hob in der Nacht die Belagerung auf und floh bis nach Sophia. Das ganze Lager mit allen Kriegsgeräthen ward die Beute der Sieger.

Capitano.

So wurde eine alte Theaterfigur genannt, deren Ursprung schon in den Raufbolden und Maulhelden aus Klein-Asien zu suchen ist, die Terenz und Plautus aufstellen. Italiener und Spanier gaben diesem Charakter auf der Bühne die größte Ausdehnung.

Der Matamove, Capitano Spezzafer und Spavento sind Abarten desselben und auch der deutsche Hauptmann Daradoridatumtorides des Gryphius aus ihm entstanden. Immer ist der Capitano ein Ausländer. In Italien ein Spanier, in Frankreich ein Italiener und das Prahlerisch-Lügnerische sein immer wiederkehrender Charakter.

Raupach in den Brautführern und Bauernfeld in dem Musikus von Augsburg haben in neuester Zeit vergeblich dem Capitano wieder zu beleben versucht. Er wurzelt nicht mehr im Leben des Volkes. Am besten hat ihn Adolph Bäuerle in seinem Rummelpuff in der falschen Prima Donna dargestellt. Das Costüm des Capitano war sehr verschieden, ein überlanger spanischer Stoßdegen, ein großer Schnurbart und ungeheure Sporen, aber bezeichnend. Folgendes Quattrain findet sich unter einer seiner vielen Abbildungen:

Ce capitaine fait grand éclat,
Et sa valeur est si parfaite,
Qu'il est des derniers au combat,
Et des premiers à la retraite.

Capuziner.

1. Kirche und Kloster zu St. Ulrich.

Dieses Kloster war das älteste dieses Ordens in Österreich. Der Prager Bischof Sbignew Berka hatte sich wegen zunehmender Ketzerei einige Väter dieses Ordens von Clemens VIII. erbeten. Der Papst schickte ihm im J. 1599 unter der Leitung des berühmten, von Pius VI. in der Zahl der Seligen versetzten Paters Lorenz von Brundus eine Colonnie des Ordens von zwölf Priestern, die auf der Reise der in Böhmen herrschenden Pest wegen in Wien bleiben mußten, wo sie bei den Minoriten in der Stadt so lange untergebracht wurden, bis sie vom Erzherzoge Mathias und dem Kardinal Clesel ein Haus in der Vorstadt St. Ulrich erhielten.

Weil aber darin zehn von ihnen erkrankten, so verschaffte ihnen der Freiherr Ernst von Molard und der Italiener Alexander Zazara in der Stadt eine bequeme Wohnung.

Hierauf verhalf ihnen der Freiherr von Molard von Rudolph II. die Bewilligung, in Wien ein Kloster errichten zu dürfen und kaufte ihnen bei St. Ulrich so viel Grund, als zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche, so wie zur Anlegung eines Gartens erforderlich war.

Im Beisein des Erzherzogs Mathias und des Bischofs von Neutra, Franz Forgatsch, ward im J. 1600 mit dem Bau der Anfang gemacht und in Kurzem stand die neue Stiftung vollendet da. Gleichzeitig ließen sie sich auch in Prag und Gratz nieder, und zählten Jünglinge der angesehensten Häuser, Colloredo, Lamberg, Magnis u. a. unter ihren Mitgliedern.

Leider wurde alles zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken 1683 in Asche gelegt und unweit seines Schuttes prangte Kara Mustaphas auf mehrere Millionen geschätztes Zelt mit der heiligen Fahne.

Der kais. Feldmarschall, Graf Johann Carl Sereny stellte aber 1684 Kloster und Kirche wieder her, und wählte diese zur Grabstätte seines Hauses. Er ruht als zweiter Stifter auch darin neben dem Freiherrn von Molard, dem das Kloster seine erste Entstehung verdankte.

Das Jahr 1784, folglich gerade ein Jahrhundert nach dem Wiederaufbaue, löste auch unter Joseph II. das Capuzinerkloster am Platzl sich auf, und im J. 1810 übergab es Franz I. den Mechitaristen. (S. d.)

2. Kirche und Kloster in der Stadt.

Die betrübten Tage, die Kaiser Mathias durch Religion- und Bürgerzwist und harten Unfrieden im eigenen Hause erlebte, ließen ihm und seiner kinderlosen Gemahlin Anna, Erzherzogs Ferdinand von Tirol Tochter, keine andere Friedenshoffnung mehr, als im Tode, und es war nur die Sorge für Ihre Ruhestätte, womit Sie sich unaufhörlich beschäftigten. Dieses Mißgeschick erklärt es zur Genüge, warum Mathias, das Nichts alles Irdischen tief fühlend, sich und seinen Nachfolgern das Haus der Armuth und Demuth zur letzten Ruhestätte erkor.

Kaum hatte das kaiserl. Ehepaar diesen Wunsch ausgesprochen, so starb die Kaiserin. In drei Monaten folgte ihr Mathias. — Sobald die Schlacht am weißen Berge bei Prag seine drangvolle Lage etwas geändert hatte, dachte Ferdinand II., Testaments-Exekutor der Kaiserin Anna, daran, den von Mathias zum Klosterbaue bestimmten alten Schaumburgerhof, am neuen Markte, den Wohnsitz der erloschenen reichen Grafen dieses Namens, nach welchen auch der Schaumburgergrund genannt wird, und das dahinter gelegene, zur nahen Stallburg gehörige Sattel- und Zeugmagazin, die vorige sogenannte Zaunburg dazu herzugeben.

Am 8. Sept. 1622 wurde in Gegenwart des ganzen Hofes der Grundstein gelegt, vom Kardinal Dietrichstein das Kreuz geweiht, und am Fuße desselben dem Fürsten Carl von Lichtenstein und dem Grafen Helfried von Weggau das goldene Vließ vom Kaiser umgehängt.

Es dauerte gleichwohl ein Jahrzehend bis Kirche, Kloster und die Kaisergruft (S. d.) vollendet war. Den 20. Mai 1691 brannte das Kloster größtentheils ab, nur die Kirche und die Nebenhäuser blieben von den Flammen verschont.

Am 13. August 1699 starb hier der beim Volke im Rufe eines Wundermannes stehende Capuziner, Markus Avianus, der beim Entsatze Wiens 1683 die Fürsten gesegnet hatte und dem Herzog Carl von Lothringen so theuer war, daß er ihn auf seinen meisten Feldzügen begleiten mußte. Die Damen plünderten alle Gärten Wiens, um die Leiche des frommen Paters auf lauter Rosen zu betten. Nur mit Mühe wehrte die kais. Garde den ungeheuren Zulauf in der Capuziner-Sakristei ab. Leopold I. selbst hatte seinen alten Freund die Augen zugedrückt und ward nur mit Mühe abgehalten, ihn in der kais. Gruft beisetzen zu lassen. Es besteht von diesem Fürsten folgendes Chronisticon auf Aviano's Grab:

Patrl MarCo De aVIano Vero IesV serVo
reqVIes et LVX perpetVa.
(obiit 13. Aug. Viennae)
Petrl MarCo ab aVIano CapVClno ConCIonatorI eVangeLICIs VIrtVtIbVs eXornato
VIennae aVstrIae In oCVLo DoMInI sVI
sVaVIter eXpIrantI
LeopoLDVs aVgVstVs aVgVsta sVa fILIIqVe MoestI posVere.

Im J. 1751 wurde in der dortigen Capelle vom Hofe der kostbare marmorne Altar errichtet; am 25. April das Muttergottesbild Tröstерin der Betrübten, in einer Prozession am neuen Markte herumgetragen und auf diesen Altar aufgestellt.

Am 1. Febr. 1782 fand die Regierungskommission in den unterirdischen Räumen dieses Klosters vier Patres, wovon einer 11 Jahre, der andere 13, der dritte 16 und der vierte mit Namen Frater Nemesian 53 Jahre gefangen gesessen hatte.

In dieses Kloster wurde 1783 der bekannte Schriftsteller Ignaz Aurelius Feßler übersetzt, welcher zehn Jahre vorher in Medling in den Orden getreten war. Eigensinn von seiner und Intoleranz von der andern Seite verleidete ihn den dortigen Aufenthalt, und unterstützt von Joseph II., der ihn zum Lektor ernannte, verließ er das Kloster, um nach einem abenteuerlichen Leben zu Sarepta als evangelischer Bischof zu sterben.

Unter Joseph II. wurde ein Theil des Klosters und sein ganzer Garten zu Wohnungen verbaut, der Gottesdienst in der Gruft eingestellt, sie selbst verschlossen gehalten und der Altar in die Kirche herauf übertragen, gegenüber der kais. Capelle. Neben diesem Altare ruht der vorgenannte Freund Leopolds I., der Seher und Wundermann J. Markus Avianus.

Die gegenüber dem Eintretenden zur Linken stehende kais. Capelle weiset die Standbilder des Kaisers Mathias, seiner Nachfolger der beiden Ferdinande und des römischen Königs Ferdinand IV. — Der in Rom gebildete Capuziner Norbert Baumgartner versah diese Kirche mit Altarblättern und blieb nicht ohne Einfluß auf die Kunstschule seiner Vaterstadt Wien, denn Professor Maurer war unter seinen Schülern. Besonders gelungen ist Norberts Opferung Mariä. Das schöne Altarblatt in der kais. Capelle ist von Gabriel Matthäi aus Rom und zwei große Altarblätter für die öffentlichen Andachten zu Mariä Verkündigung und Weihnachten bestimmt, sind eine Kunstarbeit von Ludwig Schnorr. Die neben der Kirche befindliche, sogenannte Schatzkammer ist nur reich an Reliquien, von verschiedenen Päpsten den Kaiserinnen und Erzherzoginnen geschenkt, an Arbeiten in Sammt und Seide von den Kaiserinnen Anna, Amalia und Theresia, an Arbeiten in Elfenbein, Holz und Silber, von der Hand Maximilian II. und Leopold I. — Infel und Stab und ein alterthümlich gestickter Beutel, letzterer von der frommen Sage, Ungerns großer Bekehrer und Reformator dem h. König Stephan, erstere dem h. Rupert zugeschrieben, der von Regensburg bis tief in Pannonien die Leuchte des christlichen Glaubens und milder Sitten getragen, und in der alten Juvavia seinen Sitz aufgeschlagen hat; eine bizantinische Monstranz aus der nun in einer Moschee verwandelten Sophienkirche; ein kleiner Hausaltar aus Bernstein von der Ostsee zum Geschenke Leopolden I. dargebracht vom Churfürsten Friedrich von Brandenburg, als ihm, vorzüglich durch Österreichs Unterstützung, der preußische Königstitel zu Theil geworden und die Köpfe der Apostelfürsten Peter und Paul, aus vielfärbigem äußerst künstlich auf Holz aufgetragenem Tuchschererstaube zusammengesetzt. (Siehe Kaisergruft).

Capuzinerquelle bei Und.

Das oft gehörte Volkssprichwort, welches Fremden auch als Räthsel aufgegeben zu werden pflegt „Krems und Stein“ seien drei Orte, rührt bekanntlich daher, daß das ungefähr in der Mitte zwischen beiden Städten liegende Capuzinerkloster und jetzige Militärspital den Namen Und führt.

In einem benachbarten Weinberge dieses Kloster fand ein Bauer im J. 1495 eine Quelle des reinsten Wassers, welches sich in kurzer Zeit als ein wirksames Heilmittel wider die damals grausam wüthende Pest, und gegen die eben zu jener Zeit sich verbreitende Syphilis galt. Die Quelle ward eingefangen, ein Heiligenbild dabei aufge-

richtet und das Wasser um theures Geld wie Balsam verkauft.

Der Ruf dieses Brunnens verbreitete sich so schnell, daß in dem Zeitraume von 1498—1519 jährlich mehr als 20,000 Menschen dabei Heilung suchten. Daß auch viele sie wirklich fanden, dürfte aus dem Umstande hervorgehen, weil noch Weißkern in seiner Topographie von Niederösterreich sagt, dieses Wasser sei zu seiner Zeit für theures Geld erkauft worden.

Nach einiger Zeit ging für den Verkauf dieses Wassers so viel ein, daß die Aufmerksamkeit des Grundherrn rege wurde; der Bischof von Passau erhob Ansprüche, die landesfürstliche Kammer ebenfalls, welche endlich aller Protestation der guten Väter im Kloster Und ungeachtet, sich veranlaßt fand, aus guten Gründen Besitz von der Quelle zu nehmen.

Später verlor sich jedoch allmählig der Glaube an die Heilkraft des Brunnens, und heute dient er blos zur Bewässerung seiner Umgebung.

Carl (Schauspieler und Theater-Direktor).

Dieser in beiden Beziehungen ausgezeichnete Mann wurde in Krakau den 8. Okt. 1791 geboren. Obschon von Geburt nicht zur Bühne bestimmt, entwickelte sich in ihm doch schon frühe ein so mächtiger Drang hierzu, daß man ihn mit Recht einem, für die Schauspielkunst durch Talent Berufenen nennen kann. Er wurde in der Militär-Schule zu München und später in der Ingenieur-Akademie zu Wien erzogen, trat 1805 in österr. Militär-Dienste, machte als Officier die Feldzüge 1805 und 1809 mit, in welchem letzteren er als Parlamentair abgeschickt und in Mantua als Geißel zurückbehalten wurde. Carl dürfte der einzige, in Wien lebende Mann sein, welcher der Exekution des heldenmüthigen Andreas Hofer in Mantua als Augenzeuge beiwohnte.

Im J. 1811 verließ er, aus Neigung zu einem Mädchen vom Theater, die militärische Laufbahn und widmete sich der Schauspielkunst. Er betrat im Juni 1811 zum ersten Male in München das 2. Hoftheater (damals im Herzoggarten) und entwickelte seine reichen Gaben so schnell, daß er nach Jahresfrist schon als Regisseur bei dem neuerbauten Hoftheater am Isarthore angestellt wurde.

Bald darauf ernannte ihn König Max. Joseph zum Direktor dieser Hofbühne, welche ihm 1823 auf eigene Rechnung übergeben wurde.

Im J. 1813 verehelichte er sich mit der rühmlich bekannten Schauspielerin, Margaretha Lang, und das kunstsinnige Publikum Münchens zählte dieses Künstlerpaar zu seinen ersten Lieblingen. Auf mehreren Ausflügen zu Gastspieldarstellungen nach Wien, Prag, Frankfurt, Carlsruhe, Mannheim ꝛc. errangen sie sich Lorbeern und nicht unbedeutenden pekuniären Gewinn.

Im Sommer 1825 fand Carl in einem Tagsblatte, daß, wegen Mangel an Besuch, das Theater an der Wien, mit dessen Besitzer, dem Grafen Ferdinand Palffy er wegen Gastrollen unterhandelt hatte, geschlossen sei. Carl verfiel auf dem Gedanken, mit seiner eigenen Gesellschaft auf der geschlossenen Bühne Gastvorstellungen zu geben. — Rasch in seinen Entschlüssen, reiste er schon den folgenden Tag nach Wien, pachtete das Theater an der Wien vom Grafen Palffy für einige Monate, und traf schon zu Anfang Augusts mit seiner vollständigen Truppe in Wien ein.

Das Neue und Originelle der Sache, mehrere ausgezeichnete Künstler, welche seine Gesellschaft zierten und vorzüglich sein eigenes Talent als Schauspieler, wie als Arrangeur, verwandelten diese Bühne schnell in ein

Theater de préférence; denn man strömte täglich in Massen dahin. Die im Oktober desselben Jahres in München eingetretene Landestrauer wegen dem Ableben des Königs, gestattete Carln, seinen Aufenthalt in Wien bis Mai 1826 zu verlängern, worauf er seine Gesellschaft, von welcher mehrere Mitglieder bei den Hofbühnen in München angestellt waren, wieder zurück brachte. Da man das Isarthor-Theater andern Zwecken widmete, so erhielt er die Erlaubniß, seine und seiner Frau Pension im Auslande genießen zu dürfen, worauf er nach Wien kam, wo er seit 1827 als Pächter und Direktor dem Theater an der Wien ehrenvoll vorstand.

Dabei zum wohlhabenden Manu geworden, scheuete Carl auch keine Opfer, wenn es galt, dem Publikum seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Welche bedeutende Summen für wohlthätige Zwecke er während dieser Zeit abgeliefert hat, ist bekannt, und wie viel Gutes er aus eigenen Mitteln gethan und noch thut, kann um so weniger unberührt bleiben, weil es nicht selten mit Undank vergolten wurde.

Gegen Ende des Jahres 1838 kaufte er das Theater in der Leopoldstadt. Bei der Schwierigkeit, damals eine Anzahl beliebter Künstler an einer Privat-Anstalt sich verschaffen zu können, mußte Carl dieses Theater so lange als Filial-Anstalt behandeln, als er das größere und kostspieligere an der Wien in Pacht hatte; nachdem dieses aber im April 1845 in öffentlicher Feilbietung verkauft worden war, zog er mit dem Kern seines zahlreichen Kunstpersonals in die Leopoldstadt.

Die goldene Zeit des Theaterbesuchs hat seit mehreren Jahren durch die hunderterlei neu entstandenen Belustigungsorte und durch die Wohlfeilheit, womit sie dem Publikum geboten werden, sich bedeutend vermindert; allein Carls Anstalt besitzt noch immer mächtige Anziehungskräfte, und da sie überdies an einem der bevorzugtesten Plätze der Kaiserstadt sich befindet, so konnte man von seinem gebildeten Geist und richtigen Takte mit Recht erwarten, daß er dem von Außen und Innen veralteten Theater eine neue Gestaltung geben werde.

Er ist auch entschlossen, ein neues, schönes Gebäude an die Stelle des alten aufzuführen; aber auch bis zu diesem Zeitpunkt, dem noch einige verzögernde Umstände im Wege stehen, konnte Carl aus Achtung und Dankgefühl für seine Gönner sich nicht überwinden, das Haus in seinem veralteten Zustande zu lassen. Er sperrte es während sieben Wochen, und hat in dieser Spanne Zeit das Unglaublichste geleistet. Von Außen zu einem neuen, eleganten Gebäude umgewandelt, übertreffen die innern Einrichtungen Alles, was Geschmack und Eleganz nur immer zu leisten vermögen. Es ist gleichsam zum Ton geworden, sich in diesem freundlichen Salon einzufinden, wo man die schönsten Damentoiletten und die ersten Elegants der Hauptstadt erblickt. Auch Jene, die sich nur erheitern wollen, müssen in Carls Theater gehen, wo er, Scholz und Nestroy in unerschöpflicher Laune wirken. Carl hat sich durch seine unermüdliche Thätigkeit ein bedeutendes Vermögen erworben; mancher an seiner Stelle würde dabei wohl von den gehabten Mühen ausruhen und die Früchte ihrer Talente in Ruhe genießen; nicht so Carl. Er lebt nur in seinem Geschäfte, sein reger Geist muß schaffen und wirken. Ward er auch oft verkannt und verunglimpft; denn welcher Mann von Genie wird das nicht, — so wird doch Jeder, der ihn näher kennt, nicht nur seinen ausgezeichneten Verstand, seine Energie, seine Einsicht und seinen Takt bewundern, sondern auch seinen redlichen Charakter und seine männliche Consequenz schätzen. Wir halten Carls theatralische Laufbahn noch lange nicht für geschlossen, und glauben, daß dieser Bühnenleiter par

excellence noch bedeutende Erscheinungen in der Theaterwelt hervorbringen wird.

Carl V.

Titian's Porträt dieses Fürsten in der kais. Gemälde-Sammlung im Belvedere ist das trefflichste und gelungenste aller Abbildungen desselben. Das Gemälde ist höher als 6 und breiter als 5 Fuß und stellt den Monarchen in schwarzer spanischer Tracht, in der rechten Hand ein weißes Schupftuch haltend, vor. Oben liest man:

Carolus V. Imp. An. Aeta. 50. MDL.
TF. (Titianus faciebat.)

Carl V. ist einer der merkwürdigsten Fürsten, von welchem einer seiner Zeitgenossen sagt:

„Er hat 40 Reisen verrichtet, als: neun in's Deutschland, sieben in Italien, zehn in's Niederland, vier in Frankreich, zwei in England, sechs in Spanien und zwei in Afrika. Achtmal ist er über das mittelländische und dreimal über das deutsche Meer gefahren, wie Meteranus schreibt im ersten Buch der niederländischen Historien. Sein letzter Durchzug war gegen Metz, welche Stadt er aber nicht erobern konnte, daher einer diese Verse machte:

Ni Metz, ni Mauriz, ni Mauritania, ni Magd.,
Ni mors, quid multis? fueram per singula felix.

Er war ein mächtiger, verständiger Kaiser, der allenthalben ist geehret und gefürchtet worden, und dem zu Ehren einer dieses Lob geschrieben:

Carole, mortales dubitant, homo sisne, Deusve.
Sunt tua sceptra hominis, at tua facta Dei.

Der berühmte Dichter Sabinus sagte von ihm:

Quo major validisque potentior armis
Nullus ab Augusti tempore sceptra tulit.

Sein Symbol war: Plus ultra! worüber die Verse gemacht wurden:

Vis ultra? ast ultra non est quo progrediaris,
Nil ultra est Aquilae Imperiique decus.

Er ist in Hispanien im Kloster St. Just den 21. September 1558 gestorben, und Anfangs zu Granada begraben worden. P. de Lancré, königl. franz. Rath schreibt in seinem Buche: Le Livre des Princes (Seite 398), es sei ihm folgendes Epitaphium gemacht worden:

Hic jacet intus, Carolus Quintus,
Vos qui transitis per ibi, Orate pro sibi,
Et si estis mille, Orate pro ille,
Et dicite bis aut ter, Ave Maria et Pater noster.

Aber es ist nicht wohl zu vermuthen, daß man einem so ungelehrten Gesellen vertrauet habe, diesem hohen Potentaten so unsauber Latein zu seiner Grabschrift zu nehmen. Glaublicher ist, was Zieritzius aus Hipolyto Capilupo setzet und so lautet:

„Europae domuit tollentes cornua Reges
Carolus, atque Asiae terror et horror erat.
Et pedibus Libyam calcavit, victor et illi
Innumeras victus praebuit Indus opes.
Deinde sibi frenum injecit, fratrique regendum
Imperium, et Nato caetera regna dedit.
Atque ait, a nobis et honores temnere et unum hoc,
Discite Mortales: Pulvis et umbra sumus.“

Nachdem sein Sohn, Philipp II. das Kloster St. Lorenz im Dorfe Escurial in Neu-Castilien gebauet hatte, ließ er seines Vaters Gebeine von Granada dahin führen und mit folgender Grabschrift in lateinischer Sprache versehen:

„Carl V. Röm. Kaiser und Mehrern des Reichs, dieser Königreiche, beider Sicilien und Jerusalem König, Erzherzogen zu Österreich, seinem theuersten Vater, hat sein Sohn Philipp dieses aufgerichtet. Es liegen auch hier des Kaisers Gemahlin Elisabeth und seine Tochter Maria, sammt seinen beiden Schwestern Eleonora und Maria, jene in Frankreich, diese in Hungarn Königin.“

Carl hat sich wenig in Wien aufgehalten; bei seiner kurzen Anwesenheit daselbst ließ der spanische Hauptmann Martin Ignaz Barbuda, vom Regimente Alcantara, sich eine hochtönende Grabschrift setzen, worin der Satz vorkommt, in dem Herzen des Hingeschiedenen habe nie eine Anwandlung von Furcht Eingang gefunden. Als Carl V. dieses las, sagte er: „Ich glaube, daß dieser Ritter ohne Furcht nie ein brennendes Licht mit einem Finger angerührt hat.“

Auf Carls Zepter stand ein Männchen mit einer Tafel, worauf das Wort: Sto (ich stehe) stand. An den Fußsohlen des Bildes nagten zwei Mäuse, wobei geschrieben stand: Jacebis (du wirst fallen).

Carl der Kühne.

Die kaiserliche Bildergallerie besitzt von diesem merkwürdigen Fürsten von Hanns Holbein dem Jüngeren ein meisterhaftes Bildniß (auf Holz, 3 Fuß hoch, 2 Fuß 4 Zoll breit). Der Herzog ist darauf in halber Figur und in Lebensgröße und zwar im Profil vorgestellt. Er ist im Staatskleide mit dem goldenen Vließ umhangen, und trägt einen großen, runden Hut, woran vorne ein goldenes Schildchen mit den Bildnissen zweier Heiligen angebracht ist.

Carl von Burgund wurde am 10. Nov. 1433 zu Dijon geboren. Walter Scott hat uns in seinem „Quentin Durvard“ die ungestüme Tapferkeit, die große Prachtliebe und die wilde Leidenschaftlichkeit dieses Fürsten wahr beschrieben. — Schon vor dem Tode seines Vaters (1467) machte er sich als Graf von Charolais durch wilde Kampfslust bekannt und sein ganzes Leben bestand aus Kriegen, besonders gegen den schlauen König Ludwig XI. von Frankreich. Der Krieg gab ihm auch in der Schlacht bei Nancy gegen die Schweizer im J. 1477 den Tod.

Sein Hof war der glänzendste in Europa; das Ritterwesen fand in ihm einen seiner eifrigsten und letzten Beschützer und man kann ihn neben Kaiser Max einen der letzten Ritter nennen.

Carlskirche.

Carl der VI. war der Stifter dieser Kirche und des dabei sich befindlichen Collegiums der Kreuzherrn mit dem rothen Sterne, kraft seines Gelübdes dem heil. Carl Borromä gethan, zur Abwendung der 1713 in Wien wüthenden Pest, die über 12,000 Menschen dahin raffte. Auf des Kaisers Befehl mußten am 22. Okt. dieses Jahres die Bürger, der Clerus und die Behörden sich in der St. Michaelskirche versammeln und von da sich in Procession nach St. Stephan begeben. Bei dieser Procession wurden die Reliquien des heil. Carl Borromä, von dem Fürst-Bischofe zu Wien begleitet, in die Metropolitankirche übertragen, und der Monarch, von dem ganzen Hofstaate und von sämmtlichen Ministern umgeben, folgte dem Zuge, warf im Dome an den Stufen des Hochaltars sich auf die Knie und that im Angesichte des ganzen Volkes das Gelübde, zu Ehren des heil. Carl eine neue Kirche in Wien zu erbauen.

Das feierliche Gelübde, welches der Fürst ablegte, dürfte, da es weniger bekannt ist, hier, als ein Denkmal jener Zeit und als ein Zeichen wahrer Pietät, mitgetheilt werden.

„Im Namen des einigen und allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes! Allerhöchster, unbegreiflicher, gerechter, langmüthiger und höchst barmherziger Gott! ich Carl, an dem Hochaltare dieser Domkirche knieend, erkenne und bekenne als dein Diener heute vor dir, daß ich und mein Volk vor dir gesündiget haben, also zwar, daß durch deine schwere Hand Verwirrung und Todesschrecken unter uns allgemein entstanden ist. Durch diese Strafe gewarnet, bitten wir dich um Vergebung unserer Sünden; denn eingedenk

deiner Barmherzigkeit, heilst du, was du schlägst, und führest wieder zurück, was du zur Todespforte hinführest. In Erkenntniß dieses deines gütigsten Willens, sage ich dir, als dem Herrn des Lebens, mit andächtigem Herzen Dank und hoffe ganz zuversichtlich, daß du, o Gott, unser Erretter, indem wir auf dich allein hoffen, unser Schild wider die Todespfeile sein und uns durch die Provinzen unseres Reiches mit dem Leben auch die vollkommene Gesundheit schenken werdest. Daher ich für mich und meine Familie, für meine Königreiche und Provinzen verspreche und gelobe, daß ich zur Vermehrung deiner Ehre und zur Aufnahme unseres heiligsten Glaubens eine neue Kirche, unter dem Titel des heiligen „Carl von Borromä“ erbauen und Mittel und Sorge aufbieten werde, damit in dieser Kirche zu ewigen Zeiten um Abwendung der Pest in den österr. Staaten, nach mit der Glocke gegebenen Zeichen, täglich eine stille, am Donnerstage jeder Woche aber eine gesungene Messe gehalten werde, da auch zugleich Nachmittags der Rosenkranz mit fünf Absätzen und die lauretanische Litanei soll gebetet werden. Gleichwie ich ferner mich, meine Nachfolger und die Stände der Provinzen vor dir, o Gott der Herrlichkeit, zu Haltung dieses Sühnungsgelübdes verbinde, um dir für alle Wohlthaten zu danken, Vergebung zu erflehen und Abwendung der Übel zu erbitten, so will ich dich durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi unseres Erlösers und Urhebers unseres Lebens, und durch die häufigen Verdienste der ohne Makel empfangenen Jungfrau Maria, der h. Joseph, Stephan des Königs, Wenzel, Adalbert, Veit, Januar, Leopold, Coloman, Maximilian, Florian, Egyd, Domitian, Cyrill, Methudius, Cassian, Vigilius, Hermagoras, Fortunatus, Achaz, Quirin, Modestus, Elisabeth, Hedwig, Theresia, Rosa, Rosalia und andere Schutzheiligen, fußfällig und inbrünstig gebeten haben, du möchtest dieses Opfer meines unterthänigsten Gelübdes dir, o Gott, mein Herr, gefallen lassen, und auf diesen dir gelobten Tempel, auf dieses Heiligthum, dessen Steine auch bei unserem Schweigen dein Lob ausrufen und verkünden werden, als auf das Zeichen des, zwischen dir und uns vermittelst deiner Gnade gemachten Bundes von deinem himmlischen Thron herabsehen, damit du, o großer Gott, in deiner großen Güte, dich unser erinnerst, und damit wir, deiner Befehle, Gerichte und wunderbaren Werke eingedenk, und frei von aller Furcht der Übel des Krieges, des Hungers und der Pest, sowohl die noch übrigen Personen unserer Familie gerettet, als auch nach unserem Wunsche unser Volk mit überflüssigem Segen von dir immer begabt sehen mögen; was ich Carl, der ich zur Haltung dieses Gelübdes verbunden bin, wünsche und hoffe.“

Den Entwurf der Kirche machte der große Meister, Johann Fischer von Erlach, von welchem alle großen Bauten Wien's aus jener Zeit herrühren. Philipp Martinelli leitete unter ihm die Ausführung.

Am 4. Februar 1716 legte Carl VI. persönlich den Grundstein und an der Stelle des Wiener Bischofs, weihte ihn jener von Neutra, Ladislaw Erdödy, am 28. Oktober 1737.

Die vollendete Kirche ist unstreitig die prächtigste Wien's und auch imponirend durch ihre Lage auf einer Anhöhe jenseits der Wien, unferne der einstmaligen Stätte des ritterlichen Hosspitals zum heil. Geist und heil. Anton.

Auf eilf steinernen Stufen steigt man zu dem auf sechs Säulen korinthischer Ordnung ruhenden Portal oder bedeckten Eingang. — Auf seinem, ein Dreieck bildenden Giebel, zeigt sich in halb erhabener Arbeit auf weißem Marmor, Wien in den Nöthen der Pest; darunter stehen die lateinischen Worte des Psalm's:

„Vota mea reddam in conspectu timentium Deum.“ — (Ich will mein Gelübde lösen im Angesichte Derjenigen, die den Herrn fürchten.)

Zu beiden Seiten des Portals stehen ganz frei zwei hohle Säulen, 13′ im Durchmesser, 41′ hoch, mit Wendeltreppen, die bis zu den Capitälern führen. Auf der einen sind St. Carolus Borromä Leben und Hinscheiden, auf der andern seine Wunder in halb erhobener Arbeit aus weichen Marmor, in von oben bis unten gewundenen Reihen dargestellt. An jedem der kleinen Thürmchen zu oberst dieser Säulen ist eine Glocke und an den Ecken der Capitäler jeder Säule sind vier aus cyprischem Erze gegossene vergoldete Adler, die mit den Flügeln zusammenstoßend ein Geländer bilden.

In des Hauptgebäudes Mitte steigt eine achteckige, von Innen 15° hohe und 10° breite, mit Kupfer gedeckte Kuppel empor, oben durch eine sogenannte Laterne geschlossen. Zu beiden Seiten der Kirche sind zwei triumphbogenartige Nebengebäude, unter welchen man durch Seitenthüren in die Kirche kömmt. Über denselben sind die Glocken und Uhren.

Der Hochaltar stellt in Bildhauerarbeit aus weißem Marmor die himmlische Glorie des heil. Carl vor. Das Deckengemälde der Kuppel, wie Maria den heil. Carl in den Himmel einführt, ist von Rothmayer, die Gemälde der Seiten-Altäre sind: die heilige Elisabeth, von Daniel Grau; St. Lukas, von van Schuppen; Mariahilf, von Ricci; die Witwe von Naim, von Altomonte.

1736 traf der Großprior und Ordensgeneral Franz Böhm, von seinem Sitze in der Altstadt Prag, zu Wien ein, empfing die Stiftung des Monarchen und vollzog die feierliche Einführung seiner Ordensbrüder, der ritterlichen Kreuzherrn mit dem rothen Sterne.

1783 wurde die Kirche eine Pfarre, die sich über einen Theil der Landstraße, nämlich den Heumarkt, Wag- und Marokanergasse, einen Theil des Rennweges, die alte Wieden und die von der Landstraße links hinlaufenden Querstraßen erstreckt.

In dieser Kirche findet sich auch das Denkmal des edlen Dichters Heinrich Edlen von Collin (geb. 26. Dezemb. 1771, gest. 30. Juli 1811). Des allzufrüh Verewigten Freund, Graf Moriz Dietrichstein, hatte die Verehrer seiner Muse zu freiwilligen Beiträgen aufgefordert, die schnell und ergiebig zusammen strömten, so daß nicht nur an das Denkmal unverzüglich Hand angelegt werden konnte, sondern sogar noch ein Überschuß blieb, um für einen talentvollen Studierenden der Rechtsgelehrsamkeit, ein Stipendium zu gründen, das die Collinische Stiftung hieß, und vom Ältesten der Collin'schen Familie vergeben werden sollte. Am 1. Sept. 1813 geschah die feierliche Enthüllung des Denkmals, das unter Füger's und Zauners Leitung, der Bildhauer Sautner verfertigte.

Die Stiftsherrn des Kreuzordens haben neben der Kirche, deren Äußeres 1837 mit einem Aufwand von 20,000 fl. restaurirt wurde, eine mit einem Garten versehene Residenz.

Carlsschule.

Die Pfarrschule zu St. Carl am Rennwege befand sich vormals in der dortigen Marokanergasse in einem Privathause. Da sie für die große Kinderzahl zu beschränkt war, so befahl Kaiser Ferdinand I. die Erbauung eines neuen Schulhauses in den Räumen des sogenannten alten Hofspitals am Rennwege und zwar aus dem Fonde dieses Spitals selbst. Das Gebäude enthält nebst einer schönen Lehrerwohnung fünf große Lehrzimmer, welche 600 — 700 Kinder bequem fassen können. Die Schule wurde den 22. September 1838 mit vieler Feierlichkeit geöffnet.

Carmeliter (auf der Laimgrube).

Die Kirche des heil. Joseph und das ehemalige Kloster der Carmeliter ob der Laimgrube, nehmen den Platz ein, wo Rudolph IV. 1363 zunächst an der dortigen Pfarrkirche bei St. Theobald, ein Frauen-Kloster des St. Claren-Ordens für 20 Frauen und eine Äbtissin bauete. Es bestand aber dieses Frauenkloster nicht länger als 88 Jahre, nämlich bis 1451, in welchem diese Frauen sammt ihren Stiftungen von Kaiser Friedrich III. anders wohin übersetzt, und das Kloster sammt Kirche dem h. Johann von Capistran und dessen Mitbrüdern übergeben wurde.

Durch diesen Heiligen ward das Kloster viel größer erbauet, denn es wohnten darin zuweilen über 200 Religiose der strengen Observanz des heil. Franciscus. Allein auch diese besaßen den Ort nur 78 Jahre, denn 1529 im Monat September wurden 100 derselben von den Türken niedergemacht, die übrigen retteten sich durch die Flucht. Das weitläufige Kloster sammt Kirche ward in Grund und Boden zerstört. Außer den von den Türken niedergemachten Franziskaner-Mitbrüdern starben von der Zeit ihres Dahinkommens 25 Priester und drei Laienbrüder, die dort begraben wurden.

Nach Verlauf mehrerer Jahre kam der öde Grund an Herrn Krebs, einem wienerischen Rathsherrn, welcher, nachdem er viele Gebeine der zur Erde bestatteten Franziskaner ausgegraben und beiseits gesetzt hatte, ein Haus mit einer neuer Capelle zu Ehren des h. Theobald aufbauen und einen Garten anlegen ließ, wo nachmals die Franziskaner aus der Stadt geraume Zeit an Feiertagen für Almosen die h. Messe zu lesen pflegten.

Zunächst der neuen Soldaten-Caserne am Getreide-Markt befand sich über dem Thore des sogenannten Freihauses oder gemeiner Stadt Wien Kornhaus die gemalten Bildnisse des heil. Theobald und Florian mit der Beischrift:

D. TheobaLDI ParoChIaLes aeDes.

„Pfarr-Haus von St. Theobald.“

Diese Schrift gibt das Jahr der Erbauung dieses Freihauses 1652 an und sagt, daß dieses Gebäude sammt andern Häusern allda einstens zu der Pfarre St. Theobald gehörten, daher führte das Carmeliterkloster daselbst noch lange den Namen des heil. Theobald und die Gemeinde diesen Heiligen in ihrem Grund-Insiegel.

Der Krebs'sche Grund kam von einer Hand in die andere und endlich an Herrn Baron Chaos von Richthausen, von welchem die Carmeliter das Gebäude sammt Capelle und Garten 1661 an sich kauften, um sich allda mit landesfürstlichen Consens ein Kloster und Kirche anzulegen.

Die große Türkennoth von 1683 verwandelte auch dieses Kloster in Schutt und die nur vier Jahre vorhergegangene große Pest hatte 27 Conventualen hinweggerafft. Doch ungemein schnell entstand es wieder aus seinen Ruinen. Am 22. August 1687 legte der Erzherzog, nachmaliger Kaiser Joseph I. den Grundstein und der Wiener-Bischof Graf von Trautson weihte ihn ein. Die Kirche führte des Prinzen Namen, Joseph. Auch als Kaiser besuchte er sie öfters und dahin war sein letzter Ausgang. Vom Male bei den Carmelitern heimreitend, empfand der vortreffliche Joseph die Schauer seiner letzten Krankheit. Tages darauf zeigten sich die Pocken und mit seinem Tode war Spanien und die neue Welt für Habsburg auf immer verloren.

In diesem im J. 1784 aufgehobenen Kloster befindet sich nun das große Arbeitshaus.

Auf dem Hochaltar der Kirche ist das Gnadenbild Maria Major aufgestellt, auch befinden sich darin Reliquien des h. Albert aus dem Orden der Carmeliter und der h. Magdalena de Pazzis.

Carmeliterhaus (Das)

in der inneren Stadt erhebt sich in der Salvatorgasse der Rathhauskirche gegenüber. Es führt die Nr. 378 und bildet mit dem anstoßenden, vormals dazu gehörigen großen Welzerischen Hause Nr. 379 die ganze Halbinsel von der genannten Gasse und der Fischerstiege in's Rosmaringäßchen.

Zur Zeit der Belagerung Wien's durch König Mathias von Ungarn 1482 gehörte dieses Haus der angesehenen Familie Reicholf, von welcher es Stephan Zapolya, Graf von Zips, des Königs Oberfeldherr, erhielt, nach welchem das Haus durch lange Zeit „des Grafen Stephan Haus“ genannt wurde.

Nach der ältesten Gewähr von 1488 Pfingsttag nach Michaeli ward ihm, „dem obersten Hauptmann in Österreich,“ dieses Haus vom Könige frei geschenkt. Graf Zapolya baute darin im ersten Stock eine Capelle, woraus jetzt ein Wohnzimmer gemacht ist.

Nach Vertreibung der Ungarn fiel es dem Landesfürsten anheim und Maximilian I. schenkte es der Domprobstei zu St. Stephan, von der es an den Magistrat und von diesem an die Hutstocker kam.

Im J. 1613 ward es auf die noch bestehende Weise in zwei Theile geschieden. 30 Jahre später (1643) schenkte es der Bürger Lorenz Zeilinger, gemeiner Stadt Wien Mauthhändler, zur Sühne für manche Amtsuntreue dem Carmeliter-Kloster, wovon es noch im Munde des Volkes den Namen trägt, obgleich diese geistliche Gemeinde das Haus schon im J. 1653 dem kais. Dragoner-Hauptmann, Hanns Geilberger verkaufte.

Zur Zeit, als der genannte Graf Stephan von der Zips der Besitzer dieses Hauses war, hatte er folgendes Erlebniß: Als sich König Mathias einst zwischen Preßburg und Hainburg gelagert hatte und den Grafen mit einem Haufen Kriegsleute nach Bruck an der Leitha zur Recognoscirung abschickte, fielen die Brucker aus und trieben nach einem blutigen Scharmützel die Ungarn, als die Schwächern, in die Flucht, wobei Stephan von Zips gefangen und zweien Soldaten übergeben wurde, die ihn nach Bruck führen sollten, während die andern den Flüchtigen nachsetzten. Die Soldaten, nichts Arges besorgend, führten ihn ohne Wehr und ungebunden mit sich fort; doch mit einem Male zog er dem ihm zur linken Seite Gehenden das Schwert aus der Scheide, massacrirte Beide und gelangte durch Flucht glücklich im Lager an. Einen ähnlichen Streich verübte auch Johann von Hunyad.

Carmeliter in der Leopoldstadt.

Dieser Convent wurde 1841 aufgelöset und das Klostergebäude dem Orden der grauen Schwestern zu Gumpendorf angewiesen, die darin ein Filialhospital errichtet haben.

Schon um 1360 nahm Rudolph IV. die Carmeliter in Wien auf; er wies ihnen das damalige Kloster zu St. Johann im Werd zum Sitze an.

Dieses stand in der sogenannten Fischervorstadt, welche vom heutigen Schanzel bis zum untern Arsenal in der Gegend des Neuthores reichte. Die Väter verweilten dort nur kurze Zeit, denn 1386 räumte ihnen Albrecht II. die Capelle und das Gebäude des Münzhauses auf dem Hof (das Hofkriegsrath-Gebäude) ein, weil nach dem Wortlaute der Urkunde: „sich gefüget hat, daß die Capell, das Gesezz und auch die Wohnung zu Wyenn in dem Werd, da etwenn die Augustiner wohnhaft waren, die seliger Gedächtnüß der hochgeborn Fürst — Herzog Rudolf gegeben und geantwort hat den Erbenn und Geistlichen unsern liebn andacht'gen unser Frauen Brüder, genannt Carmeliten, von der gro-

ßen prunst, die vor Zeiten ze Wyenu ist geschehen gar abgeprunnen vervallen, und verbünst ist, so ganzleich, das die eg'n Brüder daz nit widerbringen und gepauen mögen.“ Nach der ersten Belagerung Wiens durch die Türken (1529) verschwand die Fischervorstadt sammt Kloster und Kirche St. Johann für immer. Das Kloster der Carmeliter am Hofe ging 1554 ein und das Gebäude wurde den Jesuiten übergeben. So blieb es, bis 1622 der General des Ordens der Carmeliter die Klöster in Polen untersuchte und auf der Rückreise nach Wien kam. Ferdinand II. genehmigte nicht nur die Errichtung eines neuen Ordenshauses, sondern bot sich selbst an, der Stifter desselben zu sein.

Es wurden die Häuser der Witwe Henkhel und des Bernhard Maurer in der Leopoldstadt gekauft und dem Ordensgenerale als Geschenk überlassen. Da der dadurch erhaltene Raum aber zu einer Kirche und einem Kloster nicht zureichte, so wurden auch die nachbarlichen Häuser des Daniel Moser und des Simon Schmied dem Ordensgeneral verliehen und für ewige Zeiten die Besitzungen der Carmeliter im Werd von allen Steuern und Lasten befreit.

Den 16. August 1623 erfolgte der kaiserl. Stiftbrief, durch welchen den Ordensbrüdern das Sammeln von Almosen gestattet und die Erlaubniß zu predigen, Beicht zu hören und die Sakramente zu spenden, ertheilt wurde.

Kloster und Kirche wurden zugleich zu bauen angefangen. Die Kirche war den 15. August 1624, obschon nur niedrig und klein, vollendet und wurde von dem Nuntius, Carl Caraffa, Fürsten von Rocella, eingeweiht. Zwei Jahre später wurde sie auf Kosten des Fürsten Hartmann von Lichtenstein vergrößert und erhöhet; zugleich stiftete Fürst Udalrich von Eggenberg das Exercitienhaus und legte den Grundstein desselben.

Der Klosterbau ging nicht so schnell vorwärts; erst den 24. Sept. 1627 war die Feier der Grundsteinlegung, wobei Ferdinand II., seine Gemahlin Eleonora, die Erzherzoge Ferdinand und Karl und die Erzherzoginnen Maria Anna und Cäcilia gegenwärtig waren. Das kaiserl. Paar versenkte selbst den Grundstein, in welchem die Denkschrift auf einer bleiernen Tafel und fünf Goldmünzen enthalten waren, in die Grundfeste; der Kardinal Clesel hatte ihn geweiht.

Während des Baues kam der Ordensgeneral der Carmeliter, Pater Dominicus a Jesu, welcher im Rufe hoher Frömmigkeit stand, im untern Werd an. Er war von Papst Paul V. an den Kaiser und den Herzog von Baiern geschickt worden, um in dem Kriege gegen die Böhmen als Legat zu dienen. Er kam den 22. Nov. 1629 im Werd an und wurde mit um so größerer Auszeichnung empfangen, als seinem Gebete zur seligsten Jungfrau vorzüglich der Sieg der Katholiken am weißen Berge bei Prag zugeschrieben wurde.

In Betreff dieses Sieges können wir hier nicht unberührt lassen, es sei die merkwürdige Thatsache aktenmäßig erwiesen, daß der fromme Laienbruder Stephan von Verona, der damals im Capuzinerkloster zu St. Ulrich am Platzl lebte, dem gottesfürchtigen Kaiser Ferdinand den Sieg, den seine Feldherrn Max von Baiern, Tilly und Boncquoy am weißen Berge über die Schweden erfochten hatten, noch in derselben Stunde meldete, als die Schlacht geliefert worden war. Diese Umstände bewogen den Kaiser, das Capuzinerkloster am neuen Markte zu vollenden und die Carmeliter im untern Werd zu stiften. Nebst der Abgabenfreiheit schenkte er ihnen den Tabor mit allen Einkünften und Gefällen; die frommen Väter verbaten sich aber diese große Huld, wogegen ihnen der Monarch antwortete: „Bedenket gut, was ihr thut, meine

lieben Väter! ihr werdet nicht immer einen zweiten Ferdinand haben."

Pater Dominikus verweilte jedoch nur kurze Zeit im Carmeliterkloster, denn schon am 29. Nov. 1629 berief ihn der Kaiser in die Burg zu sich, um in den wichtigsten Staatsangelegenheiten seinen Rath zu vernehmen. Nicht lange war es dem frommen Vater aber vergönnt, dem Fürsten Dienste zu leisten; er starb den 16. Februar 1631.

Sein Leichnam wurde in einem feierlichen Trauerzuge aus der Burg in den untern Werd gebracht und in der Kirche der Carmeliter Anfangs bei dem Altare der h. Jungfrau begraben, bald darauf aber in eine eigene Gruft unter dem Hochaltare beigesetzt.

Im J. 1639 kam endlich der Sitz der Carmeliter vollkommen zu Stande. Die Kirche, das Kloster, das Exercitienhaus und ein geräumiger Garten, welcher von der Sperlgasse bis zur Herrngasse sich erstreckte, bildeten ein herrliches Ganze. Die Kirche war vergrößert und mit einer prächtigen Vorderseite geziert worden. Sie wurde zu Ehren der seligsten Jungfrau und der h. Theresia den 15. Oktober 1639 von dem Wiener Bischofe, Philipp Friedrich Grafen von Breuner, neu geweiht.

Dieses Gotteshaus erhielt noch manche Verschönerungen; Fürst Hartmann von Lichtenstein ließ 1639 den Hochaltar herstellen; einen zweiten Altar, zu Ehren der h. Anna, auf der Evangelienseite, stiftete 1657 die Gräfin Anna Eusebia von Harrach, geborne Freiin von Schwanberg; Frau Walburga von Gelburg, geborne Basin von Baisenberg, ließ die Kirche mit Marmor pflastern; die Familie der Freiherrn von Herberstein gründete 1658 den Altar des h. Albert auf der Epistelseite und im nächsten Jahre ließ Erzherzog Leopold Wilhelm den marmornen Altar mit dem Bilde des h. Joseph errichten.

Die Niederlassung der Carmeliter war für die Vorstadt eine große Wohlthat, deren Seelsorge der entfernten Pfarre zu Eipoltau im Marchfelde übertragen war. Nach der Ankunft der Carmeliter wurde die Seelsorge diesen Mönchen übertragen, welche die Pfarrverwaltung aber nur bis zum J. 1646 besorgten, weil durch Ordinations-Dekret vom 31. Dezember den Curaten bei St. Stephan, in Folge der neuen Pfarreintheilung außer der Stadt Wien nicht nur Alles übertragen wurde, was außer der Schlagbrücke gelegen war, sondern auch der Prater, die Landstraße, Erdberg, die ganze Vorstadt vor dem Stubenthore, die ganze Vorstadt vor dem Kärntnerthore und Nikolsdorf bis zur Kothgasse, wo der Pfarrbezirk St. Michael außer der Stadt begann.

Diese Bestimmung erlitt 24 Jahre später eine Änderung, weil nach Aufhebung der Judenstadt, die sich damals in der Leopoldstadt in der Gegend zwischen den Carmelitern und der Augartenstraße befand, die neue Pfarre St. Leopold entstand.

Während der türkischen Belagerung 1683 wurde das Carmeliterkloster von dem Erbfeinde in Asche gelegt und die Kirche als Pferdestall gebraucht. Am 9. Juli brachten die Väter ihr Archiv und ihre Kostbarkeiten in die Stadt in das fürstlich Dietrichstein'sche Haus in der Herrngasse und am 13. zogen sie und die barmherzigen Brüder ganz in die Stadt, wo diese in dem genannten fürstlichen Hause und die Carmeliter im Kloster ihrer Ordensschwestern, der Siebenbüchnerinnen (in der Sterngasse, dem heutigen Polizeigebäude) eine Zufluchtsstätte fanden.

Nur drei Ordensbrüder blieben mit edler Resignation für den Dienst der Leopoldstadt-Bewohner zurück, die sich verspätet hatten und in die Stadt nicht mehr aufgenommen werden konnten. Da am genannten 13. Juli der rothe Thurm gesperrt und die

Schlagbrücke abgeworfen wurde, so konnte am folgenden Tage nur mit vieler Mühe das Gnadenbild der h. Jungfrau und der Leib des sel. Dominikus aus der Kirche der Carmeliter gerettet und zu Schiffe in die Stadt gebracht werden. Nach dem Abzuge der Türken wurde Alles schnell wieder hergestellt. Der Konvent fand bei dem hohen Adel viel Unterstützung. Die Kaiserin Eleonora, die Witwe Ferdinands II. bestimmte in ihrem letzten Willen eine Summe zur Herstellung eines der Seitenaltäre und ließ das Bild der h. Jungfrau mit dem geneigten Haupte, welches Pater Dominikus a Jesu um das J. 1610 in Rom unter Schutt und Trümmern gefunden, im J. 1623 mit nach Wien gebracht, bis an sein Ende hoch verehrt und dann der genannten Fürstin überlassen hatte, — auf diesem Altare aufstellen.

Der Altar der h. Maria vom Berge Carmel wurde 1702 auf Kosten des Fürsten Maximilian von Lichtenstein neu hergestellt und mit den Statuen der Verwandtschaft der h. Jungfrau geziert. Der Künstler hat gesucht, an diesen Statuen die Gesichtszüge der damaligen Glieder des fürstlichen Hauses nachzubilden.

Große Wohlthäter der Carmeliter waren auch die Grafen Joseph von Paar, Ferdinand von Windischgrätz und Leopold von Hallweil, deren Wapen in der Kirche, über den von ihnen errichteten Altären, angebracht sind. Die Grafen von Windischgrätz und Hallweil haben sich in dieser Kirche auch ihre Ruhestätten gewählt.

Der geräumige Platz vor der Kirche wurde 1707 mit den Bildsäulen verschiedener Heiligen und 1723 (statt der zehn Jahre vorher errichteten hölzernen) mit einer steinernen Dreifaltigkeitssäule geziert.

Als der Klostergarten in Bauplätze getheilt wurde, verlor die Kirche alle diese Statuen auf dem Vorderplatze; diese Standbilder wurden zu Grundsteinen für die neue Umfangsmauer des Klosters verwendet. Als an dieser Kirche unter Joseph II. eine Filialpfarre (zu St. Joseph genannt) errichtet wurde, ward das Pfarramt an Weltgeistliche verliehen und Christoph Kolb war der erste, der zum Pfarrer ernannt wurde.

Von 1812 — 1824 war in dieser Kirche das Gnadenbild, „Maria Taferl" genannt, welches früher die Kirche zu Jedlersee schmückte, aufgestellt; im letzten Jahre wurde es aber auf Bitten der Bewohner des genannten Ortes wieder dahin übertragen.

Die heutige Kirche hat einen Hochaltar mit dem Bilde der h. Theresia, und sechs Seitenaltäre, wovon der erste mit dem Bilde der h. Dreifaltigkeit und dem Gnadenbilde mit dem geneigten Haupte, der zweite mit dem Bilde der h. Anna, der dritte mit dem Bilde des h. Johann vom Kreuze, der vierte mit jenem der Vermählung Mariens, der fünfte mit jenem des h. Albert und der sechste mit dem Bilde des h. Simon vom Stock geziert ist.

An Grabsteinen ist in diesem schönen Gotteshause nur einer vorhanden, und zwar jener des Grafen von Hallweil (S. d.) mit folgender Inschrift:

†

Ferdinandus Leopoldus Sac. Rom. Imp. Comes ab Halweil obIIt DIe. x. AVgVstI sVb ara. Ista tVMVLatVs. In paCe.

Das Portal der Kirche ist der Architektur wegen sehenswerth.

Die Carmeliter hießen in Wien vormals die weißen Brüder, weil sie weiße Mäntel trugen.

Carmeliterinnen in der Stadt (Die) bewohnten das St. Josephskloster und wurden gewöhnlich die Siebenbüchnerinnen genannt. Dieser seltsame Name des Klosters vom hohen Markt hinein, auf der Höhe gegen den Salzgries hinunter, in der Sterngasse, wo nun das

große Polizeihaus, stammt von den Häusern her, aus denen es zusammengebaut worden, und von denen das größte, den Schild „zu den sieben Büchern“ führte, was das gemeine Volk nicht selten in Siebenbürgen und Siebenbürgerinnen verkehrte.

Dies Haus hatten die Juden unbefugt an sich gebracht und dort die Grundfesten einer Synagoge gelegt. Der Fiscus legte sich darein und confiscirte den Platz. — Ferdinands II. Gemahlin Eleonora Gonzaga, Herzogin von Mantua, hatte eine besondere Vorliebe für die von der heil. Theresia reformirten Nonnen U. L. F. am Berge Carmel. Sie berief einige derselben aus Italien zu sich in die Burg, wo sie mehrere Jahre wohnten. Am 22. Okt. 1633 legte die Kaiserin in Gegenwart Ferdinands II. und III. und des Erzherzogs Leopold Wilhelm den Grundstein zum Hochaltare; 1638 am 11. März bezogen die Nonnen feierlich das neue Kloster, dessen Kirche gleichwohl erst 1642 eingeweiht wurde.

Nebst dem Kloster baute die erlauchte Stifterin noch ein zweites Klösterchen, das sie Nazareth nannte und der Unterkunft der Kranken oder Fremden widmete. Als ihre geliebte Nichte, die Prinzessin von Lothringen 1648, im Jahre des westphälischen Friedens, in einer unglücklichen Niederkunft das Leben verlor, beschloß Eleonore ihren, schon seit dem Tode Ferdinands II. gefaßten Entschluß ins Werk zu setzen und in dieser ihrer Stiftung die letzten Tage ihres Lebens zu beschließen. Dies vollbrachte sie auch schon am 5. Aug. 1648 und nur auf eine kurze Zeit vermochte sie der Rath der Ärzte, diesen Aufenthalt, wegen zunehmender Schwäche des Augenlichtes zu verändern; aber bald kehrte sie wieder zurück, verschied im Kloster 1657 und wurde im Habit einer Carmeliternonne in der Klostergruft, hinter dem Altare, bestattet, nach der unter Joseph II. den 12. Jänner 1782 erfolgten Aufhebung aber nach St. Stephan übersetzt, mit ihr ihre Freundin und Lehrerin, die von ihr aus Genua berufene Mutter, Paula Maria a Jesu, deren Leichnam noch unverwesen war. Auch unter diesen Nonnen waren bis zur Aufhebung viele vom in- und ausländischen Adel. — Eine Inschrift über der Kirchenthür nannte die Stifterin und das Jahr der Stiftung:

D. O. M.
S. Joseph. Dei genetricis sponso
Eleonora D. G. Rom. Imp. Germ. Ung. Boem. Reg.
Nata Princ. Mant. et Montisferr.
In SS. Virg. et M. Theresiae sobolem
Pietate atque munificentia celebris
Templum hoc et monasterium fundavit, dicavit, dotavit. 1642.

Die Güter dieser Carmeliterinnen fielen gleichfalls dem Religionsfonde zu, für den sie die Staatsgüter-Administrationen verwaltete. Das Gebäude wurde der Polizei eingeräumt.

In dieser Kirche hielt der Kardinal und erste Wiener Erzbischof Sigm. Graf von Kollonitsch, weil seine Schwester, eine vormalige Hofdame, dort Nonne war, als Priester sein erstes Meßopfer, wobei ihm die Erzherzogin Elisabeth, Braut Karls VI. (III. von Spanien) in Gegenwart des Kaisers Leopold des I. und der Kaiserin Eleonora den üblichen Kranz darreichte.

Am 19. März 1732, als dem Festtage des h. Joseph, begab sich Carl VI. und die Kaiserin dahin, um von da in Prozession, welche der Erzbischof Kollonitsch führte, zu der neu errichteten Ehrensäule am hohen Markt, die Vermählung Josephs mit Maria vorstellend, sich zu begeben.

Nach der Aufhebung wurde ein Theil des Klosters zu einer freiwilligen Arbeitsanstalt benutzt, die im Monat Februar 1786 in einen Theil des Dorotheerstift-Gebäudes übersetzt wurde.

Auf dem Hochaltare der Siebenbüchnerinnen befand sich ein marianisches Gna-

denbild, welches das auf einem Tische stehende, und mit der rechten Hand den Segen gebende Jesukind vor sich haltend, vorstellte. Es erschien davon ein Kupferstich mit der Inschrift:

„Bildnus
des Gnaden-Bilds, so Anno 1656 aus Candia gebracht worden, und von I. M. Kayser Ferdinando III. denen barfüssigen Carmeliterinnen zu Wien geschenkt worden.“

Dabei fand sich folgendes kaiserliche Attestat:

†

„Unser Lieben Frauen Bild, so man die Candia nennet, habe ich denen Ehrwürdigen Closter-Frauen bey St. Joseph des Reformirten Carmeliter-Ordens, verehret, welches ich von einem Feld-Marschal Lieutenant Baron Pompei empfangen, welcher es von einem Gubernator einer Stadt in Candia, so fern mich recht erinnere, Rettino *) genannt, die wegen des starken Einfalls hat geschleiffet werden müssen, zu absonderlichen Favor empfangen, und mich berichtet, daß es allezeit, vor einen Gnaden-Bild gehalten, und Lampen davor gebrennet worden, welches hiemit attestiren wollen.

Wien den 2. Jenner Anno 1656.
Ferdinandus
(L. S.)

Carolinenstift.

Diese schöne Anstalt befindet sich in der Vorstadt Erdberg; sie ist der Erziehung guter weiblicher Dienstbothen gewidmet und in der Regel werden darin Töchter verdienter Soldaten, vorzüglich Unteroffizieren aufgenommen. Der Bau des Stiftungshauses und ihre Erhaltung ist ganz das Werk der Großmuth und Sorgfalt Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter, Caroline Auguste. Die Anzahl der Zöglinge erreicht gewöhnlich die Zahl von 40, und Vorsteherinn des Stiftes ist Antonia Arneth, die Tochter der rühmlich bekannten Schauspielerin Maria Anna Adamberger.

Carolinenthor.

Zur Bequemlichkeit des zu Fuß gehenden Publikums ließ der Magistrat mit Kaisers Franz I. Bewilligung zwischen dem Stuben- und dem Kärntnerthore im J. 1817 in der geraden Richtung der Weihburggasse den Stadwall durchbrechen und ein neues Stadtthor eröffnen, welches der regierenden Kaiserin zu Ehren den Namen des Carolinenthores erhielt und für die Bewohner der gegenüber liegenden Vorstädte eine wahre Wohlthat war. Um den Raum für das Thor und die Brücke über dem Stadtgraben zu gewinnen, mußte ein kleines Haus und die Kante der Braunbastei abgetragen werden. Die Anlage dieses Thores und die ruhige, angenehme Lage des vor demselben liegenden Glacis-Platzes hatte im J. 1819 auch jene der beliebten Brunnentrink-Anstalt oder des sogenannten Wasserglacis zur Folge, welche die Stelle des einst so beliebten Spazierganges der Burgbastei ersetzt und dieses Thor zu eines der besuchtesten Stadteingänge macht.

Carolinischer Pallast.

Dieser Pallast (1160) beherrscht von der Augustinerbastei aus das ganze südliche Panorama der Vorstädte und in Betreff der schönen Lage nimmt es unter allen Häusern der Stadt die erste Stelle ein.

Nach Wolmuts Plan von Wien befand sich an der Stelle dieses Fürstensitzes die alte städtische Gießhütte, welche der Stadtrath 1543 von dem Büchsengießer Maierhofer kaufte, um darin das städtische

*) Rettimum oder Rettimo, eine aus den vier Hauptstädten der Insel Candia, welchen Platz die Türken 1647 eroberten, und von der Zeit an durch Waffen regieren ließen. Als die Venetianer Candia noch hatten, war zu Rettimo ein bischöflicher Sitz; auch war der dortige Malvasier-Wein berühmt.

Geschütz zu gießen. Diese Gießhütte ging jedoch nach einigen Jahren bei dem Baue der Festungswerke ein und wurde auf die Wieden versetzt.

Der älteste Theil des Pallastes mit dem Einfahrtsthore entstand unter Maria Theresia und sein voriger Besitzer, Herzog Albert Casimir von Sachsen-Teschen ließ ihn 1801 — 1804 gegen die kais. Burg zu bedeutend verlängern und prachtvoll möbliren. Es darf uns daher nicht wundern, wenn ihn 1805 Prinz Murat und 1809 der Prinz Eugen Beauharnois zu ihrem Wohnsitze wählten.

Seit dem Tode des Herzogs Albert am 10. Februar 1822 (geb. 11. Juli 1738) kam der Pallast mit allen darin aufbewahrten herrlichen Kunstsammlungen an seinen Erben Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Carl, der ihn auch bewohnt, und dessen schönes Porträt in Lebensgröße von Peter Krafft sich darin befindet.

Auch von Klieber sind darin mehrere Gypsfiguren, z. B. Apoll und die neun Musen im Musiksaale, etwas über Lebensgröße, so wie auch Minerva und zwei Sphinxe. In diesem Pallaste befinden sich herrliche, von dem Herzoge Albert angelegte Kunstsammlungen, — eine Sammlung von Handzeichnungen, welche mehr als 13000 Stücke der bewährtesten Meister aus allen Schulen (36 von Michael Angelo, 20 von Andreas del Sarto, 112 von Rafael Sanzio, 132 von Albrecht Dürer u. s. w.) enthält; — eine Kupferstichsammlung von mehr als 100,000 Blättern, worin die Werke der größten Maler von den ersten Kupferstechern dargestellt sind; Dürers Werke sind vollständig und in den schönsten Abdrücken vorhanden; das Blatt Finiguerra's (geb. 1415) von Durand in Paris erkauft, kostete 3500 Franks.

Die Bibliothek besteht aus 18000 Bänden; vorzüglich reichhaltig sind die Fächer der Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, der Kriegskunst und Staatswissenschaft, der Naturgeschichte und der schönen Künste; dabei befinden sich die besten Classiker aller Nationen in den schönsten Hand- und Prachtausgaben, die schönsten botanischen Werke der Deutschen, Franzosen und Engländer nebst einer Sammlung der besten Landkarten und einer bedeutenden Anzahl gezeichneter Plane. Die vom Erzherzoge gesammelte Handbibliothek von mehr als 6000 Bänden erstreckt sich über alle Fächer der Kriegswissenschaften.

Carolinische Triumphpforte.

Bevor Fischer von Erlach unter der Regierung Kais. Carls VI. die Reichskanzlei erbaute, stand an der heutigen großen Einfahrt in die Burg vom Michaelerplatz gegen die Schauflergasse querüber, eine prächtige Triumphpforte vom Hof-Architekten Hildebrand ausgeführt, nach dem Entwurfe des kaiserl. Antiquars und Direktors des Münz-Kabinets Gustav Adolph Heräus. Der ganze Bau bestand aus lauter gehauenen Quadern und hatte drei Eingänge: ein Hauptthor für Wagen und zwei Nebenpforten für Fußgeher. Oben über der ganzen Triumphpforte war das Steinbild des die Weltkugel tragenden Riesen Atlas, ein Symbol der schweren Last der Regierung so vieler Reiche; auf den Nebenpforten zur Rechten und Linken ein Frauenbild mit einer Säule und der mit der Keule bewaffnete Alcide, anspielend auf Carl's VI. Wahlspruch: Constantia et Fortitudine. — Auf dem Piedestal des Atlas las man:

Imperante Caes. Aug. Carolo VI. porta palatii renovata. A. Ae. Ch. MDCCC. imp. I.

Unter dieser Schrift stellte sich zwischen zwei Genien der Doppeladler des Reiches dar mit des Kaisers verschlungenen Buchstaben auf der Brust. Der Schlußstein des größeren Schwibbogens wies des Janus Doppelantlitz. In den Feldern über den zwei Nebenpforten waren vier Marmor-Basre-

liefs: Jason das goldene Vließ suchend als Sinnbild der Reise Carls VI. über England, Holland und Portugal nach Spanien, mit der Inschrift: „Sic patriam fugimus; — das dem mit dem goldenen Vließe heimkehrenden Jason glückwünschende Italien: „Quante per aequora vectum accipio; — Barcellonas Entsatz während einer Sonnenfinsterniß: „Tibi Signa dedit;“ — der auf der Säule ruhende Herkules mit drei Lorbeerkronen, die drei Siege andeutend, die Guido von Starhemberg in dem einen Jahr 1710 bei Almenara, Saragossa und Villaviciosa für Carln erfochten: „Ter victor in anno.“ — Am Gitter des Ganges waren von Außen auf der Stadtseite vier Trophäen von Waffen aufgerichtet. Dieses im damaligen Geschmack errichtete, ausgezeichnete Werk stand aber nur 16 Jahre, nämlich von 1712, als Carl VI. nach Frankfurt und Preßburg zog, um die Krone seiner Väter, der Kaiser, auf sein Haupt zu setzen und die h. Krone des eben durch den Szathmarer Frieden beruhigten Ungarns bis 1728, — wo die Reichskanzlei erbaut und in Folge dessen diese Triumphpforte abgetragen wurde.

Carossen.

Unter Carl VI. und Maria Theresia pflegte man, um das Ausfahren des Hofes anzudeuten, durchweg zu sagen, die Carossen (so wurden vorzugsweise die kais. Equipagen genannt) kommen. Eine solche Ausfahrt, besonders in der Stadt, war auch ein großartiger Anblick.

Die Hofwagen waren von kolossaler Größe und starrten vor Gold. Sie wurden von sechs Pferden gezogen; der Kaiser nahm den Hauptsitz in denselben ein und die Kaiserin saß ihm zur Seite, à la Campagne; sonst aber ihm gegenüber. Im ersteren Falle durfte der Leib-Kutscher nicht auf dem sonst gewöhnlichen Kutscher-Sitz sitzen, sondern mußte auf den Pferden reiten, und einen gelben Sammtpelz und eine Mütze mit Federn tragen; der Vorreiter hatte dieselbe Kleidung. In der Stadt ritten stets die kaiserlichen Kammerherrn und andere Vornehme des Hofes in spanischen Mänteln nebenher, und auf beiden Seiten des Wagens ging die Arcieren- und Trabanten-Garde. War der Hof aber außer der Stadt, so trugen die nebenher Reitenden gewöhnliche deutsche Kleidung. Die übrigen kaiserlichen Wagen, in denen die Hofdamen fuhren, waren ebenfalls mit sechs Pferden bespannt und wurden von den Kutschern auf dieselbe Art gefahren, wie der Leibwagen.

Casernen.

Bis zur Regierung Carls VI. waren in Wien die Truppen in gewissen Quartieren der Stadt und Vorstädte in hölzernen Baraken untergebracht, und dem flachen Lande war die Militär-Einquartierung eine große Last. Dieser Fürst begann daher den Bau großer Casernen, wozu er auch die Stände und die Bürgerschaft ermunterte. Die Ersten faßten in Folge dessen am 10. Juni 1716 den Entschluß, nach dem Beispiele des Herzogs von Baiern, zum Baue von Casernen zu schreiten. Zu Wien wurde der erste Platz dazu in der Leopoldstadt ausersehen; man wählte einen Grund nahe am alten Tabor, welcher zum Grundbuche des Kaiserspitals dienstbar war und zwei Küchengärten, welche dem Joseph Zigeuner und der Witwe des Dominik Forte gehörten. Dem Ersten wurde ein anderes Haus in der Nähe mit einem Garten eingeräumt; dasselbe welches heute zur Erhaltung seines Namen den Schild zum Zigeuner führt. Der Witwe wurde ihr Besitz abgekauft. Der Bau der Caserne begann im J. 1721 und war 1723 vollendet; es wurde zuerst vom Carl Bathiany'schen Regiment leichter Reiter, welches einst Pappenheim und später Piccolomini hieß, bezogen.

Diese Caserne ist 96 Klafter lang, mit zwei großen Höfen und 47 Klafter breit; es können darin 600 Mann mit den Pferden untergebracht werden.

Die zweite Caserne dem Alter nach ist jene am Getreidemarkte auf der Laimgrube. An ihrer Stelle stand früher ein hölzernes Soldatenhaus; Carl VI. erbaute das heutige Gebäude, welches den 27. September 1732 die Prinz Eugen'schen Dragoner zum ersten Mal bezogen. Später wurde diese Caserne meistens von Grenadieren bewohnt.

Die Caserne am Salzgries in der Stadt entstand ebenfalls unter Carl VI. im J. 1748; sie nimmt den Platz ein, worauf früher 53 Häuser und Häuserchen standen. Sie hieß Anfangs „auf der Münchbastei" vom neuen Thor rechter Hand hinauf. Bei ihrem Bau wurden tief aus der Erde starke hölzerne Wehren gegen das Einreißen des Donaustromes, der hier vormals vorüberfloß, ausgegraben. Am 12. März 1748 betrat das Infanterie-Regiment Kollowrat diesen neuen militärischen Standort zum ersten Male.

Die Errichtung der Alser-Caserne fällt in Theresiens Regierungszeit. Hier war früher die Landschafts-Akademie für adelige Jünglinge. Zur Caserne wurde den 19. Okt. 1751 in Gegenwart beider Majestäten der Grundstein gelegt. Am 18. April 1753 bezog ein Bataillon, nebst zwei Grenadier-Compagnien des Baron Kheil'schen Infanterie-Regiments, deren Mannschaft neu montirt war, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zwischen 10 und 11 Uhr die neue Caserne. Sie hat drei Stockwerke und sieben Höfe.

Die Reiter-Caserne in der Josephstadt war früher das Graf Haugwitz'sche Gartengebäude; die darin sich befindliche Anna-Capelle wurde 1759 erbaut. Ihren jetzigen großen Umfang verdankt diese Caserne der neueren Zeit.

Die Artillerie-Caserne am Rennwege (s. d.) war früher das Waisenhaus. Joseph II. legte am 21. März 1768 den Grundstein zum neuen Baue, dessen Kosten größten Theils von der Chaosi'schen Stiftung genommen wurden. Es wurde zugleich in der dortigen Kirche eine Gruft für den Körper des Freiherrn von Chaos errichtet. Die neue Kirche wurde am 29. April 1770 eingeweiht; die Inschrift davon lautet:

In haC saCra DoMo ophanI pIa Vota persoLVVnt.

Heute ist die Hauptstadt hinlänglich mit Casernen versehen, deren Zahl sich auf 19 beläuft und nach den Waffengattungen vertheilt, folgende sind:

Für Artillerie.

Landstraße, Rennweg (566).
Stadt, Renngasse (140).
" Seilerstätte (958).

Für das Beschäl-Departement.

Landstraße, Heumarkt (535).

Für Cavallerie.

Josephstadt, Kaisergasse (168).
Leopoldstadt, Augartenstraße (149).

Für Fuhrwesen.

Landstraße, Ungargasse (385).
" Heumarkt (535).
Wieden, Favoritenstraße, der sogenannte Holzhof (303).

Für die Hofburgwache.

Laimgrube, Hauptstraße (185, entstand im Jahre 1840).

Für die Infanterie.

Alservorstadt, Hauptstraße (196).
Gumpendorf, Hauptstraße (395).
Laimgrube, Getreidemarkt (3).
Landstraße, Heumarkt (535, entstand im Jahre 1841).
Stadt, Salzgries (200).

Für die Militär-Polizei-Wache.

Landstraße, Hauptstraße (277).
Stadt, Sterngasse (453).
Wieden, Trappelgasse (398).

Für Sappeurs.
Laimgrube, Hauptstraße (186).

Für die Trabanten=Leibgarde.
Laimgrube, Gardehausgasse (200, entstand im Jahre 1840).

Transportsammelhaus.
Altlerchenfeld, Kaisergasse (12, im vormals Trattner'schen Buchdruckerei=Gebäude).

Casinos.

Wir sind überreich an Casinos; ein adeliges in der Herrngasse, ein juridisches in der Bischofsgasse (638), ein merkantilisches in der Spiegelgasse (1097), ein restauratorisches am Neuenmarkte (1045); ein Casino in Döbling bei Zögernitz, in Gaudenzdorf bei Gierster, in Hietzing bei Domayer, in Simmering bei Fuchs; nichts als Casino und doch werden Wenige wissen, was ein Casino ist und wie das Wort dazu gekommen ist, das zu bezeichnen, was wir heute darunter verstehen. Hier folgt die Erklärung. In der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro erhebt sich, umgeben von einer reizenden Landschaft, der Monte Casino. Auf dem Gipfel desselben erbaute der h. Benedikt um das Jahr 530 ein Kloster, welches durch Reichthum und durch die wunderbaren Heilkräfte, in deren Besitz die Bewohner desselben waren, die Aufmerksamkeit der Christenheit auf sich zog. Aus allen Provinzen Italiens strömten Scharen von Pilgern nach der Abtei, wo sie hoffen durften, geistige und körperliche Leiden gleichzeitig gestillt zu sehen. Was die frommen Brüder des Klosters durch ihre Gebete und Heilmittel nicht erreichten, das spendete die Natur in reichlichem Maße. Eine gesunde, frische Luft, ein heiterer, lachender Himmel, eine über alle Beschreibung entzückende Aussicht und endlich die Reize eines sorgenlosen Zusammenlebens, welche durch die Sorgfalt der Klosterbrüder noch gehoben wurden, ließen in der Erinnerung aller Derjenigen, welche einige Zeit auf dem Monte Casino zugebracht hatten, den Wunsch zurück, jene Stunden wiederkehren zu sehen.

Die auf dem Wallfahrtsorte angeknüpften Bekanntschaften wurden in der Heimat fortgesetzt; man fühlte das Bedürfniß eines Vereinigungs=Punktes, man wählte sich hierzu einen passenden Ort, man stiftete Zusammenkünfte und gab ihnen den Namen des gefeierten Berges, der noch fortlebt.

Castelli's Dosen=Sammlung.

Der geschätzte Dichter Castelli zählt zu seinen Eigenthümlichkeiten auch die, ein starker Tabak=Schnupfer zu sein. Um indeß die Monotie zu vermeiden, immer eine und dieselbe Dose bei sich zu führen, hat er allmälig eine Sammlung von Dosen=Variationen angelegt, die zu den zahlreichsten gehören dürfte, welche die große Gesellschaft der Tabak=Schnupfer besitzt. Sie zählt nach einer darüber in öffentlichen Blättern erschienenen Notiz nicht weniger als 1200 Stücke, die sämmtlich genau geordnet, classificirt und in zahlreichen Schränken aufbewahrt sind. — Diese Dosen sind indeß nicht allein als Curiositäten zu betrachten, sondern ein Theil derselben kann füglich als eine Illustration der neuen Wiener=Kunstgeschichte angesehen werden.

Bei der allgemeinen Liebe, welche Castelli in Wien besitzt, haben sich nämlich die Künstler Wien's beeifert, seine Dosen=Sammlung mit ihren Schöpfungen zu bereichern, und so findet man darin die geistreichsten und zierlichsten Arbeiten der bedeutendsten Wiener Talente. Diese sind auf den Dosen sämmtlich unter Glas gebracht, und es finden sich darunter Arbeiten von Waldmüller, Barberini (dem Landschafter), de Pian (dem Architekturenzeichner), Rauftl (dem Thiermaler), Fischbach, Krafft, Wurky (dem ver=

storbenen Landschaftsmaler), Ender, Rebell (ebenfalls verstorben, Direktor der Gallerie im Belvedere), Reder (Genremaler), Dallinger, Frl. v. Koudelka (der berühmten Blumenmacherin, jetzt Frau v. Schmerling), Schwemminger, Mößner (dem Landschafter), Gauermann (dem berühmten Landschaft- und Thiermaler), u. s. w.

Aber auch Arbeiten fremder, in den österr. Staaten lebender Künstler, wie von Canella, dem Mailänder Architekturmaler, Brioschi, Najo (in Mailand), Marco sieht man hier und sogar die berühmtesten Bildhauer Wien's, wie z. B. Rammelsmeyer (eine schöne Gruppe in Pfeifenthon modellirt), Klieber u. s. w. haben dazu beigesteuert. — Ein anderer Theil der Sammlung ist nach den Stoffen geordnet, worin die Dosen gearbeitet worden, je nachdem sie in Schildpatt, Silber, Gold oder dergleichen angefertigt sind, worunter sich auch die Dosen in Steinglas, einer neuen Erfindung eines böhmischen Glasfabrikanten, befinden. Zu den eigentlichen Curiositäten gehörte Molière's Tabaksdose, die durch Zufall in Castelli's Sammlung gekommen ist.

Castriota.

An dem mittleren Fensterpfeiler des ersten Rüstsaals der kais. Ambraser-Sammlung hängt der Helm und das Schwert dieses berühmten Türkenbesiegers, der unserer Beachtung nicht entgehen darf. Das erste Waffenstück ist ein weißer Sturmhut mit einer eisernen Stirnbinde, worauf vergoldete Rosen und die Aufschrieft: Inperatorebt und oben ein kupfervergoldeter Bockskopf angebracht ist. Zweifelhaft ist aber die Echtheit des Schwertes, dessen Kreuz und Knopf von schwarzem Eisen, und die Klinge mit eingeschlagenen türkischen Buchstaben verziert ist.

Georg Castriota (geb. 1403) war der jüngste Sohn eines Häuptlings oder Fürsten in Epirus. Er wurde am Hofe des Sultans Murad, wo er sich als Geißel für die Treue seines Stammes befand, erzogen, lernte dort den Kriegsdienst und die Mittel kennen, über die im Felde stehenden Türken den Sieg davon zu tragen. In Castriota's Busen kochte glühender und verborgener Haß gegen die Unterdrücker seines Heimatlandes; dieser Haß wurde nicht wenig durch den Umstand genährt, daß Murad alle Brüder Castriota's vergiftet hatte und nur ihn seiner männlichen Schönheit und weil er den tief verschlossenen Jüngling für ganz unbedeutend hielt, am Leben gelassen hatte. Durch List öffnete sich, als er vom Hofe entlassen worden war, Castriota seine von den Türken besetzte Hauptstadt Croja, ermordete an einem Tage alle Türken in ganz Epirus, schloß gegen die Pforte Bündnisse mit Rom, Neapel, Venedig und Frankreich, widerstand in seinen undurchdringlichen Wäldern und wilden Bergschluchten der türkischen Macht unter Murad und seinem Sohne Mahomed und lieferte ihnen binnen 20 Jahren vierhundert, meistens siegreiche Treffen und Gefechte, in denen er mit eigener Hand mehr als 2000 Türken erschlug und dabei ein einziges Mal verwundet ward. — Zum Angedenken des alten, einst welterschütternden Kriegsruhmes Macedoniens unter Alexander dem Großen nannte sich der kriegerische Castriota Iskienderberg, germanisirt Skanderberg, d. i. Alexander. — Dieser Mann war ein Zeitgenosse des großen Corvinus und beide die gefürchtetsten Feinde der Pforte; leicht und behend im Marsche, ungestüm im Angriff, am gefährlichsten auf verstellter Flucht, scharfsinnig in Benützung des Bodens und in der Ausdauer unerschütterlich. Die Hauptepoche seiner kriegerischen Unternehmungen fällt in die Jahre 1443 — 1446. — Castriota starb unabhängig von der Pforte zu Lissa im J. 1467.

Catalogus Catalogorum.

Im J. 1590 erschien in Oktav ein satyrisch-komischer Bücherkatalog als Nachahmung von dem Bücherverzeichnisse der Bibliothek zu St. Victor bei Rabelais. Es blieb jedoch bei dem ersten Theile, und nach einigen Nachrichten soll Wien der Druckort desselben sein, was wir den Bücherkennern zur Beurtheilung überlassen. Der ganze Titel des Werkes ist so sonderbar, daß er als bibliographisches Curiosum angeführt wird.

„Catalogus Catalogorum perpetuo durabilis. Das ist, ein ewig werende, gordianischer, Pergamenischer und Tirrarinonischer Bibliotheken gleichwichtige Verzeichnuß und Registratur, aller fürnemer, ausbündiger, fürtrefflicher, nützlicher, ergetzlicher, schöner, nicht jedermann gemeiner, getruckter und ungetruckter Bücher und Schriften, Operum, Tomorum, Tractatuum, Voluminum, Partium, vieler mancher herrlicher Authorn und Scribenten. Allen luftgirigen, Ruhm und Klugheit nachstellenden Gesellen zu Dollen polemischer Tractätlein, ungetreumter, unerrathener Namen. Täuffung und Titulgierung, dienstlich, nutzlich, hülflich und entwürflich. Vormals nie auskommen, sondern von den sinnarmen und buchschreibreichen, an starken Ketten bisher verwart gelegen, neulich aber Artwisum von Fischmentzweiler, erdichtricht, abgelöst und an Tag gebracht.

Gottlob durch unser Fleiß und groß Müh
Ists Catalogi erst Theil allhie,
Drumb laßt euch nit so fast verlangen
Der ander kompt hernach mit Brangen.

Getruckt zu Nienendorf, bei Nirgendsheim im Mentzergrund, 1590. 8.“

Cavalier (Wiener) vor 200 Jahren.

Wie unter der Regierung Ferdinands III. in Wien die Hofsitte und ritterliche Galanterie beschaffen war, davon liefert uns ein Schriftsteller jener Zeit ein merkwürdiges Bild, dessen Hauptzüge hier folgen:

„Wenn ein Herr heirathen will, muß er 1. um Erlaubniß bitten, daß er der Dame darf aufwarten. 2. Wenn er das erlangt, ist so viel, als wenn er schon Zusage hätte. 3. Muß er ihr aufwarten, welches hierin besteht: a) Kleidet er sich aufs prächtigste, und gibt jedem Diener eine Livrée. b) Schickt er alle Tage früh zur Braut, und läßt fragen, wie sie geschlafen und wie sie den Tag wolle zubringen. c) Schickt er zugleich Blumen, welche das Frauenzimmer pfleget an die Brust zu heften. d) Wenn ihm nun die Antwort worden, um welche Zeit sie ausfahren werden in die Kirche, kommet er dann in ihr Hauß, hebt sie in den Wagen und reitet mit bloßem Haupte dort her, wo die Braut sitzt, wenn gleich auf der andern Seite eine vornehme Person wäre, bei welcher man sonst reiten soll.

Bei der Kirche steiget er vom Pferde, machet den Wagen auf, hebt sie heraus und führet sie in die Kirche. Wenn die Kirche aus ist, hebt er sie wieder auf.

Speiset sie bei einem Fremden, muß er sich auch zu Gaste bitten, denn in Österreich ist gebräuchlich, daß sich einer selbst zu Gaste ladet und läßt sagen, er wolle dem Herrn bei der Malzeit aufwarten.

Über dem Essen muß er allezeit vorlegen und sie im Gespräch erhalten. Wenn sie zu trinken begehrt, so nimmt er den Teller sambt dem Glase, und wenn sie trinket, hält er den Teller unter, damit das Wasser, so vom Glase fleußt, die Kleidung nicht verderbe; trinkt allezeit auf seiner Fräulein Dame Gesundheit. Ihr aber darff er keines zubringen, sitzt allezeit neben ihr, damit er ihr desto besser aufwarten könne. Wenn etwa die Hausfrau seine Braut in ihr Zimmer mitnimmt, so bittet der Galan, daß er ihr aufwarten darff, und in solchem Frauenzimmer wartet er seiner Liebsten knieend auff.

Ist es im Sommer, so führet er sie zu Mittag im Roder (Prater). Im Win-

ter aber muß er sie im Schlitten fahren. Solche Aufwartung währt aufs wenigste drei Monate, denn man macht es denen Cavaliers sauer.

Wenn zur Hochzeit geschrieben wird, muß er seiner Liebsten schicken Galanterien auf einer großen silbernen Tatzen (Tasse), als: etzliche Paar seidene Strümpfe, Seidenzeug, Band, Handschuhe, 12 Federn, Fächer, Spitzen, Kammertuch und was er meint, das ihr angenehm sei. Nun kommets auf, daß die Herren alle Tage ein Präsent schicken, da doch keines wird unter 100 Thler kommen, silbern und golden Geschmeide, als Armbänder, Ohrengehenke von Edelsteinen ꝛc.

Er muß die Zimmer seiner Braut besser beziehen, denen Dienern neue Hochzeitlivreen geben, und nicht nur mehr Diener für sich aufnehmen, sondern auch für sie zum wenigsten bestellen: 1 Pagen, 2 Lakaien, Kutscher und Vorreiter, dieselben schickt er früher an den Hochzeittag durch einen seiner Diener hin zu ihr und lasset ihr sagen, diese sollen ihre Diener sein und denen hätte sie zu befehlen.

Schickt auch um diese Zeit einen neuen Wagen mit neuen Zugpferden, welcher acht oder zum wenigsten sieben sein müssen, damit, wenn eines aufsteßig werden sollte, man das andere an die Stelle haben kann. Letztlich muß er seiner Liebsten Kammerjungfer von Fuß auf kleiden.

Die Hofdames geben ihrem Bräutigam nichts, es sei genug, wenn sie einen nehmen; nur geben sie Nachtzeug. Am Hochzeittage Weißzeug, als 6 Hemden, 6 Umschläge, 12 Schnupftücher, 6 Paar Handblätter. Die halben Unkosten der Hochzeit.

Am Hochzeittage fähret der Bräutigam fast um 9 Uhr zu Nachts mit seinen Freunden; in die Kirche gehet der Bräutigam der Braut entgegen, hilft ihr aus dem Wagen und führet sie in die Kirche, beide sind weiß und auf silberne Stück gekleidet.

Die Braut hat an ihrem Rock einen Schweiffe (Schleppe) von drei Ellen, welchen entweder ein Page oder Fräulein nachtragen muß, bei der Kopulation sind die Gemahlringe schlecht von Golde rautenweise geflochten. Weil durch den Ring nichts anders als die Ewigkeit verstanden wird. Wo aber ein Stein ist in dem Ringe, kann dieser nicht mehr die Ewigkeit bedeuten, weil gleichsam an dem Ort, wo der Stein gesetzet, des Ringes Ende ist.

Über Tische sitzen die Herrn ohne Mantel und Degen, sobald man aber von der Tafel aufstehet, nimmt jedermann seinen Mantel und Degen.

Erstlich wird der Ehrentanz gehalten, darzu die Brautführer mit zwei Fackeln den Bräutigam aufruffen, welcher allein mit der Braut tantzet, und läßt sie wieder fahren, wenn die Courante zweimal aufgespielet worden. Dann tantzen die Gesandten, nach denen Gesandten des Bräutigams und der Braut nächste Anverwandten den Ehrentanz mit der Trompeten Schall.

Wenn die Ehrentänze vorüber, legen die Cavaliers, welche vorher in der Reihe herumgestanden, den Degen und Mantel ab, und nimmt ein jeder eine Dame und tanzt mit ihr auf teutsche Manier. Denn nun betritt die Brautmutter das Brautgemach und überantwortet dem Herrn Bräutigam seine Braut, welche sich gewaltig dagegen sträuben muß.

Wann eine Hofdame sich verheirathet, ist gebräuchlich, daß am ersten Tage Braut und Bräutigam mit ihrer Majestät an der Tafel speisen und sitzen beide unter der Tafel, welche bisweilen aus sonderbarer Höflichkeit nicht ein bischen essen, der Kaiser und die Kaiserin oben an.

Die Kaiserin pfleget auch die Braut zu putzen, und selbst in die Hofkapelle, allwo die Kopulation ist, zu begleiten; den andern Tag wird erst die Heimführung; da kommt

der Bräutigam in Begleitung vieler anderer zu Pferde in den kaiserl. Hof und holet seine Liebste und hält erst in der Stadt rechte Hochzeit.

Cavallerie=Corps (Erstes städtisches).

Den 18. Juli 1608 zog dem zur Regierung gekommenen Kaiser Mathias in Wien, unter Anführung des Bürgermeisters Lukas Lausur, ein Bürger=Corps von vierzehn Fähnlein Fußvolk und zehn Fähnlein Reiter, aus Adeligen, Bürgern und Kaufleuten zusammengesetzt, in der Leopoldstadt entgegen und führten ihn von dort durch den Ehrenbogen in die Stadt und nach der Hofburg.

Das berittene Corps der Adeligen und der Bürger, welches bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sich zeigte, erhielt sich lange und kam erst im 18. Jahrhunderte außer Gebrauch. Das jetzige bürgerliche Cavallerie=Corps ist im J. 1806 entstanden.

Celtes (Konrad).

Unter den Grabsteinen, welche die Außenseite der St. Stephanskirche zieren, befindet sich in der Mauer des unausgebauten Thurmes beim sogenannten Adlerthore nächst dem neuerbauten Zwettelhofe, auch jener eines in vielerlei Hinsicht hochberühmten Mannes. Es ist Konrad Celtes *), kaiserl. Bibliothekar in Wien, Stifter der poetischen Facultät an der hiesigen Hochschule, und der erste Dichter seiner Zeit, der auch als solcher von Kaisers Friedrich III. eigener Hand (den 18. April 1487 zu Nürnberg bei Gelegenheit des Reichstages) öffentlich mit einem Lorberkranze gekrönt wurde. Von diesem Grabsteine wurde in den zu Nürnberg im J. 1822 erschienenen Beiträgen zur Kunst= und Literaturgeschichte von Heller und Jäck (1. und 2. Heft) eine Abbildung geliefert. Die Schrift des Steines lautet:

Deo opt. max.
Conr. Celti Protucio, Poetae, ostrofranco
ex testamento pie positum
in laurea (VI)/(VO) corona
An. Chr. MDVIII. II. non. Febr.
Vivit XLIX annos, dies tres.

Celtes war zur Zeit seiner Krönung 32 Jahre alt, und der erste deutsche Dichter, dem diese Ehre zu Theil wurde, wozu der Kurfürst von Sachsen die Veranlassung gab.

Hundert=, ja Tausendweise gehen die Bewohner Wiens täglich an dem Denkmale dieses Mannes vorüber, ohne daß demselben aus irgend einem Auge ein flüchtiger Blick zugeworfen wird. Wir wollen mit der Männerwelt dieser Gleichgiltigkeit wegen nicht rechten, sondern hiermit nur einen kleinen Versuch machen, wenigstens die Theilnahme des zarter fühlenden schönen Geschlechts für den hingeschiedenen Dichterfürsten einigermaßen rege zu machen, eine Theilnahme, die er um so mehr verdienen dürfte, als ihm zu seinen Lebenszeiten von

*) Dieser ausgezeichnete Mann war den 1. Februar 1459 zu Wipfeld, einem Marktflecken in Franken, geboren; sein Familienname war nach Angabe der „österreichischen National=Encyklopädie“ (1. B. S. 490) nicht wie gewöhnlich aus unzureichenden Gründen angenommen wird, Meißel oder Pickel, sondern Schäfer oder Scheffer. Jedenfalls sollte er nach dem Zeitgebrauche latinisirt Celtis und nicht Celtes heißen. Sein Vater war ein einfacher Landmann, der aus ihm einen Weinbauer machen wollte. In dem genannten Werke ist eine genügende Lebensskizze dieses berühmten Mannes, der in Wien in einem Alter von 48 Jahren, den 4. Februar 1508 (und nicht wie Vossius sagt 1505) starb, enthalten, worauf der geneigte Leser mit dem Beisatze verwiesen wird, daß die vorliegende Mittheilung es nur mit dem Unstern zu thun hat, welcher diesem sonst so allgemein nach Verdienst gewürdigten Manne auf seiner Liebesbahn geleuchtet hat.

den Damen in der That auf eine Art mitgespielt wurde, daß ihm der Zuname eines Märtyrers der Liebe nicht versagt werden kann.

Um zur Sache zu kommen, müssen wir auf die Gedichte dieses von den Schönen seiner Zeit hart geprüften Mannes einen Rückblick werfen. Sie erschienen zu Nürnberg im Quart-Formate im Jahre 1502, und ein Nachtrag davon ebenfalls in Quart nach seinem Tode im J. 1513 zu Straßburg. Die erste Sammlung enthält blos Elegien, und die anderen lyrische Gedichte. Jene bestehen aus vier Büchern erotischer Gedichte an die vier Geliebten, die der Dichter nach einander hatte, und von ihm Hasiline, Elsula, Ursula und Barbara genannt werden. Wie es ihm mit diesen holden Wesen erging, berichtet er uns in diesen Gesängen, die er mit Recht Trauerlieder nennt.

Im zweiten Buche verläßt er die heißgeliebte Hasiline, ein Muster der Treue, weil er sie zwei Mal auf einer offenbaren Untreue ertappt hatte.

Er wandte sich daher an die sanftblickende Elsula, eine Rose, die im Dunkeln glüht; aber es ging ihm mit dieser nicht um ein Haar besser; er bekam von dieser Rose nur die Dornen zu fühlen, wie die sechste Elegie des zweiten Buches beweiset, und alle folgenden Elegien enthalten nichts als Vorwürfe über die Ausschweifungen dieser Geliebten. —

Im dritten Buche, dessen Gegenstand die holdselige Ursula ist, beklagt sich der Dichter ebenfalls in mehreren Stellen über ihre Untreue. Er beschreibt sie als ein Mädchen von neunzehn Jahren und von hinreißender Schönheit. Sie starb an der Pest, und seinem Schmerze über diesen Verlust ist die letzte Elegie im dritten Buche geweiht.

Celtes wählte sich jetzt die zärtliche Barbara zur Geliebten; allein auch in dieser Wahl war er unglücklich, denn auch diese Schöne hatte zwei große Fehler: sie liebte den Trunk und war ganz außerordentlich eifersüchtig. Die unzarte Art, wie der Sänger davon spricht, verträgt sich mit unseren Sitten nicht. Dieser bacchantischen Xantippe sind alle Elegien des vierten Buches gewidmet. Auch kommen darin Ausfälle gegen den französischen Hof und die Geistlichkeit vor, daß man daraus schließen muß, daß zu Nürnberg damals gar keine Censur stattgefunden habe.

Wir schließen diese Notiz über das Liebesunglück unseres Celtes mit der Bemerkung, daß die zu Straßburg gedruckte Sammlung vier Bücher Oden, und ein Carmen seculare im Sapphischen Sylbenmaße enthält, und daß eine Ode des dritten Buches dem deutschen Erfinder der Buchdruckerei gewidmet ist. In die bekannte Sammlung: Deliciae Poetarum Germanorum sind einige Gedichte des Celtes aufgenommen. Er war außer Rudolph Agricola, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und hat das Verdienst, zur Herstellung der schönen Wissenschaften in Deutschland, besonders aber der Poesie, viel beigetragen zu haben.

Champagnerwein (Inländischer).

Der österreichische und ungarische Champagner-Wein erinnert unwillkührlich an französische Husaren, an deutsche Uhlanen, — kurz an jeden Mischmasch von Nationalitäten. Es wäre ja genug, den fraglichen Wein mit seinem natürlichen Namen zu bezeichnen und ihn moussirenden Österreicher- oder Ungar-Wein zu nennen. Man wird uns doch nicht weiß machen wollen, daß die Champagne im Lande der Magyaren liege, oder daß uns der getaufte Ungarwein deßhalb mehr behagen werde?

Ganz anders dachten die Britten im Anfange dieses Jahrhunderts über Alles, was aus Frankreich kam; — besonders war

ihnen der Champagner-Wein verdächtig. Sogar in Parlamentsreden wurde dagegen geeifert. „Wie!“ rief ein solcher Eiferer, „soll England sich durch französische Possenspiele und Schwänke übertölpeln lassen, um das Joch des Eroberers zu tragen? — Nein! das soll nicht geschehen, obschon er uns in hundert Schiffen ganze Tonnen voll Verführung und die Sittenlosigkeit ballenweise zuführt, obschon die Burgunderfässer mit allen Lastern gefüllt und die Champagner-Flaschen mit Atheismus zugestöpselt sind!“

Das ist nun eine schwere Beschuldigung, die hier dem Champagner gemacht wird; unstreitig hat der englische Spleen hier das Wort geführt. Die jovialen Wiener finden diese lieben Bouteillen keineswegs so gefährlich; nur der hohe Preis von 3½ fl. C. M. verbittert das edle Getränk.

Da aber fast keine mittelmäßige Tafel, kein Namens- oder Geburtstag, kein halbhonetter Hausball, kein Freuden- oder Abschiedsfest, ohne Champagner mehr begangen wird, so haben die Weinhändler seit geraumer Zeit die Kunst erfunden, aus einigen Gattungen inländischer Weine einen ganz leidlichen Champagner zu fabriciren.

Und dazu bedurfte es nicht einmal eines tiefen Forschens. Um dieses zu erklären, bedarf es nur eines kleinen Abstechers in das Gebiet der Natur, eigentlich der Weinkunde.

Das Wesen des Champagner-Weines besteht in der unterbrochenen oder zurückgehaltenen Gährung.

Manchmal unterbricht man aber die erste merkliche Gährung absichtlich, um den Weinen die schäumende Eigenschaft zu geben oder sie zu moussirenden Weinen zu machen, — was unser Champagner ist, — dadurch, daß man den Wein, wenn er noch brauset, abzieht und auf starken Flaschen vor dem Zugange der Luft bewahrt.

Diese Weine schleudern mit Geräusch die Stöpsel aus den Flaschen, perlen, verwandeln sich bei dem Eingießen in die Gläser in einen weißen Schaum, und haben einen lebhafteren und pikanteren Geruch und Geschmack, als die nicht schäumenden Weine. Diese Wirkung rührt von dem, noch nicht in der gehörigen Menge ausgeschiedenen, und darin zurückgehaltenen kohlensauren Gas her, was mit Heftigkeit austritt, sobald der Wein die freie Luft berührt.

Das Moussiren des Weines wird durch einen kleinen Zusatz von krystallisirter Citronensäure (auch Weinsteinsäure) und reiner Soda erwirkt.

Immer sind aber diese Weine nur noch unvollkommen zu nennen; sie sind nie von der Güte und Stärke, wie gehörig ausgegohrene Weine, und auch der Gesundheit weniger zuträglich.

Warum sollte also nach dem Gesagten aus dem österreichischen und ungarischen Gewächse kein Moussier-Wein, wie der Champagner, gemacht werden können? — Dieser verkappte Franzose moussirt in der That ganz regelmäßig, er ist sogar etwas feuriger, als der Wahre, hat aber weniger Süße; — übrigens schadet er (nach Umständen) weder dem Magen, noch dem Kopfe.

Wenn es mit allen Wein-Verfälschungen so ehrlich zuginge, wie mit dem österr. und ungar. Champagner, so könnte man allenfalls darüber hinaus gehen; allein diese verborgene, böse Kunst wird bekanntlich auf manche schädliche Arten getrieben. Man quirlt, der Kukuk weiß aus welchen Ingredienzen, einen After-Champagner zusammen, dessen Genuß Magenkrämpfe und Kopfschmerzen verursacht. So fabricirt man auch Tokaier aus Honig und levantischen Zibeben, und man zersetzt die rothen ungarischen Weine mit Zimmet und Gewürznelken, um ihnen mehr Feuer und, wie man glaubt, einen aromatischen Geschmack zu geben.

Aber noch eine zweite Täuschung wird mit dem inländischen Champagner getrieben, — eine Täuschung, die unserem Beutel so schadet, wie die erst erwähnte unserer Gesundheit. — Wie oft bezahlt man an öffentlichen Orten den Preis des wahren Champagner-Weins und trinkt den inländischen! Das Ärgste dabei ist, daß sogar die Vignetten und Stöpfelsiegel eine französische Firma zeigen. — Man lasse sich aber durch diese trügerische Außenseite nicht täuschen. — Diese Täuschung ist um so bedauerlicher, weil man sich viel weniger nach dem ausländischen Wein sehnen würde, wenn man nur die edlen inländischen unverdorben zu erhalten wüßte. Doch dieser Klagepunkt gehört auf ein anderes Blatt und darum scheiden wir jetzt von dem inländischen Champagner mit dem Vorsatze, ihm nie mehr diesen Namen beizulegen und ihn schlecht und recht moussirenden Österreicher oder Ungarwein zu nennen.

Chaos'sche Stiftung.

Von den kais. Ställen hinauf an der Laimgrube, gleich ober dem Hause zum rothen Krebsen befand sich das weitläufige Chaos'sche Stiftgebäude. Johann Conrad Richthausen, Freiherr von Chaos, kaiserl. Hofkammerrath, Oberst-Erbmünzmeister und Kammergraf in den ungarischen Bergstädten, glaubte sein ansehnliches Vermögen nicht besser anwenden zu können, als wenn er es für die Armen und für Jünglinge, deren Eltern verstorben, oder ohne Vermögen waren, bestimmte, damit sie durch gute Erziehung zu rechtschaffenen Männern gebildet werden.

Er errichtete daher für solche 1663 ein weitläufiges Gebäude am Bürgerspital in der Stadt (Kärntnerstraße 1043) und versah es mit jährlichen Einkünften.

Das Gebäude ist zweistockig und von fester Bauart, über dem Portale liest man auf einem rothen Marmorstein die Schrift:

A M D C
Die
Freiherrliche
Chaosische
Stiftung.
Fund. 1664.
Renovirt 1722.

Auf den Thorpfeilern stehen zwei Figuren, wovon die linke einen Schild mit dem Wapen des Stifters und die rechte einen Schild mit dem bekannten späteren v. Tratterischen Motto:

Ora et labora

hält.

Als nach drei Jahren die Pest in Wien einriß und mehrere dieser Stiftjünglinge davon ergriffen wurden, stellte Adam von Grundemann, welcher von dem indessen verstorbenen Stifter zum Testaments-Vollzieher ernannt worden war, in der Vorstadt Laimgrube in größter Eile ein Gebäude her, wohin die kranken Jünglinge, um sie von den gesunden abzusondern und ihnen eine freiere Luft zu verschaffen, überbracht wurden.

Als hierauf bis 1693 das Stiftkapital durch die Sorgfalt der Stiftungs-Vorsteher so stark angewachsen war, daß eine viel größere Anzahl Jünglinge aufgenommen werden konnte, so bauete Carl v. Moser dieses Stiftungshaus nicht nur um ein Stockwerk höher, sondern setzte auch den Bau im Umkreise bis an den Spittlberg fort, so, daß das zu dieser Stiftung gehörige Gebäude schon im Jahre 1733 von dem rothen Krebse bis an das sogenannte Holzsetzer'sche Haus am Spitelberg reichte und 145 Jünglinge, welche entweder von adeliger oder wenigstens ansehnlicher ehelicher Geburt sein mußten, die bequemste Wohnung verschaffte.

Diese Jünglinge mußten bei ihrer Aufnahme wenigstens sieben Jahre alt sein, er-

hielten Kost und eine sehr malerische Kleidung (himmelblau auf spanische Art mit weißen Hüten), wurden in allen ihrem Alter angemessenen Wissenschaften unterrichtet und nach vollendetem 18. Jahre entlassen.

Im J. 1746 trat die Chaos'sche Stiftung einen Grund und einen Theil des Gebäudes an die Herzogin von Savoien, gebornen Fürstin Lichtenstein, ab, zur Errichtung ihrer adeligen Akademie.

Im J. 1754 wurden die Chaos'schen Stiftlinge von Maria Theresia in die Währingergasse in das Bremer'sche Haus übersetzt, das Stifthaus auf der Laimgrube noch mehr erweitert und darin eine Militär-Akademie von 200 Zöglingen errichtet, welche den 1. Novemb. d. J. eröffnet wurde. Aus der Währingergasse wurde die Chaos'sche Stiftung am 30. April 1767 in das Waisenhaus auf dem Rennwege übersetzt. Vermöge des dabei erlassenen Hofdekrets vom 27. April 1767 wurden die 82 Stiftlinge, weil dadurch die Regiekosten und die Lehrer, die ohnehin im Waisenhause vorhanden waren, erspart wurden, auf 100 vermehrt. Auf dem Rennwege blieb die vereinte Stiftung bis 1785, wo Kaiser Joseph II. das Gebäude der Militär-Ökonomie widmete, und dem Waisenhause das von ihm aufgelassene spanische Spital einräumen ließ. Die Chaos'sche Stiftung besitzt ein Stammvermögen von 80,000 fl.

Charakterbüsten.

Das bekannteste und trefflichste Werk des geschickten Bildhauers Franz Xav. Messerschmidt (geb. den 20. August 1732 zu Wiesensteig in Schwaben und gest. zu Preßburg den 21. August 1783) ist eine Suite von 49 Charakterbüsten, womit er den gewagten und theilweise auch gelungenen Versuch machte, die verschiedensten menschlichen Empfindungen, Leidenschaften und Individualitäten plastisch darzustellen; dabei befindet sich sein eigenes, gut getroffenes Bildniß, höhnisch lächelnd.

Diese originelle Sammlung ging nach dem Tode des Künstlers durch verschiedene Hände. Zuerst kaufte sie der jüdische Großhändler Baruch, welcher sie in der Folge an einen polnischen Juden und dieser wieder an einen Privatmann verpfändete. Letzterer ließ sie bereits vor 30 Jahren im Prater öffentlich für Geld sehen.

Gegenwärtig ist diese Sammlung im Besitze Hrn. Joseph Jüttners, Besitzers des allgem. Auskunfts-Comptoirs in Wien, der sie im J. 1835 im Saale zur Mehlgrube öffentlich aufstellte. Ein Abguß der Büsten ist in einer Praterhütte zu sehen.

Chemisches Laboratorium der Universität.

Der heutige Hörsaal der Chemie an der Universität war vormals das Studenten-Theater der Jesuiten; er ist der größte Saal der Hochschule und befindet sich im uralten Schulgebäude, der sogenannten Schola Austriacorum in der Schulgasse (757), im ersten Stockwerke. Die Bänke sind ganz theatralisch gereihet und fassen 200 Personen.

Der Saal wird von vier sehr großen Fenstern an jeder Seite beleuchtet. Im Hintergrunde des durch eine hölzerne Barriere abgesonderten Laboratoriums stehen die festen chemischen Öfen und davor eine Reihe tragbarer Öfen von Eisen und Thon unter einem hohen eisernen Rauchmantel. Rechts ist der Brunnen und links die großen eisernen, messingenen und marmornen Mörser und Ambose angebracht.

Im Nebensaale, der beinahe eben so groß ist und 1841 durch Ausbrechung von vier großen Fenstern das nöthige Licht bekam, werden die zum Unterrichte erforderlichen Apparate aufbewahrt, wovon besonders ein sehr wirksamer magneto-elektri-

scher, und eine Luftpumpe beachtenswerth sind. Historisch interessant sind: ein von Fortin in Paris verfertigter, mit allen Vorrichtungen zur genauen Messung versehener Gasometer und Verbrennungs-Apparat; ein großer, leichter, gläserner, zur genauen Abwägung eingerichteter Ballon, derselbe, womit **Lavoisier** die von ihm angegebene Dichtigkeit der Gasarten bestimmt hat; die Original-Vorrichtung, womit Benjamin Franklin das Wärme-Leitungs-Vermögen der Metalle ausgemittelt hat und der pneumatische Apparat, womit Jacquin (Vater) zuerst das Volumen der bei Zerlegung des kohlensauren Kalkes ausgeschiedenen Kohlensäure gemessen hat.

Wegen Besichtigung dieses Laboratoriums wendet man sich an den Herrn Professor Pleischl oder den Assistenten.

Cholera.

Aller angewandten Vorsichten zum Trotze brach diese räthselhafte und verderbliche Seuche nach einem dreitägigen Regenwetter in der Nacht vom 13. auf den 14. Sept. 1830 plötzlich auf das heftigste in Mitten der innern Stadt aus, von wo sie sich mit Blitzesschnelle in die Vorstädte verbreitete und viele Menschen, worunter mehrere aus höheren Ständen begriffen waren, wegraffte.

Kaiser Franz I. begab sich von Baden nach Schönbrunn, kam, um den Muth der Wiener aufrecht zu erhalten, beinahe täglich in die Stadt, wo er die öffentlichen Arbeiten besuchte, Audienzen ertheilte und selbst das Burgtheater besuchte.

Die Zahl der Erkrankten betrug:

den	13.	Septemb.	5.
„	14.	„	41.
„	15.	„	139.
„	16.	„	127.
„	17.	„	111.
„	18.	„	130.

Das Traurige der Erscheinung abgerechnet, boten die verschiedenen Präservative und Privatcernirungen manche lächerliche Seite dar, die von dem Wiener-Volkswitze aufgegriffen wurden. Der Eine schützte sich mit Kälte, der Andere mit Wärme; jener mit Essig, dieser mit Wasser, und große Summen wurden für Camillöhl und Magisterium Bismuthi vergeudet.

Die Frage der Contagiosität des Übels war der Gegenstand des Tages und der Streitpunkt der Ärzte. Die Staatsverwaltung hieb nach der richtigen Ansicht des geheimen Rathes und ersten kais. Leibarztes, Andreas Freiherrn von Stifft, schon am 18. Sept. diesen gordischen Knoten auseinander, indem jede Sperre aufgehoben wurde, wodurch das Miasma selbst seinen ersten Todesstreich erhielt.

Schon zwei Tage darauf, den 20. Sept. verminderte sich die Krankenanzahl auf 99, den 21. auf 76, den 22. auf 60 u. s. w. Am 17. Nov. kehrte der Kaiser aus Schönbrunn in die Hofburg zurück und im Monate Dez. war die Krankheit ganz verschwunden; nur im Sommer 1832 zeigte sie sich besonders in den Vorstädten und auf dem flachen Lande wieder und wurde wie eine gewöhnliche Epidemie behandelt.

Chorherrnhof.

Das heutige mit Nr. 871 und 872 bezeichnete stattliche Domherrnhaus auf dem St. Stephansplatze an der Ecke der großen Schulerstraße besteht aus zwei Häusern, die schon seit mehreren Jahrhunderten ein Besitzthum des Wiener-Domkapitels sind und wovon jenes, welches die Ecke der genannten Straße bildete (871) in früheren Zeiten vorzugsweise das Chorherrnhaus hieß, im J. 1529 zur Zeit der ersten Belagerung der Stadt durch die Türken die bischöfliche Behausung war und den auffallenden, bezeichnenden lateinischen Namen hatte:

Hoc fac et vives.

Es gelang uns nicht den Ursprung dieser Benennung, die vielleicht nur dem augenblicklichen Einfalle eines seiner einstigen Bewohner ihr Dasein verdankt, auf die Spur zu kommen.

Christinen = Denkmal.

Das schönste Todten=Denkmal in Kunsthinsicht von Europa ist jenes, welches Herzog Albrecht von Sachsen=Teschen in der Augustiner=Hofkirche im J. 1805 seiner Gemahlin, der Erzherzogin Christine durch den berühmten Canova mit einem Aufwande von 20,000 Dukaten errichten ließ.

Man erblickt dem Haupteingange des Gotteshauses gegenüber, aus der Wand etwas hervortretend, eine 28 Fuß hohe Pyramide, von violetgrauem, geflecktem carrarischem Marmor, welche auf einer 6 Fuß 6 Zoll breiten und 28 Fuß langen Basis ruht. Von dieser führen zwei breite Stufen zu einer Pforte, welche sich als Eingang zu dem Grabe in der Mitte der Pyramide öffnet.

Diesem Eingange hat sich linker Hand ein Trauerzug genähert; zunächst der Pforte sieht man die Tugend, eine weibliche Gestalt in langem Gewande mit aufgelösten Haaren. Sie ist begleitet von zwei Fackelträgerinnen, zarte Mädchen, welche mit ihr durch Blumengewinde verbunden sind.

In einer kleinen Entfernung auf der unteren Stufe folgt die Wohlthätigkeit, eine weibliche Figur, welche am rechten Arme einen hülflosen blinden Greis führt, dessen Rechte sich an einem Stabe festhält, während ein kleines Mädchen, mit kindlicher Andacht die Hände faltend, zwischen beiden steht.

Auf dem Architrave über der Pforte sind die einfachen Worte eingegraben:

Uxori optimae Albertus.

Auf dem oberen Theile der Pyramide schwebt die Figur der Glückseligkeit und trägt in den Schlangenzirkel der Unsterblichkeit das Porträt Christinens mit der Umschrift:

Maria Christina Austriaca.

Der Glückseligkeit gegenüber reicht ein fliegender Genius den Verdiensten der Erzherzogin einen Palmzweig.

Auf der obersten Stufe vor der Pyramide liegt ein in Trauer versunkener Löwe, als Sinnbild der Seelenstärke der Fürstin. Auf den Löwen stützt sich ein geflügelter Genius, das Sinnbild der Zärtlichkeit des Gatten.

Mit Wehmuth liegt dieser Genius auf den Stufen und gibt sich in die Arme der Starkmüthigkeit, als Sinnbild der ihm entrissenen Gattin. Er blickt nach dem hinter dem Löwen gelehnten teutonischen Schild, auf dem das österr. Wapen eingegraben ist. Die linke Hand ruht auf einem runden etruskischen Schilde, weil Sachsen, durch die Herzoge von Braunschweig aus dem Hause Este abstammt.

An der Kirchenwand neben dem Mausoleum ist in einem goldenen Rahmen in deutscher und französischer Sprache eine kurze Beschreibung des Denkmals mit Berufung auf die darüber in Wien und Rom erschienenen Werke angebracht.

Christoph (Zum großen).

Dieses stattliche, Freiherr von Aichensche Haus (368) erhebt sich in der Salvatorgasse, wo es die eine Ecke der Fischerstiege bildet. Es entstand im Anfange dieses Jahrhunderts aus mehreren kleineren Gebäuden und prangt an der Ecke gegen das Rathhaus mit der seinen Namen versinnlichenden Statue des heiligen Christoph, welche ein Werk des berühmten Tiroler Bildhauers Franz Christian Thaler ist.

Der heil. Christoph stammte der Legende zufolge muthmaßlich aus Syrien, ließ sich in Antiochien taufen und erlitt gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts den Märtyrer=

tod. Seine Verehrung war ehemals sehr weit verbreitet und dies mag auch seinem Bilde in Wien Eingang verschafft haben, obgleich seine Lebensumstände sehr dunkel sind. Er wird gewöhnlich in Riesengröße abgebildet, wie er das Christuskind durch einen Fluß trägt. Christophorus bedeutet nämlich Träger Christi.

Christusbild (mit der Kugel zu Hadersdorf).

Außer dem wohlhabenden Markte Hadersdorf am Kampfluße, bei dem dort sich befindlichen alten Spitale, erblickt der Vorübergehende ein eingemauertes Kreuz mit vier Nischen oder Vertiefungen.

Führt ihn ein frommer Sinn zum Betschämel der Säule hin, so wird sein spähendes Auge in der Mauerhöhlung gegen die Straße ein gemaltes Cruzifixbild, dessen Brust von einer Kugel durchlöchert ist, erblicken. Es verhält sich damit also:

Vor ungefähr einem Jahrhunderte ritt hier ein Husar vorüber, der vor seinem Austritte mit einigen Kameraden aus der Branntweinflasche ein so tüchtiges Abschiedstränklein zu sich genommen hatte, daß er sich nur mit Mühe auf dem Rosse halten konnte.

Als er sich dieser Wegsäule näherte, fiel ihm eine Anzahl andächtiger Beter auf, die sich dort versammelt hatten. Der trunkene Reitersmann hielt bei diesem Anblicke sein Roß an und erlaubte sich ärgerliche Spöttereien über die Frömmigkeit dieser guten Leute, worüber er von ihnen nach Gebühr, vielleicht auch etwas unsanft, zurechtgewiesen wurde. Er ergrimmte hierüber dermassen, daß er sein geladenes Gewehr ergriff und es so abschoß, daß die Kugel über den Köpfen der Beter dem Ebenbilde des Heilandes in die Brust fuhr.

Nach vollbrachter Frevelthat gab er seinem Roße die Spornen und entschwand den Blicken der entsetzten Landleute. Die Vergeltung folgte ihm aber auf der Verse, und ereilte ihn auf der langen Donaubrücke bei dem Spitze. Hier wurde sein Pferd scheu, bäumte sich und sprang mit seinem Reiter in die hochwogende, sturmbewegte Donau, die Mann und Roß in ihrer Tiefe begrub.

Civil-Mädchen-Pensionat (K. K.)

Joseph II. ist der Gründer dieses Institutes, welches heute einen Grad von Vollendung erreicht hat, der kaum überstiegen werden dürfte. Er befahl 1786 die Errichtung eines Pensionates für Mädchen, um sie zu Gouvernanten und Lehrerinnen für das weibliche Geschlecht auszubilden. Ein von der Klausur entfernter Theil des Ursulinerklosters war zur Unterkunft der Anstalt bestimmt, worin nur vaterlose und die Töchter pensionirter Beamten aufgenommen wurden und deren Leitung der Theresia Luzak, gebornen de Chaplin, anvertraut war.

Im J. 1789 erhielt Barbara Zehe die Stelle der Vorsteherin und 1797 wurde die Anstalt unter die Curatel der Grafen Saurau, Kuefstein und Dietrichstein gestellt. Nach dem Tode der genannten Obervorsteherin 1801, erhielt ihre Tochter, Theresia Richter, deren Stelle, unter welcher 1826 das Pensionat unter die Leitung der n. ö. Regierung und Studien-Hofkommission kam, was noch der Fall ist.

Da 1803 das Ursulinerinnenkloster seine Lokalitäten in Anspruch nahm, so übersiedelte das Pensionat in ein zu Hernals angekauftes Haus, worin es bis 1806 blieb, wo dieses baufällig gewordene Haus verkauft und die Anstalt in einen Theil des Minoritenklosters in der Alservorstadt verlegt wurde. Hier nahm jedoch die Zahl der Zöglinge so sehr zu, daß 1841 die Nothwendigkeit einer größeren Räumlichkeit gebietherisch eintrat.

Die Wahl der Lokalität fiel auf das gräflich Chotek'sche Gartenpalais am Stroz-

zengrunde. Diese Besitzung schenkte Maria Theresia dem Grafen Johann von Chotek; den Pallast hatte der, dem Kaiser Carl VI. treugebliebene und mit ihm aus Spanien nach Wien gekommene Bischof von Valenzia erbaut und der Kaiserin vermacht. Graf Chotek schritt zur Verschönerung des Gartens; die Verwüstung seiner Güter durch die Preußen brachte aber den Bau ins Stocken; die Kaiserin erfuhr es und schenkte dem Grafen 10000 Gulden.

Der Mitteltrakt dieses schönen Gebäudes ist rückwärts von einem 2800 □ Klafter großen, mit Alleen, Rasenplätzen und einer englischen Anlage versehenen Garten begrenzt. Das Gebäude selbst schließt mit seinen zwei Seitenflügeln einen großen Hofraum dadurch ab, daß gegen die Kaiserstraße eine Mauer aufgeführt ist, über deren Einfahrtsthor man die Schrift: »K. K. Mädchen-Pensionat« erblickt. In der Mitte dieses Hofes befindet sich die Wasserleitung, welche ein Arm der von Ottakring in die kais. Stallungen geleiteten Quelle ist.

An der Eingangsthür des linken Seitenflügels befindet sich die Capelle. Im ersten Stockwerke des Haupttraktes ist der Speisesaal, welcher hundert Individuen Raum gewährt. Dieser Theil des Gebäudes birgt in seinen hohen, lichten Räumen noch vier sogenannte Kameraden, wovon jede aus einem Zimmer für die Untervorsteherin, aus dem Arbeitszimmer der Zöglinge, aus zwei Schlafzimmern für dieselben, aus dem Clavier-Lehrzimmer und einer Stubenmädchen-Kammer besteht.

Das Institut enthält gegenwärtig dreißig Staatsstiftplätze, acht aus dem Realitäten-Lotteriefonde, drei gräflich Nakó'sche und sechs n. ö. Ständische, und die neu aufgenommenen Zöglinge haben in das Pensionat nichts mitzubringen. Kostzöglinge zahlen 300 fl. C. M. und 60 fl. C. M. für Clavierunterricht und Landschaftzeichnen. Die Mädchen werden von acht bis zehn Jahren aufgenommen und bleiben bis zwanzig Jahre im Institute, wo sie in der Regel als Erzieherin oder Lehrerin austreten und einen Ausstattungsbetrag von 200 fl. C. M. erhalten.

Außer den Stiftplätzen befinden sich im Pensionate auch noch Zöglinge auf Kosten der Allerh. Privatkasse, der Kaiserin Mutter und von Privaten; die Zahl der Zöglinge beträgt über 60.

Die feierliche Einweihung der Capelle im Pensionatshause fand den 21. Jänner 1841 Statt. Es hatten sich dabei J. J. M. M. die regierende Kaiserin und die Kaiserin Mutter eingefunden, und die kirchliche Handlung vollzog der Fürsterzbischof. Das Altarbild, die h. Anna, Marien Unterricht ertheilend, ist ein Geschenk S. k. H. des Erzherzogs Franz Carl. Nach Beendigung der Einweihung hielt im Prüfungssaale der n. ö. Regierungsrath und Pensionats-Referent Graf von Hohenwart-Gerlachstein, welchem die Anstalt ihre neuen Statuten und die hohe Stufe ihrer Vollkommenheit verdankt, eine der Tagsfeier entsprechende rührende Anrede.

Diese Statuten bestimmen mit vieler, dem Culturzustande der Zeit vollkommen entsprechender Umsicht die Grundsätze, welche in Betreff des wissenschaftlichen Unterrichtes und der moralischen Bildung zu beobachten sind, so wie auch die Regeln der Hausordnung, des Verhaltens der Zöglinge außer dem Hause, der Privat-Ökonomie-Ordnung und der Krankenpflege.

Die Studien sind in fünf Classen zu zwei Jahrgängen eingetheilt, in welchen vorgetragen werden: Lesen, Schönschreiben, Kopf- und Zifferrechnen, Sprachlehre, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, Styl, Methode, Theorie der Erziehungskunde, deren Anwendung auf weibliche Verhältnisse, Ästhetik und mündlicher Vortrag in Leseübungen.

Seine Maj. der Kaiser verlieh dem In-

stitute sein Bildniß, welches den 17. Mai 1841 bei der Semestralprüfung im Saale feierlich aufgedeckt wurde; es ist in Lebensgröße und im Toison-Ordenskleide nach dem Kuppelwieser'schen Original mit vieler Ähnlichkeit ausgeführt.

Clara-Kloster (nächst dem Kärntnerthore).

Die franz. Königstochter Blanka, Gemahlin Rudolph des III., des Sanftmüthigen (eines Enkels Rudolphs von Habsburg), gründete 1303, unweit des Kärntnerthores, am Schweinmarkt (Spitalsplatz) ein Kloster strenger Regel bei St. Clara; in jener wilden Zeit eine Zufluchtsstätte schirmloser Witwen und Jungfrauen des Landadels, worin in der Folge drei Prinzessinnen vom Hause Habsburg traten, Anna, Friedrich des Schönen Tochter und zwei Katharinen, die eine des bei Sempach erschlagenen Leopolds Schwester, die andere seine Tochter.

Als Anna, Tochter Friedrich des Schönen, Witwe des Königs von Polen und in zweiter Ehe des Grafen von Görz, darin den Schleier nahm, folgten ihr dahin 26 der angesehensten Hof- und Staatsdamen. Der Stiftsbrief vom St. Clarenkloster wurde erst, nachdem ihm die schöne Blanka allzufrüh in Kindesnöthen entrissen worden, von ihrem Gatten Rudolph (28. September 1305) förmlich ausgefertigt. Er schenkte dem Kloster damit einen Theil des unteren Werds (Leopoldstadt) jenseits der Donau, dem Dorfe Erdberg gegenüber, welcher Schenkung Friedrich der Schöne die Freiheit der Fischweide auf dem Wasser, welches aus der Donau um die den Klosterfrauen gehörende Au zwischen Erdberg und Ebersdorf auf ihren Gründen floß, beifügte. Diese Besitzung der Clarisserinnen im Prater gab der alten fabelhaften Sage, daß in diesem Walde einst ein Nonnenkloster bestanden habe, ihre Entstehung.

Auch Blankas Schwiegermutter, die milde Königswitwe Elisabeth nahm Theil an der Stiftung, und von Judenburg kamen die ersten Clarisserinnen hieher.

Ein Zufall hat die ganze Reihe der Äbtissinnen ziemlich vollständig aufbewahrt, die man von keinem der wiewohl erst in unsern Tagen aufgehobenen Frauenklöster mehr aufzustellen vermag. — Die erste war 1316 Schwester Cäcilie. Unter Kunigunde von Rappach (1348) wüthete in Wien die große Pest, in der fast alle Klöster ausgestorben sind. St. Clara blieb davon ganz unberührt und eine einzige Nonne starb aus Altersschwäche. Die letzte Äbtissin 1528 — 1540 war Anna Welzerin.

Das Kloster behauptete durch Jahrhunderte die erste Stelle unter den geistlichen Frauenhäusern der Hauptstadt. Es erstreckte sich von der Gegend des heutigen Opernhauses, wo beinahe dort, wo sich in unseren Tagen das Caffehhaus befindet, die Klosterkirche sich erhob, bis zum Lobkowitzplatz, und nahm beiläufig in dessen Mitte sein Ende, von wo es in gerader Linie bis zur Kärntnerstraße lief und mit aller Zubehör beinahe den halben Raum des heutigen Bürgerspital-Gebäudes einnahm.

Als Soliman 1529 auf Wien heranzog, flohen die Nonnen nach Villach in Kärnten und ihr Kloster war ein wichtiger Beobachtungs- und Waffenplatz. Die Kranken des zerstörten Bürgerspitals vor dem Kärntnerthore wurden zur Himmelpforte geflüchtet und als die Belagerung aufgehoben war, in das geräumige Lokale von St. Anna verlegt; Ferdinand I. überließ am 20. Dezember 1539 das Clarenkloster völlig dem Bürgerspital, dem er es schon 1530 provisorisch eingeräumt hatte.

Dies wurde auch den mittlerweile von

Villach zurückgekehrten Nonnen schon unterm 25. April 1530 auf ihre Bittschrift bedeutet, um so mehr, da die Wiederherstellung des alten Bürgerspitals, bei der neu beschlossenen, höchst dringenden Erweiterung der Festungswerke schlechterdings unausführbar war.

Die Clarisserinnen baten, ihnen das Pilgerhaus bei St. Anna einzuräumen, und der Magistrat, als nunmehriger Herr ihres alten Lokals, des jetzigen Bürgerspitals, erhielt deßhalb den Auftrag; aber die Bedingungen, unter denen er es ihnen übergeben wollte, waren den gottgeweihten Jungfrauen nicht anständig. Endlich erhielten sie selbes frei und ohne Bedingung und am 27. März 1531 geschah die förmliche Einantwortung.

Die nun nach St. Anna übertragenen Clarisserinnen starben binnen eines Jahrzehends in der Pest 1541 völlig aus und Rudolph II. räumte das Haus den Jesuiten ein.

In der alten Clarenkirche waren die Grabsteine mehrerer Äbtissinnen und der alten Bürgergeschlechter: Hult, Geykramer, Pleintinger, Suttinger, Himmelreich, Georg Ebersberg, des ersten Meisters dieses Spitals, gest. 27. Februar 1522, Gregors Heiml, des letzten Caplans im alten verwüsteten und in diesem neuen Bürgerspital, gest. 16. Mai 1538. Auch sagte eine Inschrift:

„Anno Domini 1480 ist die Mauer und die zween Thurm angefangen und im 1489. Jar verpracht. Die zeit was Purger Maister der edl und vest Ritter Lorenz Hayden. Pit Gott Allen die dazu geholfen haben.“

Von diesem Kloster hat sich eine Sage erhalten, die unter dem Titel der Glockenstimme auf uns gekommen ist.

Etliche Jahre nach Aufhebung der ersten türkischen Belagerung Wiens (1529) lebte in der Nähe dieses Klosters eine junge Witwe, die über den Tod ihres Mannes untröstlich war. Sie überlief ihren Beichtvater mit Besuchen, geberdete sich dabei wie eine Unsinnige und gelobte ihm eine ewige Witwenschaft. Dem Beichtvater kam dieser heftige Schmerz nicht recht geheuer vor; er warnte die Frau daher vor jedem voreiligen Gelübde und gab ihr den Rath, einige Tage hindurch zu fasten, jeden Morgen die Kirche des St. Claraklosters zu besuchen und dort vorzüglich auf den Klang der Glocken Acht zu haben. — Die Witwe befolgte den Rath des Beichtvaters, hielt drei Tage strenge Fasten und begab sich am frühesten Morgen in die bezeichnete Kirche, wo sie aufmerksam auf den Ton der Glocken, die zur Messe läuteten, horchte. Nach wenigen Tagen fand sie sich wieder bei ihrem Rathgeber ein und sagte ihm, daß ihr die Sprache der Glocken zwar Anfangs unverständlich gewesen sei, da sie nichts als Mang-Mang-Mang gesagt hätten; allein jetzt sei sie mit diesen ungewohnten Tönen besser bekannt geworden, und der Ruf der Glocken sei: Mann-Mann-Mann; sie werde daher nicht länger anstehen, diesem Gebote Folge zu leisten.

Clary'sche (Fürstl.) Pallast.

Dieses Gebäude in der Herrngasse (28) war einst der mächtigen Fünfkirchner Wohnung, welchen aus Wiens alter und einflußreicher Bürgerschaft kein Name, den zugleich Ritterwürde schmückte, an Alter und Reichthum verglichen werden kann. Nach den Fünfkirchen finden wir die Freiherrn von Molard, von welchen Ernst von Molard das Capuzinerkloster zu St. Ulrich stiftete, im Besitze dieses Hauses, von welchen es auch seine jetzige, durch Solidität und Alterthümlichkeit ausgezeichnete Gestalt erhielt.

Claudia Felicitas.

Sie war Kaiser Leopolds I. zweite Gemahlin und Tochter des Erzherzogs Ferdi-

nand Carl von Tirol, mit welcher der Kaiser 1673 in Grätz das Beilager hielt. Sie starb den 7. April 1676, kaum 25 Jahre alt, nach einer langwierigen, verzehrenden Krankheit ohne Kinder zu hinterlassen. Ihr Bildniß befindet sich im IV. Saale der Ambraser-Sammlung Nr. 73.

Als sie sich zum ersten Male in gesegneten Umständen befand, erschien in Wien folgendes Gedicht von 80 Silben in Kreuzesform nach den Regeln des Rösselsprungs; es ist vielleicht die älteste Schrift dieser Art.

L. C.

				ohn'	wünsch-	der	lass				
				Mond	der-	Un-	ge-				
				ter	Mond	Hör'	dass				
				A-	ward	längst	ter				
Den	die-	und	Frucht-	ben	tas!	Bis	auf,	Und	Son-	zu	ein,
voll,	bar-	hal-	ser	rund	Mit	lass,	nen-	Zoll	halt'	ab	Der
ist	mass	Ach!	ü-	Zu	Win-	ci-	Leut'	so	mass	Fe-	Zoll
keit,	Und	stark	kel-	sprach	ber-	zei-	lisch	li-	von	geht,	ihn
				Es	sicht-	und	al-				
				schei-	der	himm-	ger				
				recht	mass	wenn's	Land				
				Feind,	net	nicht	ein				

Dieses Gedicht, im Geschmacke und Tone jener Zeit verfaßt, fand damals guten Anklang, und der Kaiser, welcher mit Wohlthaten und Belohnungen sehr freigebig war, ließ dem Dichter für jede Silbe einen Dukaten auszahlen.

Die Figuren über und unter den Armen des Kreuzes stehen mit der Schrift nicht in Verbindung und sollen nur andeuten, daß der Dichter das L für (Leopold) mit einem Winkelmaße und C (für Claudia) mit dem halben Monde verglich.

Den Liebhabern dieser Räthselaufgaben zu Lieb setzen wir hier die Auflösung in gestürzter Form bei:

Es maß ein himmlisch Winkelmaß (L)
Den halben Mond (C) ohn' Unterlaß
Er maß ihn ab von Zoll zu Zoll,
Bis daß der Mond war rund und voll,
Und überscheinet Land und Leut,
Mit längst gewünschter Fruchtbarkeit.
Ach! sprach der Feind, wann's also geht,
Der Sonnenzeiger nicht recht steht,
Zu stark ist dieser Aderlaß
Das Spiel verdirbt Felicitas.

Clement (Franz).

Er wurde in Wien 1780 geboren und starb daselbst nach einem vielfach bewegten Leben den 3. November 1842. Als Violinspieler zeichnete er sich durch die Kühnheit seiner Bogenführung und einem phantasiereichen Vortrag besonders aus. Man erzählte sich von diesem Sonderlinge eine Unzahl Anekdoten, wovon die folgende eine der interessantesten sein dürfte. Zur Zeit des Wiener-Congresses in den Jahren 1814 war zu Wien Alles vereinigt, was nur irgend Anspruch auf eine ausgezeichnete Stellung im Leben machen konnte, und Kaiser Franz ergriff jede Gelegenheit, seinen erhabenen Gästen den Aufenthalt in seiner Hauptstadt angenehm zu machen. Eines Tages kam auch die Rede auf den Violinspieler Clement und seine außerordentliche Bravour auf diesem seelenvollen Instrumente. Kaiser Alexander von Rußland, der hohe Mäcen aller Künste, äußerte den Wunsch, dieses Phänomen unter den Violinspielern zu hören, und Clement ward in die Hofburg beschieden. Das Conzert hatte längst begonnen, und ungeduldig fragte Kaiser Franz, wo denn Clement bleibe, als gemeldet wurde, daß der Violinspieler im Vorsaale stehe, aber nicht einzutreten wage, weil er keine Violine habe, um darauf zu spielen. (Seine eigenthümliche Violine, ein gewöhnliches Marktprodukt, war eben ein paar Tage vorher zum Trödler gewandert, wie dies im Leben dieses Künstlers eben nicht selten vorkam.) Auf des Kaisers Befehl wurde dem Harrenden eine Geige voll Klang und Kraft, eine Amati gereicht; worauf Clement in den Conzertsaal trat und die erhabene Versammlung durch sein meisterhaftes Spiel so entzückte, daß Kaiser Alexander, dem der Vorfall mit dem Geigenmangel des Künstlers mitgetheilt worden war, am Schlusse des Conzertes demselben die schöne Violine, auf der er gespielt hatte, zum Geschenke gab. Acht Tage darauf ward der Virtuose abermals nach Hof beschieden; er erschien und hatte zwar eine Geige bei sich, aber nimmer jene herrliche Amati, denn diese hatte sich längst wieder in ein gewöhnliches Marktinstrument verwandelt. Demungeachtet riß er durch die Kraft und Fülle seines Tons, durch das Gemüth und die Seele, die aus seinem Spiele sprachen, durch die Sicherheit und Leichtigkeit in Überwindung der größten Schwierigkeiten eben so sehr zur Bewunderung hin, als das erste Mal; so zwar, daß Niemand die Amati vermißte, als eben Kaiser Alexander, welcher nach Beendigung des Conzertes zu Clement trat und ihm leise in's Ohr sagte: »Lieber Clement, heute werde ich Ihnen ein Präsent in Geld reichen lassen, denn wollte ich Ihnen nach jedem Conzerte eine Amati zum Geschenke geben, so würde bald keine mehr aufzutreiben sein!«

Clesel (Melchior).

Dieser berühmte und merkwürdige Mann war ein Bäckerssohn von Wien; seine Eltern hingen dem Lutherthume an, in welchem er auferzogen wurde. Doch bald wurde er von P. Scherer, aus der Gesellschaft Jesu, zur katholischen Kirche zurückgeführt.

Der mit vielen Talenten begabte Clesel vollendete zu Ingolstadt die Studien und kam hierauf in das Wiener Jesuiten-Collegium, und hier gelang es ihm, wie Ogesser sagt, auch seine Eltern in den wahren Schafstall Christi zurückzuführen.

Da er in Wien als päpstlicher Alumnus

studirt hatte, so stiftete er 1618 selbst einige Alumnen in dem Convikt bei St. Barbara, welche Stiftung er 1630 verbesserte. Er gelangte nach und nach zu hohen Ämtern. Er war Domprobst bei St. Stephan und zugleich passauischer Offizial, kais. Rath und Hofprediger, und seit 1588 (noch nicht 35 Jahre alt) Administrator des Bisthums zu Wiener-Neustadt.

Papst Paulus V. beehrte ihn mit dem Titel eines apostolischen Predigers. Man findet in einem alten Manuskripte, daß er nach vielen Bemühungen durch eine nachdrückliche Predigt 1590 am Palmsonntage die ganze Neustadt, welche nicht anders, als unter beiden Gestalten kommuniziren wollte, zum Empfange des h. Abendmals unter der Gestalt des Brotes allein bewogen hat. Diese Predigt befindet sich im zweiten Bande der Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit des Ignaz Wurz, vormaligen öffentlichen Lehrers der geistlichen Beredsamkeit in Wien.

Im J. 1598 trug ihm Rudolph II. die Verwaltung des Wiener-Bisthums auf, in welchem er den 19. Jänner 1602 nach vorhergegangener päpstlichen Bestätigung feierlich installirt wurde. Ungeachtet dessen schrieb er sich nur: Ernannter Bischof von Wien und Administrator des Bisthums Neustadt, bis er zwölf Jahre darauf, am Ostertage, zu Kremsmünster von Rom die zweifache Bestätigung als wirklicher Bischof zu Wien und Neustadt erhielt.

Im J. 1616 wurde ihm auf Anlangen des Kaisers Mathias die Kardinalswürde zu Theil und das Biret von dem Kardinale, Franz Dietrichstein, zu Prag überreichet. Es wurde ihm auf Anordnung des Stadtrathes eine Ehrenpforte in der Singerstraße errichtet, als er sich in dieser neuen hohen Würde den 18. Februar 1618 nach St. Stephan zum Dankamte verfügte.

Weil bisher die Dompröbste eine enge Wohnung hatten, so bauete er 1609 in der Singerstraße dem Nikolaerinnenkloster gegenüber ein Haus (heute 891) und bestimmte es zu ihrem beständigen Wohnsitze. Im J. 1768 wurde dasselbe mit höchster Einwilligung dem Domkapitel inkorporirt, aber nur kurze Zeit von dem Domprobste bewohnt.

Als er 1618 der ungarischen Krönung des Erzherzogs Ferdinand beiwohnte, und nachmals mit diesem nebst dem Erzherzoge Maximilian, dem frohlockenden Volke vom Fenster aus zusah, ereignete sich, daß, als die Soldaten Freudenschüsse machten, eine Kugel nur fingerweit von ihm vorbei fuhr, worüber er sagte: „Dies macht mich nicht fröhlicher, sondern nur mehr gefaßt zum Tode.“

Er war des Kaisers Mathias allgewaltiger Minister, und scheint als solcher, vom Glanze seiner Macht geblendet, sich übernommen zu haben. Er soll eine fast königliche Auszeichnung in Anspruch genommen und die Prinzen des Herrscherhauses beleidiget haben.

König Ferdinand, der Erzherzog Max und der spanische Bothschafter Graf Ognate vereinigten sich daher, ihn vom Kaiser Mathias zu entfernen. Beide Fürsten machten ihm einen Besuch, um ihn zu einem Gegenbesuche zu verpflichten. Clesel kam auch wirklich am 20. Juli 1618 um zwei Uhr Nachmittags zur Gegenvisite in die Burg, wo er mit seinem Gefolge sich in das Zimmer Ferdinands begab. Der Kammerherr von Stein ging ihm entgegen und entschuldigte den König mit einer Unpäßlichkeit, sonst würde er dasselbe thun. Ferdinand, Maximilian und der spanische Bothschafter hatten sich in einem Nebenkabinette eingesperrt.

Als der Kardinal in das Appartement kam, trat ihm der Kämmerer Seifried Freiherr von Breuner mit der Anrede entgegen: „Das ganze Haus Österreich habe

im Einklange mit Sr. päpstlichen Heiligkeit und dem König Ferdinand von Ungarn beschlossen, ihn wegen üblen Hofregiments und wegen Unthaten nicht länger mehr in Wien zu gedulden, weßwegen er den Kardinalshut und Mantel ab- und den bereiteten schwarzen Mantel anzulegen und den gegenwärtigen Obersten Grafen Dampierre und Collalto zu folgen habe." Hierbei wurde ihm eine Schrift, worin alle gegen ihn erhobenen Beschwerden verzeichnet waren, eingehändigt.

Nach einem lebhaften Wortwechsel ergab sich Clesel mit Resignation in sein Loos, worauf die zwei Offiziere ihn über einen abseitigen Gang zur Burg hinaus auf die Bastei und durch die Festungswerke außer das Schottenthor führten, wo sie sich mit ihm in einen verdeckten Wagen setzten. Jenseits der Spinnerin am Kreuze standen zweihundert Dampierre'sche Kürassiere, in deren Begleitung es schnell der Steiermark zu und nach dem Schlosse Ambras bei Innsbruck ging, wo Clesel fürstlich bedient, aber in enger Haft gehalten wurde. Nach ein paar Jahren wurde er nach der Abtei Georgenberg übersetzt.

Clesels Vertrauter, der Dominikaner-Prior, Peter Hüttner, der in der Ritterstube lange auf die Zurückkunft des Kardinals wartete, wurde festgenommen und mußte die Schlüssel zu dessen Schriften und Schätze hergeben, der blos in Baren mehr als 400,000 Dukaten enthielt.

Als Alles vorüber war, traten die Prinzen vor den Kaiser, meldeten ihm den ganzen Vorgang und überreichten eine Information über Clesels nachtheiliges Wirken. Der vom Podagra geplagte Kaiser gab ihnen keine Antwort; mehr Empfindlichkeit äußerte die Kaiserin, als ihr Obersthofmeister, Graf Max von Trautmannsdorf, Stifter des westphälischen Friedens, ihr den Vorfall mittheilte.

Als Ferdinand nach dem Tode des Kaisers Mathias zur Regierung kam, hatte Clesel wenig Hoffnung Wien wieder zu sehen.. Papst Urban VIII. vermittelte endlich dessen Aussöhnung mit dem Kaiser. Nach einer fast zehnjährigen Abwesenheit kam der Kardinal am 25. Jänner 1628 wieder in Wien an; er wurde mit großen Ehren von der Geistlichkeit, der Hochschule, dem Adel und der Bürgerschaft unter dem Geläute der Glocken empfangen.

Er lebte nur zwei Jahre noch und verschied am 18. September 1630 zu Neustadt im 77. Jahre seines Alters. Seine Leiche wurde nach Wien geführt und bei St. Stephan in der großen Frauencapelle beigesetzt.

Das Stadtarchiv besitzt zwei Briefe von ihm an den Stadtrath, deren einer zu Rom, den 14. August 1627, der andere zu Wien, den 10. Februar 1629, datirt ist. In dem ersten zeigt er eine Freude über das Verlangen seiner Schäflein, ihren alten Hirten wieder zu sehen, und ersucht den Stadtrath, ihm auf seine Ankunft in Wien eine anständige Wohnung zu verschaffen; in dem zweiten führt er an, daß er in Wien geboren und erzogen sei, und hier das Evangelium 49 Jahre gepredigt habe. Weiter meldet er, daß er des Herrn Vitzthomb Haus unentgeldlich bewohne, und weil dieser Herr gestorben, genöthiget sei, sich entweder um eine andere Wohnung umzusehen, damit die Witwe in ihrem Hause ihr Unterkommen hätte, oder wenn sie auch in Geduld stehen wollte, für sie ein anderes Haus zu miethen, und den Zins zu bezahlen, welches er dem Stadtrathe zum Nachdenken überließ.

Hieraus erhellet, daß damals der bischöfliche Wohnsitz sehr baufällig gewesen sein muß, zumal, weil sein Nachfolger eine neue bischöfliche Residenz hergestellet hat. Wo aber das obgedachte Haus des Herrn Vitzthomb lag, ist unbekannt.

Den Klosterfrauen zur Himmelpforte hatte er sehr große Wohlthaten erwiesen; er baute ihnen in ihrer Kirche eine schöne Orgel, worauf sein Name zu lesen war, und vermachte ihnen in seinem Testamente eine beträchtliche Summe Geld, deshalb sie aus Dankbarkeit alle Jahre am h. Dreikönigtage als seinem Namensfeste, und an seinem Jahrtage einen Leuchter mit einer zweipfündigen Wachskerze, die mit einem Rosmarinkränzel umwunden war und von Frühe an bis Abends nach der Vesper brennen mußte, auf sein Grab setzten.

Cobenzl-Berg,

ehedem Reisenberg genannt, ist der dritte Berg in der cetischen Bergreihe, welche von Wien aus, gegen die Donau zu, mit dem Leopoldsberge abgeschnitten scheint. Seinen Namen erhielt er von Philipp Grafen v. Cobenzl, welcher lange Zeit Vicekanzler, und 1801 — 1805 Botschafter in Paris war, ihn als sein Eigenthum an sich brachte, und ihm seine gegenwärtige Gestalt gab.

Er ist von den Gebäuden des Kahlenberges westwärts ungefähr eine Stunde, auf dem nämlichen Gebirgsrücken, entlegen. Die Entfernung von den Linien der Hauptstadt beträgt bei anderthalb Stunden, und der Weg dahin geht über die Dörfer Döbling und Grinzing.

Der Garten, in dessen Mitte sich das Schloß befindet, erstreckt sich von dem Eingange aufwärts über den ganzen Rücken des Reisenberges bis zum Fuße desselben, und zieht sich dann durch das benachbarte waldige Thal bis zur halben Höhe des gegenüber aufsteigenden Kahlenberges hinauf; ein rieselnder Gebirgsbach läuft von der höchsten Spitze ins Thal hinab, in welchem er von einer Quelle verstärkt wird, und sich endlich in einen Teich ergießt.

Das Wohngebäude selbst ist einfach und ländlich verziert. Aus den Zimmern desselben und von der Wiese vor demselben genießt man einer herrlichen Aussicht, zwischen dem Kahlenberge und Himmel vorbei, über Wien, über die Donau und das Marchfeld, bis an die ungarischen Gebirge.

Nach dem Tode Cobenzl's 1810 kam diese Besitzung an den Baron von Pfaffenhofen und an andere Besitzer.

Coburg-Kohary'sche Pallast (Der)

zwischen dem Carolinenthore und der Stubenthorbastei mit seinen majestätischen Säulenfronten ist nach dem Plane des fürstlichen Lichtenstein'schen Architekten Schleps erbaut und es ist damit im Frühjahre 1840 der Anfang gemacht worden. Auf der Seilerstätte, wo der viel kleinere alte, unregelmäßige Pallast stand, befanden sich einige kleine unbedeutende, einstockige Häuschen, das Croatendörfchen genannt, weil dabei zur Marktzeit die croatischen Hühner- und Eierwägen ihren Standtpunkt hatten. Diese Häuschen gehörten dem k. k. Artillerie-Hauptzeugamte, welches dieselben sammt Grund und Boden dem Prinzen zur Erweiterung seines Pallastes gegen dem überlassen hat, daß er zur Unterbringung derjenigen Militär-Individuen, die früher in diesen Häuschen wohnten, ein anderes Gebäude aufführe. Dieser Pallast ist übrigens ohne Hofraum und ist größtentheils auf der Stelle alter Fortifikationswerke erbaut. Er gehörte früher dem Grafen Kohary, Schwiegervater des Fürsten, und dem berühmten Feldmarschall Grafen Lascy, der darin am 24. Nov. 1801 starb.

Coeckelberghe-Dutzele (Die Ritter Carl, Gerhard und Ludwig von).

Diese drei Brüder beschäftigen sich, nachdem sie sich der düstern, der wissen-

schaftlichen Forschung und höheren Ausbildung so abholden Amtsstube entrückt sehen, mit der Bebauung des heiteren, geisterfrischenden Felds der Literatur.

1. Carl Heinrich Joseph, k. k. Rath, ist der Verfasser der **Histoire de l'Empire d'Autriche depuis les temps les plus reculés jusq'au règne de Ferdinand I.** in 6 Bänden (1845. Wien, Gerold), welche dem Herrn Hofkammer-Präsidenten, Carl Freiherrn v. Kübeck Ex. gewidmet ist und deren Reinertrag der Verfasser dem Fonde für die Versorgung erwachsener Blinden zugewiesen hat. Mit diesem wohlthätigen, verband er auch einen hochpatriotischen Zweck, nämlich die Erwirkung einer richtigen und parteilosen Kenntniß der Geschichte Österreich's bei allen Aus- und Inländern, welche der deutschen Sprache nicht mächtig sind, und wozu die internationale französische Sprache sich vorzüglich eignet.

2. Gerhard Robert Walter ist unter dem Schriftsteller-Namen Realis bekannt, wohin der geneigte Leser verwiesen wird.

3. Ludwig Maria Lambert trat im Jahre 1843 mit dem Werke: „Das rationelle Whist, oder das Whistspiel mit allen seinen Abarten vollständig aus Einem Prinzip nach der philosophischen und mathemat. Wahrscheinlichkeit entwickelt und erhärtet, nebst einem leichtfaßlichen philosophischen Versuch über die mathematische Wahrscheinlichkeit dieses Spieles," hervor, worüber eine der competentesten Stimmen, nämlich Hr. J. S. Ebersberg im Wiener Zuschauer (1843 Nr. 41, S. 433) sagt: „Der Name des Verfassers ist uns bisher nicht vorgekommen, aber die Betrachtung dieses Versuches wird dem Vaterlandsfreund mit stolzer Freude erfüllen. Haben wir Köpfe unter uns, welche mit solcher Tiefe der Denkkraft ein geselliges Spiel erörtern und an diesen Gegenstand einen Schatz wissenschaftlicher Bildung, ja gründlicher Gelehrsamkeit verwenden, was dürfen wir, unter günstigen Verhältnissen, für die Erörterungen wichtiger Cultursfragen hoffen?" Hebt Hr. Ebersberg hierauf den mathematischen Theil des Lehrbuches besonders hervor, so berücksichtigte der Recensent in der allgem. Augsb. Zeitung (1843 Nr. 340, S. 2673) mit vollem Rechte vorzüglich den philosophischen Theil desselben, der größtentheils die Grundlage des Systems ist, und sein Ausspruch, daß diese Schrift ein vollständiger Codex sowohl für rationelle, als für irrationelle Spieler sei, der in Zukunft jede Controvers motivirt entscheidet, ist um so gegründeter, als er die Folge des von ihm kurz entwickelten Systems ist. — Derselbe gedenkt auch demnächst ein Werk über die französische Aussprache herauszugeben, welches er sich bestrebt hat, nicht nur durch streng systematische Ordnung und philosophische Analysirung der Begriffe, sondern auch durch Vollständigkeit und vorzüglich durch eine richtigere Prosodie, als die bisherige zum großen Nachtheile der Gleichförmigkeit in der Aussprache so lange gäng' und gebe gewesene des Abbé d'Olivet, so gemeinnützlich als möglich zu machen, da alle bisher erschienenen Abhandlungen über diesen Gegenstand das Bedürfniß eines Werkes fühlbar machen, welches einmal positive Grundregeln der französischen Aussprache vorzüglich in Rücksicht der Betonung festsetzt.*).

---

*) Wir glauben es der Vollständigkeit schuldig zu sein, über die Familie, zu welcher die genannten Literaten gehören, und zwar um so mehr eine Notiz mitzutheilen, als das Angegebene urkundlich erwiesen ist. Auch sah sich die Académie d'Archéologie Belgique besonders durch den Umstand, daß der Adel der Familie schon vor Erbauung der Stadt Brüssel nachgewiesen wird, veranlaßt, im 1. Bande ihres Bulletin's, und ihrer Annalen (Antwerpen 1843) die dießfällige ganze Erklärung der in Brüssel bestandenen k. Heraldischen Kammer aufzunehmen. Die Coeckel-

Collalto'sche Fideicommißhaus (Graf).

Die Gegend, wo heute am Hof dieses Grafenhaus (420) sich erhebt bis rückwärts zur Parisergasse und dem Judenplatze wurde im 14. und 15. Jahrhunderte von dem Judengarten eingenommen, indem damals die genannte Nation hier vorzüglich ansäßig war.

Nach der allgemeinen Judenvertreibung 1450 wurde ein Theil dieses Judengartens zum Häuserbau verwendet, und jenes, welches die Stelle des heutigen Collalto'schen Hauses einnahm, erhielt den Namen des Hauses „zum Elend," wahrscheinlich weil es Anfangs eine Herberge für Fremde war.

Das heutige, einen Durchgang vom Hof in den Schulhof bildende Palais ist das Werk des vorigen Jahrhunderts und entstand aus mehreren kleinen Häusern; als Eigenthümlichkeit muß bemerkt werden, daß es mittelst eines Schwibbogens mit dem Altane der Kirche am Hofe zusammenhängt und eine interessante Gemäldesammlung enthält. Im J. 1809 hat es der französische General Lefrère zu seiner Wohnung gewählt.

berghe (sprich nach der Landesmundart Kuckelberg) stammen aus Brabant, wo sie schon vor Erbauung der Stadt Brüssel die Herrschaft ihres Namens besaßen. Diese Ortschaft liegt außerhalb des flandrischen Thors. Aus dieser Besitzung entstand eines der sieben patrizischen Urhäuser der genannten Stadt, jenes des Löwen (in der Landessprache: s'Leeuws), wie noch aus dem Wapen der Familie zu ersehen ist. Bei der Erbauung der Stadt besaß die Familie die Burg, genannt den Steen (Stein) van Coeckelberghe; sie war eines der ältesten Lehen und stand in der heutigen Buttergasse, dem Chor der Kirche zu St. Nikolaus gegenüber, auf dem Platze, wo nach dem Bombardement der Stadt im August 1695 die zwei neuen Häuser „der Fahnenträger" und der „Blasebalg" erbaut wurden, wie es ein dort angebrachter Denkstein besagt. Der erste urkundlich bekannte Ahnherr ist Werner v. C., Besitzer der gleichnamigen Herrschaft, welcher auf dem Schlachtfelde bei Grimberghe im J. 1144 vom Herzoge Gottfried III. von Brabant und Lothringen, genannt in der Wiege, zum Ritter geschlagen wurde. Seine Nachkommen besaßen auch die Herrschaften Oud-Heverley, Berchem, Hardeschem, Asche, Bruysseghem, Limhout, Screyberghe, Bergestraeten, Dutzele u.a. Sie begleiteten die ersten Landeswürden, Échevin, Chambellan héréditaire (Erbkämmerer), Sénéchal, Porte-Étendart (Bannerherr), Ecuyer (Schwertträger), Amman de Bruxelles, u. s. w., und versippte sich nicht nur mit den Fürstenhäusern de Ligne, d'Ursel, Valois, Grimberghe u. s. w.; sondern auch mit erloschenen Geschlechtern (Diest, Rotzelaer, Huldenberghe, Lierre), welche zum herrschenden Hause gehörten (de familia Ducis). Es ist charakteristisch, daß kein Glied der Familie je einem andern, als dem eigenen Landesherrn gedient, und daß sie diesem zu allen Zeiten die größten Opfer und die höchste Treue bewahrt haben. Auch die Kirche fand an ihnen eifrige Beförderer; die Abteien Jette, Dilighem, Afflighem u. a. verdanken ihren reichen Schenkungen das Dasein. In den Unruhen von 1789 verloren sie wegen Anhänglichkeit an das österreichische Erzhaus durch Plünderungen und Verheerungen ihrer Güter und Häuser den größten Theil ihres Vermögens, wofür sie, der erhaltenen Zusicherung ungeachtet, bisher noch nicht entschädigt worden sind. Vor der im J. 1794 erfolgten Besetzung Belgien's durch die Franzosen verließ der Vater der oben genannten Brüder, Joh. Bapt. v. C., Herr zu Dutzele und Bergestraeten, Conseiller de S. Maj. und Sekretär des souverainen Raths von Brabant mit seiner Familie sein Vaterland, um sich in den österreichischen Staaten niederzulassen, wo seine genannten drei Söhne ihre Studien vollendeten und in Civildienst traten, während die übrigen fünf sich dem Militärstande widmeten und größtentheils auf dem Felde der Ehre starben.

Collin, 1. (Heinr. Jos. von),

geboren zu Wien 1772, war der Sohn eines berühmten Arztes. Collin, ein vortrefflicher, unermüdlich thätiger und durch seine Vaterlandsliebe ausgezeichneter Mann, hat sich durch seine Trauerspiele: Regulus, Coriolan, Polyxena, Balbao, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier und Curiatier,

worunter Regulus das berühmste ist, und durch seine Gedichte (Wien 1812) einen ehrenwerthen Namen als Dichter erworben. Seine Dramen sind durchgängig mit einem tüchtigen Verstande angelegt und zeichnen sich durch eine gemessene Charakteristik, hohe, würdige Gesinnung und eine kräftige, hochgebildete, fast zu sententiöse Sprache aus. Er erstrebt, nach dem Muster der griechischen Tragiker, Erhabenheit in der Einfachheit und tragischen Eindruck in der Ruhe der Charaktere. Daher ist C. da am trefflichsten, wo er antike Stoffe behandelt. Moderne und romantische Süjets sagten ihm weniger zu, weil zwischen der Behandlung, welche diese Süjets erfordern, und denjenigen dichterischen Eigenschaften, mit denen Collin ausgestattet war, ein offenbarer Widerspruch Statt findet. Die zusammengesetzte Natur des Menschen, diese wunderbare Welt von Leidenschaften und seltsamen Gegensätzen, hat er auf das Allzueinfachste zurückgeführt. Von vorn herein soll Alles, was die Charakteristik betrifft, in ruhiger Klarheit zu Tage liegen und durchsichtig sein. Das böse und vernichtende Princip, welches mit dem guten ringt und von diesem überwunden wird, tritt in Collin's Trauerspielen zu wenig hervor; dagegen schwächt, wie z. B. in Regulus, die fast ununterbrochene Darstellung heroischer Aufopferungen und edelmüthiger Gesinnungen den Eindruck des Ganzen und wirkt ermüdend. Die Personen in seinen Dramen haben nichts mehr zu überwinden, da sie vom Hause aus sich selbst überwunden haben, sie sind fertig, unbeugsam, unbeweglich, sie entwickeln sich nicht; sie haben die Größe, aber auch die Kälte der strengen, moralischen Consequenz. Daher hat Collin auf der Bühne nie Glück gemacht. Ein Nervenfieber raffte ihn zu Wien den 28. Juli 1811 im schönsten Alter als Hofrath bei der geheimen Credit-Hof-Commission hin. Seine Werke erschienen gesammelt, Wien 1812 — 1814 in 6 Bänden. Sein Denkmal enthält die Carlskirche (S. d.).

2. **Matthäus** von, Bruder des Vorigen, geb. 1779 zu Wien, wo er seit 1813 Professor der Philosophie und Geschichte, und seit 1815 Erzieher des Sohnes Napoleons war. Seine dramatischen Dichtungen, worunter Marius, der Tod Friedrich des Streitbaren, Butes, Bela's Krieg mit dem Vater u. s. w. erschienen gesammelt: Pesth 1813 — 1817, in zwei Bänden.

Colloredo-Mannsfeld'scher Pallast (Fürstl.).

Dieser auf der Freiung gegen den Heidenschuß liegende Pallast (238) ist der Ursitz der Grafen von Kaunitz in Wien, die ihn noch 1683 besaßen und erst aufgaben, als sie auf demselben Platze den Prachtbau (62) des heutigen fürstlichen Kinsky'schen Hauses aufführten. Nach den Kaunitzen trat Graf Niklas Esterhazy in den Besitz des jetzigen Colloredo'schen Pallastes, der seine dermalige elegante Form dem im J. 1844 verstorbenen ersten Obersthofmeister, Fürsten Rudolph von C. M. verdankt. Im J. 1815 ging dieses Gebäude in das Eigenthum des bisherigen Casino-Inhabers in der Mehlgrube am neuen Markte über, der daraus einen großartigen Gasthof zu machen gedenkt.

Colomann.

Der Markt Stockerau ist durch den dahin geleiteten Nebenzweig der Nord-Eisenbahn den Bewohnern der Hauptstadt so nahe gerückt worden und er wird seitdem auch so häufig besucht, daß ein in der Legenden-Geschichte Österreich's ausgezeichnetes Ereigniß, dessen Schauplatz dieser Ort war, in Erinnerung gebracht zu werden verdient.

Stockerau's, oder wie es in alten Zeiten genannt wurde, Stockerowe's Entstehung verliert sich in das Dunkel der

Vorzeit; es gehört daher zu den ältesten Ortschaften des Landes. Unter den ersten Babenbergern wurde es von den Fluthen der Donau ganz verschlungen, oder im buchstäblichen Verstande des Wortes, von der Erde rein weggewaschen.

Unter Markgraf Leopold I. um das Jahr 985 erfolgte seine Wiedererbauung und zwar auf dem Platze einer abgestockten Au, woher der Name Stockerau entstand; wie auch noch heut zu Tage zum Andenken daran das Siegel dieses Marktes ein abgehauener Baumstamm, oder ein sogenannter Stock in einer Au darstellt.

Unter dem Nachfolger dieses ersten Babenbergers, Leopold des Erlauchten, dem Markgrafen Heinrich, dem Überwinder der verbündeten Polen und Mähren, unter dessen Regierung zum ersten Male der Name „Österreich" und zwar in einer Urkunde Kaiser Otto's III. (996), wodurch er Unser-lieben-Frauen zu Freising Neuhofen bei Ulmersfeld schenkte, vorkommt, — ereignete sich die traurige Geschichte Colomann's, worüber vormals so viel geschrieben wurde.

Vor dem Thore zu Stockerau, das nach Mallebern führt, kann der aufmerksame Forscher noch einige grasbewachsene Mauerreste auffinden; es sind die letzten Spuren des St. Colomanns-Klosters vom Orden des heil. Franziskus, das sich hier stolz emporhob und einst in Österreich hochberühmt war.

Der schottische Prinz Colomann kam auf seiner Rückreise vom gelobten Lande in dürftiger Pilgerskleidung nach Stockerau, wo er seiner ausländischen Sprache wegen für einen feindlichen Ausspäher gehalten, gefangen genommen, grausam gefoltert und endlich an einem dürren, abgestorbenen Hollunder-Baum mit einem Zweige desselben Stammes aufgehängt wurde, woran er nach der damaligen Zeitsitte dem Raubgeflügel der Luft preisgegeben durch längere Zeit hängen blieb.

Diese schauerliche That geschah im J. 1010. Der Leichnam Colomann's hing lange, den Unbilden der Witterung und dem Fraße der Vögel bloß gestellt. Aber kein Thier näherte sich ihm, und keine Verwesung trat ein; denn der Körper behielt seine blühende Lebensfarbe, was allgemeines Aufsehen machte.

Dieses stieg nicht wenig, als nach einiger Zeit sogar der abgestorbene, blätterlose Baum, woran der Leichnam hing, wieder frisch und jung zu blühen anfing, und als der Zweig, der den Prinzen hielt, die ersten neuen Knospen trieb.

Dieses befremdende Ereigniß erregte gerechte Zweifel an der Strafbarkeit des so schmählich getödteten Fremdlings und bewog einige fromme und zartfühlende Bewohner Stockerau's, den Leichnam vom Baume herabzunehmen, und im Schatten des neuen Laubes desselben in einer Erdgrube zur Ruhe zu bringen.

Nach Jahresfrist verheerte eine neue Überschwemmung der Donau die ganze Gegend um Stockerau und nur der kleine Erdhügel, welcher mit frischem Grase bewachsen, Colomann's Leichnam deckte, blieb von der verderbenden, alles mit sich reißenden Fluth verschont.

Die Kunde davon kam zu den Ohren des Markgrafen, Heinrich von Österreich, der sich darüber von Geistlichen eine ausführliche Anzeige erstatten, den Körper ausgraben und besichtigen ließ. Dieser war ganz unverwesen und strömte einen wohlriechenden Duft von sich; was nur die Wirkung einer Wunderkraft sein konnte.

Auf des Markgrafen Befehl wurde der Körper daher im Jahre 1014 von dem Bischofe Mainhard von Halberstadt feierlich nach Melk gebracht und dort den 13. Oktober des genannten Jahres in ein prachtvolles Grab gelegt, bei welchem zahlreiche Wunder geschahen, worüber Folianten geschrieben wurden.

An der Stelle bei Stockerau, wo Colomann den ungerechten, schmerzhaften Tod erlitt, wurde Anfangs eine einfache Sühnungscapelle, in der Folge aber das im J. 1783 unter Kaiser Joseph des II. Regierung aufgehobene Franziskanerkloster erbaut, welches den Namen des St. Colomanns-Klosters erhielt. Auch wurde Colomann zum Schutzheiligen von Stockerau erwählt.

Die Kirche dieses Ordenshauses erhielt im J. 1676 von dem damaligen Prior des Benediktinerstiftes zu Melk, Robert Jäger, ein beträchtliches Stück des Holunderbaumes, an welchem der Heilige seine Seele ausgehaucht hatte, und im J. 1708 verehrte der Bischof von Neustadt, der Graf von Puchheim, derselben Kirche einen Theil der Kinnlade des Heiligen.

Colomann's Diener.

Das Auftreten Colomann's in Wien's Nähe stellte ein rührendes Beispiel von Diener-Treue auf, wozu beinahe zwei Jahrhunderte später (1192) Richard's von England treuer Blondel ein Seitenstück lieferte.

Da der Prinz Colomann den Hof seines Vaters, um in Betreff seiner Pilgerschaft keinen Widerspruch zu finden, heimlich zu verlassen beschloß, so entdeckte er sein Vorhaben nur seinem Diener Gotthalm, ohne ihm jedoch die Zeit seiner Abreise zu bestimmen. Nach des Prinzen Verschwinden machte sich auch Gotthalm auf, um seinen Herrn aufzusuchen und mit ihm die Gefahren der Reise zu theilen. Nach langem Herumirren kam der treue Diener auch nach Österreich, wo er das Schicksal seines Herrn und die weitere Kunde erfuhr, der Leichnam Colomann's sei im Stifte Melk beigesetzt und werde wie heilig verehrt. Er machte sich auf den Weg, starb jedoch, bevor er dahin kam, in dem Dorfe Maur, nur wenige Schritte mehr vom Ziele seiner langen und beschwerlichen Reise entfernt. Er wurde wie sein Herr im Stifte Melk beigesetzt.

Colomann's Kerker.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts war in Stockerau der Kerker in seiner Urgestalt zu sehen, in welchem der fromme Pilger Colomann die Zeit vor seinem Martertode zugebracht haben soll. Es war ein düsteres Verließ, worin weder Luft noch Licht drang; es ist jetzt gänzlich umgestaltet und dient zu einem Keller. Nach einer mit W. A. Sedky unterzeichneten Nachricht in der illustr. Theaterz. (1845 Nr. 103) bewahrt der Eigenthümer des Hauses, welches einst das Rathhaus war, noch jetzt ein gewichtiges Vorhängschloß auf, welches man in diesem Kerker fand und dessen Form und Mechanismus längst vergangenen Jahrhunderten angehören.

Colomanns-Kirche und Leichenhof.

Gegen 1337 wurde von Meister Jacob, Arzt zu Wien und Pfarrer zu Himberg, gleich außer dem Kärntnerthore, dem uralten dort gestandenen Bürgerspitale gegenüber, eine kleine Kirche zu Ehren des heil. Colomann's erbaut und dem genannten Spitale geschenkt, wie es aus der Gutheißungsurkunde des Passauer Bischofs Albert von 1338 zu ersehen ist. Bei diesem Kirchlein wurde ein Friedhof angelegt, der davon den Namen des Colomann-Gottesackers erhielt, wovon bis in unseren Tagen noch die steinerne Säule übrig war. Dieses beweiset eine in dem Archive des Bürgerspitals vorhandene Urkunde des Veit Griessenbeck, Syndikus von Wien, worin vorkommt, daß sich der Magistratsrath Johann Lichtenberger neben dem steinernen Kreuze in St. Colomanns-Gottesacker seine Grabstätte erwählt habe. Es war auch noch gegen das Jahr 1766 neben dieser Säule

ein großer Grabstein zu sehen, dessen Inschrift aber unleserlich geworden war. Die im J. 1815 weggenommene Säule hatte auf einer marmornen Tafel die Inschrift:

Das pau ist volpracht
zu lob Gots und in den
Eren Mariam und zu
Trost aller gelaubigen
Seelen-hail und ist volpracht
in die sancti Jacobi Apostoli
Anno Domini MCCCCXXII.

Im J. 1348 kam in Wien eine fürchterliche Pest zum Ausbruche. Sie griff so sehr um sich, daß in einem Tage 500—700 Menschen starben. Die Symptome der Seuche waren, daß die Kranken rothe und schwarze Flecken oder geschwollene Drüsen unter den Achseln bekamen. Das Übel dauerte von Ostern bis Michaeli und in vielen Häusern starben alle Bewohner. Herzog Albrecht der Weise zog sich nach Burkersdorf zurück. Er hatte zwar verboten, die an der Pest Verstorbenen in den Freithöfen der Stadt zu begraben; man beerdigte sie jedoch sehr nahe an der Stadt, nämlich auf dem Gottesacker bei St. Colomann, wo sechs ungeheure Gruben die Zahl der Leichen kaum fassen konnten. Einige Annalisten übertreiben die Sache so sehr, daß sie in jeder Grube 14,000 Todte legen.

Colomannsstein.

Unter dem Thore bei dem Seiteneingange zu St. Stephan gegen den Bischofshof bei der Thürschwelle linker Hand befindet sich ein weißer Stein in Messing gefaßt, worauf eine ganz verwischte lateinische Schrift angebracht war, welche sagte, „daß dieses der Stein sei, auf welchem bei Absägung der Beine des h. Märt. Colomann das Blut floß, welchen Stein Herzog Rudolph IV. von Österreich dahin versetzte.“ Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entdeckte man oberhalb diesem Steine auf einer vergoldeten Kupferplatte eine zweite lateinische Schrift, woraus man entnahm, daß dieser Stein, welcher ein Altarstein genannt wird, auf Anordnung desselben Herzogs von Peter, Bischof von Chur, zu Ehren des h. Colomann und aller heil. Märtyrer 1361 geweihet, vom Herzoge eigenhändig darunter viele Reliquien gelegt und von mehreren Bischöfen Denjenigen ein Ablaß verliehen worden sei, welche diesen Stein ehrerbietig küssen oder sich vor demselben neigen. Nun folgt der dießfällige Ablaßbrief, welchen Ogeßer mittheilt.

Communicant (Der unwürdige).

Die Legende der sogenannten Teufelslöcher bei den Minoriten in der Stadt fällt in das Jahr 1348. Sie ist im fünften Seculum des genannten Klosters von A. R. P. Matthäus ausführlich enthalten. Dieser Erzählung ganz angemessen war im Kreuzgang nächst der Klosterpforte auf der Mauer in Fresko ein Gemälde zu sehen, welches das Ereigniß mit kurzen Worten also meldete:

„Renovirte Abbildung eines unwürdigen Communicanten. Es ist mit allen Schriften bewiesen und bezeuget, daß einer aus Verachtung des Gebotts der christlichen Kirchen, in einem Tag das hochw. Sakrament, welches er 7 Jahre zu empfangen unterlassen, 7 mal genohmen. Darauf er alsobald mit jähen Tod verschieden, und sein Leib an diesem Ort begraben worden, welchen folgende Nacht der Teuffel, als er den Sakristan gerufft, nach aufgethanen Grab herausgerissen und zerschmettert, aus welches Mund 7 Hostien gefallen, den Leib mit sich hinweggeführet und zu einen Zeichen das Loch, so in dieser Mauer zu sehen ist, verlassen.

Nun gedenk, o Mensch! siehe! und gehe fort. Anno 1348, dessen Antiquität ist in dieser Kirchen zu sehen.“

Es waren jedoch zwei Löcher vorhanden, obgleich die Inschrift nur von einem

spricht. Die andere Mauerlücke befand sich gegenüber und ging durch und durch in die Kirche. Es befand sich am Altare der schmerzhaften Mutter und im Kreuzgange im Winkel eines Pfeilers nächst dem Epitaphium des Herrn Balthasar Hauser. Unweit davon oberhalb der Kirchenthüre war ein zweites ähnliches Gemälde angebracht, dessen Beischrift unleserlich geworden war und wobei sich daher eine kleine Tafel befand, welche auf die ausführliche renovirte Inschrift im Kreuzgange hinwies.

Der gottlose Communicant soll ein Bäcker gewesen sein und noch nach Jahrhunderten soll man an der Mauer Spuren des gewaltsamen Durchbruches wahrgenommen haben.

Jeder Versuch, diese Löcher zu vermauern, soll erfolglos gewesen sein, indem die eingesetzten Steine am folgenden Morgen herausgeworfen waren. So kam es, daß diese Öffnungen erst zu Joseph II. Zeiten nach Aufhebung des Klosters geschlossen wurden.

Congresse.

Wien war der Schauplatz zweier wichtiger, in die Geschicke Österreich's und Europa's mächtig eingreifender Fürsten-Versammlungen und zwar 1. in dem J. 1515 und 2. gerade drei Jahrhunderte später 1814—1815.

1. Am 16. Juli 1515 fanden sich hier die Könige Wladislaus von Ungarn und sein Bruder, der Polenkönig Sigmund, ein, welche eine innige Verbindung mit Kaiser Maximilian beabsichtigten. Schon am Abend zuvor hatte König Sigmund mit Polen und Reussen zu Hainburg, Wladislaw aber mit den Ungarn und Böhmen bei Bruck an der Leitha sich gelagert. In der Ebene bei Trauttmannsdorf sollten die Fürsten zusammentreten.

In größter Pracht erwarteten beide Könige den Kaiser, welcher mit gleichem Glanze erschien und von den Gesandten von Spanien und England, von den Herzogen von Baiern, Würtemberg und Mecklenburg und der Blüthe des deutschen und österreichischen Adels begleitet wurde. Das Gefolge bestand aus 5000 Mann in glänzender Rüstung.

Der Kaiser reichte seinen edlen Gästen die Hand und sprach mit Herzlichkeit: »Dies ist der Tag, den der Herr gesendet; darum laßt uns froh und lustig sein!« — Wladislaw vergoß Thränen und tausendstimmiger Jubel erfüllte die Luft. Es ward eine Wechselheirath festgesetzt; die Tochter Wladislaw's sollte mit einem Enkel des Kaisers (Carl oder Ferdinand) sich vermählen, und die Enkelin des Kaisers ward dem Prinzen Ludwig verlobt.

Am 17. Juli 1515 erfolgte der Einzug der Könige Wladislaw von Ungarn und des Polenkönigs Sigmund. Des Regenwetters ungeachtet, bewillkommten 1500 Bürger, in Scharlach gekleidet, vor ihnen sechs mit der Ritterwürde geschmückte Rathsherrn, in silbernen Harnischen zu Roß, die Könige im freien Felde; an der steinernen Brücke vor dem Stubenthor stand die Stadtobrigkeit, die Hochschule, die Geistlichkeit mit den Heiligthümern, und die Zünfte mit ihren Fahnen.

Voraus zog die ungarische, böhmische und polnische Reiterei, ihr folgte der österr. Adel, von mehr als 200 Trompetern und Paukern begleitet. Hierauf ritten König Sigmund und Prinz Ludwig; der Kaiser und Wladislaw, der eine über, der andere bald sechzigjährig, wurden in Sänften getragen, die Prinzessin Anna folgte in einem goldenen Wagen; 400 schwergerüstete, deutsche Reiter schloßen den Zug.

Fünf Tage waren den Arbeiten gewidmet. Am 22. Juli fand die feierliche Verlobung bei St. Stephan Statt. Der Kaiser vertrat die Stelle eines seiner Enkel bei der Prinzessin Anna, welche er zugleich als Königin krönte, weil jeder seiner Enkel ein

Königreich zu erben hatte. Es waren dabei anwesend die päpstlichen Legaten, der Nuntius, der Cardinal Primas von Gran, der Cardinal von Gurk, vierzehn Bischöfe und zahllose Prälaten; 200 junge Cavaliere wurden von den Fürsten zu Rittern geschlagen.

Festlichkeit drängte sich an Festlichkeit, merkwürdig war ein, am neuen Markte gehaltenes Turnir. Am 29. Juli schieden die Fürsten von Wien und am 3. August trennten sie sich zu Neustadt, aber ihr Freundschaftsbund war unzertrennlich und seine Folgen segensvoll.

2. Im 32. Artikel des Pariser Friedens 1814 war auf den 1. August d. J. ein allgemeiner Fürsten-Congreß in Wien festgesetzt worden, um die Angelegenheiten Europa's zu reguliren. Obgleich sich die Eröffnung bis 1. Nov. verzögerte, so fanden sich die theilnehmenden Fürsten doch früher in Wien ein, wo sie sämmtlich in der k. k. Burg als Gäste untergebracht wurden.

Am 22. September 1814 hielt der König von Dänemark, der erste eintreffende hohe Gast, seinen Einzug durch die Leopoldstadt; Kaiser Franz war ihm bis an die äußerste Donaubrücke entgegen gefahren und während des Zuges durch die Praterstraße ertönten 100 Kanonenschüsse von den Stadtwällen.

Eben so wurde am folgenden Tage der König von Würtemberg empfangen. Drei Tage später, den 25., zwischen 12 und 1 Uhr, folgten der Kaiser Alexander und der König von Preußen. Kaiser Franz, von den Gliedern des allerhöchsten Hofes und der Generalität begleitet, war ihnen bis zum Tabor entgegen geritten. Mehrere Regimenter zu Pferde und zu Fuß eröffneten den feierlichen Zug; die drei Monarchen waren zu Pferde; Kaiser Alexander zur Linken, Kaiser Franz in der Mitte und König Friedrich Wilhelm zur Rechten. Tausend Kanonenschüsse waren während des überaus glänzenden Einzuges abgefeuert worden.

Am 27. September 1814 traf die russische Kaiserin von Melk in Wien ein, am 28. der König und die Königin von Baiern, mit dem Kronprinzen und Prinzen Carl, am 30. der Kurfürst von Hessen, am 9. October der Großherzog von Baden, der Erbgroßherzog von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und Nassau, von Weimar und Coburg, und so fort viele deutsche und ausländische Prinzen, Prätendenten und bevollmächtigte Minister, so daß wohl, so weit die Geschichte reicht, keine so glänzende Versammlung je Statt gefunden hat.

Von nun an bis zur Auflösung des Congresses durch die Nachricht der Entweichung Napoleons von der Insel Elba (am 1. März 1815) wechselten in Wien und in der Burg die großartigsten Festlichkeiten in rascher Folge mit einander ab; militärische Übungen, Jagden, Carousfels, Bälle, französische Schauspiele von Cavalieren gegeben, Volksfeste im Augarten, Ausflüge nach Schönbrunn, Laxenburg, Grätz, Ofen und Pesth, eine herrliche Beleuchtung in der großen Schönbrunner-Orangerie und in der Rotunde der Flora, das große Oratorium Händel's: „Samson“ von der Gesellschaft der Musikfreunde durch 700 Dilettanten aufgeführt, — prächtige Schlittenfahrten, Bälle und Gastmale bei den heimischen und fremden Ministern und der Glanzpunkt aller die wahrhaft historische Siegesfeier der Leipzigerschlacht am 18. October 1814 im Prater.

Conservatorium der Musik.

Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien entstand 1812 und schon nach Monatsfrist wurde Händel's Alexanderfest von 630 Individuen meisterhaft auf-

geführt. So viel Sinn und Anlage für Musik schlummerte in Österreich's Hauptstadt. Im J. 1814 bei der Aufführung von Händel's Samson nahm der Verein den Namen der Gesellschaft der Musikfreunde des österr. Kaiserstaates an, erhielt Statuten und ward förmlich organisirt.

Da der Zweck derselben ist, die Musik in allen ihren Zweigen emporzubringen und ihre Einkünfte zur musikalischen Bildung der Jugend und zur Unterstützung von Talenten zu verwenden, so entstand 1818 das vaterländische Conservatorium der Musik.

Gegen die Verpflichtung jedes Zöglings, die Anstalt durch sechs Jahre zu besuchen, wird der Unterricht in allen Lehrgegenständen unentgeldlich ertheilt. Die Gesellschaft besitzt das schöne, in neuer Zeit gebaute Haus (558) in der Stadt unter den Tuchlauben, worin sich der einzige, acustisch gebaute Conzertsaal in Wien befindet, der 600 Menschen faßt und auch fremden Künstlern gegen Bezahlung überlassen wird.

Im J. 1829 wurde ein Concurs für dieses neu zu errichtende Gebäude ausgeschrieben, welche Unternehmung der Beschränktheit des Baulokales wegen große Schwierigkeiten darbot. Unter zwölf Bauentwürfen wurde jener des Architekten Franz Lößl (geb. 1801 zu Brünn) als der beste angenommen und ihm die Leitung des Baues übertragen. Das Gebäude war 1831 vollendet und beurkundet sowohl durch die schöne Façade, als durch die Eigenthümlichkeit der innern Eintheilung das Talent des Künstlers. Die Gesellschaft besitzt folgende schätzbare Sammlungen:

1. Eine gut geordnete Bibliothek über die Literatur der Tonkunst aus 1400 Bänden. Ihr Stamm bildet die Büchersammlung des berühmten musikalischen Theoretikers und Encyklopädisten J. Gerber; darunter befindet sich eine vollständige Sammlung der Marpurg'schen und Matheson'schen Schriften, alle deutschen musikalischen Zeitschriften, viele seltene Abhandlungen der ältesten Zeit und schätzbare, noch ungedruckte Handschriften von Klein, Knecht, Adelung, Cramer, Fuhrmann, Mitzler u. a.

2. Das Archiv praktischer musikalischer Werke, bestehend aus 8000 Compositionen von 1000 Tonkünstlern, die in einem alphabetischen und thematischen Verzeichnisse genau aufgeführt sind. Besonders reichhaltig ist die Abtheilung der Kirchenmusik, wozu die Stadt Lübeck wesentlich beitrug.

3. Ein Museum von Kunstgegenständen im Fache der Musik, darunter ein Portefeuille mit Kupferstichen, seltener Orgelprospecte u. d. gl., viele Bildnisse berühmter Tonkünstler, türkische und andere seltene Instrumente, Taktmesser, Münzen, antike Handschriften u. a. m. Alle diese Kunstgegenstände sind im Gebäude der Gesellschaft aufgestellt.

Consumo-Zettel.

Wie es noch vor 100 Jahren mit der Statistik in Wien beschaffen war, davon liefern uns die Consumo-Zettel einen Beweis. So lange das Hand-Grafen-Amt bestand, gab dasselbe um die Zeit des neuen Jahres auf Karten-Blättern sauber geschrieben und zwar als Neujahrs-Geschenk das jährliche Consumo der Stadt Wien heraus. In der Folge stellte das Amt zwar diese galante Offiziosität ein, daß aber diese sogenannten Chärtl noch 1734 üblich waren, das zeiget das in Abschrift hier angesetzte:

Wienerisches Consumo pro Anno 1734.

	Stuck.
Ausländische (verstehe Ungarische) Ochsen	23,901
Inländische deto	805
Khüe	19

	Stuck.
Knap-Kölber	422
Dutten-Kölber	50,608
Schaf- oder Kappen	44,987
Lampl	117,745
S. V. Mast-Schwein	4,850
Mittere	7,282
Frischling	19,729
Spanferkl	24,336
Wein.	Emer.
Ausländische	10,157¼
Österreicher	457,507½
Bier	186,176

Dieses Consumo-Kärtchen ist in mancherlei Hinsicht sonderbar, schon die erste Post ist auffallend, wo es heißt: Ausländische (verstehe Ungarische) und das Salva Venia vor den Mast-Schweinen zeigt von der Artigkeit des alten Hand-Grafen-Amtlichen Concipienten. Beachtenswerth ist der geringe Bier-Verbrauch gegen jenem des Weines, bei welchen Artikeln bekanntlich heute das entgegengesetzte Verhältniß herrscht, indem mehr Bier als Wein getrunken wird.

Controlorgang (Der)

befindet sich im Leopoldinischen Trakte der Burg und erstreckt sich von der Joseph's- oder Kammer-Capelle bis zum Schweizerhofe, mit welchem er die Verbindung unterhält. Seine Fenster sehen auf den Paradeplatz und auf der andern Seite gegen den innern großen Burgplatz befinden sich die Bureaux des Staats- und Konferenzrathes.

Nach dem Augustinergange ist dieser Controlorgang, — welcher seinen Namen dem Umstande verdankt, daß sich daselbst in der vorjosephinischen Zeit, das Hofcontroloramt oder die mit der häuslichen Verpflegung des allerhöchsten Hofes beauftragte, dem ersten Obersthofmeister-Amte untergeordnete Behörde, befand — der bedeutendste und interessanteste der Burg, und sein Durchgang ist ebenfalls jedem anständig Gekleideten gestattet.

Dieser Gang war unter Joseph II., der bekanntlich die vormals übliche Etikette und strenge Hofsitte abschaffte und der Schöpfer des Geistes der hohen Leutseligkeit ist, welcher seitdem alle Glieder des allerhöchsten Kaiserhauses beseelt, von besonderer Wichtigkeit.

Wer immer dem Monarchen ein Anliegen persönlich vortragen oder eine Gnade erflehen wollte, der kam in diesen Gang. Man sah ihn auch, wenn der Kaiser in Wien war, den ganzen Tag mit Menschen aller Stände besetzt, wovon die meisten Suppliken in der Hand hatten. Plötzlich öffnete sich eine Thür, aus welcher der Kaiser, ohne irgend eine Anmeldung und meistens auch ohne Begleitung, trat, den alsbald der Haufen umringte und seine Gesuche anbrachte. Wessen Geschäft eine längere Unterredung forderten, der erhielt die Freiheit, in ein nahes Kabinet zu treten und den Kaiser allein zu sprechen. Dieser Auftritt erneuerte sich an manchen Tagen vier- bis fünfmal.

Mit dem Augustinergange, dem Fräuleingange und den beiden, sonst der Freude und Lust gewidmeten Redouten-Sälen theilte der Controlorgang im J. 1809 das schöne Loos, der Arbeitsort einer Anzahl reizender jugendlicher Charpiezupferinnen für die Verwundeten beider Armeen, welche sich in den damaligen Wiener Spitälern befanden, zu sein.

Convicte.

1. Löwenburgisches Convict.

Johann Jakob Graf von Löwenburg, k. k. geheimer und Hofkammerrath, bestimmte in seinem Testamente (14. April 1731) seine einzige Tochter, Aloisia, zur Universal-Erbin unter der Bedingung, daß, wenn sie vor der Großjährigkeit oder ohne Erben stürbe, das Vermögen den Piaristen zu Wien in der Josephstadt, zur Errichtung eines Convictes, zufallen sollte, in welchem so viele ungarische und österreichische adelige Jünglinge in gleicher Anzahl unter-

halten und unterrichtet werden sollen, als die Einkünfte es gestatten.

Im Monate August 1732 starb der Stifter und einige Jahre später auch die Tochter kinderlos, und die Stiftung kam zu Stande. Auf einem, den Piaristen gehörigen Gartengrunde wurde an der anderen Seite ihres Collegiums ein eigenes Gebäude für die Stiftlinge aufgeführt und der Eingang mit einer Inschrift bezeichnet. Die Herstellung dieses Gebäudes kostete aber so viel, daß es bis 4. April 1748 leer stand. Mit diesem Tage ward die Stiftung mit vier Stiftlingen angefangen. Das jährlich ersparte Interesse mußte wieder fruchtbringend angelegt werden, und es wurde besonders bewilligt, daß die Piaristen in den noch leeren Theil des Gebäudes adelige, oder auch andere, diesen gleich gehaltene Knaben, gegen angemessene Bezahlung in Kost nehmen durften. Diese Kostkinder vermehrten sich dergestalt, daß schon im J. 1749 eigene Professoren im Convicte nöthig waren, und man von dem Ersparten das Gebäude sogar verbessern konnte.

Im J. 1751 machte Maria Theresia von Kollmünzer, unter dem Provinzial der Piaristen P. Anton Huber, eine ewige Stiftung, zur Versorgung ihrer und ihres Gemahls Blutsfreunde. Mathias Kollmünzer, gebürtig von Schwarzhofen aus der oberen Pfalz, war der Erste, der als Zögling der Piaristen diese Stiftung genoß.

Den 16. September 1755 erhöhte die Kaiserin die Stiftung mit sechs Zöglingen, deren Ernennung sie sich vorbehielt. — Den 1. November 1763 vereinigte sie die Teuffenbach'schen Stiftlinge mit dem Löwenburg'schen Convicte, und im folgenden Jahre verordnete sie das allgemeine Tragen einer Uniform, wenn sie öffentlich erscheinen.

Von 1765 — 1768 wurde das Convicts-Gebäude bis an die Kirche, so wie es jetzt steht, auf Kosten der Piaristen sammt einem Krankenhause ausgebaut.

Im J. 1771 kamen die unadeligen Stiftlinge der Kielmannsegg'schen Stiftung aus der Juristenschule in der Stadt in das Löwenburg'sche Convict, und es wurde eine Verbindlichkeit der Piaristen vom J. 1736, einen in der Josephstadt gebornen Bürgersknaben mit Kost, Wohnung, Unterricht gleich den übrigen, nach der Rhetorik in's Convict zu nehmen, ausgeführt; sollte kein Josephstädter Knabe vorhanden sein, so kann der Stadtmagistrat einen andern Bürgerssohn präsentiren.

Im J. 1772 kam die innere Einrichtung des physikalischen Museums und der Bibliothek zu Stande.

Am 20. Jänner 1781 mußten auf Befehl Joseph des II. die von Maria Theresia verpflegten kais. Zöglinge in die Militär-Akademie übersetzt, oder wenn sie sich hierzu nicht bequemen wollten, ihren Eltern nach Hause gesendet werden. — Endlich ward im J. 1782, gleich andern Erziehungshäusern, auch dieses Convict aufgehoben. Die Stiftlinge erhielten Hand-Stipendien, die Piaristen aber bekamen die Erlaubniß, in das Convicts-Gebäude zum Unterrichte und zur Erziehung Knaben gegen ein bestimmtes Kostgeld zu übernehmen.

Im J. 1791, unter der Regierung Leopold des II., kamen die Löwenburg'schen Stiftlinge in das Theresianum.

Im J. 1793 wurden die Theresianisch-Leopoldinische Ritter-Academie und das Löwenburg'sche Convict bei St. Barbara an der Hauptmauth, in ein Ganzes vereinigt.

Als Franz II. das Theresianum im J. 1797 neuerdings errichtete, erhielten die Piaristen in ihr Convict die Löwenburg'schen Stiftlinge wieder und die Hand-Stipendien hörten auf. Eben so wurden ihnen im J. 1801 ihre ursprünglichen Stiftungen wieder ganz zugewiesen, und seit dieser Zeit dürfen die Piaristen sowohl Adelige als Nichtadelige aus der gebildeten Bürgerklasse zum Unterrichte und zur Erziehung aufnehmen.

Für eine bestimmte Summe werden auch außer den Stiftlingen, Knaben zwischen 7 und 14 Jahren angenommen.

Nebst den Studien erhalten sie noch Unterricht in der französischen und italienischen Sprache, im Zeichnen, Schönschreiben und Tanzen. Nur der Musikunterricht wird besonders bezahlt. Mit dem Gebäude sind auch zwei Gärten verbunden. An Hilfsmitteln besitzt das Institut zwei reichhaltige Bibliotheken, ein physikalisches Cabinet, eine kleine Mineraliensammlung und ein wohlgeordnetes Herbarium.

2. Stadt-Convict.

Das k. k. Convict in der Stadt in Wien befindet sich am Universitätsplatze Nr. 750. Es wurde vom Kaiser Franz im J. 1802 wieder errichtet, nachdem das alte Wiener-Stadt-Convict unter Joseph II. 1783 aufgelöset worden war. Es führt die Aufschrift: **Institutioni juventutis vovit Franciscus II. 1802.**

Die Zöglinge sind meistens Stiftlinge und werden von eigenen Collegiengeldern unterhalten, es werden aber auch Kostgänger angenommen, welche für einen bestimmten Erlag mit jenen gemeinschaftliche Uniform, Verpflegung und Unterricht im Französischen, Italienischen, Zeichnen und Schönschreiben erhalten.

Die Convictisten können nicht allein das Gymnasium besuchen, sondern auch in allen Fakultäten ihre Studien machen; indessen werden jene Stiftlinge, welche sich den Studien der Medizin widmen, nicht im Hause behalten, sondern sie genießen ein Stipendium von 280 fl., welches ihnen in vierteljährigen Raten ausbezahlt wird.

Das Convict besitzt eine Bibliothek im Hause von Classikern, so wie einen Vorrath an den nöthigen Schul- und Hausbüchern, welche letztere alle Stiftlinge und zum Theil auch die Kostzöglinge unentgeldlich erhalten. Die k. k. Hofsängerknaben, welche ebenfalls Convictszöglinge sind, haben auch einen Violin-, einen Clavier-, einen Zeichen- und einen Singmeister.

Corpora baptizata.

Der Hof-Capellan Vincenz Darnaut, der 1819 den Kaiser Franz I. nach Rom begleitete, gibt von den aus den Katakomben gezogenen Reliquien, die man **Corpora baptizata** nennt, und wovon sich in Wien und der Umgebung mehrere als Geschenke des römischen Hofes befinden, folgende Nachricht:

„Die römischen Katakomben sind ungeheure Labyrinthe unterirdischer Gänge, welche Stunden lang in die Breite und Länge sich hinziehen. Man trifft sie in und außer Rom, vorzüglich an der berühmten Straße, via **Appia** genannt. Sie dienten den ersten Gläubigen, um in dieser schauerlichen Verborgenheit den ersten Anfällen einer Verfolgung zu entgehen und durch die gemeinschaftliche Feier der heiligen Geheimnisse sich zum nahen Tode zu bereiten. Darum kömmt man in diesen Todtengängen, die oft in mehrere Stockwerke abgetheilt sind, nicht selten auf geräumige Plätze, wo mehrere Christen Station halten, oder eine gottesdienstliche Versammlung feiern konnten; denn viele derselben tragen noch das Gepräge oder die Zeichen heiliger Versammlungsörter. Dahin nun, oder in die Nähe derselben begrub man diejenigen, welche als Blutzeugen der Lehre des Gekreuzigten, der christlichen Nachwelt im Glauben vorangegangen sind, und uns das seltene Beispiel der standhaftesten Beharrlichkeit gegeben haben. Ihre Gräber wurden gewöhnlich durch irgend ein Zeichen ihres Marterthums von den Gräbern der übrigen Christen unterschieden, die gleichfalls in dieser unterirdischen Stadt ihre Ruhestätte fanden.

Solche Leiber der h. Märtirer pflegt man mit religiöser Feierlichkeit zu erheben, und wir hatten die h. Freude, gerade während unserer Anwesenheit in Rom an einer solchen Theil zu nehmen; indem auf die Anzeige der h. Congregation in dem Cömeterium **S. Priscillae** (so hieß diese Katakombe) die Grabstätte eines h. Märtirers geöffnet werden sollte.

Unsere Gesellschaft fand sich auf die Einla-

bung des abgeordneten Priesters am Eingange des Cömeteriums ein. Mit freudig wehmüthiger Stimmung stiegen wir, jeder sein Licht, wie ein Bergknappe, in der Hand, die Stufen hinab. Als wir zur ersten größern Halle kamen, machten wir Halt. Hier wurden wechselweise die Psalmen de communi plurimorum Martirum laut abgebetet, und hierauf begaben wir uns paarweise — denn breiter sind die meisten Gänge nicht — weiter hinab ins zweite und ins dritte Stockwerk, wo die Atmosphäre, bei aller Feuchtigkeit des Lehmbodens, anfing merklich wärmer zu werden.

In einer runden Seitenhalle, in die wir uns gelegentlich begeben haben, und die wohl zwanzig Menschen fassen konnte, sahen wir noch gemalte Anzeigen von Engeln; die Figuren der h. Apostel Petrus und Paulus, und besonders Täubchen, ein gewöhnliches Christen-Symbol. In der Nische war noch das Gemäuer des Altars zu sehen, wo ein Priester das h. Meßopfer verrichtet hatte.

Wir kamen in einem der Seitengänge zur Grabstätte des Märtirers, den eigentlichen Gegenstand unseres Verlangens. Das erste, was uns hier in die Augen fiel, war die in einer kleinen Vertiefung hart an der Grabesstätte angemauerte Blutschale (phiala sanguinis). Sie war beinahe voll Sanderde, von dem Blute des heil. Märtirers befeuchtet. Der Rand des Glases war so hochroth, daß unser Licht nur dunkel durchschimmerte.

Wir drückten das h. Gefäß an unsere Lippen; es war der einzige Zoll der Dankbarkeit, den wir damals diesem seligen Vollender leisten konnten. Nun wurde das Grab eingeschlagen. Es war ein Skelett, Glied für Glied in natürlicher Ordnung, als wäre es gestern ins Grab gelegt worden. Dabei vermißten wir das Haupt des Heiligen, ein offenbares Zeichen, daß er enthauptet worden. Die aufgesammelten Überreste wurden in einem Kästchen versiegelt, der h. Congregation übergeben, welche für den h. Märtirer einen Namen wählet.

Dieses sind die corpora baptizata, welche aus den Katakomben von Zeit zu Zeit aufgefunden, erhoben und an die christlichen Fürsten, Kirchen und Klöster verschenket werden.«

Criminalgerichtsgebäude.

Das seit dem Laufe mehrerer Jahrhunderte bestandene Criminal-Gefangenhaus am hohen Markte (die sogenannte Schranne) zeigte sich bei der stets zunehmenden Bevölkerung der Hauptstadt und der nothwendig dadurch vermehrten Zahl der Vergehungen, bereits seit langer Zeit zu gering am Umfang und seine Überfüllung führte verschiedene Inconvenienzen herbei. Diese Angelegenheit kam schon im J. 1816 zur Sprache. Es wurden dem Kaiser Franz I. Vorschläge in dieser Sache vorgelegt, in Folge dessen die Erbauung eines ganz neuen Criminal-Gefangenhauses beschlossen wurde.

Es fand sich in der innern Stadt kein geeignetes Lokal hiezu, und es wurde daher der Platz, auf welchem sich bisher die bürgerliche Schießstätte bei der Alsergasse befand, dazu erwählt. Das weite Terrain bot Gelegenheit dar, den Bau so großartig als möglich auszuführen, und die Nachbarschaft der Caserne zeigte sich ebenfalls geeignet, um die Wahl für diesen Platz zu bestimmen.

Der n. ö. Provinzial-Baudirektions-Adjunkt Fischer, entwarf die Pläne, nach welchen im J. 1830 der Bau begann und 1834 vollendet war. Das Gebäude, welches gegen die Stadt Fronte macht, umfaßt vier Abtheilungen, nämlich: den Mitteltrakt mit drei Stockwerken, welcher die Bureaux enthält, und in welchem die gesammte Amtirung vereint ist. Zwei Flügelgebäude, von denen der nördliche Flügel die Strafanstalt, der südliche die Krankenanstalt enthält. Endlich der rückwärtige Theil des Gebäudes, welcher zur Verwahrung der Inquisiten bestimmt ist.

Die beiden Seitenflügel waren schon im J. 1832 vollendet. Der Bau des Mitteltraktes war eine Zeitlang ausgesetzt, endlich aber ist er im J. 1836 wieder begonnen worden. Das Gebäude, in eben so grandiosem

als kräftigem Style aufgeführt, imponirt durch seine Ausdehnung, und gehört zu den bedeutendsten Bauwerken, welche in der Hauptstadt in neuester Zeit entstanden. Besonders vortheilhaft stellt es sich vom Walle der Stadt gesehen dar.

Die Mittelabtheilung mit ihrem Uhrthürmchen, dem Portale und flachen Dach, so wie die gewaltigen Flügel, Alles vereint sich, den Gesammteindruck zu erhöhen.

Crucifix.

Bevor wir den zwei vorzüglichsten Crucifixen und Christusbildern, welche sich in unserer Hauptstadt befinden, besondere Absätze widmen, glauben wir die unsägliche und undankbare Mühe des deutschen Schriftstellers Christian Pier nicht unberührt lassen zu dürfen, der auf die Leiden des gekreuzigten Heilandes unter dem Titel: „Christus Crucifixus," ein frommes Gedicht, von etwa tausend Versen machte, worin alle Wörter zu Ehren des Namens des Erlösers mit dem Buchstaben C anfangen. Der ganze Titel lautet:

Christus crucifixus,
Carmen cothurnatum catastrophicumque, crudeles Christi cunctorum credentium conservatoris cruciatus caedemque cruentam contumeliosamque continens.

Der Anfang ist:

Currile, Castalides, Christo comitante Camoenae.
Concelebratura cunctorum carmine certum
Confugium collapsorum, concurrile cautus!

Crucifix (Ferdinandinisches).

Dieses Kreuzbild gehört zu jenen Stücken der kais. Schatzkammer, welche sich zwar nicht durch inneren Werth, wohl aber durch die daran geknüpften Erinnerungen auszeichnen.

Bekannt ist König Ferdinands II. bedenkliche Lage in der Burg, als ihm der rebellische Graf Thurn, welcher sich in der Vorstadt bei St. Ulrich gelagert hatte, und die mit ihm einverstandenen protestantischen, niederösterreichischen Landstände so arg zusetzten, daß keine menschliche Hilfe dem gedrängten Fürsten mehr möglich schien. Ferdinand suchte daher bei dem himmlischen Vater Rath und Trost und verrichtete vor einem, in seinem Schlafzimmer hängenden Kreuzbilde ein inbrünstiges Gebet, von dem er den ermuthigenden Zuruf in lateinischer Sprache: „Ferdinande, non te deseram!" (Ich werde dich nicht verlassen, Ferdinand!) zu hören glaubte.

Wenige Minuten nach diesem Gebete und den erhaltenen Trostworten ließ sich ein unziemliches Geräusch im Vorsaale hören und unangemeldet traten sechzehn protestantische Landherrn herein, um von dem gedrängten Fürsten mit frecher Stirne die Genehmigung verschiedener, ihn sehr erniedrigender Anträge zu ertrotzen, wobei Herr von Thonradtel sich sogar vermaß, dem König, die Knöpfe seines Wamses fassend, mit den Worten: „Gib Dich, gib Dich! wirst du nicht unterschreiben?" eine Schrift aufzudringen.

Eben so bekannt ist Ferdinands Rettung durch die Dampierre'schen Kürassiere, die in diesem verhängnißschweren Augenblick am innern Burgplatz (S. d.) erschienen, sich im Angesichte des Schweizerhofs aufschwenkten und ihre Gegenwart durch das Schmettern ihrer Trompeten anzeigten.

Als sich im J. 1782 der Papst Pius VI. in Wien befand und in der Burg die Gemächer der hochseligen Kaiserin Maria Theresia bewohnte, hatte Joseph II. die Aufmerksamkeit, dieses merkwürdige Crucifix auf dem Kammeraltar des h. Vaters aufstellen zu lassen.

Leopold I. verlangte es in seiner Sterbstunde (5. Mai 1705) und sprach kurz vor seinem Hinscheiden: Von dir hab ich Scepter und Krone empfangen, zu deinen Füßen lege ich sie heute nieder.

Crucifix (Großes) bei den Trinitariern (Alservorstadt).

Es ist in Lebensgröße aus Holz geschnitzt und stellt den geistaufgebenden Heiland dar. Die Geschichte desselben ist merkwürdig, hier folgt sie nach einer gleichzeitigen Aufschreibung: Als der kais. General Graf von Rabutin die Befehlshaberstelle in Herrmannstadt in Siebenbürgen angetreten hatte, brachte seine Gemalin, Elisabeth Dorothea, Herzogin von Schleswig-Holstein, in Erfahrung, daß in der dortigen evangelischen Kirche verschiedene alte Statuen und Bilder von Heiligen ganz unbeachtet aufbewahrt würden. Sie ersuchte die Stadtobrigkeit, ihr einige derselben eigenthümlich zu überlassen. Der Magistrat bewilligte das Ansuchen und schickte der Herzogin an ihrem Namenstage ein großes Crucifix mit dem Leichname des Erlösers, die Statuen zweier Heiligen und einen nach Art einer Kornähre zusammengeflochtenen Palmzweig in einer Kiste, eine Gabe, welche der frommen Dame sehr willkommen war.

Da dem großen Kreuzbilde aber eine Hand fehlte, die nicht aufgefunden werden konnte, so ließ die Herzogin diesen Abgang durch einen geschickten Bildhauer ersetzen und hierauf den sterbenden Heiland in der Militärcapelle zu Herrmannstadt öffentlich aufstellen.

Als der General Rabutin mit seiner Gemalin nach Wien zurückkehrte, nahm diese das Crucifix mit sich und wollte dasselbe Anfangs in der Stadt bei den Theatinern auf der hohen Brücke, in deren Nachbarschaft sie wohnte, aufstellen; weil aber deren Kirche zu dessem Aufstellung zu klein und zu niedrig war, so schenkte sie es, nebst dem Haupte des h. Märterers Albanus, mit mehrerem kostbarem Altarsschmucke, Priesterkleidern und einer Monstranze von vergoldetem Silber, den Trinitariern oder heutigen Minoriten in der Alservorstadt.

Der geflochtene Palmzweig, den das Volk irriger Weise für eine ungewöhnlich große Kornähre hielt, wurde erst in Wien unten am Kreuze angebracht. Dieses Christusbild wurde, als die Reformation in Siebenbürgen überhand nahm, von einigen Katholiken zu Herrmannstadt, nächst dem Elisabeththor außer der Stadt unter die Erde vergraben, wo es gegen anderthalb hundert Jahre verborgen lag. 1699 fand man es ganz unverletzt.

Cunigunde (Die Heilige).

Die h. Cunigunde und ihr Gemal Kaiser Heinrich II. sind uns nicht so fremd, um in unseren Erinnerungsblättern übergangen zu werden. Unter den ältesten Heiligthümern des St. Stephandomes befinden sich Reliquien dieses h. Fürstenpaares, welche vormals am 3. März, als dem Cunigundentage, in Prozession um die Kirche herumgetragen wurden. Auch ist die Vermuthung nicht zu verwerfen, daß unser, dem h. Stephan gewidmeter Dom, von jenem zu Bamberg, einer Stiftung dieses kais. Ehepaares, und der ebenfalls dem genannten Märterer geweiht wurde, seinen Patron erhalten hat.

Diese Umstände rufen das Andenken an die jungfräuliche Kaiserin zurück, welche eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg und die Gemahlin Kaiser Heinrich des II. war. Religiöse Schwärmerei, die in jener Zeit frommer Glaube hieß und als solcher nur bewundert werden kann, bewog das kais. Paar, in einer Engelsehe zu leben und die Enthalsamkeit zur höchsten Aufgabe des Lebens zu machen. Dessen ungeachtet wurde Cunigunde, deren Lebenswandel rein und fleckenlos blieb, von ihren Feinden eines verbotenen Umganges beschuldigt und von dem Kaiser selbst auf dem Reichstage zu Frankfurt deshalb angeklagt.

Die Richter unterwarfen sie dem Gottesurtheil, und Cunigunde mußte mit

bloßen Füßen über eine glühende Pflugschar wegschreiten. Dies geschah, die Kaiserin war aber unbeschädigt geblieben; ein Wunder hatte für sie gezeugt und die Verleumdung verstummte. Diese Pflugschar wird noch heute in der von ihr und ihrem Gatten erbauten Domkirche zu Bamberg, dem h. Stephan geweihet, aufbewahrt. In der glücklichsten Ehe lebte sie fortan an ihres kaiserlichen Gatten Seite, zog sich nach seinem Tode (1025) in das neu erbaute Kloster Kassungen bei Kassel zurück, nahm den Schleier und starb daselbst 1040. Papst Innocenz III. sprach sie im Jahre 1200 heilig. Zacharias Werner hat den frommen und kräftigen Charakter dieser Fürstin zum Gegenstande einer Tragödie gewählt, die sich durch erhabene und schöne Einzelnheiten auszeichnet.

Die Legende dieser frommen deutschen Fürstin ist reich an zarten Zügen. Die Kaiserin zahlte die Werkleute an dem Dombau jeden Sonnabend selbst aus und zwar ohne einen Unterschied zwischen den faulen und den fleißigen Arbeitern zu machen. Aber der Himmel gab darüber der frommen, mildthätigen Frau eine heilsame Lehre; denn die Arbeiter, die Nichts gethan hatten, bekamen durch ein ihnen ungünstiges Wunder auch Nichts in der Hand.

Eben so besichtigte die Kaiserin täglich die Arbeiten an der Kirche und da that auch jedesmal, wenn die Pforte verschlossen war, diese vor ihr sich von selbst auf. Eines Tages aber war die Fürstin, wie sie den Berg zur Kirche hinanstieg, ermüdet. Sie zog deshalb aus einem mit Weinreben bepflanzten Hügel, an dem sie vorbei ging, einen Pfahl, um sich darauf zu stützen, und so kam sie an die versperrte Kirchenthüre. Diesmal öffnete sie sich jedoch nicht; erst als die bestürzte kais. Frau den Pfahl weggeworfen hatte, wiederholte sich das Wunder der aufspringenden Pforte; denn der Himmel will, daß auch nicht das geringste fremde Gut die Hand dessen belaste, für den seine Zeichen reden sollen.

Curatenhaus (Cur- oder Kurhaus).

Dieses fünf Stockwerke hohe, mächtige Gebäude (874) am St. Stephansplatze mit einem Seiteneingange in der Nebengasse ist nach und nach bis zu seiner jetzigen Ausdehnung angewachsen. Es befindet sich darin das erzbischöfliche Seminarium, die Hauptschule und das Kirchenmeisteramt der Domkirche.

Ursprünglich war es der gemeinen Stadt Wien Steinhütte, wo die städtischen Baumeister zusammen kamen und das Hüttenknechts-Quartier. Die bürgerlichen Steinmetze haben heute noch darin ihre uralte Zechstube, welche von den übrigen Theilen des Gebäudes abgesondert ist. Hierauf wurde darin auch die gemeiner Stadt Bürgerschule verlegt, die selbst nach Errichtung der Universität noch lange in Ansehen blieb.

Das heutige Haus steht auf dem Platze dieser, schon von Kaiser Friedrich II. aus dem Hause der Hohenstauffen in seiner goldenen Bulle für Wien vom J. 1237 erwähnten Schule, die Albrecht I. von Habsburg in seiner Handfeste von 1296 den Bürgern und dem Rath der Stadt überließ, und welche bis zur Reformationszeit in ihrem Flor bestand.

Als der Bischof Wolfrath unter Ferdinand II. den alten Bischofhof neu aufbaute und die Curgeistlichkeit in ein anderes Haus übertragen wollte, ersuchte er den Rath der Stadt, ihm dazu „die Summerschuel auf der Burgerschuel zu St. Stephan sambt dem großen Saal, wie auch die Bibliothek, dann des Kirchenschreibers, der Baumeister und des Hüttenknechts Zimmer sambt dem Höfel" zu überlassen.

Die Steinmetzzunft hatte in diesem Schulhause ihre Lade noch von der Zeit des

Kirchenbaues her, und diese Zunft trug späterhin eine bedeutende Summe zum Bau des Priesterhauses bei, welches unter Carl VI. 1735 auf Betrieb und Kosten des Cardinals Kollonitsch beschlossen und 1742 unter Maria Theresia vollendet wurde. Franz I. vergrößerte es 1806 dem Zeitbedürfnisse gemäß und stellte es zur Unterkunft des seit 1750 hier untergebrachten Clerus her.

Die dortige Capelle wurde den 21. Nov. 1742 von dem Erzbischofe Graf von Kollonitsch eingeweihet und der Vermählung Mariens gewidmet; es wurden darin gewöhnlich Personen von höherem Stande kopulirt. An dem Seitenaltare befindet sich ein geschnitztes Frauenbild mit der Jahreszahl 1470, welches noch ein Überbleibsel der Capelle des alten Curathauses ist.

Die Curatgeistlichkeit besteht aus zwölf Chorpriestern und zwei Dompredigern, die sämmtlich im Hause wohnen. In dem Gange zur Kanzlei des Cur- und Chormeisters sind die alten Abbildungen der Domprediger von dem berühmten Peter Canisius (geb. 8. Mai 1524 zu Nimwegen, gest. 21. Dezemb. 1597 zu Freiburg) angefangen zu sehen.

Cuspinian's Grabmal

in der St. Stephanskirche nächst dem Eingange der Kreuzkapelle gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern derselben. Es ist aus rothem Marmor und sein lebensgroßes Brustbild mit bedecktem Kopfe darauf zwischen jenen seiner zwei Gattinnen zu sehen. In dem unteren Felde des Monuments sind seine acht Kinder knieend dargestellt. Die Grabschrift lautet:

Joannes Cuspinianus, Doctor quondam civitatis Viennens. Praefectus. — Anna Maria
octo liberorum, Agnes altera conjux.
Excolui primum Musas et Apollinis artes,
Nempe fui Medicus, tuncque Poëta simul;
Postea merebus natum majoribus auxit
Caesar, et ornavit Praesidis officio.
Illa igitur nostro sint verba inscripta sepulchro
Vitam vixi olim, Cuspinianus eram.
Historiae immensae monumenta externa reliqui,
Vivus in his semper Cuspinianus erit.
Vixit an. LVI. anno MDXXIX mense Apr.
d. 19. obiit.

Dann folgen die Namen der acht Kinder, vier des männlichen und vier des weiblichen Geschlechtes.

Sein deutscher Name ist Joh. Spießhammer; er erblickte im Jahre 1473 zu Schweinfurt in Franken das Tageslicht und kam in früher Jugend nach Wien, wo er seine Studien vollendete. Er starb den 19. April 1529 vier Tage vor dem Beginne der ersten türkischen Belagerung Wien's in einem Alter von 56 Jahren. Er war kaiserl. Rath, Leibarzt und Bibliothekar unter Maximilian I., ein vielseitiger Gelehrter und besaß des Kaisers ganzes Vertrauen; daher er ihn auch bei mehreren Gelegenheiten als Redner nach Ungarn, Böhmen und Polen sandte, sich auch seiner sonst in den wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten bediente. Er ernannte ihn nach des berühmten Conrad Celtes Tode zum Hofbibliothekar. Der Thätigkeit dieses Mannes verdankt die kais. Hofbibliothek eine bedeutende Menge seltener Manuscripte, theils aus den Büchersammlungen mehrerer Klöster in Österreich, theils aus der berühmten Bibliothek des Königs Mathias Corvinus von Ungarn. Cuspinian starb in der Würde eines Präsidenten des geheimen Rathes und österreichischen Kanzlers.

Czernak (Georg).

Den 9. Mai 1675 hatte Georg Czernak, ein geborner Ungar, 21 Jahre alt und Studirender im Fache der Physik mit einem Soldaten in der Leopoldstadt beim schwarzen Adler gezecht. Später kamen auch fünf Mühljungen dahin, mit welchen der

Soldat Händel anfing und nach begonnenem Streite mit seinem Säbel einen Mühljungen auf den Kopf über seine weiße Kappe hieb, worauf zwei andere Mühljungen dem Soldaten in die Arme fielen und ihm den Säbel aus der Hand nehmen wollten

Czernak nahm sich des Soldaten an, entblößte seinen Degen und ging auf beide Müllner los, wodurch er verursachte, daß sie den Soldaten los lassen mußten, welcher dem einen Müllner mit dem Säbel fast den Kopf ab-, den andern aber Namens Simon Schick, den Arm entzwei gehauen hatte. Diesem gab Czernak noch überdies einen tödtlichen Stich, so daß er nach einer Viertelstunde sterben mußte.

Weil nun Czernak hierauf in Verhaft genommen wurde und den gethanen Streich bekannte, auch durch beeidigte Zeugen überführt wurde, so erkannte der Vice-Rector und das Consistorium der allhiesigen Universität zu recht: „Georg Czernak sei dieser That halber an die Richtstätte zu führen, und von dem Scharfrichter mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode hinzurichten.“

Dem zu Folge ist den 8. Juni beschlossen worden, daß die Execution vor dem großen Thore des Universitäts-Gebäudes geschehe, und unter der Einfahrt ein Tisch für den Vice-Rektor und die Consistoriales gesetzt, bei dem Vice-Rektor auf dem Tische Epomis Rectoralis, cum sceptro und gladio gelegt werden soll, und wenn man nun vom Lieutenant die Wacht, wie auch von dem Stadtrichter den Scharfrichter wird haben können, sodann die Hinrichtung den 12. Juni vorgenommen werden soll. Daher dem Notarius der Universität befohlen wurde, sich zu dem Lieutenant zu verfügen und denselben um wenigstens 200 Mann ersuchen soll, welche zur Sicherheit und zur Beschreibung eines Kreises erforderlich sind, welches demselben auch bewilliget wurde. Es wurde nachgehends jedoch nicht für thunlich erachtet, daß an dem h. Frohnleichnams-Abend, oder in der Octav, in welcher die Processionen täglich continuirt haben, die Hinrichtung vorzunehmen, deßwegen ist dieselbe auf den 21. verschoben worden, wurde aber auch selbst da nicht vollführt, indem der Vater des Czernak bei Ihrer kais. Majestät eine Bittschrift einreichte, in welcher er unterthänigst um allergnädigsten Pardon für seinen unglücklichen Sohn bat, demnach ein Stillstand mit der Execution anbefohlen und bald hierauf dem Czernak das Leben vollends geschenkt wurde, und nur auf drei Jahre mit schweren Eisen zu arbeiten nach Raab gesendet wurde.

Czernin'sche (Gräflich) Pallast und Gemäldesammlung.

Dieser schöne Pallast befindet sich in der Wallnerstraße (263) und er nimmt die Stelle des alten Lamberg'schen Freihauses ein. Seine schönste Zierde ist die darin aufgestellte Gemäldesammlung, welche der verstorbene Graf Johann Rudolph von Czernin, Oberstkämmerer, mit eben so viel Kenntniß als Aufwand gründete. Diese schöne Sammlung kann durch Vermittelung des Haushofmeisters besichtigt werden. Sie besteht aus mehr als 300 Gemälden, worunter sich vorzügliche Werke aus der italienischen, französischen und spanischen Schule befinden. Unter den historischen Bildern sind bemerkenswerth: eine h. Familie von Sassoferrato; eine h. Familie von C. Maratti; eine h. Familie von Luini; Jesus unter den Schriftgelehrten von Giordano; ein Betender vor einem Christusbilde, eine büßende Magdalena von Tizian; Esther vor Ahasverus von Dominichino; eine Kreuzabnahme Christi von Volterra; Venus und Amor von Franceschini; Taufe Christi und Elias von Poussin; die Frauen beim Grabe Christi von Rubens; die betende Maria von Holbein; dann schöne Stücke von Weenix, van Eyck, Fresnoy, Bourdon u. a. m.

Ausgezeichnete Genrebilder sind: Maler-

Atelier von Peter de Hoghe; eine Spielgesellschaft von Gerh. Dow; eine musicirende Gesellschaft von Rembrandt, Porträts des Malers C. Netscher mit Frau und Kinder; einige Meisterwerke von Ostade und Teniers. — An Landschaften findet man herrliche Arbeiten von Ruysdael, Everdingen, Pymacker, Berghem, Huysmann, Poussin, v. Goyen und Artois. — An Thierstücken sind noch vorhanden: eine Kuhweide von P. Potter, andere Stücke von H. Roos, Snayers, du Jardin, Cuyp, Hondekoeter und Wouvermans. An Porträts sind mehrere ausgezeichnete Stücke von Barth, van der Helst, Mireveldt, Tintoretto, Tizian, della Vecchia, van Dyk, Strozzi, Rembrandt, Josuah Reynolds vorhanden; vorzüglich erwähnenswerth sind zwei Köpfe von Albrecht Dürer. Endlich befinden sich in dieser Kunstsammlung noch einige schätzenswerthe Blumenstücke von Huysum und Ruysch.

Czygrai'scher Rechtshandel.

Es ist ein sonderbares Ding um einen Czygrai'- oder Schygrai'schen Rechtshandel; da es aber zugleich auch ein komisches Ding ist, so wollen wir den Ursprung dieser Benennung zur Belustigung angeben.

Als der bekannte Franz Freiherr von der Trenk, Oberst und Pandurenchef (geb. 1. Jänner 1711 und gest. 4. Okt. 1749 zu Brünn) sich um das Jahr 1745 in Slavonien befand, wurde er bei dem Baron Pejaczowitz zum Mittagmale eingeladen, wobei sich ein Herr von Czygrai (Schygrai), ein armer unwissender Edelmann einfand, der, weil er überall zum Zeitvertreibe diente, auch in diesem Hause freien Eintritt fand. Bei der Tafel wurde Verschiedenes gesprochen, und endlich kam man auch vom Slibowitze oder Zwetschkenbranntwein zu sprechen. — Trenk sagte scherzend: „Auf meinen Gütern bekomme ich alle Jahre für 30000 fl. Branntwein aus Kuhmist."

Czygrai war so leichtgläubig, daß er diesen Scherz für vollen Ernst aufnahm. Er bat also Trenken, ihm diese Kunst zu lehren, und Trenk versicherte ihm, es mit Vergnügen zu thun.

Pejaczowitz sagte: „Ich will Ihnen, mein lieber Czygrai, 30000 Fuder Mist auf meinen Gütern anweisen."

Aber woher Holz nehmen? fragte dieser. — Trenk fiel in die Rede, und sagte: „Ich gebe ihnen 30000 Klafter Holz dazu." Nun forderte der sich glücklich und reich glaubende Thor das Versprechen von beiden schriftlich, und erhielt es. Trenk's Billet lautete so:

„Ich Endesgefertigter bevollmächtige hiemit, und erlaube dem Baron Czygrai, daß er sich im Walde Tscherra Horra dürfe unentgeltlich 30000 Klafter Holz gegen diese meine Anweisung schlagen lassen."

Trenk.

Trenk dachte damals gewiß nicht, daß diese aus Scherz gemachte Verschreibung, die schon wegen dem enthaltenden Holzschlagungsorte ungiltig war, für seinen Erben eine Veranlassung zu einer Rechtssache sein könnte, und dennoch war sie es; denn kaum war Trenk im J. 1749 in Brünn mit Tod abgegangen, so erschien Czygrai zu Wien vor Gericht, und forderte sein Holz, und das Gericht sprach das Urtheil: „daß die Trenk'sche Masse ihm pr. Klafter 1 fl. 30 kr., folglich 45000 fl. sammt Kosten und Gerichtsaufwande baar bezahlen solle."

Der Befehl zur Verabfolgung dieses Geldes war bereits an die Erbsadministration ergangen, als der Erbe noch zeitig genug von Allem Nachricht erhielt, und so viel Zeit gewann, dieserwegen eine besondere Commission zur Untersuchung dieser Forderung zu erhalten, wobei sich dann zeigte, daß der Wald Tscherra Horra jenseits der Sau in der Türkei liege. Man sah nunmehr das Lächerliche dieser Forderung ein, und das zu voreilig gefällte Urtheil wurde vernichtet.



Dach (von St. Stephan).

Die Domkirche hat ein Doppeldach, worauf von unten eine sehr kunstvolle Schnecken-Stiege von 134 Staffeln auf das erste Dach führt, von wo man mittelst sechs verschiedenen Leitern oder hölzernen Stiegen auf das Oberdach gelangt. Es stehen daselbst aus Vorsicht wegen Feuersgefahr achtzehn kupferne Fässer, deren jedes 293 Eimer Wasser hält.

Das vordere hohe Dach rührt von Herzog Rudolph IV. dem Stifter her; es reicht vom Riesenthore bis zu den zwei großen Thürmen und ist 17° 3½' hoch. Das andere stellte Kaiser Friedrich III. her und es hat eine Höhe von 10° 1'. Die Hauptstämme des Dachstuhls allein belaufen sich auf 2889.

Beide Dächer sind mit halbrunden, glasirten Ziegeln von rother, weißer und grüner Farbe bedeckt, die im Sonnen- und Mondlichte einen schönen Anblick gewähren. Beide Dächer umgeben ringsherum von außen Gänge von schöner Steinmetzarbeit. Auf dem hinteren Giebel liest man das Jahr 1490, das Todesjahr des Mathias Corvinus, in welchem beide Dächer mit einander verbunden wurden.

Bei der zweiten türkischen Belagerung wurde dieses Dach und der Thurm sehr übel zugerichtet; auf beide waren mehr als 1000 feindliche Schüsse geschossen; der beschädigte Theil des Dachwerks mußte reparirt werden, und dasselbe wurde daher, bis die gehörigen Ziegeln verfertigt waren, mit einer auf Ziegelart angestrichenen Leinwand gedeckt.

Dachl (Zum).

Das Haus Nr. 1058 am neuen Markt unweit der Capuzinerkirche, wird gewöhnlich das Dachl oder zum Dachl genannt, weil eine kleine Bedachung an seiner Eingangsthür angebracht war. Diese Bezeichnung war vorher mehreren Häusern eigen, unter welchen die Bierschenke zum rothen Dachel an der Ecke des alten Fleischmarkts und des Hafnersteigs, welche vor einem halben Jahrhunderte ein sehr besuchter Ort war, und noch heute der Dachl-Bäcker auf der Seilerstätte, bekannt durch gutes Brod, welches den alten Spruch:

> Ehr' und Nutzen wohnen, ach!
> Selten unter einem Dach, —

Lügen straft, besonders erwähnenswerth sind.

Dachrinnen.

Am 18. Juli 1724 erschien zum Ärger der Hausbesitzer, aber zur großen Freude des gesammten zu Fuß gehenden Publikums eine Hofverordnung, womit den Hauseigenthümern scharf befohlen wurde: „Daß Jeder in seinem Hause diejenigen Dachrinnen, welche bis mitten in die Gasse oder Straße reichten, und bei einfallendem Regenwetter theils die Wege verdarben, theils auch den Fahrenden und Gehenden viele Unbequem-

lichkeit verursachten, abändern und solche entweder rückwärts in die Höfe der Häuser hinein oder neben den Mauern herunter auf die Gasse leiten solle."

Mit dieser seit Jahrhunderten gewünschten Rinnenveränderung wurde in der Stadt und den Vorstädten auch sogleich der Anfang gemacht und damit eine der größen Ungemächlichkeiten des öffentlichen Verkehrs beseitigt. Diese Dachrinnen waren meistens von übermäßiger Größe und hatten die verschiedenartigsten Gestalten; gewöhnlich ergossen sie durch Schlangen- und Drachen-Mäuler, durch Delphinen- und Löwenrachen u. s. w. ihre Wasserströme schonungslos und nach Verhältniß der Höhe des Hauses mit vieler Gewalt auf die Köpfe der Vorübergehenden, Vorüberreitenden und Vorüberfahrenden. Diese Rinnen sind es auch, welchen das Sprichwort „vom Regen in die Traufe kommen," seinen Ursprung verdankt.

Dallinger v. Dalling (Joh.).

Wien zählt zwei ausgezeichnete Maler dieses Namens. Der eine war ein ausgezeichneter Thier- und Historienmaler, und zu Wien den 13. August 1741 geboren. Sein Stammvater Joachim, Stadtrichter zu Enns, war von Ferdinand II. 1628 in den Adelstand erhoben worden, und auch sein Vater Franz und Großvater hatten sich der Malerkunst gewidmet. Dallinger begab sich 1756 nach Bregenz und durchzog Deutschland und die Schweiz. Erst 1759 besuchte er die Wiener Kunstakademie und studirte unter Vinzenz Fischer und Maytens. Von Letzterem wurde er 1764 nach Frankfurt a. M. geschickt, um den Feierlichkeiten der Kaiserkrönung beizuwohnen, und mehrere Scenen derselben aufzunehmen, dessen er sich sehr gut entledigte.

Durch den kaiserl. Leibarzt Brambilla erhielt er Zutritt in die fürstl. Lichtensteinsche Gallerie, wo er mehrere Gemälde kopirte und sich die Gunst des Inspectors Fanti so erwarb, daß er ihn nach dem Tode seines Sohnes zu seinem Nachfolger vorschlug. 1761 erhielt er diese Stelle, welche er durch 35 Jahre bekleidete.

Er ordnete die Gallerie, restaurirte die beschädigten Gemälde, und bewirkte, als der große Kunstfreund, Fürst Alois Lichtenstein zur Regierung kam, den Einlaß in die Gallerie, so wie auch die Erlaubniß für junge Künstler, zu kopiren. Er starb den 6. Jänner 1806.

Unter seinen zahlreichen Leistungen sind einige große Altarbilder, kleine historische Skizzen, Pferde- und Schlachtstücke besonders erwähnenswerth. Die meisten Gemälde gingen nach Rußland und Polen.

2. Sein Sohn (ebenfalls Joh. genannt) den 7. Mai 1782 geboren, ist ein rühmlich bekannter Thiermaler und geschickter Restaurateur alter Gemälde. Schon 1803 wurde er seinem Vater als Adjunkt zugetheilt, und erhielt 1831 nach dem Ableben des Direktors Joseph Bauer dessen Stelle. Besonders zogen ihn die Leistungen der holländ. Schule in Thierstücken an. Vortrefflich weiß er Pferde darzustellen. Mehrere seiner Gemälde befinden sich in der kais. und in der fürstl. Lichtenstein'schen Gallerie.

Unter seine vorzüglichsten Leistungen gehören: Ein Knabe mit Pferden auf der Weide, ein Fuhrmann mit Pferden im Stalle, Gruppe von Schiffzugpferden und einzelne derselben, ein Stier und eine Kuh.

Damen.

Diesen Namen erhielten in Frankreich in früherer Zeit bloß die Frauen der Adeligen, seit der Revolution erhielten ihn aber auch bürgerliche Frauen. Im collektiven Sinne verstehen wir heute darunter das ganze weibliche Geschlecht im Gegensatze der Herren oder des männlichen Geschlechtes.

Eben so sinnig als national bedeutet in

der Hofsprache des österreichischen Kaiserhauses das schöne deutsche Wort Frau mehr, als das französische Dame; denn in den Verordnungen über die Hoftrauer, Hofzirkel u. s. w. heißt es jedesmal: „Die allerhöchsten und höchsten Frauen, und die Damen erscheinen u. s. w."

Dasselbe richtige Verhältniß herrscht in der Poesie, und Schiller sagte nicht: „Ehret die Damen," sondern nach Recht und Billigkeit: „Ehret die Frauen!"

Damenstift (Savoien'sches).

Die Gründerin dieses adeligen Frauenstiftes in der Johannisgasse (977) ist die Herzogin von Savoien, geborne Fürstin Lichtenstein; die Statuten desselben bestätigte die Kaiserin Maria Theresia den 21. Juli 1772 und der jeweilige Oberlandesrichter ist Curator des Stiftes.

Es bestehen darin drei Regentinnen und die Stiftsdamen theilen sich in wirkliche, die im Hause wohnen und in Honorar-Stiftsdamen. Mit dem Institute ist auch ein Aussteuerfond für Stiftdamen, die sich verheirathen, verbunden.

Das Stiftshaus ist ein ehrwürdiges, stattliches Gebäude von zwei Stockwerken, welches mit einer Statue der unbefleckten Empfängniß von dem Bildhauer Franz Xav. Messerschmidt, dem Verfertiger der bekannten Charakterbüsten (s. d.) geziert ist. Auch befindet sich zum Besuche der Bewohner des Hauses eine schöne Capelle darin.

Dämpfingerhof.

Das Gebäude des heutigen israelitischen Tempels in der Seitenstettengasse (494) hieß von jeher der Dämpfinger- oder auch Pempfingerhof am Katzensteig von einem alten erloschenen Bürgergeschlechte.

Der heutige Bau rührt vom J. 1826 her; der schöne israelitische Tempel ist vom Architekten Kornhäusel und wurde den 15. Februar des genannten Jahres eingeweiht und für die deutsche Israeliten-Gemeinde feierlich eröffnet.

Dieser ungemein zierliche Tempel sticht sehr ab gegen dem Bethaus der Israeliten aus Polen, welches sich im dritten Stockwerke des Doktors Lazenhofes (500) und zwar im Mitteltrakte zwischen seinen beiden Höfen befindet, und gegen der alten Synagoge der Juden aus der Türkei am Hafnersteig (321).

Dampf-Getreide-Mahlmühle (in Wien).

Diese Dampf-Mahlmühle steht zur Seite des Praters, am linken Ufer des Donaucanals am Schüttl; sie bildet ein schönes, gezogenes Viereck mit einigen, in regelmäßigem Verhältniß stehenden Nebengebäuden und ist mit edler Einfachheit ganz massiv gebaut. Sämmtliche Maschinen sind aus der Werkstätte John Kockerills, bilden die wesentlichste technische Einrichtung, und stellen in ihren Verrichtungen die werthvollste Erfahrung des technischen Wissens dar.

Das Gebäude ist siebenstockig und eine Dampfmaschine bringt darin Leben und Bewegung. Mit Staunen sieht das Auge beim Eintritte gußeiserne Hebel, Kurbeln, Wagbalken, Wellen, Schwungräder, von denen manches Stück mehr als 100 Zentner wiegt, so leicht sich bewegen, als ein Stäbchen in der Hand eines Kindes. Das rohe Getreide wird gleich parterre in eine trichterförmige Öffnung geleert und gelangt mittelst eines Paternosterwerkes in die oberste Höhe, wo man es aufspeichert und wieder hinab in die Gänge läßt. Von selbst kommt das zum Mahlen bestimmte Getreide zur Putzmaschine, in's Beutelwerk, in den Abkühlungsapparat und leert sich endlich als fertiges, schönes Mehl in die Säcke. Alle sieben Stockwerke des Hauses haben nicht mehr als vier Menschen nöthig, mit deren

Beihilfe die sechzehn Gänge der Mühle in 24 Stunden 800 Metzen Weitzenmehl liefern.

Danae (Die) Titian's.

Eine der ersten Zierden der k. k. Gemälde-Sammlung im Belvedere ist Titian Vecelli's herrliches Bild der Danae, der liebreizenden Tochter des Akrisios und der Eurydice.

Um den ganzen Sinn dieses Meisterwerkes zu fassen, muß man sich die demselben zum Grunde liegende Mythe gegenwärtig halten und sich aus der griechischen Fabellehre erinnern, daß ein Orakel dem Akrisios verkündet hatte, er werde durch den Sohn seiner Tochter das Leben verlieren. Um dieses Unheil abzuwenden, kerkerte er das Mädchen in einen ehernen Thurm ein; aber der galante Zeus liebte die schöne Abgesperrte; er umschwebte daher in Gestalt einer Wolke das Gefängniß und löste sich dann in einen goldenen Regen auf, wovon einige Tropfen auf den Schooß der Jungfrau fielen.

Hierauf nahm er seine wahre Gestalt wieder an und Danae ward die Mutter des Theseus. Als der Vater der Prinzessin dieses erfahren hatte, übergab er Mutter und Kind in einem leichten Nachen dem Meere. Aber menschlicher waren die Wogen, sie trugen die dem Verderben Preisgegebenen an das Gestade der Insel Seriphos, wo sie bei Dibtys eine liebvolle Aufnahme fanden. Das Orakel fand seine Bestätigung; Theseus tödtete in der Folge durch einen Discuswurf bei den Todeskampfspielen des Königs von Larissa wirklich seinen Großvater. —

Das Wunder des goldenen Regens hat man oft auf prosaische Weise durch Bestechung gedeutet; vielleicht legte die Mythe aber einen tieferen Sinn in dasselbe und wollte ein Bild der schaffenden Natur mit ihren Zauberfarben schmücken. Sinnreich ist die Auslegung, Akrisios könne der starre Winter sein, dem die Ahnung wird, er werde dem Frühlinge weichen müssen; darum schließt er seine Tochter, die Erde, in einem Kerker von Eis. Aber der Donnergott naht im Lenzgewitter, sinkt nieder als leuchtender, belebender Regen, welcher die harten Fesseln sprengt und den Schooß der Erde befeuchtet, die hierauf den Lichtsohn (Perseus) gebiert.

Doch es ist Zeit, daß wir von der Mythe abbrechen und mit der Epistel eines Volksdichters schließen, der an dem schönen Bild sich oft erquickt und ihm eine aus dem täglichen Leben geschöpfte Nutzanwendung beigelegt hat:

Entzücken ahnend liegt dahin gestrecket,
Auf ihrem Bette Danae
Von keiner neid'schen Hülle uns verdecket
In etwas mehr als Negligé.

In einem Thurm versperrt, bewacht, mißhandelt,
Strömt Zeus (den Mythologen nach
In einem gold'nen Regenguß verwandelt)
Durch's Fenster in ihr Schlafgemach.

Zu all den Schlössern fand er bald den Schlüssel,
Denn Gold sperrt alle Riegel auf,
Ein altes Weib fängt gierig mit der Schüssel
Die gold'nen Münzen hastig auf.

O möchte so was jetzt uns noch begegnen,
O ließ' uns Vater Jupiter
Einmal im Jahre nur Dukaten regnen,
Bald gäb' es keine Börse mehr. —

Indessen können wir es nicht verhehlen,
Daß uns von Zeus an, bis hierher
Dergleichen Danaen so wenig fehlen,
Als mancher solcher Jupiter.

Darwarhof.

Dieses einen Durchgang vom alten Fleischmarkte in die Grashof- und Kölnerhofgassen bildende Gebäude (698) zeigt sich noch größtentheils in seinen alten, ursprünglichen Bauformen; eine im Hofe zwischen den Fenstern des zweiten Stockwerkes angebrachte Marmortafel sagt, daß

der Hof im J. 1818 renovirt wurde. Im Hofraume befinden sich fünf Stiegen, wovon zwei sich knapp neben einander erheben.

Wo sich der heutige Darwarhof erhebt, stand ursprünglich das Haus zum goldenen Lampel, woraus später das Zwölferische Haus wurde. Von seinem Eigenthümer, dem griechischen Handelsmann Markus Darwar erhielt es seinen gegenwärtigen Namen, den es beibehalten hat, obgleich es nach ihm dem Herrn von Ludwigstorf gehörte und heute den Grafen von Serwill zum Besitzer hat.

Den Erben des Markus Darwar gehört auch das merkwürdige Haus zum großen Küßenpfennig in der Adlergasse (723) und am alten Fleischmarkte jenes Nr. 702. Die Nennung des Darwarhofes ruft auch den als Beförderer neugriechischer Sprache und Literatur bekannten Schriftsteller Demeter Nikolaus Darwar in's Gedächtniß zurück, der in Wien eine neue griechische Schule eröffnete, zu deren Gründung der Grieche Christoph von Nako, Erbauer des unweit des Darwarhofes stehenden großen Hauses (696), mit der bekannten, den Kaiser Joseph II. verewigenden Aufschrift, ein Legat von 20000 fl. hinterlassen hatte.

Daumen (Der) des h. Augustinus.

In der Reliquienkammer der Augustiner-Hofkirche befindet sich ein Theil des Daumens des heil. Kirchenvaters Augustinus, womit er seine bekannte Regel und so viele andere fromme Bücher geschrieben hat. Dieser Partikel wird in einem silbernen Gefäße aufbewahrt, worauf eine kaiserliche Krone von großem Werth zu sehen war.

Daumlange Hansel.

Das Mährchen vom daumlangen Hansel, oder wie man ihn im deutschen Reiche nennt, vom Däumling, ist auch ein Lieblingsthema der Wiener Ammen und Kindsfrauen; darum halten wir es nicht für überflüssig zu bemerken, daß dieses Mährchen einen historischen Grund hat, und daß der daumlange Hansel und der Paduaner Professor der Arzeneikunde, Fortunatus Licetus, eine und dieselbe Person ist.

Dieser gelehrte Mann war, als er geboren wurde, nicht größer als 5½ Zoll, oder so lang, als eine flache Hand. Gleich nach der Geburt untersuchte ihn sein Vater, welcher ein Arzt war, nach allen Erfordernissen der Kunst, und machte den Schluß, daß er doch etwas größer sei, als gewöhnlich ein Embryo zu sein pflege, und ließ ihn lebendig nach Rapallo im Genuesischen bringen, wo er ihn dem Hieronymus Bardi und andern Ärzten des Orts vorzeigte, um ihre Meinung über das außerordentlich kleine Söhnlein zu vernehmen. Allein man fand, daß ihm nichts an der Lebensfähigkeit abging, und sein Vater nahm sich daher vor, eine Probe seiner Kunst an ihm zu machen, und das Werk der Natur selbst zu beendigen.

Er gab sich bei der Pflege und Auferziehung des Kindes alle ersinnliche Mühe, und verfuhr dabei eben so künstlich, als man in Ägypten mit dem Ausbrüten der jungen Hühner verfährt. Er nahm eine Amme an, und schrieb ihr genau Alles vor, wie sie sich zu benehmen, und was sie zu beobachten habe; er ließ das Söhnchen in einen besonders dazu verfertigten Ofen setzen, und wendete überhaupt so viel Mühe an, daß es ihm gelang, ihn aufzuziehen, und ihm das nöthige Wachsthum zu geben, vermittelst der Gleichförmigkeit der äußern Hitze, die sorgfältig nach dem Steigen und Fallen eines Thermometers eingerichtet war.

Man würde immer zufrieden genug gewesen sein, wenn es ein Vater, der so erfahren in dem ganzen Felde der Arzneikunst und Erziehung war, durch seinen angewand-

ten Fleiß so weit gebracht hätte, daß er das Leben seines Söhnchens wenige Monate oder Jahre hätte fristen können. Allein wenn man weiß, daß das Kind achtzig Jahre lebte, und daß es achtzig verschiedene Bücher schrieb, welche alle die Frucht einer großen Belesenheit und einer reifen Urtheilskraft waren; so muß man gestehen, daß die Begebenheit wunderbar ist, daß das Unglaubliche nicht allezeit unwahr, und die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf der Seite der Wahrheit ist.

Licetus war nicht älter als 19 Jahre, da er ein Buch schrieb, das einen so langen Titel hatte, als er selbst war. Es heißt **Conopsychanthropologia**, oder von dem Ursprunge der menschlichen Seele.

Daun'sche Grabmäler.

Die schönen Grabmäler der zwei Kriegshelden Daun befinden sich in der schönen Todtencapelle der Augustiner Hofkirche, im Angesichte des herrlichen Denkmals Leopold's II.; Wirich Philipp Lorenz Graf von Daun, Fürst von Thiemo, General-Feldmarschall, Stadtcommandant von Wien und Stifter der Hauptlinie seines Geschlechtes, wurde den 19. Oktober 1668 geboren und starb in Wien den 30. Juli 1741, und sein noch berühmterer Sohn Leopold Joseph Maria, war Feldmarschall, Commandirender in Österreich und Wien, wo er den 25. Sept. 1705 geboren wurde. Nach seinem Vorschlage wurde die Militär-Academie errichtet, deren Leitung er 1752 übernahm; er starb am 5. Februar 1766 und seine dankbare Fürstin Maria Theresia ehrte sein Verdienst auch nach seinem Leben noch durch die Errichtung eines reichen Monuments in der Hofkirche der Augustiner.

Deficienten-Haus (Priester-).

Das geistliche Deficienten-Haus in der Ungargasse (433), am Eck der Adlergasse, befand sich früher zu Mariahilf in einem Privathause, wurde 1788 in dem heute dem Kaufmanne Voigt gehörigen Hause (438) in der Ungargasse und einige Zeit später in dem gegenwärtigen Lokale, dem von Alters her sogenannten Doktor Thron'schen Hause verlegt.

Schon in den Tagen Leopold des I. finden sich Spuren, daß die Bruderschaft von St. Peter und Paul dieselben edlen Zwecke für die Pflege kranker Priester verfolgt hat. Das Haus Nr. 438 war 1709 der Wohnort der Elisabethinerinnen. Späterhin (1757) wurde es den Piaristen eingeräumt, welche hier deutsche Schulen eröffneten, aber in der Epoche der Josephinischen Reformation selbe in ihr Noviziat-Gebäude auf der Wieden übertrugen, und ihr Haus in der Ungargasse 1788 käuflich dem Priesterhause abtraten.

Den Plan dazu entwarf der Exjesuit Musat mit einigen Weltpriestern Wien's, und der Cardinal-Erzbischof Graf Migazzi genehmigte denselben unterm 30. Mai 1786. Gleich Anfangs traten 263 Priester als wirkliche Mitglieder ein; vorzüglich zeichnete sich Josepha Hohenauer mit einem Beitrag von 10000 fl. aus. Neuer ist die Stiftung der Anna Maria Gast, Witwe des Consistorialraths und Kanzlei-Direktors Gast; sie setzte den 18. Jänner 1812 das Institut zum Universalerben ihres Vermögens ein; von welchem vier Priestern sowohl in als außer dem Hause eine jährliche Zulage von 100 fl. gegeben wird.

Die darin dem heil. Joseph gewidmet gewesene, sehr freundliche Capelle entstand schon 1723 und verschwand, als das Institut sein heutiges Lokal bezog. Vor etwa 40 Jahren entstand das anstoßende Zinshaus des Priesterhauses (432), wodurch der Garten an Raum verlor. Beim Baue dieses Hauses verschwand auch die vorige, dem öffentlichen Besuche gewidmet gewesene Capelle zum Herzen Jesu; die heutige befindet sich im Erdgeschoße des Instituts-Ge-

bäudes rechts beim Eingange und wird nur von den Bewohnern des Hauses besucht. In dem Garten steht noch ein Mauerstück mit einem den Erlöser vorstellenden Frescobilde. Jeder Defizienten-Priester hat ein großes Zimmer inne, und die Anstalt steht unter der Leitung des würdigen Herrn Hofcaplans Anton Pöck.

De Ligne'sche (Prinz) Haus.

Das Wohnhaus des Prinzen de Ligne auf der Melkerbastei mit der Hauptfronte auf dem Stadtwalle, stand dort, wo 1845 das neue Gebäude Nr. 87 errichtet wurde. Der sechs Schritt vom Pasqualatischen Hause sich erhebende Fürstensitz war klein und hatte auf dem Wall zwei vorspringende Säulen; wie das Stall- oder Domestikengebäude nebenan war es rosenroth getüncht, welches die Lieblingsfarbe des Prinzen war; rosenroth war auch die Livree seiner Diener, seiner Wägen, und seine Briefpapiere. In diesem rosenrothen Hause lebte und starb den 14. Dezember 1814 dieser letzte Ritter der neueren Zeit während des merkwürdigen Wiener Congresses.

Alle Souveränen wetteiferten miteinander, ihm ihre Achtung zu bezeugen, und da geschah es eines Tages, daß ihnen der Prinz im Taumel eines glänzenden Festes bemerkte, sie hätten nun in Wien alles gesehen außer den Leichenzug eines österreichischen Feldmarschalls und dieses Schauspiel werde er ihnen verschaffen. Nach wenig Tagen schon hielt der Prinz Wort, er starb in dem Alter von 80 Jahren.

Trefflich charakterisirt ihn folgende Skizze: „Jedem Unglücklichen verwandt, war sein Haus eine Freistätte der gebeugten Menschheit, wie es sich der geselligen Freude öffnete. In einer langen Reihe von Jahren hat er, ein Mann von angenehmer Persönlichkeit, ein Muster französischer Feinheit und Grazie, mit ausgezeichnetem Erfolge über das gesellschaftliche Leben geherrscht. Eine Existenz, wie die seine, war eine ganze eigene Erscheinung, die von dem nicht begriffen werden kann, der nicht Zeuge davon war. Durch seine vielen Verbindungen in allen Theilen des cultivirten Europa's, noch mehr durch seine witzigen Worte, die oft mit unglaublicher Schnelligkeit in den entferntesten Ländern wiederholt wurden, war er nicht sowohl das Eigenthum einer Familie, eines Kreises von Freunden, einer Stadt, als er dem ganzen gebildeten Geschlechte seiner Zeit angehörte und dennoch — von der Familie, von den Freunden, von der Stadt, in der er lebte, wurde er geliebt, als wäre er einzig für sie Alle gewesen. Mit der unerschöpflichen Anmuth seines Umganges erfreute er, was in seiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit seines Humors, und mit der Fülle seines Herzens liebend umfaßte und erwärmte, fühlte man es mit Rührung; — er war der Wiederhall einer schon verklungenen Zeit. Sein Charakter, wie er hier geschildert ist, spricht sich auch in seinen Schriften aus, die überdies noch unaussprechlich interessiren, durch Reichthum an Kenntnissen und originellen Ansichten, durch unerschöpflichen Witz, durch geistvolle Darstellung und durch einen vollendeten Styl.“

Denis (Michael)

wurde im Jahre 1729 zu Schärding geboren; er besuchte, kaum 10 Jahre alt, das Gymnasium zu Passau, welches mit Jesuiten besetzt war. Unter diesen hörte auch er die Philosophie. Dieses hatte ihn mit dieser Gesellschaft so befreundet, daß er am 18. Oktober 1747 bei St. Anna in Wien das Noviziat antrat. Nachdem er nach den gewöhnlichen zwei Prüfungsjahren durch vier Jahre sich dem Lehramte gewidmet hatte, schritt er zum Studium der Theologie, das er in Grätz vollendete, wo er 1756 die Priesterweihe erhielt.

In Judenburg verlebte er das dritte

Probejahr, worauf er nach Presburg als Frühprediger versetzt wurde. Im J. 1759 kam er als Präfekt an die Theresianische Ritterakademie zu Wien und begann im folgenden Jahre die Redekunst zu lehren; in welcher Stellung er durch 12 Jahre wirkte, wesentlich zur Bildung eines bessern Geschmackes im Gebiete der Literatur in Österreich beitrug, und mehrere gelungene Dichtungen herausgab.

Nach Auflösung der Jesuiten im Jahre 1773 bekam er die Aufsicht über die schöne Garellische Büchersammlung, und diesem Umstande verdanken wir seine Einleitung in die Bücherkunde, welche in zwei Bänden in Wien 1777 erschien, und wovon 1795 eine zweite Auflage veranstaltet wurde.

Nach Verlauf einiger Jahre wurde Denis eine Custosstelle an der k. k. Hofbibliothek angetragen und er erhielt im Jahre 1791 von Kaiser Leopold II. seiner ausgezeichneten Verdienste wegen den Hofrathstitel. In dieser ehrenvollen Stellung überraschte ihn am 29. Sept. 1800 der Tod. Er wurde in Hütteldorf begraben, wo sein Denkmal mit einer von ihm selbst verfaßten Inschrift an der dortigen Pfarrkirche zu St. Andreas noch zu sehen ist. (Siehe Andreaskirche zu Hütteldorf.)

Denis fand die früheste Spur einer in Wien bleibend bestehenden Buchdruckerei kurze Zeit vor der Besitznahme der Stadt durch König Mathias Corvin von Ungarn und hielt den Traktat der Distriction von Dr. Hans, Pfarrer zu Maygen, Domherr zu Wien und Passau von 1482 für den ältesten bekannten Wiener Druck.

Denksäule (bei Schwechat).

Am 14. September 1683, nachdem Wien glücklich von den Türken befreit worden war, langte Kaiser Leopold I. von Linz auf der Donau wieder in seine, ihn sehnlichst erwartende Haupstadt an, wo er von den Churfürsten von Baiern und Sachsen und von seiner wackern Generalität feierlich empfangen wurde, und die tapfere Bürgerschaft auf denselben Plätzen, die sie während der Belagerung mit ihrem Blute behauptet hatte, musterte. Am nächsten Tage besuchte er das Lager der mit ihm verbündeten Fürsten, welches sich von St. Marx bis über Schwechat hinaus erstreckte. Auf der Höhe außer Schwechat, wo der Kaiser den heldenmüthigen König Johann Sobiesky von Polen im Angesichte des Heeres umarmte, verewigt eine Denksäule diesen interessanten Auftritt.

Deutsches Haus.

Seit den Tagen Leopold des Glorwürdigen von Babenberg, hat der altehrwürdige Ritterorden der deutschen Herrn Sitz in Österreich. In den blutigen Kämpfen von Ptolomais und Damiette, hatten die Ordensritter als getreue tapfere Kampfgenossen, an der Seite des ritterlichen Herzogs gestanden. Ihrer Thaten gedenkend, berief er den Orden nach Österreich. Des deutschen Hauses zu Wien ältester Brief datirt schon vom Jahre 1210. Für Herzog Leopold sprach der tägliche Abendsegen der frommen Brüder, und auf dem alten Gebetzettel des deutschen Hauses ist zu lesen: „Lasset uns beten für die ehrlichen Bürger von Lübeck und Bremen, die da Stifter waren unsers Ordens. Auch helft mir gedenken Herzogen Leupolds von Österreich u. s. w."

Leopold's Sohn Friedrich der Streitbare, fand in den Tagen der Prüfung die Treue der Ordensritter bewährt. Der tapfere Comthur Ortulph von Traiskirchen, war der Hüter seiner Schätze, und vertheidigte mannhaft die von ihm besetzte Burg Starhemberg. — Er sah noch die Tage Ottokar's, und im hohen Alter jene bessere Zeit Rudolph's von Habsburg. Er mag als der zweite Stifter des Ordens in unseren Gauen gelten. Seit ihm hauseten 52 Comthure in Wien.

Durch ihr Alter, durch die Wichtigkeit ih-

rer Besitzungen behauptete die Balley Österreich stets einen ausgezeichneten Rang in dem hohen Orden. Sie gehörte damals nicht nach Mergentheim zum deutschen, sondern nach Marienburg zum preußischen Gebiete. Der am 26. Dez. 1805 zu Preßburg geschlossene Friede hob im 12. Artikel den deutschen Orden als solchen auf.

Der Hoch- und Deutschmeister wurde ein Fürst, nicht mehr zu ernennen vom Groß-Capitel, sondern vom Kaiser von Österreich. Damals war Erzh. Anton Victor Hoch- und Deutschmeister. Der Orden ward in seinem Stande in Österreich belassen, aber alle Beziehungen, in welchen der Hoch- und Deutschmeister sonst an die Berathung und Einwilligung des Groß-Capitels und der Balley Franken gebunden war, banden ihn fortan an den Kaiser, als Familien-Oberhaupt und Regenten der Primogenitur. Die Vorrückung in die Commenden, die Zulassung bereits aufgenommener Candidaten zum Noviziat und der Novizen in den Orden dauerten fort. Die Gelübde waren nicht aufgehoben.

Nach dem Tode des Erzherzogs Anton trat der Erzherzog Maximilian von Österreich-Este als dessen Nachfolger in die Würde des Hoch- und Deutschmeisters. Durch neuerliche Verordnungen Sr. Majestät wurden die Verhältnisse und die Stellung des Ordens befestigt, und das Ordenshaus hat seitdem schon mehrere Mal die ernste und rührende Feier der Aufnahme von neuen Rittern gefeiert.

An der Stelle des gegenwärtigen Deutsch-Ordenshauses in Wien (Singerstraße) stand schon als der Orden nach Österreich kam, eine Kapelle, welcher der Passauer Bischof Berthold einen Ablaß verlieh. In den wüthenden Feuersbrünsten, welche Wien unter der Regierung Ottokar's von Böhmen verheerten, sank auch die alte Kapelle der deutschen Herrn in Schutt und Asche. Die gegenwärtige Kapelle wurde 1326 unter Friedrich dem Schönen erbaut. Baumeister war Georg Schiffering aus Nördlingen. In der Sakristei befindet sich eine alte Marmortafel, deren Inschrift das genannte Jahr der Erbauung verbürgt.

Die Kirche ward der heil. Elisabeth geweiht. Im J. 1395 ward sie verschönert und 1707 unter dem Comthur Heinr. Theobald Grafen von Goldstein (starb 1720) renovirt. Das innere prächtige Aussehen der Kapelle, im altdeutschen Style, wiewohl mit neuerer Vergoldung, Zügen und Arabesken vermischt, die hohen spitzen und oben durchbrochenen Fenster, die schlanken auf Marmorart gemachten Säulen mit goldenen Knäufen, die vielen Wapenschilder und Grabmäler erinnern noch vielfach an die Prachtbaue der Großmeister zu Marienburg. Die Kapelle hat 3 Fenster auf die Straße, zwischen welchen außerhalb einige Spitzsäulen und ein Giebel von alter Arbeit aber mit neuerem Zusatz sich erheben.

Das Hochaltarblatt (die h. Elisabeth, Königin von Ungarn) ist von T. Bock, ein werthvolles Gemälde. Der älteste Grabstein der Kirche ist von 1453. Unter den Grabmälern der Comthure ist jenes des Grafen Guido von Starhemberg, Neffen des berühmten Vertheidigers von Wien gegen die Türken (1683) das sehenswertheste.

Guido Graf von Starhemberg, Minister und Feldmarschall, war Landcomthur in Österreich. Er war es, der die Residenz des Landcomthurs von Groß-Sonntag für immer nach Wien übertrug und das deutsche Haus großen Theils umbaute (gest. 7. März 1737).

Dianabad (Das)

ist eines der schönsten Bade-Anstalten Wiens. Das eigentliche Badehaus ist niedlich und reinlich eingerichtet, hat einen großen Gesellschaftssaal und ist mit einem schönen Garten versehen.

Besonders beachtenswerth ist die damit verbundene und den 20. Mai 1843 eröffnete Schwimmanstalt.

Auf dem geräumigen Boden des Gartens

am Hause Nr. 8 (an das Gebäude des Dianabades anstoßend) erbaut, erhebt sich über dem weiten Bade= und Schwimmbassin eine herrliche Halle, 29 Klafter lang, 11 Klafter breit und 8 Klafter hoch, bildet ein längliches Viereck, dessen Mittelraum das Bassin einnimmt. Dieses Bassin ist 19 Klafter lang, 7 Klafter breit, und sein Boden bildet eine schiefe, von Norden gegen Süden sich senkende Fläche, so, daß an der Nordseite, wo die Treppe in das Bassin hinabführt, dessen Tiefe 4 Fuß, an der Südseite aber 8 Fuß mißt, so, daß die nördliche Hälfte des Bassins den Badenden, der Schwimmkunst Unkundigen, die südliche den Schwimmenden gewidmet ist.

An der Nord= und Südseite sind im Erdgeschoß schöne Vestibules, und im ersten Stockwerk, mit diesen correspondirend, geräumige, von schlanken Gußeisensäulen getragene Platformen, welche an der Ost= und Westseite durch Gallerien mit zierlichen Eisengeländern in Verbindung gesetzt sind. Längs dieser Gallerien sind auch die 110 Badecabinette in den Nischen dieser Langseiten des Baues angebracht; das Licht empfängt die Halle durch 26 große Glasfenster im Dache; das Dach selbst wird von einer eben so geschmackvollen als kräftigen Bogenstellung von 16 gußeisernen Bogen gestützt.

Die Wand über der südlichen Platform ist im Giebelfelde mit einem schönen Freskogemälde von Friedrich Schilchers Hand geschmückt. Die Darstellung ist: „Neptun und Amphitrite, von Najaden und Tritonen umgeben.“ Eben so ziert das nördliche Gibelfeld eine Vorstellung von derselben Meisterhand: „Diana und Actäon.“

Der ganze Bau dieser Bade= und Schwimmanstalt ist von ausgezeichneter Schönheit und Solidität. 15,000 Eimer Wasser sind zur Füllung dieses Beckens nöthig. Die Einströmung geschieht durch sechs Lagen von Kupferröhren; der Ablauf findet durch 44 Ausmündungen Statt, so, daß Zufluß und Abströmung sich wechselseitig ergänzen, und auf diese Weise eine stete Erneuerung der Wassermasse, und folglich auch stete Reinheit und Klarheit derselben bedingt wird.

Da ein Hauptzweck dieser Anstalt die Benützung derselben auch zur Winterszeit ist, so befindet sich in dem an der Südseite anstoßenden Gebäude der Wärmeapparat. Hier erhält das kalte Wasser vor seinem Einströmen den allzeit nöthigen Wärmegrad.

Diana=Gesellschaft.

Unter Carl VI., der ein trefflicher Schütz und wackerer Jäger war, entstand am kais. Hofe die Diana=Gesellschaft, ein förmlich organisirter Jagdverein, der eigene Statuten, und ein bestimmtes Costüm hatte. Die Gesellschaft erhielt sich bis zu Kaiser Joseph des II. Regierung und über ihren damaligen Bestand gibt eine Broschüre in französischer Sprache in Folio (Wien 1785) Nachricht. Sie hat den Titel: **Liste de tous les membres de la noble société de Diane cacciatrice a Vienne en Autriche selon l'ordre alphabetique.**“ Großmeister ist Ferdinand, König von Neapel, mit seiner Gemalin; **Grand maitre deputé**: Fürst Joh. Carl Dietrichstein=Proskau, Oberststallmeister; Kanzler: Graf Carl Palffy, Vicekanzler; erster Assistent: Fürst Carl Lichtenstein; zweiter: Graf Wenzel Sinzendorf; dritter: Fürst Adam Auersperg; vierter: Graf Franz Anton Kollowrat; Almosenier: Joh. Ant. Ricci. Die Anzahl der Damen=Mitglieder ist 16, nämlich Gräfin Ther. Bucquoi, Walb. Clary, Isab. Colloredo, Mar. Daun, Fürstin Christ. Dietrichstein, Gräfin Mar. Esterhazy, Fürstin Grassalkovics, Gräf. Luise Hardegg, Fürstin Eleon. Lichtenstein, Marquise Ant. Los=Rios, die Gräfinnen Paul. Salm, Walb. Salm, Ther. Schönborn, Christ. Seilern, Elis. Waldstein und Ther. Zichy. Cavaliere sind 80, darunter: vier Grafen und Fürst Carl

Auersperg, Fürst Butera, Graf Carl. Joh. Clerfayt (General), Graf Jos. Dietrichstein, Fürst Nikol. Esterhazy (ungarischer Garde-Capitain), Landgraf Joach. Egon Fürstenberg, Graf Carl Haddik, Ritter Hamilton, Graf Alois Harrach (General), Graf Ant. und Graf Joh. Phil. Hoyos, die Grafen Domin. und Ernst Kaunitz, Fürst Alois Lichtenstein, Prinz de Ligne, Graf Wenzel Paar, vier Grafen Palffy: Joseph, Nik., Franz, Leop.; Graf Jos. Rosenberg, Prior Rossi, Graf Eug. Schönborn, Graf Jos. Stockhammer, Bar. Tinti, Graf Georg Waldstein, Graf Phil. Wurmbrand, Graf Steph. Zichy. — Decretisten sind 14. Als Secretär ist unterzeichnet: Franz Ant. Vanotti. Diese Liste hat dritthalb Bogen und eine in Kupfer gestochene allegorische Titeleinfassung.

Dichter-Krönung.

Diese schöne Sitte des Alterthums wurde von Friedrich III. auf deutschen Boden und somit auch nach Österreich und Wien verpflanzt. Der um die Wissenschaften sehr verdiente Conrad Celtes war der erste, welcher den Lorberkranz aus des Kaisers Hand erhielt. Maximilian I. reichte selbst mehreren den poetischen Lorberkranz. So zu Linz 1501 bei der Aufführung des Schauspieles: „Ludus Dianae," den Verfasser Celtes und seine gelehrten Freunde. Im dritten Acte erscheint mit vielem Gefolge Bachus, von dem Schlesier Vincenz Longinus dargestellt, und bittet den Kaiser um Ertheilung des Lorbers. Maximilian tritt vor, krönt den knienden Gott der Reben und der ganze Chor brach in lautem Jubel aus.

Zu den vorzüglicheren, die von Maximilian selbst dieser Auszeichnung in Wien gewürdigt wurden, gehören der gelehrte und als Geschichtsschreiber, Staatsmann und Mäcen gleich geachtete Johann Cuspinianus 1493; der Böhme Johann Panetianus 1505; der thätige Kremser Thomas Resch 1508; später Ursinus Vellius, durch seine Geschichte des Krieges in Ungarn noch immer bedeutungsvoll; der Schweizer Joachim von Watt (Vadianus) aus der Reformationsgeschichte seines Vaterlandes bekannt; Rudolph Agricola von Wasserburg am Bodensee; Johann Rosinus, Canonicus bei St. Stephan, berühmter Prediger; der Rechtsgelehrte Philipp Gundel, unsterblich in seinen Annalen der Wiener Hochschule u. a. m.

Hierauf übertrug Maximilian die Ertheilung des Dichterkranzes den Vorstehern der Beredsamkeit und Dichtkunst. Von Conrad Celtes erhielt ihn 1512 Johann Stabius; 1558 aus der Hand des Paul Fabricius: Vitus Jacobäus von Nürnberg, Johann Lauterbach aus der Oberlausitz und Elias Corbinus von Joachimsthal; 1560 Pater Dorfner (Paganus) aus Hessen; Caspar Cropacius von Pilsen, Johann Hermann von Goellnitz. Allein bald gab es in Deutschland mehr gekrönte als wirkliche Dichter, und so mußte, was früher Ehrfurcht und Liebe erzeugte, zum Gespötte selbst der Bessern werden.

Dieb (Der gehängte).

Im J. 1440 wurde ein Dieb aufgehängt, dessen Leichnam der medicinischen Fakultät übergeben wurde, um zergliedert zu werden. Als man ihn mit lauem Wasser gewaschen hatte und zu den anatomischen Operationen schreiten wollte, erholten sich nach und nach die Lebensgeister des Gerichteten, und zum Erstaunen aller Anwesenden schlug derselbe endlich die Augen auf und fing zu reden an. Der Chronist schweigt über das weitere Schicksal dieses Mannes.

Diebsschergenhaus.

Dort wo sich heute im tiefen Graben das Haus zum heil. Joseph (175), der Frau Katharina Hammerschmidt gehörend, erhebt, stand noch gegen das Ende der Re-

gierung Maria Theresiens das sogenannte Rumorhaus, welches von den alten Rumorknechten seinen Namen führte; gemeinhin nannte man es bei seinem früheren Namen: Diebsschergenhaus oder den Bettler-Kotter, weil widerspänstige Bettler darin festgehalten wurden. Nach Auflösung der Rumorwache 1775 erhielt dieses Gebäude den Namen des Polizei-Stockhauses; allein dieses dauerte nur bis 1783, wo nach Auflösung des Klosters der Siebenbücherinnen in der Sterngasse dieses das Polizeihaus wurde, wohin auch die Gefangenen vom Stockhause im tiefen Graben gebracht wurden.

Es deutete schon auf gemilderte Sitten, daß im J. 1428 am 28. Sept. (am Erchtage nach Michaeli) Niklas unterm Himmel, der Bürger- und Münzmeister und der Stadtrichter Hanns Steger verboten, der Hoher (Scharfrichter), der Diebsscherg und ihre Gesellen sollten nicht mehr öffentlich auf den Märkten sammeln, sondern dafür eine Summe Geldes erhalten. Für diese Gilt kaufte der Stadtrath zu der Stadt Handen das hintere Frauenhaus, hinter der St. Mertenskirche. Jeder Stadtkämmerer gab dem Diebsschergen jährlich vierzehn Pfund Pfennige. Dazu sollten ihm fallen die zwölf Pfund, die weiland Stephan der Lange in dasselbe Diebsschergenhaus geschafft hatte. Das brachte wochentlich ein halbes Pfund Pfennige, davon sollte er die Gefangenen speisen und selbst auch den Hoher in die Kost haben, gegen dem, daß dieser ihm die Hälfte gab, was er außer dem Burgfrieden oder auf dem Lande mit seiner Meisterschaft verdiente.

Auch sollte dem Diebsschergen gebühren, was ihm von Fürbiethen, von Hunden und andern kleinen Gerichtswandeln zustand; dagegen sollte er weder an Plätzen noch an Straßen den Leuten lästig werden. Jeder Schergenknecht erhielt vom Stadtkämmerer jährlich fünf Pfund Pfennige. Im Frauenhaus durften sie sich nicht blicken lassen und dort nichts zu gebieten noch zu schaffen haben.

Dietrich der Reiche.

Ennenkl und Hagen sprechen von diesem angesehenen Wiener Bürger, der unter Leopold dem Glorreichen lebte und in Urkunden jener Zeit unter die angesehensten Zeugen genannt wird. Ennenkl sagt von ihm:

> Er waz der stat zu Wienne holt
> Derselb Herczog Leupolt
> Und hett einen Burger in der stat
> Der waz vil dich an seinem rat
> Derselb waz unmazzen reich
> Und waz gehaizzen Dietreich.

Er bauete auf seiner Ortschaft Zaismannsbrunn (St. Ulrich), um eine eigene Kirche zu haben, jene von St. Ulrich, ließ sie von St. Stephan eximiren, stiftete darauf einen Caplan, scheint aber ohne Erben gestorben zu sein, so daß sein reicher Nachlaß an seine Schwester Kunigunde von Ringelberg kam und an deren Kinder Heinrich, genannt Weinhäuser und Jutha, Gemahlin Berthold's von Ebergassing.

Diese verkauften nach langem Streit ihr Patronatsrecht und ihre Gründe bei St. Ulrich an den Ritter und Bürger Griffo, Sohn Herwick's bei Maria-Stiegen, von welchem 1302 St. Ulrich im Tausch im Maria-Stiegen an die Schottenabtei kam, die es schon über ein halbes Jahrtausend besitzt.

Dietrich der Reiche war durch Kunstfleiß einer aus jenen Bürgern, die wie Kunz Aff und Ulrich Permann, ihr Geld nicht gezählt, sondern mit Schüsseln geschöpft und gewogen haben.

Leopold handelte wenig in Sachen des Landes ohne seinen Rath. Diesem folgend gab einst der Herzog die Schlüssel sei-

ner Schatzkammer dem reichen Dietrich, um zu nehmen, was er darin an Gold und Silber fände, und es den Bürgern, Laubherrn, Krämern und Schiffmeistern zu leihen zum Flor ihres Gewerbes, das sich auch dadurch in schneller und üppiger Blüthe entfaltete.

Darum war denn auch ein froher Zusammenlauf, wo immer der Herzog seinen Wienern sich zeigte, und ein in allen Gassen wie in allen Thälern widerhallendes Gejauchze, wenn sein Fuß auch nach der kürzesten Abwesenheit den heimatlichen Boden wieder betrat.

Einst brannte dem edlen Fürsten das Herz, mit seinen Wienern den Weihnachtsabend zu begehen. Er ritt daher durch die festlich erleuchteten Straßen. In einem Augenblicke wußte es die ganze Stadt. Groß und Klein, Jung und Alt lief dem Herrn nach, ließ ihn hoch leben, drängte sich herzu, ihm Hände oder Füße zu küssen. Schnell fanden sich auch die Gilden und Zünfte zusammen.

Vor ihm gingen die Münzer oder Hausgenossen her, mit Kleidern von Goldstoff, mit Bechern und Ringen von Silber und Gold, als Angebinde zum heil. Christ. Die Kaufleute gaben ihm köstliches Gewand, von allen Farben, was das Abend- und Morgenland vermochten, — die reichen Wildwerker Hermelin und anderes köstliches Pelzwerk, — die Krämer Seidenzeug, Zendal und köstlich Gewürz, — die Fleischhacker führten 30 Rinder mit Bänder geschmückt, an Seilen daher, — die Bäcker brachten Kipfel und Flecken, weißer als Schnee, und es war nur eine Stimme des Jubels und der Liebe.

Der Herr erlaubte ihnen, um eine Gnade zu bitten. — Sie klagten, die Fremden thäten ihnen großen Eintrag, seien ihnen viel schuldig, und sie könnten nicht zu ihrem Gelde kommen. Leopold möchte daher einen Termin setzen, auf den die Schuldner unverweiglich bezahlen müßten. — Der Fürst begehrte ihre Briefe zu schauen, gewährte ihre Bitte und auf einem billig festgesetzten Tag trieben die Gerichte alle ihre Forderungen ein.

Dietrichstein'sche Gärten.

Zu den ausgezeichnetsten und größten Gärten innerhalb den Linien gehört der fürstlich Dietrichstein'sche in der Währingergasse (273), und der gräflich Dietrichstein'sche am Rennwege (547).

Der Erste erstreckt sich bis zur Roßau, wo er durch die lange Gasse vom fürstlich Lichtenstein'schen abgesondert ist; es umgibt ihn ringsum ein Eisengitter, welches den Vorübergehenden die freie Ansicht der großartigen, ungemein reizenden und geschmackvollen Anlagen gestattet, und jedem Freunde der Natur und des Schönen lüstern nach der näheren Beschauung derselben macht. Im Mittelpunkte dieses jungen englischen Parks liegt das zierliche, 1834 gebaute Gartenpalais, der gewöhnliche Wohnsitz des genialen Schöpfers dieses herrlichen, von lieblichen Hainen umkränzten Reviers, welches noch ungemein an Werth gewinnen wird, wenn die neuen Anpflanzungen an Jahren und Üppigkeit zugenommen haben werden.

Dieses Besitzthum ist das Majoratshaus und trat an die Stelle des uralten vorigen Majoratshauses in der Herrngasse (heute das Staatsgebäude Nr. 27). Dem fürstlichen Garten ist jener des vorigen Gasthauses, zum goldenen Engel, einverleibt worden, welches durch lange Zeit den schönsten Gartensalon Wien's hatte; er bildet gegenwärtig die fürstliche Wagenremise.

Der gräflich Dietrichstein'sche Garten am Rennwege dehnt sich der Länge nach von der dortigen obern Canalbrücke bis zur Reißnergasse aus und ist der längste Garten Wien's innerhalb der Linien; seine Fläche, der es verhältnißmäßig

an Breite gebricht, bildet einen sanften Abhang und enthält angenehme Partien.

Ditters (Carl),

(oder wie er nach seiner Erhebung in den Adelstand hieß: von Dittersdorf), geb. 1739 zu Wien, ließ sich schon im 12. Jahre als Virtuos auf der Violine hören. Der Fürst von Hildburghausen nahm ihn unter seine Pagen auf und ließ ihm den sorgfältigsten musikalischen Unterricht geben.

Das Hofleben schien ihm jedoch nicht zu behagen; er machte Schulden und entfloh aus Hildburghausen. Er wurde jedoch bald eingeholt und der Fürst bezahlte seine Schulden. Als dieser bald nachher seine Capelle entließ, empfahl er Ditters nach Wien, welches nebst der Freundschaft, die er mit Metastasio geschlossen hatte, ihm eine Stelle im Hoftheaterorchester verschaffte. 1761 begleitete er Gluck nach Italien, erntete hier als Violinvirtuose großen Beifall und trat 1764 als Capellmeister in die Dienste des Bischofs von Großwardein.

Bisher hatte er nur Instrumentalmusik gesetzt; auf Metastasio's Antrieb aber componirte er vier Oratorien desselben (Isaak, David, Hiob, Esther), die großen Beifall fanden. Zugleich fing er an für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Bischof errichtet hatte und entwickelte in der Operette, Amore in musica, zuerst sein großes Talent für die dramatische Composition. 1769 gab der Bischof das Theater auf, weil die Haltung desselben der Kaiserin Maria Theresia unpassend schien; Ditters kehrte nach Wien zurück, machte eine Reise durch Deutschland und verweilte einige Zeit bei dem Fürstbischof von Breslau. Dieser nahm ihn als Capelldirektor in seine Dienste, ernannte ihn 1770 zu seinem Forstmeister, verschaffte ihm das Diplom eines Ritters vom goldenen Sporn, ließ ihn in den Adelstand erheben und machte ihn 1773 zum Landeshauptmann von Freienwaldau.

Seine Hauptwerke sind seine Opern, welche die ersten komischen in Deutschland waren und noch heute unvergessen sich auf dem Repertoir befinden. Der Doktor und Apotheker, die erste deutsche, welche nach Art der italienischen mit Finales versehen ist und die er 1786 auf's Wiener Theater brachte; ferner: Hieronymus Knicker, das rothe Käppchen, Democrit und Betrug durch Aberglauben erwarben ihm den größten Beifall.

Die Italiener haben seiner Musik italienischen Text unterlegt und seine Opern wurden in Italien mit gleichem Beifall aufgeführt; er erstieg die höchste Stufe des Ruhms, die er in seiner Sphäre erreichen konnte und erfreute sich des glücklichsten Familienlebens. Aber Leichtsinn zerstörte sein Glück. Er starb in bedrängten Umständen auf der Herrschaft des Freiherrn Ignaz v. Stillfried zu Kotssotha in Böhmen am 31. Okt. 1799.

Ditters war ein Künstler von der seltensten und umfassendsten Bildung; als humoristischer Componist ist er einer der ersten der Nation, seine Produktionen flossen unmittelbar aus einer reichen, ewig heitern Seele und sprachen daher zum Herzen, weßhalb er mehr als irgend einer Volks-Tondichter genannt werden kann. Auch als Dichter war er beachtenswerth und einen großen Theil seiner Operntexte hat er selbst geschrieben.

Wir nennen unter seinen Compositionen noch: lo sposo burlato, le contadine fidele, Orpheus der Zweite, der neue Gutsherr, das Gespenst mit der Trommel, Hokus Pokus, der eiserne Mann, der gefoppte Bräutigam, die Guelfen, die lustigen Weiber, der Mädchenmarkt, der Durchmarsch u. s. w. Seine Selbstbiographie, zum Besten seiner hinterlassenen Familie (Leipzig 1801 bei Breitkopf und Härtl) gibt interessante Aufschlüsse über sein Leben.

Döbling.

Man entschließt sich schwer, das schöne Döbling, welches außer der Nußdorfer Linie liegt, ein Dorf zu nennen; indessen theilt es mit Hietzing den Vorzug, die zwei prachtvollsten Dörfer des Kaiserthums zu sein.

Es zeichnet sich durch seine Nähe von Wien, durch seine malerische Lage und durch seine vielen und lieblichen Gärten und Landhäuser so entschieden aus, daß es sich zu einem der ersten Lieblingsaufenthalte der Bewohner Wien's aufgeschwungen und sich in deren Gunst so fest eingewurzelt hat, daß ihm selbst die Errichtung der Eisenbahn, die der Wiener Villeggiatura eine neue Richtung gegeben hat, nicht geschadet hat.

Döbling wird durch den Orbes- oder Krotenbach, der im nahen Gebirge zu Tage schießt und Sievering durchrieselt, in Unter- und Ober-Döbling, ihrer Lage nach abgetheilt.

Unter-Döbling liegt im Thale und steht mit dem nahen Heiligenstadt unter der Grundherrschaft Klosterneuburg. Es ist weder so groß noch so glänzend wie Ober-Döbling, auf dessen Höhe dasselbe gleichsam mit neidischen Augen emporblickt. Unter-Döbling gehört nach urkundlichen Nachrichten schon seit 1307 dem Stifte Klosterneuburg, welchem es von Leopold von Sachsengang geschenkt wurde. Es hat, wie Ober-Döbling, einigen Geschichtsschreibern zu Folge von der Familie der Herrn von Topelik, welche in Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts häufig genannt werden, den Namen, und beide Ortschaften wurden 1683 bei dem Einfalle der Türken gänzlich zerstört.

Das Klima Unter-Döbling's ist in nassen Jahren weniger gesund, als jenes von Ober-Döbling, und nicht ohne Grund wird der, beide Ortschaften trennende Bach von dem gemeinen Manne der Kroten- (Kröten)-bach genannt, an welchen Sumpfbewohnern in feuchten Sommern in diesen Niederungen kein Mangel ist.

Übrigens hat auch Unter-Döbling viele angenehme Sommerhäuser, worunter das vor einigen Jahrzehenden vom Baron Lang angelegte sich durch seine Lage bemerkbar macht.

Ober-Döbling kann in Alt-Döbling, wohin man auf der geraden Straße von der Linie, und in Neu-Döbling, wohin man von der alten Bildsäule des heil. Erasmus durch die ehemals Frankschen Anlagen gelangt, untergetheilt werden. Trotz seiner schönen Lage am Gebirge und an der Donau blieb Döbling viele Jahrhunderte hindurch von den Bewohnern Wien's unbeachtet und erst seit 1760, wo der Feldmarschall Leopold Joseph Maria Graf von Daun es zum Landaufenthalte wählte, begann sein Aufkommen, weil sich von nun an viele Adelsgeschlechter Wien's hier anbauten.

Der erste, im größeren Style entstandene Sommersitz ist jener des Wiener Kunsthändlers Tranquillo Mollo, der vor etwa drei Dezennien entstand, und welchem sich seitdem die vielen übrigen Villen angereihet haben.

Ober-Döbling stand seit Joseph des II. Regierung als Religionsfondsherrschaft unter der Staatsgüter-Administration, kam dann an die Familie von Würth und gehört heute der Frau Theresia Riedel. Döbling hat zwei Gotteshäuser; das eine ist die schöne Pfarrkirche zu St. Paul, welche schon im 14. Jahrhunderte erbaut, in neuerer Zeit aber ganz neu und auf das geschmackvollste hergestellt wurde, und das zweite die nicht minder alte St. Johannes-Capelle, in welcher jedoch kein Gottesdienst mehr gehalten wird. Erstere feiert ihr Kirchweihfest am Pauli-Bekehrungs- und letztere am St. Johannes-Tage, wo-

bei es in Döbling ungemein lebhaft hergeht.

Zu den merkwürdigsten Gebäuden Ober-Döbling's sowohl in Betreff des Alters als der gegenwärtigen Beschaffenheit, gehören die Rothenmühl und der Tulnerhof.

Die erstere sticht schon ihres Äußeren wegen hervor; es ist das vormalige sogenannte Henikstein'sche Haus, links auf der Anhöhe mit einem schön und großartig angelegten Parke, welcher durch viele Jahre dem öffentlichen Besuche freigegeben war. Diese Besitzung wurde später das Eigenthum des Großhändlers Leopold Edlen von Herz, unter welchem zur Sommerszeit im dortigen schönen großen Saale Concerte gegeben wurden, die zu ihrer Zeit Epoche machten. Heute befindet sich hier Dr. Görgen's Privat-Institut für Gemüthskranke.

Einer der geschmackvollsten Landsitze in Ober-Döbling ist der 1834 und 1835 nach dem Entwurfe des Architekten Pichl neu aufgeführte, sogenannte Tulnerhof. das Eigenthum des Herrn Rudolph, Edlen von Arthaber (siehe Arthaber).

Schließlich wird noch das Casino-Gebäude mit der Garten-Anlage des Herrn Zögernitz und das kleine Schauspielhaus angeführt.

Doczi (Urban)

war aus Ungarn gebürtig. Nachdem ihn König Matthias stufenweis zu verschiedenen Bisthümern, als Sirmien, Wardein, Raab und Erlau erhoben, und die Stadt Wien 1485 eingenommen hatte, zierte er ihn 1488 auch mit der Infel des Wiener Bisthums.

Unter den vielen Denkmälern seiner bischöflichen Sorgen gehört auch, daß er im Jahre 1489 das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä feierlich zu begehen befahl, da es vorher nur von der Geistlichkeit und Universität begangen wurde. Nachdem König Matthias 1490 zu Wien mit Tod abgegangen war, und der römische König Maximilian diese Stadt nach einer kleinen Gegenwehr der Ungarn wieder zurück bekommen hatte, schloß ihn Maximilian von dem Wiener Bisthum aus, und bestellte auf eine kurze Zeit zu dessem Verwaltung den Sekauerbischof Mathias Schait; Urban begab sich hierauf in sein Bisthum nach Erlau zurück, wo er starb, und in der Domkirche vor dem Kreuzaltare begraben ist.

Seinen Todfall setzet P. Fischer und P. Prey auf das J. 1493, doch scheint es, daß er schon 1492 gestorben sei; indem ihm sein Neffe Stephan Crispo, Bischof in Sirmien, in diesem Jahre ein Grabmal in der Kirche zu Erlau erbauete.

Domherrnhof.

Der heutige Domherrnhof am Stephansplatz gegen die große Schulerstraße ist im J. 1842 aus den zwei Häusern 871 und 872 von dem Baumeister Leop. Mayer gebaut worden. Wie das alte Gebäude (872) nächst dem deutschen Hause bildet auch der neue Hof einen Durchgang in die kleine Schulerstraße; dieses führte ehemals deu Namen des Füchselhauses von einem erloschenen Bürgergeschlechte Wien's, und war zur Zeit seines Abbruches (1842) das älteste Gebäude der Stadt Wien, was schon aus seinen uralten, merkwürdigen Bauformen, besonders im Hintergrunde des Hofes, klar hervorleuchtete. Es ist uns keine Abbildung dieses niedergerissenen architektonischen Alterthums bekannt.

Dominikaner-Bastei.

Sie hieß vormals gewöhnlich die Predigerbastei, und unter ihr liegt die alte Hollerstauden-Bastei, worauf heute eine Garten-Anlage angebracht ist. Die Dominikaner-Bastei ist die höchste aller Stadt-Basteien und der Klosterkirche angebaut. Beide Basteien entstanden nach

der ersten türkischen Belagerung nach Augustin Hirschvogl's Plan in den Jahren 1542 — 1545. Sie ist ausschließend auf Kosten der Bürgerschaft aus lauter Quadersteinen des bei der besagten Belagerung zerstörten Klosters der Nikolaierinnen auf der Landstraße erbaut worden und ist noch heute der bürgerlichen Artillerie vorbehalten, die bei feierlichen Gelegenheiten ihr Geschütz darauf aufpflanzt.

Dominikaner-Kirche u. Kloster.

Der erste Stifter dieses nächst dem Stubenthore liegenden, uralten Klosters ist Leopold VII. oder der Glorreiche, aus dem Hause Babenberg 1186; er widmete es angeblich den Templern, woher es eine Zeitlang den Namen des Tempelhauses hatte; er übergab es jedoch 1226 dem von ihm aus Ungarn in Wien eingeführten Orden der Dominikaner, welche der 1170 zu Calarbejo in Alt-Castilien aus einem adeligen Geschlechte geborne heil. Dominikus 1215 zu Toulouse gestiftet hatte.

Die seltenen Talente, womit ihn die Natur begabt hatte, machten, daß er schon in früher Jugend als Canonikus und Archidiakon zu Osma angestellt wurde. Er wurde von Innocenz III. zur Erforschung, Bekämpfung und Züchtigung der Ketzer, namentlich der Albigenser gebraucht, wobei er das Inquisitions-Gericht in's Leben rief. Man hält ihn daher nicht mit Unrecht für den ersten Inquisitions-General, und da er den Gliedern seines Ordens täglich eine bestimmte Zahl Gebete vorschrieb, auch für den Urheber des Rosenkranzes. Er starb am 6. August 1221 zu Bologna und wurde schon 1233 von Gregor IX. heilig gesprochen.

Die Dominikaner folgen der Regel der Augustiner und tragen weiße Kleidung. Die Hauptbestimmung des Ordens ist, durch Predigen zu bekehren, woher er der Prediger-Orden genannt wurde. Um diese Bestimmung in möglichst ausgedehntem Grade erfüllen zu können, erhielten sie die Vorrechte eines Bettler-Ordens und ausschließend das Direktorium der Inquisition.

Der Orden war früher der einflußreichste von allen; in späterer Zeit wurde aber sein Wirkungskreis durch die Jesuiten sehr beengt.

Von dem heutigen Klostergebäude ist, wie bei den Schotten, der Kreuzgang allein noch ein Überrest aus alter Zeit, wenn gleich nicht aus Leopold's des Stifters Tagen, da er eine von Leopolds Kloster Lilienfeld ganz verschiedene Bauart zeigt. Es ist ein ausgedehntes, unregelmäßiges Gebäude mit mehreren Höfen, wovon heute zwei Drittel zur Unterkunft von öffentlichen Ämtern dienen.

Auf der Fronte nächst dem Stubenthore erblickt man bei der Sonnenuhr die lebensgroßen Abbildungen zweier Ordensväter, welche sich ungeachtet der Unbilden der Witterung gut erhalten haben. Kirche und Kloster wurden bei der ersten Belagerung durch die Türken 1529 beinahe gänzlich zerstört, wornach es Ferdinand I. im J. 1530 größtentheils wieder herstellte.

Da nach einem Jahrhunderte die Kirche ganz baufällig geworden war, so erneuerte Ferdinand II. sie von 1621 — 1631 gänzlich und ertheilte ihr im neurömischen Style ihre heutige prächtige Gestalt. Sie erhielt 1836 eine bedeutende Ausbesserung, gehört zu Wien's schönsten Gotteshäusern und hat eine ungemein imposante Fronte, die bedauern läßt, daß sie am nordöstlichen Ende der Stadt in einer ihrer unbesuchtesten Quartiere liegt.

Sie ist eine Pfarrkirche und führt den Namen zur heil. Maria Rotunda. Sie besitzt mehrere gute Altarblätter, von welchen Tobias Bock den heil. Dominikus, die heil. Dreifaltigkeit und die heil. Jungfrau; Spielberger die Anbetung der Hirten und die Marter der heil. Katharina; Roettiers die heil. Katharina von

Siena und den heil. Vincenz Ferrarius; und Pachmann den heil. Thomas von Acquin gemalt haben. Das Frescogemälde der Kuppel ist von Andr. Pozzo, die Fresco-Medaillons von Denzala. Für den Hauptaltar malte 1840 Leopold Kupelwieser „die Einsetzung der Feier des heil. Rosenkranzes" in Öl.

Beachtung verdient auch das Grabmal der Kaiserin Claudia Felicitas, zweiten Gemalin Kaiser Leopold des I.

Dominikaner-Mühle (zu Gumpendorf).

Ein abgeleiteter Arm der Wien lief ehemals durch Gumpendorf und trieb dort vier Mühlen, von welchen jene der Dominikaner die merkwürdigste ist. Noch am Schluße des vorigen Jahrhunderts sah man daselbst Denkmäler der türkischen Barbarei vom J. 1683. Eine ungefähr zwei Klafter lange Eisenkette, nach Art der alten Feldmesser-Ketten, jedoch von stärkerem Eisen geschmiedet, mit zehn daranhängenden Ringen oder Fußeisen, womit die Türken während der Belagerung der Stadt die gefangenen Christen zusammen kuppelten und in dieser Mühle fest hielten, hingen im Hofe in einer ziemlichen Höhe um das Eck des Gebäudes. Als die Türken abzogen, vergaßen sie auf diese zehn Gefangenen, die von den kaiserl. Truppen gefunden und befreit wurden. Zwei dabei befindliche Inschriften lauteten:

Anno 1683 bey türkischen Einfall verwüstetes Haus.
Anno 1689 wiederum renovirt.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Nov. 1777 gerieth diese dem Dominikaner-Kloster gehörende Mahlmühle in volle Flammen und brannte sammt allen seinen Scheunen, Stallungen und einigem Viehe völlig ab; nur die scheunigste Hülfe hat die Nachbarschaft, besonders ein gegenüber stehendes Herrschaftshaus, dessen Fensterläden schon zu brennen angefangen hatten, gerettet.

Domprobsthof (von St. Stephan).

Die erste Wohnung des Domprobsten nach Errichtung des Wiener Bisthums 1480 befand sich auf der Fischerstiege in den, dem Rathhause gegenüber stehenden Häusern; die Probstei war damals zuvörderst auf die Einkünfte von Perchtoldsdorf (Petersdorf) angewiesen. Allein die große Entlegenheit der Fischerstiege von der Domkirche bewog Friedrich III. schon 1482 den Dompröbsten die Häuser der Bürger Joh. Wildersstorfer und Hansens Khranstorfer in der Weihenburg (Weihburggasse) anzuweisen.

Hier blieben sie, bis der Bischof und Cardinal Melchior Clesel im J. 1609 in der Singerstraße eine neue Probstei gründete, die noch heute unter Nr. 891 besteht und das Profil des Stifters in einem steinernen Medaillon über dem Thore hat. Das Gebäude wurde 1753 vom Domprobste und Weihbischofe Franz Anton Marxer erneuert und stellt sich noch heute unsern Blicken in seiner alterthümlichen Form dar. Früher bildete es einen Durchgang auf dem Franziskanerplatze, auf welchem der hintere Theil des Gebäudes steht. Nach Marxer bewohnte es kein Probst mehr; es wurde zur Unterkunft der Chorknaben der Stephanskirche verwendet und wird heute zur Miethe gegeben.

Donaubrücken.

Die Insel, welche die Leopoldstadt und die Jägerzeile trägt, hieß noch vor 200 Jahren der untere Werd und wurde gewöhnlich mit dem Beisatze: „en halb Tunav vor dem Roten Turn" bezeichnet. Von besonderer Bedeutung war sie zu jeder Zeit, als die Verbindungsstraße der Hauptstadt mit den jenseitigen Ländern.

Diese Verbindung wurde lange Zeit nur durch Schiffe und keineswegs an bestimmten Punkten, sondern unstät und schwankend unterhalten, indem die Überfuhr bald vom Wasserstande, bald von der Laune der Schiffer abhing.

Nur für das augenblickliche Interesse des Krieges hergestellt, wurden unter Carl dem Großen, König Ottokar von Böhmen und Rudolph von Habsburg Schiffbrücken errichtet. Jene, welche Ottokar bei der Vermählung seiner Nichte mit dem Könige von Ungarn für den Prachteinzug seiner Braut aufstellen ließ, gehörte zu den außerordentlichen Erscheinungen der Zeit, und doch war sie nur für den Moment der Festlichkeit errichtet worden.

Unter Herzog Albrecht dem Lahmen wird zuerst einer Brücke bei dem rothen Thurm, und zwar in dem Fleischhackerbriefe erwähnt; sie hatte den Namen Schlagbrücke erhalten, nach der Bauart, und nicht wegen der nahen Schlachtbänke der Fleischhauer, welche am rechten Ufer, gegen die heutige Vorstadt „Weißgärber“ standen.

Der seit den Zeiten der Kreuzzüge aufblühende Handel Wien's und der allmälige Anbau der Werder führten die Nothwendigkeit herbei, eine bleibende Verbindung der beiden Donauufer durch stehende Brücken zu bewerkstelligen.

Albrecht gab am 4. Juli 1439 der Stadt Wien den ersten Brief zur Erbauung einer bleibenden Brücke beim rothen Thurme, der sogenannten Schlagbrücke.

Nicht alle Brücken standen Anfangs dort, wo sie sich heut befinden. Vor dem rothen Thurm blieb zwar die Schlagbrücke durch alle folgenden Zeiten unverändert; die Straße im Werd ging in gerader Richtung gegen das Haus zum schwarzen Bären, und aufwärts bis über das Haus zum goldenen Widder, wendete sich aber dann links, und lief fast in der Richtung der heutigen Augartenstraße gegen die ehemalige Wolfsau (Brigittenau). In der Gegend des Augartens, neben der jetzigen Reiterkaserne, stand das Mauthhaus der mitteren Brücke, vorzugsweise am Tabor genannt.

Von diesem Mauthhause zog sich die Straße schief nach dem mittleren Donauarm, wo in der sogenannten Wolfsschütt die zweite Brücke über den Fluß geschlagen war. Doch der weitere Verfolg der Veränderungen, welche dieser Straßenzug erlitten hat, würde uns zu weit von unserem Ziele entfernen; wir kehren daher zu den Brücken zurück, welche die Stadt mit der Leopoldstadt-Insel verbinden.

Diese Verbindung bestand bis 1722 nur durch die einzige Schlagbrücke und durch die Überfuhr am scharfen Eck und an der Brigittenau, nächst der jetzigen Reiterkaserne. Bei den Umstaltungen, welche Joseph II. der Leopoldstadt durch Austrocknung des Fugbaches, durch Anlegung einer Commerzialstraße über das Bett desselben, und durch die Eröffnung der neuen Gasse gab, entstanden auch zwei neue Brücken, eine vom Schüttel bei dem Prater gegen die Weißgärber, und eine dem Augarten und der neuen Gasse gegenüber nach der Roßau.

Beide waren aus Holz, und wurden oft durch Eisgänge beschädigt.

Die neue oder Augarten-Brücke wurde 1782 von Joseph II. angelegt, um dem Publikum den Besuch des Augartens, des Lieblingsaufenthaltes dieses Fürsten, zu erleichtern. Sie war zu Ende Mai 1782 vollendet worden, und gleichzeitig wurde durch die Holzstätte eine breite Straße geführt, welche in zwei Armen, gegen das neue und gegen das Schottenthor auslaufend, zum Theile noch besteht.

Um die Brücke gegen die Weißgärber, welche als Übergang für Frachtwägen zur Hauptmauth und zur gesicherten

Verbindung der Stadt mit der nördlichen Haupt-Handelsstraße von besonderer Wichtigkeit war, gegen alle Unfälle möglichst dauerhaft herzustellen, wurde 1800 der Bau einer steinernen Brücke beschlossen, und ihre Ausführung dem Freiherrn von Pacassi übertragen, welcher durch dieses Werk sich berühmt gemacht hat.

Sie ruhte auf zwei Landjochen und einem Mittelpfeiler, und sie bestand aus zwei, mit Steinen zusammengeketteten Bogen. Die Sehne eines jeden Bogens enthielt 126 Wiener Schuh; der Pfeiler hatte zur Basis 10 Klafter 4 Schuh Länge, ruhte auf 430 Piloten und hat ein Gewicht von 27,585 Ztr. Besonders merkwürdig ist diese Brücke wegen ihrer weiten Spannung bei einem sehr flachen Bogen. Franz I. legte am 13. Sept. 1801 den Grundstein. Der Bau dauerte bis Ende des J. 1803. Am 7. Nov. wurde die Brücke in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin feierlich eröffnet. Der Pfeiler zeigte die Inschrift auf der Vorderseite:

„Franciscus II. H. R. J. A. A.“

und auf der Rückseite: „MDCCCIII.“ Nach ihrem Schöpfer ward sie die Franzensbrücke genannt.

Leider mußte schon 1809 dieses Kunststück, um den anrückenden Franzosen die Verbindung mit dem Prater und der Leopoldstadt abzuschneiden, am 9. Mai abgebrannt werden. In der Folge wurde die Brücke durch den Ritter von Kudriaffsky wieder hergestellt und am 1. Juli 1818 eröffnet. Allein im J. 1843 zeigte sich die Nothwendigkeit einer abermaligen Reparatur, die noch im Werke begriffen ist.

Auch die neue oder Augartenbrücke wurde den 9. Mai 1809 wegen der feindlichen Invasion abgebrannt; die Franzosen stellten sie aber im August 1809 wieder her. Sie wurde unter mehrfälligen Reparaturen bis 1822 benützt; da sie aber so schadhaft geworden war, so ward im Oktober 1822 eine hölzerne Nothbrücke vom Kaiserbade gegen die Schiffamtsgasse errichtet, und am 13. November eröffnet. Hierauf wurde an der Stelle der vorigen Augartenbrücke im J. 1829 die gegenwärtige aufgeführt, welche sich ebenfalls durch Festigkeit und Zierlichkeit auszeichnet.

Das herrlichste Meisterwerk der Wasserbaukunst erhielt Wien 1819, als die Schlagbrücke, die seit 1775 stand, abgetragen und die Herstellung einer Prachtbrücke aus gespannten Rösten mit Landjochen und einem Mittelpfeiler aus behauenen Quadersteinen, im Style der Franzensbrücke, angeordnet wurde. Der Bau wurde dem Direktor von Kudriaffsky übertragen, und ist in Bezug auf die Gründung des Mittelpfeilers für die Kunstkenner von hohem Interesse, indem sie mittelst eines Senkkastens geschah. Die Kunst, mit Senkkästen unter dem Wasser den Grund zu legen, ist ein Produkt der neuesten Baukunst; sie war in England und Frankreich erst einigemal versucht worden, aber die dabei gemachten Erfahrungen waren bei weitem noch zu unvollständig, um als sichere Norm für Ingenieure benützt werden zu können, die sich in dieser neuen Bauart noch nicht versucht hatten.

Um die Mitte März 1819 begann die Verfertigung des Senkkastens, in der Gegend des vormaligen Theresienthores, und die Vollendung erfolgte im April. Am 28. d. M. wurde der Kasten glücklich in die Donau gerollt, ungeachtet zwei Seile rissen. Er war 14 Klafter lang, 3 Klafter breit und 13 Schuh tief; am 22. Mai 1819 wurde er mit eingemauerten Grundsteinen an seinen Standpunkt, auf die geschlagenen Piloten, abgeführt und aufgesetzt. Am 17. Juni, als der Mittelpfeiler die gewöhnliche Höhe des Wasserspiegels erreicht hatte, wurde der Grundstein durch Ferdinand I., (damals Kronprinz), mit vielem Gepränge gelegt.

Am 28. November 1819 war die Brücke vollendet. Ihre Entfernung vom Bogenla-

ger des einen Landjoches bis zum andern ist 34 Klafter 1 Schuh. — Der Mittelpfeiler ruhet auf 413 Piloten, und hat beiläufig 30.000 Zentner im Gewicht.

Von 60 Bögen bilden 12 die Geländer und 48 die eigentliche Brücke. Sie ist 10 Klafter 3 Schuh breit, und erhielt den Namen der Ferdinandsbrücke.

Während ihres Baues war in der Gegend des vormaligen Theresienthores gegen die Gestättengasse der Leopoldstadt eine Nothbrücke aufgeschlagen, welche vom April 1818 bis Ende November 1819 bestand.

Im J. 1797 ließ Fürst Rasumovsky von seinem Pallast auf der Landstraße (heute Fürst von Lichtenstein) eine hölzerne Brücke erbauen. Selbe war mit einem eisernen Gitter gesperrt, und hatte einen Hüter, der den Herrschaften, welche die Brücke passiren wollten, die Gitter öffnen mußte; Fußgeher konnten sich derselben stets bedienen. Im J. 1809 riß der Eisgang diese Brücke nieder, sie wurde zwar im J. 1810 wieder hergestellt, hatte aber im J. 1819 das Loos, bei dem hohen Wasserstande der Donau einzustürzen. Durch mehr als ein Jahrzehend blieb nun diese Gegend ohne Brücke, bis eine Aktien-Gesellschaft zusammentrat und die erste noch stehende Kettenbrücke herstellte, welche den Namen Sophienbrücke erhielt, und für deren Betretung jeder Fußgeher einen Kreuzer C. M. zu entrichten hat.

Ein zweiter Kettensteg, die Carlsbrücke genannt, entstand im J. 1828, in der Nähe des Fischerthors, gegen die Ankergasse der Leopoldstadt; sie ist ebenfalls das Werk einer Aktien-Gesellschaft, und darf nur gegen Entrichtung derselben Gebühr passirt werden.

Außer der Geschichte ihrer Grundsteinlegung und des Baues läßt sich von diesen Brücken in historischer Hinsicht wenig Erhebliches anführen. Bei der Schlagbrücke allein ereignete sich den 2. Juni 1649 eine Begebenheit, die man in den Annalen der Stadt Wien aufgezeichnet findet.

An diesem Tage fand daselbst ein starker Auflauf statt, weil der wachehaltende Soldat auf einen Studenten, der aus jugendlichem Leichtsinne nicht Rede stehen wollte, geschossen hatte. Der entstandene Tumult nahm von Minute zu Minute zu, und vergebens war jede Bemühung, die Ruhe herzustellen. Unter Trompetenschall wurde daher öffentlich ausgerufen, daß bei längerer Zusammenrottung die Rädelsführer unter den Studenten ergriffen, standrechtlich behandelt und alle Privilegien der Hochschule kassirt werden würden. Dieser Aufruf hatte zwar Anfangs einigen Erfolg; den 16. des genannten Monats aber fand man in den Gassen der Stadt Aufforderungszettel zu neuen Zusammenrottungen angeschlagen, die unruhigsten der Studenten begehrten von dem Rektor Genugthuung, und da diese nicht gleich erfolgte, so kam es zu Thätlichkeiten mit den Bewohnern der Judenstadt, die sich damals noch in der Leopoldstadt befand. Endlich mußte die bewaffnete Macht die Ruhe herstellen, und den Angegriffenen in der Judenstadt wurde einen Monat hindurch eine Sicherheitswache von 300 Mann gegeben, um sie vor den Mißhandlungen der Studenten zu sichern.

Am 16. Februar 1658 riß der heftige Eisgang nicht nur die Schlagbrücke beim rothen Thurme, sondern auch die große Donaubrücke nieder; sieben mit Salz beladene Wägen, welche eben auf dieser waren, wurden in den Strom gestürzt, und sieben Menschen kamen dabei ums Leben.

Dornbach.

„Dornbach, Deine Rosen fließen!“ — So beginnt ein altes Lied anspielungsweise auf die Tradition, daß dieses Dorf seinen Namen einem Bache verdanke, der aus einem Gebüsche wilder Rosen herkomme.

Von allen Straßen, welche von Wien nach seinen Umgebungen führen, muß jener von Hernals nach Dornbach der leidige Vorzug der Langweiligkeit und Beschwerlichkeit zugestanden werden. Sie bildet in den Sommermonaten eine kleine Wüste Sahara, in welcher keine Mücke ihren Durst löschen kann. Schon seit Jahrhunderten führen die Besucher Dornbach's diese Klage, ohne daß seine Insassen nur eine Miene gemacht haben, dieser gerechten Beschwerde nur einigermaßen abzuhelfen.

Endlich wird aber auch dieser Beschwerde Genüge geleistet und eine neue Straße ist im Baue begriffen, zu deren Zustandebringung der dortige stiftliche Administrator, Herr Michael Nagenzaun nachdrücklich mitgewirkt hat.

Dornbach und Neuwaldegg bilden, obgleich politisch abgesondert, zusammen ein sehr bedeutendes, eine halbe Stunde von Wien liegendes Dorf, am Fuße eines Wein- und Holz tragenden Gebirges. Dornbach wird von einem Bache gleichen Namens durchflossen. Dieses Bergwasser vereinigt sich mit einem zweiten Bache, und beide bilden zusammen ein Gewässer, welches unterhalb Dornbach der Alserbach genannt wird, der seinerseits der Ortschaft Hernals und der Wiener Alservorstadt ihren Namen gab, und zwischen den Vorstädten Althan und Rossau sich in die mächtige Donau ergießt.

Dornbach wird in das obere und in das untere Gut eingetheilt, welche besondere Herrschaften sind. Das obere Gut heißt Neuwaldegg, und das untere Gut ist das eigentliche Dornbach. Dieses gehört dem Benediktinerstifte St. Peter in Salzburg, dem es Herzog Leopold der Heilige schenkte. Dazu gehört auch der zwischen Dornbach und Zemmerprecht (Zehbrothen) liegende Grund und das unter dem Namen des Eselberges bekannte Holz.

Dornbach gehört unter die ältesten Ortschaften Österreich's. Bischof Ambricho von Regensburg erhielt nach dem Jahre 852 durch seinen Advokaten Anteapot Alles, was der edle Helmprecht bei Dornigin-pach besessen hatte, durch Tausch. — Schon im Jahre 1115 war die Herrschaft ein Eigenthum des Salzburger Klosters St. Peter, dem es noch angehört. — Im Jahre 1150 schenkte Herzog Heinr. Jasomirgott diesem Kloster den Wald bei Dornbach.

Bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683 drangen die polnischen Truppen unter der Anführung ihres Königs, Johann Sobiesky, bei Dornbach auf die Türken ein, während die übrige Befreiungs-Armee über den Kahlenberg zog. — Im Jahre 1713, als die große Pest im Lande herrschte, wurde Dornbach von diesem Übel stark heimgesucht. Der Ort hatte damals schon sechzig Häuser, wovon zwei und dreißig angesteckt waren. Von den mit der Seuche behafteten Personen starben 131, und 40 genasen.

Die Gegend Dornbach's besitzt einige mineralogische Merkwürdigkeiten. Es befindet sich dabei ein Steinbruch, von welchem das Badhaus den Namen erhielt, und auf dessen Gipfel man einer ungemein schönen Aussicht genießt. — Am Fuße des bedeutenden Hügels, der das Schloß Neuwaldegg trägt, beißt ein grau-blauer Tonschiefer zu Tage aus, der an der Luft größtentheils zerfällt und das Wasser mit vielem Brausen einsaugt. In dem Schloßgarten erblickt man schönen Kalktuffstein, der würfelförmig aussieht und in dem nahe gelegenen Walde trifft man Schiefernieren (Tophus lenticularis Lin.) an. Abbé Schütz sagt in seiner Abhandlung über die Mineralgeschichte Österreichs, die schwarze Farbe dieses Steines komme vom Bergpeche her. Er sah Stücke davon, die im Feuer mit Bernsteingeruch brannten. Dieser Stein zeigt sich in einem Sandgebirge, und manche Stücke haben gegen zwei Schuhe im Durchmesser.

Wichtiger für die Besucher Dornbach's

und für die Bewohner Wiens ist der bei Dornbach wachsende Wein und das herrliche Dornbacher Wasser.

Vom Anbau des Weines nähren sich die dortigen Landleute größtentheils; er wird überhaupt unter die Rebengewächse der ersten Classe gezählt, und das Gebirge gegen Pötzleinsdorf, Alseck genannt, ist Dornbach's goldener Weinboden.

Das dortige Wasser versieht einen Theil der Hauptstadt. — Nicht weit vom Dorfe sieht man an dem Wege nach Hernals einen Markstein, welcher den Anfang der Wasserleitung der Stadt Wien bezeichnet. Eine zweite Quelle kommt aus den Weingebirgen. Das Wasser wird an beiden Seiten der Straße unter der Erde bis zu den beiden Brunnstuben fortgeführt, welche sich gleich beim Eingange von Hernals befinden, von wo es in Röhren bis nach Wien fortläuft.

Im Anfange des Dorfes erhebt sich das mit einem Garten versehene herrschaftliche Gebäude, worin der Verweser des Gutes oder der sogenannte Pater Hofmeister und einige Ordenspriester, welche die Seelsorge versehen, ihren Sitz haben. Gleich darneben steht die Kirche, welche mit ihrem mit Blech gedeckten Thurme gut in die Augen fällt. Sie ist dem heiligen Peter geweiht. Die Pfarre ist ebenfalls ein Eigenthum des Stiftes St. Peter in Salzburg, und dem Dekanate Klosterneuburg zugetheilt.

Die Kirche ist alt, und hat nichts Merkwürdiges als folgende Grabschrift, welche ein rother, auf den Fußboden eingelegter Marmor enthält. Oben steht der Name:

Maria Francisca de Walldes, geborne Wieser, 1768, 19. Jun.

Weiter unten:

Qui transis: jam siste viam, mox probe memento,
Dum morimur, fumus, pulvis et umbra sumus.
Mors te certa manet, sed qua ventura sit hora,
Incertum, vel qua sit tibi eunda via?
Mille modis morimur mortales, nascimur uno,
Sunt hominum morbi mille, sed una salus;
Noctes atque dies metam properamus ad unam,
Ultima nos omnes efficit hora pares.
Omnem crede diem tibi diluxisse supremum,
Est praesens tumuli forsitan hora tui.
Mortuus ut vivas, vivas moriaris oportet.
Alsuesce ergo prius, quam moriare, mori,
Sic diro lugens abreptae fulminis ictu
Nata canit matri. Sic — que socro.

Diese mit Stellen aus den lateinischen Classikern durchwebte Grabschrift verdient, daß sie deutschen Lesern, für die sie doch eigentlich gehören sollte, verdeutscht werde. Sie betrifft den Tod einer durch den Blitzstrahl plötzlich hingerafften geliebten Mutter und Witwe. Ihre weinende Tochter läßt der Dichter so den Vorübergehenden anreden:

„Steh stille, — denk, daß wir bald des Todes, bald Rauch, Staub und Asche sind. — Der gewisse Tod wartet deiner — ungewiß aber ist dir die Stunde und der Weg seiner Ankunft. — Auf tausend Arten sterben wir, werden auf eine geboren — tausendfältig sind die Krankheiten der Menschen, nur in Einem besteht ihr Heil — Tag und Nacht eilen wir nach einem Ziele — die letzte Stunde macht uns alle gleich. — Denk dir jeden Tag als den letzten — vielleicht ist diese Stunde deine Grabesstunde. — Leb, als stürbest du, und stirb so, daß du leben könnest! — Gewöhne dich früher an den Tod, als er dich ereilt. — — So jammert die traurende Tochter der durch einen grausamen Blitzstrahl hingesunkenen Mutter nach“ — u. s. w.

Die letztern Verse sind schwer zu lesen. Ein losgerissenes Stück der Steinplatte nimmt einige Silben und einen Theil der marmornen Unsterblichkeit mit.

Der Kirche gegenüber befindet sich das im Jahre 1842 neugebaute Schulhaus. Die vorige Schule befand sich neben der Kirche und wurde weggebrochen, um den jetzigen freien Platz zu bilden. In diesem Schulhause wurde am 1. October des besagten Jahres ein Fest begangen, welches

ungeachtet der Seltsamkeit seiner Entstehung und des komischen Anstriches dennoch einer Erwähnung verdient. Der dortige Schullehrer Pfriemer, ein guter Musiker und großer Verehrer Haydn's, hatte auf einer Reise in Salzburg einen Nagel zum Geschenk erhalten, welcher sich in der dortigen Klosterschenke zu St. Peter befand, und woran der berühmte Haydn in jener Schenke jedesmal, so oft er sie besuchte, seine Perrücke aufgehängt haben soll. — Diese Reliquie beschloß der genannte Schulmann auf eine feierliche Weise in die Wand seiner Wohnung zu befestigen, und an der Stelle von Haydn's Perrücke dessen Bildniß anzubringen. — Dieses Nagelfest begann um 7 Uhr Morgens mit Pöllerschüssen, in der Kirche wurde dann um 10 Uhr Haydn's sogenannte spanische Messe und Nachmittags dessen berühmte Litanei von Dilettanten ausgeführt, wobei Pfriemer dirigirte. Zu Mittag war Tafel bei demselben, nach welcher Gelegenheits-Gesänge vorgetragen, und Haydn's mit Kränzen geschmücktes Bild aus dem Schulzimmer in die Wohnung des Festgebers gebracht wurde.

Außer der Pfarrkirche steht noch mitten im Dorfe eine der heiligen Anna geweihte Kapelle, in welcher noch Gottesdienst gehalten wird. Dieses Bethäuschen wurde im Jahre der Pest 1713 von der Gemeinde erbaut; ein im folgenden Jahre gedrucktes Lied gedenkt dieser Widmung also:

Als in abgewichnen Jahren
Dornbach voller Leichen war,
Haben wir deine Hilf' erfahren,
In betrübter Pest-Gefahr.

Ursprünglich war die Capelle viel kleiner; sie wurde erst 1713 in ihrer gegenwärtigen Gestalt hergestellt und ebenfalls auf Kosten der Gemeinde im J. 1805 renovirt.

Dornbach hat einen schönen Gasthof „zur Kaiserin von Österreich," womit aber ein unschönes Caffehhaus verbunden ist, wie es deren in der Umgebung Wiens kein ähnliches geben mag, ferner ein Gemeinde-Wirthshaus und eine Bierschenke. Am häufigsten besucht wird jedoch das Ausschenklocale im Pfarrhofe, dessen ungestörte Lage gegen den Bach nicht ohne Anmuth ist.

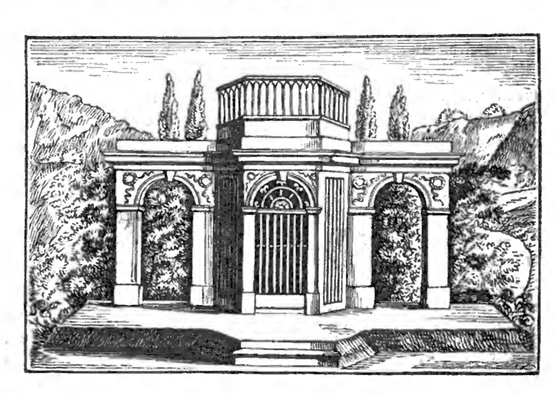
Schon die Lage des Dorfes zwischen zwei Bergreihen erklärt, daß dasselbe nur eine schlangenartig, nach den Windungen des Baches fortlaufende Gasse bilden könne, zu welcher sich in der neueren Zeit jedoch eine noch immer durch Anbau zunehmende Seitengasse gesellte, welche die Haltergasse genannt wird, und dem Pfarrhofe gegenüber anfängt. Sie besteht gegenwärtig aus 9 Häusern und läuft eine Viertelstunde weit im Schooße eines Rebenthales bis am Fuße jenes Theiles des Galizinberges fort, der das Wirthshaus trägt, und wo sich drei in einer kleinen Wildniß zerstreut liegende, ebenfalls zu Dornbach gehörende Häuser befinden, die in einem stillen, romantischen, waldumgrenzten Bergkessel liegen, dessen Endpunct ein verlassener Steinbruch ist.

Diese ganze Haltergasse entlang fließt ein kleiner Waldbach, der etliche hundert Schritte vor dem ersten dieser Häuserchen durch ein aus dem Innern des Galizinberges hervorsprudelndes Brünnlein neue Nahrung erhält; ein Brünnlein, welches in der ganzen weiten Umgebung das reinste und köstlichste Gebirgswasser liefert, und dem zu Liebe wir diese verborgene, wenig bekannte Gegend oft besucht haben. Dieser Besuch ist um so angenehmer, weil er in mehrerlei Hinsicht lohnend ist; denn man kann nicht nur aus dieser duftenden Tiefe auf sonnigen oder schattigen Wegen die Höhe des Galizinberges binnen wenigen Minuten ersteigen, sondern auch von der sogenannten Kuhweide oder vom Heuberge eine herrliche Aussicht nach der Hauptstadt genießen.

Übrigens wird man in dieser unkultivirten halben Einöde auf eine angenehme Art durch eine sinnig angebrachte kleine Anlage über-

rascht, welche das Werk eines hier zu Zeiten der ländlichen Ruhe sich hingebenden Staatsbeamten, Herrn Jakob Marschner, ist, dessen niedliche Salons und Glorietten mit dem umliegenden Steingerölle einen wohlthuenden Kontrast und gleichsam eine Oase in der Wüste bilden. Dieser Abstand und die freudige Überraschung, welche er in den Besuchern dieser wenig besuchten Gegend hervorbringt, veranlaßt uns um so mehr die untenstehende Abbildung des dort sinnig angebrachten Gloriett's mitzutheilen, als dasselbe auch nach einem edlen Geschmacke aufgeführt ist.

Noch eine Curosität besitzt dieser Punkt



in einem 100 jährigen Greise, der durch Kräutersammeln und Salbenkochen sich als Wunderdoktor geltend zu machen wußte, und seine Curen endlich so weit trieb, daß ihnen Schranken gesetzt werden mußten.

Seit einigen Jahren hat sich endlich Dornbach auch durch einen öffentlichen Maskenzug bemerkbar gemacht, der dort am Faschingsdinstage gehalten wurde und an die vorzeitigen ähnlichen, öffentlichen Aufzüge erinnert. Hier folgt die Ankündigung des Zuges vom J. 1842:

„Dienstag den 8. Febr. ist großer Maskenzug unter dem Titel: Freuet euch des Lebens! welcher um 1 Uhr Nachmittags in Dornbach über Neuwaldegg Statt findet. Großes Maskenquodlibet von verschiedenen Karrikaturen dargestellt. 1. Zwei Laufer. 2. Zwei Trompeter. 3. Mehrere Ritter, die den Zug eröffnen, darunter der Zugkommandant. 4. Der amerikanische Hühnerkrämer. 5. Der Räuber Palavicini. 6. Der Faschingkönig in Floribus. 7. Eine Musikbande bei Gasbeleuchtung. 8. Ein Sultan sammt Dienerschaft. 9. Die Verliebten auf der Wasserpromenade. 10. Der schönste Ritter von Milano. 11. Saturnus, der Kinderfresser. 12. Ein Tanzbär. 13. Der Jude am Eilwagen. 14. Die Zunft der Milchweiber. 15. Die Blutfreundschaft in Krähwinkel auf der Wurst. 16. Der Schneider auf dem Bock. 17. Gänzlicher Ausverkauf mit Schaden. 18. Alte Weibermühle. 19. Neuer Backofen von Tirol. 20. Maskenquodlibet. 21. Robert der Teufel, wie er mit den alten Weibern in die Versorgung fährt. Abends um 7 Uhr ist großer Maskenball.“

Dorotheergasse.

Von den ältesten Zeiten bis 1547 (auf Hirschvogl's Stadtplan) erscheint sie unter dem Namen der Werberstraße, sonder-

bar genug führte sie gleichzeitig auch den Namen der Laderstraße. Lange vor Errichtung des Chorherrn-Stiftes zu St. Dorothea erhob sich darin eine der hh. Dorothea und Katharina geweihte Capelle, welche dem Stifte den Namen gab.

Zwischen diesem Kloster und dem dazu gehörigen Nebenhause befand sich ein die Verberstraße mit der heutigen Spiegelgasse (Hintergasse) verbindendes Gäßchen, zu den sieben Schwibbögen genannt, welches Albrecht V. 1424 dem Stifte schenkte, damit dasselbe geschlossen werde, und an dessen Stelle in unserem Jahrhundert die Neuburgergasse entstand.

Dorotheerkirche und Kloster.

Unter Herzog Albrecht V. den Weisen um 1350 stifteten der gelehrte Bischof Nicodem von Freisingen und Andreas Plank, Pfarrer zu Garsten, Jugendlehrer des Herzogs, unweit des Augustinerklosters und in der Nähe des Harnischhauses (s. d.) und der alten Kanzlei in der Rad- und Färberstraße (heute Dorotheer- und zum Theil Spiegelgasse) das Stift der regulirten Chorherrn bei St. Dorothea, nach einer uralten kleinen Capelle so genannt, die in dieser Stadtgegend stand. Da Albrecht aber am 20. Juli 1358 starb, so überlebte er den völligen Ausbau nicht, der erst 1360 vom Passauer Bischof Georg, der h. Dorothea, der h. Katharina, den hh. Aposteln und Erzengeln geweiht wurde.

Die Kirche war Anfangs nur eine Beneficiat-Kirche, die von weltlichen Geistlichen verwaltet wurde, allein 1414 wurde sie von dem genannten Andr. Plank, Albert des IV. Kanzler, in ein Collegium regulirter Chorherrn des h. Augustin verwandelt, von denselben mehrere an die Kirche stoßende Häuser angekauft, und zu einer Wohnung der Chorherrn eingerichtet, die theils von Thürnstein und theils aus St. Pölten hieher berufen wurden.

Friedrich III. machte die Kirche zur Hofkirche und ließ deren Vordertheil prächtig bauen. Ferdinand I. eximirte diese Prälatur mit päpstlichem Consens von der Passauischen geistlichen Jurisdiction, und brachte es dahin, daß sie unter der Obhut des Wiener-Bisthums zu stehen kam.

Das Gebäude der Prälatur ließ 1673 der damalige Abt, Hieronymus Hayden, der 23. an der Zahl, von Grund aus neu aufführen. Nicht lange hierauf wurde auch die Kirche dergestalt reparirt, daß sie eine der schönsten in Wien war, in welcher man besonders die schöne Marmorarbeit und die kunstreiche Malerei Rothmayer's von Rosenbrunn bewunderte. In derselben wurden auch die Reliquien des h. Josimus und des h. Jonisitus, wie ein großes Heiligthum bewahret, und an gewissen Festtagen zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Das Stift besaß auch eine ansehnliche Bibliothek, welche Sigmund Kuglsperger, der siebente Abt stiftete, und welche sich im Laufe der Zeit reichlich vermehrt hatte.

Die Kirche und das Stiftsgebäude sind zum Theil noch vorhanden. Als Joseph II. das Stift 1783 aufhob und mit Klosterneuburg vereinigte, wurde die Prälatur dem Versatzamte überlassen und der Dorotheerhof in der Folge als Neuburgerhof vom Probst Gaudenz Dunkler in zwei gleichförmige Zinshäuser umgestaltet und in deren Mitte eine neue, Neuburgergasse genannte Gasse eröffnet, welche die Spiegel- und Dorotheergasse mit einander verbindet.

Die Stiftskirche wird als Magazin zur Aufbewahrung der Effekten verwendet. In der bestandenen schönen Kreuzcapelle hatten Carl V. und Ferdinand I. dem alten Helden Salm, dem tapfern Vertheidiger Wien's 1529 gegen die Türken, ein herrliches Denkmal mit seinen, seiner Fürsten, seiner Waffenbrüder und seiner Thaten Abbildungen errichten lassen. Bei der Aufhebung kam dieses merkwürdige Produkt deutscher Kunst

leider auf die Salm'schen Herrschaften in Mähren zuerst nach Oppatowitz und dann nach Raitz.

Dosso Dossi.

Von diesem Maler aus Ferrara besitzt die kais. Bildergallerie einen h. Hieronymus in der Wildniß mit einem Crucifix in der Hand, welches er mit großer Bewegung emporhält. Vor dem Heiligen liegt ein offenes Buch auf der Erde ünd zur Linken sieht man eine mit Figuren belebte Landschaft. Das auf Leinwand gemalte Bild ist 2 Fuß 3 Zoll breit und 1 Fuß 7 Zoll hoch, und wird nicht sowohl wegen seines Kunstwerthes, als der sonderbaren in das Fach der Rebus einschlagenden Art wegen, mit welcher der Künstler seinen Namen darauf angebracht hat: hier angeführt.

Drachengäßchen.

Dieses Sackgäßchen befindet sich am alten Fleischmarkte und führt zum uralten Hause 688, dem Herrn Alexander Kurtti gehörend. Die ganze Physiognomie dieses Stadtwinkels ist unheimlich und es wehen uns darin um so mehr Schauer der Vorzeit an, wenn man erwägt, daß die Hinterseite des Hauses zum Basilisken (678) in der Schönlaterngasse sich hier erhebt, und das Gäßchen von dem Ungeheuer oder Drachen, der einst den Brunnen dieses Hauses vergiftet haben soll, ebenfalls seinen Namen erhalten hat. Da wenig Bewohner Wien's dieses Gäßchen seiner Strumpfgestalt wegen betreten haben, so glaubten wir ihm eine Notiz widmen zu sollen.

Drahtbinder (Slowakische).

Könnt' ich die Gewissen flicken,
Dürft' ich keine Stunde ruh'n;
Schon für Ärzte und Juristen
Wär' Jahr aus, Jahr ein zu thun.
W. Fischer.

Zu jeder Jahreszeit sieht man in den Straßen Wien's Menschen, die aus dem innersten Ungarn kommen, und welche die deutsche Sprache nicht verstehen. Diese armen Slowaken verkaufen Draht, Mäusefallen, grobes Spielzeug für Kinder und andere geringfügige Sachen, dabei bessern sie kupfernes und eisernes Geschirr aus, und umflechten Töpfe und Schüsseln. In der gemeinen Volkssprache heißen sie Rastelbinder, zuweilen auch Pfannenflicker.

L. Tieck sagt von diesen Menschen: »Ihr Gang hat nichts von unserer Dressur, sondern ist so frei und leicht, wie ihn kein Tanzmeister erreichen oder nur nachahmen könnte; dabei ist in ihren Schritten aber nichts von dem festen Springegang, den man an den Tirolern beobachten kann. Eben so hat ihr Auge nichts von dem kühnen Umblick jener Bergjäger, sondern es sieht ruhig und in stiller Schwermuth gerade aus und nieder, ist aber niemals forschend oder neugierig. Diese Armen, weil ihr Gesicht von ihrem Geschäft in der Regel schwarz und ungewaschen und von der Sonne und dem langen Wege gebräunt ist, werden von Manchem wie Banditen und Bösewichte angesehen.

Ich bin ihnen stundenlang nachgegangen, um sie zu beobachten, ich habe mich mit ihnen zu verständigen gesucht und ihnen manche Gabe zukommen lassen, weil mir ihr Wesen so edel und echt menschlich schien. Sie sammeln, was sie an kleiner Kupfermünze einnehmen, und schütten es in einen Ärmel ihrer Kutte, die sie unten zubinden, um mit dem geringen Erwerb mühsam in ihr fernes Vaterland zurückzukehren. Der Ausdruck ihres Gesichts ist so schwermüthig, daß man sich angezogen fühlt, und das Merkwürdigste ist, ich habe niemals einen von ihnen lachen, oder auch nur lächeln sehen, selbst wenn ich ihnen eine Gabe mittheilte, die ihre Erwartung übertraf. Ein milder dankender Blick hat mich gerührt, und sie waren Augenblicks so ruhig, wie immer.«

Die Drahtbinder bilden eine sowohl durch Tracht als durch Lebensweise von den übrigen Slowaken ganz verschiedene Classe (Droták, Drotar, Dratenjk). Sie bewohnen

einige Dorfschaften des Trentschiner und Zipser-Comitates, und treiben so viel Ackerbau und Viehzucht, als zur Deckung ihrer Lebensbedürfnisse ausreicht. Mit besonderer Geschicklichkeit verstehen sie aus Eisen- und Messingdraht verschiedene, mitunter recht nette Geräthchen, zu verfertigen. Ihre dreifüßigen Drahtgestelle, ihre mit buntem Glasschmelz verzierten Pfeifenstürer, ihre Schnürstiftchen, ihre Messingkettchen finden in allen Theilen des Staates Absatz. Dieser Handel wird jedoch nicht durch Vermittlung betrieben, sondern sie wandern selbst zu Hunderten aus, um ihre Drahtwaaren zu verbreiten.

In Böhmen, Mähren, überhaupt mehr in den slavischen als deutschen Provinzen ziehen sie schaarenweise zu 20 oder 30 umher, und durchkreuzen Städte, Märkte, Dörfer und Maiereien, um für ein Geringes in den Küchen die alten Scherben zu neuen, oft recht brauchbaren Geschirren zu restauriren.

Der Anzug eines Drahtbinders hat viel Eigenthümliches. Knapp anliegende weiße Hosen mit sandalenartig geschnürten Schuhen, ein in Fett braun gesottenes Hemd, ein kurzer Mantel aus dem gröbsten Ziegenhaartuche, dessen Ärmel zur Reisetasche und zum Felleisen dienen, machen die wesentlichsten Stücke seiner Tracht aus. Um die Schulter trägt er an einem breiten Riemen eine kleine Ledertasche, in der er seine Zänglein und Hämmerchen nebst sonstigen Kleinigkeiten aufbewahrt. Am Riemen trägt er seine kleinen Waaren an Häkchen zur Schau. Ein breitkrämpiger Hut nebst einem langen Stocke, der mit einer kleinen eisernen Axt statt eines Handgriffes versehen ist, dürfen nicht fehlen.

So sieht man ihn Vormittags in den Höfen der Häuser die Runde machen, und sein melancholisches Dajte drátowac! Hrnce drátowac dajte! Gebt zu binden! Töpfe gebt zu binden! ausrufen. Den Nachmittag verbringt er am liebsten mit Cameraden in der Branntweinschenke oder Bräuhäusern, wo sie die Fässer reinigen.

Überhaupt halten die Drahtbinder in der Fremde sehr zusammen. Sie wählen einen aus ihrer Mitte, gewöhnlich den Ältesten und Verständigsten zum Hauptmann, den sie Mjstr (sprich Mister) nennen. Er bewahrt die kleinen Ersparnisse jedes Einzelnen aus seiner Truppe, und legt die Streitigkeiten derselben bei, Widerspruch und Auflehnung gegen ihn werden mit Stockschlägen bestraft; jedoch geschieht es nicht selten, daß sich die ganze Schaar gegen den Hauptmann zusammenrottet und ihn elend zugerichtet davonjagt.

In der bessern Jahreszeit halten sich die Drahtbinder gewöhnlich in der Nähe der Dorfschaften in Waldeslichtungen auf. Da werfen sie Stock, Hut, Mantel und Tasche von sich und lagern sich in wilden Gruppen im Kreise umher, um ihre kurzen Pfeifchen aus Wachholderholz zu schmauchen, während Einer von ihnen eine wunderbare Geschichte von Dschingiskhan oder Soliman erzählt, oder sie stimmen im lauten Chor ihre alten mährchenhaften Lieder an. Die Weisen dieser Lieder stehen den leichtbewegten, reichnuancirten, so hoch musikalischen Melodien der böhmischen und mährischen weit nach. Die Tonarten sind durchgehends moll; diese Weise selbst bewegt sich nur im Raume weniger Töne, und wird vom größten Theile des Chores unisono abgesungen, während die andern Wenigen eine Art Baß, gewöhnlich in der Sext, dazu anstimmen. An poetischem Gehalte jedoch übertreffen die slowakischen Lieder die böhmischen und mährischen.

Drechsler (Joseph)

wurde 1782 zu Walischbürchen in Böhmen geboren, widmete sich, nachdem er von seinem Vater Unterricht in der Musik erhalten und in Passau Generalbaß gelernt hatte, der Theologie; er gab sie jedoch bald wieder auf und ging nach Wien, wo er 1810 Correpe-

titor am Hofoperntheater, 1814 Vice-Capellmeister, und 1821 Capellmeister an der Universitätskirche und am Josephstädter Theater wurde; 1824 ging er in gleicher Eigenschaft an das Leopoldstädter Theater über, wo er bis 1829 blieb, sich dann aber von der Bühne zurückzog. Drechsler hat sich um die Wiener Lokaloper und das Singspiel sehr verdient gemacht; unter seinen Opern sind: Claudine von Villabella, der Zauberkorb und Pauline auf den meisten deutschen Bühnen mit großem Beifall gegeben worden; außerdem schrieb er die Musik zu einem Melodram: der verlorne Sohn und zu 18 Possen und Zauberspielen, von denen: der Bauer als Millionär, der Diamant des Geisterkönigs, der Berggeist, die Schlangenkönigin, Sylphide, der Tausendsassa, der Wunderdoktor u. m. a. die Runde über alle Theater gemacht haben. Seine Musik ist leicht, melodisch und wohlgefällig, mehrere seiner Lieder sind Volkslieder im eigentlichen Sinne geworden und es ist zu bedauern, daß seine Arbeiten meist an Produktionen gefesselt sind, die ihrer Natur nach nur eine ephemere Existenz haben.

Dreifaltigkeitshof (am Kienmarkt).

Die Dominikaner-Nonnen zu Tuln, gestiftet von Rudolph von Habsburg zum Andenken seines Sieges über Ottokar 1280, kauften eines der merkwürdigsten Häuser Wien's, nämlich das sogenannte Kämmererhaus am Kienmarkte, welches schon im J. 1204 seine Dreifaltigkeits-Capelle hatte, und welches Fried. der Streitbare in den Unruhen seiner Zeit einzog. Seine Nichte Gertrud von Mödling schenkte es 1247 Bertholden dem Kämmerer, genannt der Speismeister, wieder. Diemut, Bertholds Witwe und seine Tochter Gertrud verkauften es dem Konrad von Tuln, obersten Landschreiber und Kammergrafen in Österreich, der dieses Haus bald darauf durch die Hand des Herzogs Albrecht den frommen Frauen in Tuln übergab, die es aber schon im J. 1295 zweien Wiener Bürgern wieder verkauften. Dieses heute mit Nr. 496 bezeichnete Haus erhielt seinen früheren Namen des Kämmererhauses, weil es die Wohnung des Stadtkämmerers war, bevor es das Benefiziatenhaus zur heil. Dreifaltigkeit wurde. Seine uralte Capelle soll heute darin noch zu erkennen sein.

Dreifaltigkeitssäule (am Graben).

Als die große Pest, welche 1679 in Wien beinahe durch 12 Monate wüthete und in Allem 122,849 Menschen, worunter 49,486 allein in der Stadt, also mehr als die Hälfte der gesammten Bevölkerung dahinraffte, aufgehört hatte, legte Leopold I. den 25. Oktober 1681 bei St. Stephan auf die feierlichste Art folgendes Gelübde ab.

„Dir, dem unsterblichen Könige aller Zeiten, dem in der Wesenheit einigen, in den Personen aber dreifachen Gotte, dir Vater, dem Schöpfer aller Dinge, dir Sohn, dem großen Erlöser, dir, heiligem Geiste, dem Seligmacher, dessen Macht ganz ohne Schranken, dessen Weisheit nichts verborgen ist, dessen Vorsehung sich bei ihren Rathschlüssen nicht irret, dessen Herrlichkeit alles erfüllet und dessen Barmherzigkeit über alle seine übrigen Werke hinausreichet; dir, o heiligste unzertheilte Dreieinigkeit! dem unendlich gütigen, ewigen, unbegreiflichen Gott, sage ich, ich Leopold dein mindester Knecht unterthänigen, demüthigsten Dank, daß durch deine endlose Güte von dieser Stadt und dem ganzen Lande Österreich die erschreckliche Pestseuche allergnädigst abgewendet worden ist. Ja ich lege hiermit in meinem und meiner Nachkommen Namen das Gelübde ab, daß wir anstatt der hölzernen Säule, die itzt auf dem Platze (dem Graben) stehet, eine aus Marmor zur Ehre deines unsterblichen Namens aufrichten, in der nächst dabeiliegenden Peterskirche alle Tage eine Messe und dann

auch alle Sonntage des ganzen Jahres hindurch vor eben dieser, Dich meinen Gott und Herrn vorstellenden Säule eine gesungene Litanei halten lassen wollen. Nimm an, o gnädigster Gott! dieses Gelübd, welches dein Diener fußfällig vor dir hiemit ablegt. Ich bitte dich vom Innersten meines Herzens, du wollest mich, meine Gemahlin, meine Erben und mein ganzes Haus, wie auch meine Völker und Kriegsheere, meine Länder und Königreiche unter dem steten Schutze deiner göttlichen Barmherzigkeit bewahren, regieren, behüten und beschützen."

Die frühere hölzerne Säule hatte der Stadtrath im Mittelpunkte des Platzes errichtet und es war dabei den 17. Juni 1680 ein feierliches Dankfest vor derselben veranstaltet worden. Die Säule wurde dabei mit mannigfaltigen Sinnbildern geschmückt, an ihrem Fuße, in einer aus Glas erbauten Capelle ein Altar aufgestellt, der ganze Graben verziert, mit Tribunen für den Adel und die Musikchöre ausgestattet, und über den beiden Springbrunnen die Statuen des h. Joseph und des h. Leopold angebracht. Vormittags wurde eine Predigt und ein feierliches Hochamt, Nachmittags eine Predigt und ein Rosenkranzgebet und Abends eine Predigt und eine musikalische Litanei abgehalten. Die Abendpredigt hielt der bekannte und seiner Zeit vom Volke sehr beliebte Augustiner-Barfüßer, Pater Abraham von St. Clara; sie ist in seinen Werken unter dem Titel: „Österreichisches Deo-Gratias" enthalten. Er sagt unter andern darin: „Als gegenwärtiger Zeuge des erschröcklich grassirenden Übels, bekenne ich, das so bald man sothane Gelübds-Säule aus gesamten Eyfer, auf dem Graben aufgericht, habe das Graben, und Todten-Graben ein End genohmen; und so bald man dieses Ehren Gebäu der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit aufgericht, seyen alle Leuth weit aufrichtiger, das ist fröhlicher dahergangen. Samson habe durch Umwerfung der Säulen viel 1000 ums Leben gebracht, durch Aufrichtung aber dieser Säule sind viel 1000 Wiener beym Leben erhalten worden. In Ansehung des grossen Elends des Wienerischen Lazarets, so mit etlich tausend angefüllet war, hätte sich ein harter Stein erbarmen mögen, und wäre kein Wunder gewest, die Mauren dieses Gebäues hätten Zähren vergossen; jedoch in kurzer Zeit hat das Elend, so unmöglich konnte beschrieben werden, dergestalt abgenohmen, das in dem 1680. Jahr im Monat Mai kein einziger Kranker mehr darin befunden worden, mit höchster Verwunderung, weil die Stadt wider so Volkreich wie zuvor, und weil die benachbarte Örter und Länder in der Pest, und doch Wien ohne Pest war, als konnte es niemand anderst alß ein Wunderwerk tauffen. Damit man aber dieses desto besser zu erkennen, Gott allein, nicht aber der Natur solches zuzuschreiben habe, wollte Gott die Abwendung, und daß völlige Ende der Wienerischen Seuche nicht bis in Winter hinausschieben, oder inmitten Winter erst abwenden; denn so fern die grassirende Krankheit zu Winterszeit nachgelassen hätte, würde es jedermänniglich der Natur, dem kalten Wetter, den rauhen Winden, und den in der Erde verhaltenen Dämpfen zugeschrieben haben."

Zur heutigen Säule legte Kaiser Leopold 1687 den Grundstein und vollendet war sie 1693. Sie ist 66 Fuß hoch, hat unten die Form eines Dreiecks, ist aus weißem Salzburger Marmor und kostete 42,719 Gulden. Der Entwurf rührt vom Architekten Ottavio Burnacini her, und ausgeführt wurde er von Fischer von Erlach. Die ersten plastischen Künstler Wien's, Frühwirth, Rauchmüller Strudel, nahmen Theil an der Arbeit, einige Engelgruppen gereichen ihnen zur Ehre. Im Ganzen ist das Monument ohne Geschmack. Der Hauptheil des Piedestals zeigt einen Felsen, auf welchem der Glaube ruht, zu dessen Füßen ein Engel das Ungeheuer, die Pest, in den Abgrund stürzt. Oben kniet der

Kaiſer, neben ihm enthält eine Tafel die Worte ſeines Gelübdes und über ihm erheben ſich pyramidaliſch die Wolken mit ſchwebenden Engeln. Auf der vergoldeten Wolkenſpitze ruht die Dreieinigkeit. Die Basreliefs auf dem Piedeſtale ſtellen die Erſchaffung des erſten Menſchen, Noah's Rettung, das letzte Abendmal, das Oſterlamm, die Ankunft des h. Geiſtes und die Stadt Wien dar.

Im J. 1776 wurde die Säule von Maria Thereſia renovirt und mit Ende Mai aufgedeckt. Daſſelbe geſchah vor einigen Jahren.

Am 19. Juni 1779 wurde mit der Veſperzeit der Anfang zu der hundertjährigen Jubelfeier, wegen der 1679 abgewendeten Peſt in der Peterskirche und bei dieſer Dreifaltigkeitsſäule gemacht, und durch 8 Tage fortgeſetzt, wobei die Kaiſerin Maria Thereſia im Gewölbe des Handelsmannes Philipp Freitag zur weißen Taube der Andacht beiwohnte, wo ſeit dieſer Zeit an ihr Bildniß zum Andenken aufgeſtellt war, und in welchem Gewölbe auch ihr Großvater Leopold I. 1693 den 29. Okt. der Einweihung der Säule beigewohnt hat.

Noch heute findet am 8. September jeden Jahres, dem Feſttage der Geburt Maria, eine feierliche Prozeſſion um dieſe Säule ſtatt.

Dreifaltigkeits-Säule (am Spitelberg).

In der Mitte der Breitengaſſe am Spitelberg erhob ſich dort, wo heute die Brunnenſäule ſteht, eine ſchöne Dreifaltigkeitsſäule, die der dortige Hausbeſitzer und Spaliermacher Martin Friz, von welchem das ſogenannte Spaliermacherhaus am dortigen Glacis den Namen erhielt, aufrichten ließ, wie es nachſtehende, daran angebracht geweſene Verſe ausführlich berichteten:

„An. 1689.
Der Heiligſten Dreyfaltigkeit
Zu Ehren und zur Dankbarkeit
Iſt dieſe Saul, die man hier ſieht,
Allhier verlobt und aufgericht.
Wie GOtt diß Land und dieſe Stadt,
Von Peſtilenz erledigt hat.
In neun und ſiebenzigſten Jahr,
Wie auch von groſſer Türken G'fahr,
Als Anno drey und achtzig wart
Die lieb Wien Stadt belägert hart,
Und überſchwemt mit Feindes Macht
So GOtt zerſtreut und z'ſchanden g'macht.

Auch Anno acht und ſechzig g'wolt
Daß der groſſe Kaiſer Leopold
Solt noch mehr G'winnen und obſiegen
Dan Belgrad muſt auch unterliegen
Mit dieſen er ganz Hungerland,
Beſchoſſen hat mit grechter Hand,
Ja Boſnien, Dalmatien,
Sclavonien, Bulgarien,
Auch Servien muſt ſich ergeben,
Kunte nicht gnug widerſtreben.
Darum thue recht, förcht und lieb Gott
Der uns geholffen aus der Noth;
Auch uns aus aller helffen kann,
Wann wir ihn nur ſtets ruffen an.
Befleiß dich anbey gutter Sitten,
Thue für die Abgeſtorbenen bitten,
Damit du kommſt zu ſeiner Zeit
Mit ihnen auch zur Seligkeit."

Dieſe Säule verſchwand im J. 1821, wo ſie mit Geſchmack erneuert wurde. Die neue Säule iſt das erſte aus dem Mariazeller Gußwerke hervorgegangene Stück, woran zugleich der Gemeindebrunnen, ſo wie in neueſter Zeit die Ferdinand'ſche Waſſerleitung angebracht wurde.

Dreifaltigkeits-Säule (nächſt der St. Ulrichskirche).

Hinter dem Sanktuarium der genannten Pfarrkirche gegen dem Spitelberg auf einem freien Platze ſteht eine ſchöne ſteinerne Säule der h. Dreifaltigkeit, welche die Bürger jener Vorſtadtgegend aus Dankbarkeit ſetzen ließen, weil ſie zur Peſtzeit 1713 von der Seuche nicht ergriffen wurden. Die Inſchrift daran, welche erſt unlängſt weggenommen wurde, lautete:

„Der Allerheiligſten und unzertheilten Dreifaltigkeit zu ewigen Lob und Ehr haben die ſam-

mentlichen Pfarr-Kinder zu St. Ulrich um Abwendung der damahl grassirend-laydigen Contagion diese Gelübds-Säulen aufgericht. Den 2. Augusti Anno 1713."

Dreifaltigkeits-Spital.

Das Spital der heil. Dreifaltigkeit, auch das Kaiserspital am Rennwege genannt, mit der Kirche zum heil. Kreuz, ist der jetzige Arcieren-Gardehof. Dieses Gebäude war vormals unter dem Namen des Öttl'schen Gartens bekannt, aus welchem Carl VI. 1737 ein Spital machte, dem er den Namen der heil. Dreifaltigkeit gab.

Dieses Spital wurde durch die Erbschaft des Herrn Wilhelm von Kirchner, durch Vereinigung der Billiot'schen und Hofmann'schen Armen-Stiftungen und des alten, 1540 gestifteten Kaiserspitals bei der Burg am Burgplatze die größte Krankenanstalt Wien's.

Ihre Einkünfte beliefen sich jährlich auf 40000 fl., von welchen 1200 Arme, mit Ausschluß der wenigen aus der Hofdienerschaft, für welche Maria Theresia 1755 ein besonderes Gebäude aufführen ließ, erhalten wurden.

Die schöne, bei dem Spitale stehende Kirche zum heil. Kreuz ist ein Werk derselben Fürstin. Die Einweihung geschah am 1. November 1763.

Joseph II. lösete 1784 dieses Spital auf und gab es der galizischen Abtheilung der adeligen Arcieren-Leibgarde.

Drei Hufeisen (Haus zu den).

Dieses an der Wien liegende, zur Laimgrube gehörige Gasthaus (32) gehört zu den ältesten der Vorstädte, wie es auch seine Bauart bezeuget. Als am 28. Dezember 1726 der tripolitanische Gesandte, Muhamed Effendi, mit zwei Söhnen und einem ansehnlichen Gefolg, unter Begleitung einer Abtheilung des Baireuthischen Dragoner-Regiments, zum zweiten Male in Wien anlangte (er war schon 1724 hier anwesend), schlug er seinen Wohnsitz an der Wien in diesem Gasthause zu den drei Hufeisen auf, wo er mit einer Wache von dem Stadt-Garde-Regimente auf kaiserliche Kosten einquartirt wurde. In diesem Gasthause hatte zu derselben Zeit eine Frau vier lebende Kinder, nämlich drei Mädchen und ein Knäblein zugleich auf die Welt gebracht, welche in der heil. Taufe die Namen, Maria Johanna, Maria Walburgis, Anna Maria und Johann Joseph erhielten, jedoch nicht länger als 24 Stunden lebten und mit einander in einen Sarg, zwei und zwei die Füße gegen einander habend, begraben wurden. — Der Garten und die Nebengebäude dieses Gasthauses erstreckten sich vormals bis zur rückwärts liegenden Kothgasse, und als Erinnerung daran führt die dortige Drei-Hufeisengasse ihren Namen.

Dreihündel-Thurm.

Von der uralten Pfarrkirche des Dorfes Moosbrunn, unweit von Ebergassing, ist nur der Thurm dem Abbruche entgangen, und das mit Recht, denn dieser Thurm muß zu den baulichen Seltsamkeiten gerechnet werden. Er ist durchaus von Stein gebaut, bildet ein regelmäßiges Viereck von fünf Klaftern im Quadrat, hat eine Höhe von zwölf Klaftern und eine im Viereck spitzig auslaufende Kuppel. An der scharfen Schneide dieser Kuppel sind zwei in erhobener Steinarbeit geformte Hundsköpfe angebracht, die durch eine sehenswerthe optische Täuschung von allen Seiten drei Hunde vorstellen, wovon der Thurm den Namen Dreihündel-Thurm erhalten hat. Von der Höhe dieses Thurmes überblickt man beinahe das ganze Kreisviertel unter dem Wiener Walde.



Ebersberg (Jos. Sigm.).

Dieser als Redakteur des Wiener Zuschauers und als Schriftsteller gleich ausgezeichnete Mann, der fürstbischöfliche Rath und Mitglied mehrerer Gelehrten- und Humanitätsvereine ist, erblickte den 22. März 1799 zu Steinabrunn in N. Ö. das Licht der Welt. Er wußte sich schon frühe als einer der tüchtigsten und beliebtesten Jugendschriftsteller bemerkbar zu machen, und legte durch seine ebenfalls für die Jugend berechnete Zeitschrift, die Feierstunden, im J. 1824 den Grund zu der allmäligen Ausbildung des Zuschauers, eines der gediegensten und ausgebreitetsten Journale des Kaiserthums, welches sich nicht nur das Ziel gesetzt hat, die Frivolität und Unlauterkeit allenthalben, wo sie sich breit machen, zu bekämpfen, sondern an ihrer Statt auch Liebe und Pflege des Guten und Schönen zu erwecken, zu erhalten und zu steigern. Durch sein persönliches, würdevolles und ehrenhaftes Benehmen hat Ebersberg seiner Stimme in der literarischen Welt einen hellen, reinen Klang zu verschaffen gewußt; auch kann er der Pflegevater manches schönen, aufkeimenden Talentes, das ohne seine Ermunterung und Lenkung auf Abwege gerathen wäre, genannt werden.

Ebersdorf.

Ebersdorf, auch Kaiser-Ebersdorf genannt, ist eine kaiserliche Staatsherrschaft an der Donau, östlich beinahe eine Meile von Wien, in einer nichts weniger als reizenden Gegend gelegen. Man hält den Platz, wo jetzt Ebersdorf nahe an der Mündung der Schwechat in die Donau steht, für jenen des Ala nova der Römer, einen Ort an der römischen Straße, welche längst der Donau von Vindobona (Wien) nach Carnuntum (Hainburg) führte. Dieses Ala nova kommt im Antoninischen Reisebuche vor; über seine wahre Lage herrschen aber verschiedene Meinungen, indem nebst Ebersdorf auch die Gegend von Albern, Mannswörth und Schwechat dafür gehalten wird.

Das Schloß zu Ebersdorf ist ein großes, schönes Gebäude, welches noch heute seine erhabene ehemalige Bestimmung als kaiserliches Lustschloß verräth. Es ist jetzt eine Kaserne, worin gewöhnlich vier bis sechs Compagnien liegen. Vormals war es mit einem breiten Wassergraben umgeben, welcher aber vor zwanzig Jahren zum Theile mit Erde ausgefüllt und zu Gemüsegärten verwendet wurde. Die erste hier gestandene Burg war der Sitz der Herren von Ebersdorf, einem der ältesten und ansehnlichsten Herrenstands-Geschlechter Österreich's. Sie waren Abkömmlinge der mächtigen Grafen von Thierstein im Elsaß, wo noch heute die Ruinen von Thierstein zu sehen sind, und waren auch Hausbesitzer in Wien, indem noch unter Friedrich III. das Haus des Landmarschalls von Ebersdorf dort stand, wo heute sich die kaiserl. Stallburg erhebt.

Besonderes Aufsehen machte zur Zeit des Bruderzwistes zwischen diesem Fürsten und seinem Bruder Albrecht in Wien, Herr Reimbrecht von Ebersdorf mit dem Beinamen mit der »sieghaften Zunge,« den man auch den österreichischen Alcibiades nennen könnte. Das Leben dieses Mannes ist eine Kette von galanten und schauderhaften Ereignissen, die Stoff zu einem bändereichen Romane gäben. Dieser mittelalterliche Lebemann sperrte seine Gattin, nachdem er ihrer satt geworden war, ohne alle Umstände in einen finstern Kerker ein, gab sie für todt aus, und ließ sich noch bei ihrem Leben mit seiner alten Liebschaft, einem Edelfräulein, trauen. Die Sache wurde aber entdeckt und Reimbrecht von Wien — verbannt. — Er begab sich nun gemächlich nach Italien, wo er besonders in Venedig und Padua sein Unwesen trieb, und der Schrecken der Väter und Ehemänner wurde.

In jener stürmischen Zeit wurde auch die Burg Ebersdorf im J. 1477 von den Söldnern des Kaisers den ganzen Winter hindurch bis zum Feste St. Jakob belagert und sehr verwüstet; jene wurden aber durch die Annäherung des Königs Matthias an der Einnahme verhindert.

Am 17. März 1485, als Wien von Matthias Corvinus belagert wurde, und Veit von Ebersdorf Commandant der Stadt war, zog der König mit einem Theile seines Heeres gegen das Schloß Ebersdorf, um dessen Besitzerin, die Gemahlin, oder nach Andern, die Mutter des Stadtvertheidigers, zur Übergabe zu zwingen. Kaum angekommen, begann Matthias den Angriff. Er gerieth aber dabei in große Gefahr; denn während er einem Boten Gehör gab, der wegen Übergabe des Schlosses gekommen war, wurde aus demselben eine eiserne Kugel geschossen, welche zu des Königs Füßen niederfiel. Hierauf wurden augenblicklich die Unterhandlungen aufgehoben, Mauerbrecher aufgeführt, und alle Anstalten zur Zerstörung der Veste getroffen. Nur die inständigen Bitten der Frau von Ebersdorf und die schleunige Übergabe des Platzes konnten den König besänftigen.

Dieser Veit von Ebersdorf war auch Kaiser Friedrich's Feldhauptmann und Kriegsrath, und bewies bei der Vertheidigung Wien's eine ungewöhnliche Tapferkeit. Dennoch trat er nach der Einnahme der Stadt durch die Ungarn auf die Seite des Königs Matthias, worüber er bei dem Kaiser in Ungnade fiel. Er wurde zwar in der Folge durch Vermittlung der Landstände im J. 1499 von Maximilian I. wieder begnadigt, jedoch nur gegen dem, daß er seinen Stammsitz Ebersdorf an den Kaiser abtreten und dafür Mauer und Ernstbrunn als Tausch annehmen mußte. Von dieser Zeit an ist das Schloß und die Herrschaft Ebersdorf immer landesfürstlich geblieben, und erhielt den Namen Kaiser-Ebersdorf.

Bei der ersten Belagerung Wien's durch die Türken (1529) stand bei Ebersdorf ein Theil des türkischen Heeres, und im Schlosse hatte der Sultan Soliman sein Hauptquartier. Nicht so gut erging es dem Schlosse und dem Orte bei der zweiten türkischen Belagerung (1683), bei welcher beide durch die Flammen zerstört wurden. Wie das Schloß vor seiner Zerstörung ausgesehen hat, zeigt Vischer's Topographie, welcher es im J. 1672 abgebildet hat.

Im J. 1693 wurde das Schloß auf's Neue und schöner als vorher wieder hergestellt. Es wurde ein Lieblingssitz Kaiser Leopold des I., welcher hier alle Jahre die Herbstzeit zubrachte, und große Jagden anstellte. Die nachfolgenden Monarchen, und zwar Maria Theresia bestimmte dasselbe sammt der Herrschaft im J. 1745 zur Wohnung und zum Unterhalte der Armen, um dem häufigen Betteln und dem daraus entspringenden Müßiggange Schranken zu setzen.

Es wurde sowohl zur Verpflegung der Unbehilflichen, als auch zum Arbeitshause eingerichtet. Im J. 1756 ließ die mildthätige Fürstin darin noch ein neues und schönes Gebäude aufführen, welches zur Erziehung armer Officiers-Töchter bestimmt wurde; ein Institut, das noch heute in Hernals fortbesteht. — Joseph II. verwandelte das Schloß in eine Militärkaserne, worin 1793 die französischen Kriegsgefangenen lagen, und die späterhin zu einem Militär-Spital eingerichtet wurde. Als solches wurde es auch während der französischen Invasion vom J. 1805 gebraucht. Im J. 1809 schlug im alten Schlosse Kaiser Napoleon sein Hauptquartier auf.

Die Kirche in Ebersdorf ist ein berühmter Wallfahrtsort, bekannt unter dem Namen: »Maria auf dem Baume;« das Frauenbild ist hinter dem Altare mitten auf einem hohen, belaubten Baume angebracht. Die landesfürstliche Pfarre gehört in das Decanat zu Fischament. Das jährliche Kirchweihfest wird am Pfinstmontage gefeiert, wobei ein großer Zusammenfluß von Besuchenden Statt findet.

Unter den Gebäuden von Ebersdorf ist der unter dem Namen des Thürnel- oder Schlögelhofes bekannte Freihof besonders zu berühren. Es war vormals ein herrlich eingerichtetes Landhaus, mit einem schönen, im englischen Geschmack angelegten Garten, bei dessem Eingange sich eine frei stehende große Sonnenuhr befand, deren Zahlen aus farbigen gläsernen Kugeln zusammengesetzt waren, die wegen des Sonderbaren der Sache eine gute Wirkung hervorbrachten. Der Garten selbst war eine herrliche Anlage, und bot eine große Abwechslung von Gebüschen, Schattengängen, Ruinen, Wasserfällen, Grotten, Eremitagen u. s. w. dar, bei welchen es auch an pikanten Überraschungen nicht fehlte. Ein sich schlängelnder Bach führte zu einer Wasseruhr, die von einem Wässerchen in Bewegung gesetzt wurde. Diese Anlage war größtentheils das Werk seiner vormaligen Besitzerin, der Gräfin Veterani, gebornen Gräfin Korzensky, nach deren Tod es an andere Besitzer kam. Jetzt sind alle diese Herrlichkeiten verschwunden. Zur Zeit, als Napoleon sein Hauptquartier in Ebersdorf (1809) hatte, soll er manche Nacht in den Gemächern des Thürnelhofes zugebracht haben.

Das Bräuhaus zu Ebersdorf wird für eines der größten Bräuhäuser Österreich's gehalten, und hatte von jeher den Ruf, eines der besten Biere zu liefern. Dasselbe galt von dem Erzeugnisse der sogenannten Jesuitenmühle, die außerhalb des Ortes sich befindet. Im J. 1795 ließ der damalige Staatsgüter-Administrator und bekannte Sänger der Flora und Ceres, Freiherr von der Lühe in Ebersdorf einen Raum von zweitausend Quadratklafter zu einer Obstbaumschule verwenden, worin über 14,000 Stämme von verschiedenen Obstarten gesetzt wurden. Auch der Ortsschule wies er einen Platz zu einer ähnlichen Anstalt an, gab dem Lehrer die nöthigen Samen und eine schriftliche Anweisung zur Cultur. Der Zweck dieser Anstalt war, die Schuljugend zur Anpflanzung der Obstbäume anzuhalten, um den heranwachsenden Landleuten die Kenntniß und die Neigung zu der überaus nützlichen und in Österreich nicht gehörig betriebenen Obstbaumzucht beizubringen.

Die auf dem Wege nach Schwechat liegende, aber zu Ebersdorf gehörige große Wassermühle gehörte laut eines alten, in der Mühle aufbewahrten Kaufbriefes von 1622 damals »dem Hanns Freiherrn von Munterschier, der k. k. Maj. bestellten obersten Lieutenant, auch in Lothringen Kämmerer, und der Anna Genovefa, gebornen Thörin.« Die Namen Munterschier und Thörin konnten nicht besser gewählt werden.

Ebreichsdorf

liegt auf der nach Eisenstadt und Ödenburg führenden Straße und beschäftigt in seinen Fabriken mehr als 1000 Menschen. Das einem Wassergraben entragende Schloß hat ein alterthümliches Ansehen und ist mit einem im veralteten Geschmacke angelegten Park versehen, der nicht ohne Reiz ist, aber keineswegs für die Langeweile entschädigt, welche der unangenehme Weg dahin in den Besuchenden erzeugt.

Das Schloß erbaute Hieron. Beck von Leopoldsdorf, ein gelehrter Mann, der viele Reisen machte, und in Konstantinopel für eine große Summe die zwei merkwürdigen und in der Hofbibliothek sich befindenden Manuscripte: **Res gestae familiae Ottomanae** und **Reges Arsacidarum**, an sich brachte. Er war Ferdinand des I. und Maximilian des II. Hofkammerrath, und hinterließ nach seinem, im Schlosse zu Ebreichsdorf den 28. Nov. 1596 erfolgten Tode, eine herrliche Büchersammlung, welche in der Folge Kaiser Matthias kaufte und der Hofbibliothek einverleibte.

Ein sonderbares Loos brachte die Schöpfung des berühmten Reisenden, Hieron. Beck von Leopoldsdorf, sein geliebtes Ebreichsdorf, nach dem Ausblühen seines Stammes, an seine Nachkommen von weiblicher Seite, an die Bartensteine zurück.

Eck (Das Haus zum scharfen)

in der Leopoldstadt hat von seiner Lage diesen Namen erhalten; denn die Donau macht hier eine jähe Biegung und bildet dadurch in der That ein scharfes oder spitziges Eck. — Vormals, als noch keine stehende Brücke die Stadt mit der jenseitigen Donauinsel verband, bestand hier eine Überfuhr mittelst Schiffen, die auch in späteren Zeiten, so oft eine Ausbesserung der Brücken es nothwendig machte, hergestellt wurde. In diesem Hause befindet sich eines der ältesten Donaubäder, und dasselbe ist in der Geschichte der Stadt auch als der Wohnsitz vieler orientalischer Bothschafter aufgezeichnet. Hier wohnte der außerordentliche Gesandte Chadi Mustafa Effendi, welcher am 13. Mai 1748 anlangte, um dem Kaiser Franz I. zur Besteigung des deutschen Thrones Glück zu wünschen, und der von der berittenen Bürgerschaft zu Simmering empfangen und durch die Stadt in sein Quartier geleitet wurde. In demselben Hause nahm der den 24. März 1750 angekommene Gesandte von Tripolis, Hassan Effendi, seine Wohnung; bei dieser Gelegenheit sah Wien acht Christensclaven in seinem Gefolge, welchen hier die Freiheit ertheilt wurde. Auch ein zweiter Gesandter aus dem genannten Raubstaate stieg hier im J. 1756 ab. Im J. 1758 traf auch ein Abgesandter aus Algier hier ein.

Eiermarkt (auf der Seilerstätte).

Wer an einem Dinstage und Freitage Vormittags über die Seilerstätte geht, der weiß, was ein Eier- und Hühnermarkt ist. Lange, nachdem man dieses ohr- und nasebeleidigende Stadt-Revier verlassen und die schöne luftige Bastei am Carolinenthore erreicht hat, glaubt man durch eine natürliche Täuschung der Sinne sich noch immer in diesem Menschen- und Federviehgewimmel zu befinden; noch vibrirt das Trommelfell unserer Ohren von dem tausendstimmigen Gackern des jungen Hühnervolkes, und noch ist unser Geruchsorgan von dessen mephitischer Ausdünstung affizirt.

Für den Beobachter des menschlichen Treibens ist aber auch eine Wanderung in diese gallinischen Gefilde nicht ganz ohne Interesse. Schon die große Anzahl der hier feil gebotenen Hühner nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Anfange dieses Jahrhunderts, z. B. im J. 1804, wurden innerhalb den Linien Wien's in runder Summe 371,000 junge und 34,000 alte Hühner gebraten, gebacken und gesotten.

Wie aber Alles im Vorschreiten ist, so auch der Hühner-Consumo, welcher gegenwärtig sich auf 450,000 junge, und 47,000 alte Hühner beläuft. — Diese Zahlen verschwinden aber, wenn man die Blicke auf den numerischen Inhalt der reihenweise aufgestellten Eierfässer wirft.

Im J. 1804 wurden 21 Millionen in die Linien eingeführt, und von den Bewohnern der Stadt und Vorstädte in tausend Umstaltungen verzehrt. Seitdem hat sich der Eierverbrauch um nicht weniger als drei Millionen vermehrt und beträgt gegenwär- 24,000,000 Eier. — Wenn nun die Hauptstadt Wien allein eine solche Eiermenge verschlingt, wie viel mögen erst im ganzen Lande Österreich unter der Enns, wie viel in Oberösterreich, in Böhmen, in Ungarn, — — in der ganzen österr. Monarchie — — verzehrt werden?

Der menschliche Forschungsgeist ist bekanntlich nie zu befriedigen; er hat sich daher auch mit der Untersuchung des spezifischen Gewichtes eines Hühnereies und der Bestandtheile, woraus es besteht, beschäftigt. Das Ergebniß seiner Forschung war, daß ein solches Ei im Durchschnitte 3¼ Loth wiegt und 1½ Kubikzoll hat. (Ein Gänseei wiegt 12 Loth und faßt 9 Kubikzoll.) Die Schale von einem Hühnerei wiegt 2 Quentchen (von einem Gänseei 9), der Dotter 4 (dort 17) und das Weisse 7 Quentchen (von einem Gänseei 22).

Doch genug von Hühnern und Eiern, mehr Aufmerksamkeit verdienen die Hühnerhändlerinnen und Eierweiber. — Man beobachte eine solche originelle Marktfrau in ihrer flinken Geschäftigkeit, wie sie die Eier hin und her zählt und sie gegen Luft und Sonne hält, um die Qualität ihrer zerbrechlichen Waare zu prüfen.

Wenn man die Züge einer solchen Eiergucherin genau betrachtet, so erhalten wir, dem ersten Eindrucke nach, ein sprechendes Bild von Verschlagenheit und Eigennutz; — bei längerer Beschauung entwickeln sich in diesem meistens originellen Gesichte aber noch eine Fülle von Nebenbildern, die nicht weniger anziehen, als die Hauptphysiognomie desselben.

Neben der Eierguckerin sehen wir darin auch gewissermaßen eine Sterngucherin; denn wie Astronomen nach den dunklen Sonnenflecken, späht sie durch das Sehrohr ihrer Faust nach den schwarzen Punkten der Hühnereier, deren Schattenseite sie genau bestimmen kann. Wir sehen eine Beförderin der Aufklärung; denn die mindeste Unklarheit im Eierklare ist ihr ein Gräuel, und die Obscuranten der Eierwelt haben an ihr eine geschworne Feindin. Wir sehen eine echte Krämerin, die selbst verlegene, schlechte Waare, nämlich die faulen Eier, zur Osterzeit im bunten Aufputze gut an Mann zu bringen weiß. Wir sehen eine Moralistin, von der sogar die uralten und superklugen Chineser noch etwas lernen könnten; denn ohne den Confuzius gelesen zu haben, erkennt unser Weib die Wahrheit der Lehre, daß Eier und Steine nicht mit einander streiten sollen.

Sie ist eine bessere Geographin als die weisen Araber, weil in ihrem Kopfe sicherlich nie das geographische System derselben, daß nämlich ein erdumgürtender Ocean bestehe, worin die Erde wie ein Ei in einem Becken schwimme, entstanden wäre. Ein Bick auf ihre Züge sagt uns, daß sie gescheidter als die großköpfigen Richter des berühmten Entdeckers von Amerika das bekannte Räthsel vom Ei des Columbus auf die natürliche, einzig mögliche Art gelöset hätte.

Dagegen aber müssen wir einige Zweifel hegen, ob sie den bekannten Eiertanz auszuführen im Stande sei. Ihr Körperwuchs hat zu wenig von einer hindostanischen Bajadere, und ihre Füße sind jenen einer ägyptischen Almé zu unähnlich, um eine solche Behauptung aufstellen zu können. Eben so tragen wir Bedenken, ihr trotz der reichen

Gabe Mutterwitzes, den wir ihr zutrauen, die Beantwortung der Frage zuzumuthen, wie man ein Ei in der Schale zwischen drei Personen theile? Ganz gewiß glauben wir aber versichern zu können, daß sie sich in die Erörterung: »ob die Henne eher gewesen sei, als das Ei,« nicht eingelassen hätte.

Schon die Alten haben uns darüber ihre Gedanken eröffnet, wie man in den Abhandlungen des Athenäus im zweiten Buche der Tischgespräche, und bei dem Macrobius in seinen Saturalien (7. 16.) nachlesen kann; — dieser gibt den Vorzug der Erstgeburt eigentlich weder der Henne noch dem Ei, und läßt die Sache — wie es wohl nicht anders sein kann, und was ihm auch unser Eierweib hätte sagen können — unentschieden.

Wir glauben diese flüchtige Bemerkung nicht besser schließen zu können, als wenn wir über dieses unauflösbare Räthsel ein Sprüchlein mittheilen, das wir irgendwo gelesen zu haben uns erinnern:

Ohne Ei gibt's keine Henne,
Ohne Henne gibt's kein Ei;
Ist das Ei ein Kind der Henne,
So ist sie ein Kind vom Ei.
Als uns ward die erste Henne,
Als uns ward das erste Ei,
Ward uns da zuerst die Henne,
Oder ward zuerst das Ei?
Muß der Zirkel Ei und Henne
Urbeginnen von dem Ei?
Schwankender Verstand bekenne,
Daß dies ewig Räthsel sei.

Einhorn (Zum goldenen).

Diesen Schild führte vormals das in der Bischofgasse liegende Haus 635, ausgezeichnet durch sein Alterthum und als die Geburtsstätte eines um Wien sehr verdienten und an sich sehr merkwürdigen Mannes.

Der Eintritt durch den niedrigen Thorbogen und ein Blick in den Hofraum ist hinreichend, um das zweihundertjährige Alter des Gebäudes zu beurkunden. Sehenswerth ist der durch alle Stockwerke fortgesetzte Säulengang zur rechten Hand des Hofes, der, obgleich zu ebener Erde vermauert und eben so viele Nischen, als Säulen vorhanden sind, bildend, dem Hause ein eigenthümliches Aussehen gibt. Der heutige Bau rührt unbezweifelt von seinem einstigen Besitzer, dem Kaufmann Conrad Richthausen, her, dessen berühmter Sohn, Johann Conrad Richthausen, Freiherr von Chaos darin den 27. Nov. 1604 geboren wurde.

Nach einem vielbewegten Leben und nachdem er seiner großen Kenntnisse und ausgezeichneten Verdienste wegen oberster Erbmünzmeister in Österreich und oberster Kammergraf der ungarischen Bergstädte, so wie im J. 1653 von Ferdinand III. zum Freiherrn von Chaos ernannt worden war, starb er kinderlos mit Hinterlassung einer Witwe, Cordula, gebornen Brunnmeister, den 25. Juli 1663 zu Schemnitz, von wo sein Leichnam nach Wien gebracht und in der damals noch stehenden Pfarrkirche des Bürgerspitals in der Stadt beigesetzt wurde. Hier erbauete der Magistrat dem Freiherrn eine eigene Capelle, wo er ihm ein großes Denkmal von rothem Marmor mit einer ausführlichen Inschrift setzte. Bei dem Wiederaufbau des am 3. Nov. 1761 von den Flammen verzehrten Kärntnerthor-Theaters wurde diese Capelle, um Raum zu gewinnen, abgebrochen, und die Gebeine des Freiherrn kamen auf den Schwarzspanier-Friedhof nächst der Allergasse, und vier Jahre darauf in eine besondere Gruft der Kirche des Waisenhauses auf dem Rennwege (heutige Artillerie-Caserne). Ein Verehrer dieses ausgezeichneten Mannes veranlaßte vor etwa zwei Dezennien die Eröffnung dieser Gruft.

Sein großer Reichthum erzeugte und rechtfertigte zum Theil den Glauben, Chaos sei im Besitz der Goldmacherkunst gewesen, und in der That erhielt von ihm die kais. Schatzkammer eine Platte im Gewichte

von 300 Dukaten, welche ursprünglich Blei gewesen sein, und die er in Gegenwart Ferdinand des III. in Gold verwandelt haben soll. Diese Platte hat auf einer Seite die Inschrift:

Diva Metamorphosis,

und auf der andern:

Exhibitum Pragae d. 15. Jan. 1658 in praesentia Sacrae Ces. Maj. Ferdinandus III.

Einsiedelei (nächst Ober St. Veit).

Gehen wir zum Einsiedler oder Eremiten, sagt man sich heute in jener Gegend, wie vor hundert Jahren, nur mit dem Unterschiede, daß vormals auf jener Berghöhe eine stille Klause, heute ein lärmendes Wirthshaus steht, daß man dort vormals einen bärtigen alten Greisen und heute viele bärtige junge Greise findet, daß vormals auf jener Höhe nur das Murmeln des Gebetes und heute das Schnattern der Frivolität gehört wird, und statt dem Klange des Andachtsglöcklein dort jetzt Gläser, Weinflaschen und Bierkrüge klingen. Doch der Worte schon zu viel um anzudeuten, daß in der That ein Bruder des Ordens der Eremiten (s. das.) in der Vorzeit auf jener damals noch ganz von Waldungen bewachsenen Höhe seine einsame Zelle hatte, und daß erst lange nach Aufhebung dieser geistlichen Bruderschaft sich hier ein Gebäude erhob, woraus das heutige Gasthaus wurde, welches seiner Lage und ungemein reizenden Aussicht wegen, zu den anziehendsten Punkten in der Umgebung der Hauptstadt gezählt wird, und als solcher einen zahlreicheren Besuch verdient.

Eisenbuch (Das)

oder eiserne Buch der Stadt Wien ist ein starker Folioband und entstand unter Friedrich dem Schönen. Dieser Fürst stellte der Stadt am 21. Jänner 1320 eine Handfeste aus, womit er die mit den alten Bürgern beinahe abgestorbenen alten Ordnungen erneuerte und befahl, daß in Zukunft ein „rechtes Buch“ gehalten werden soll, um darin alle Rechte und Verordnungen, Armer und Reicher wegen hineinzuschreiben.

Diese Handfeste ist der Anfang des noch vorhandenen Eisenbuches, worin die damaligen Stadt-Vorsteher im Beginne also aufgezeichnet sind: Conrad der Haarmarkter, Hubmeister, — Heinrich der Kranest, Bürgermeister, — Walchun, Stadtschreiber, — Conrad der Hannsgraf, — die Herrn Niklas und Otto von Eslarn, — Herrmann von St. Pölten, — Andrä am Kienmarkt, — Stephan der Chrigler, — Niklas der Poll, — Dietrich der Cleber, — Rudolph der Kitzel, — Dietrich unter den Lauben, — Jakob der Kranest, — Pilgrim der Mundorfer, — Heimann von Grätz, — Herr Michael und Wiesent und der kurze Leopold. — Die Handfeste beginnt mit den Rechten der Bürger an der Burgmauth, an der Wagenmauth, an der Wassermauth stromauf- und abwärts, am innern Zoll, am Fleischzoll und Getreidzoll am neuen Markte.

Als Albrecht der Lahme seinen Judenbrief erließ, kam in das Eisenbuch in hebräischer Sprache „der Revers der Sammlung der Juden zu Wien mit Willen ihres Leibs, unbezwungen und mit ganzem Herzen, daß sie sehen die Noth der ehrsamen Burger und den Zwist darüber, und wie ihnen das hart sei, und wie sie dazu thun wollen, mit Gottes Gnad und mit ihrer Gnad. Darum geben sie hierfür zu leihen 1 Pfund Wiener Pfennig um 3 Pfennig, und 60 Pfennig, und wieder einen und 30 Pfennig um einen Helbling für die Woche den Reichen wie den Armen. Das haben sie gethan zu Wien am Freitag am Neumond im Juli des Jahres 5098 als die Welt erschaffen ward, und das sind die Namen der jüdischen Meister: der arme Hadgimi, Sohn Eleazars, seine Seele sei in den sanften Gärten der Verschämten, als er nie ward. Der betrübte Sadgia Hadgim, Sohn Seors, sein Gedächtniß soll sein in der zukünftigen Welt. Der betrübte Moise,

Sohn eines Meisters Gamtiel, dessen Seele soll umfangen sein mit den lebendigen Seelen.«

Im J. 1434 wurde der neue Meß-Eimer zu Jedermanns Nachachtung im Rathhause aufgestellt, wovon das Eisenbuch sagt: »Unter Hans Steger, Bürgermeister zu Wien und Kellermeister in Österreich ward ein neuer Meß-Eimer, Vater des Gewichtes gemacht, zur Abteuchung der Gewichte des Landes und ward zum ewigen Gedächtniß in den Raththurm gesetzt, und ist also ganzer 1 Zentner und 26 Pfund schwer. Item desselben Jahres ist die Glocke und die eiserne Stange, womit man jährlich alle Bergeimer vernichten soll, in das Rathhaus gesetzt worden.« — Dieser Hanns Steger ließ das Eisenbuch fortsetzen, und alle seither erlassenen Verfügungen in das große Stadtbuch zusammenschreiben.

Herzog Albrecht V. ist der einzige Landesfürst, dessen Tod (als ein wohres Unglück für die Stadt) im Eisenbuche besprochen wird.

»1439 ist der allerdurchl. Fürst und Herr Albrecht römischer zu Ungarn u. Beheim König, Erzh. zu Österreich unser gnädigster lieber Herr hinabgezogen gen Ungarn wider die Türken, aber die Ungarn haben ihm nicht helfen wollen zu streiten, und sind etliche von ihm aus dem Felde gezogen und etliche sind blieben und haben ihre Knecht davon geschickt, damit haben sie den frummen König aufgehalten, daß er ist krank worden und hat darnach auch von dannen gezogen also kranker aucz dem langen Dorf bei Gran. Da hat er drei Geschäft gethan, eines gen Ungern, eines gen Behmen, eines gen Österreich, und darnach sein Geist aufgeben, am Erchtag Simon und Judä Abends und ist sein Leichnam geführt worden herauf gen Raab und man wollt ihn hier gen Wien bracht und nach seinem Empfelchen hier begraben haben. Da haben ihn die Ungarn nicht veren lassen und ihn gen Weißenburg geführt und da elendiglich begraben.«

Eisenstadt.

Diese königl. ung. Freistadt liegt im Ödenburger Comitat, in einer angenehmen Gegend unter dem Leithagebirge; sie ist mit Mauern umgeben, zählt 6000 Einwohner, und zerfällt in den städtischen und fürstlich Esterhazy'schen Grund. In ersterem befinden sich das Rathhaus, ein Franzikanerkloster mit der fürstl. Gruft, die alte Pfarrkirche, die fürstl. Kanzelei-Gebäuden und eine wegen der (1713) geherrschten Pest errichtete Dreifaltigkeitssäule. Der Schloßgrund, der einen Theil der obern Stadt bildet und auch die sogenannte Judenstadt umfaßt, enthält die fürstliche Caserne und das prächtige, 1805 erbaute Esterhazy'sche Schloß. Den Platz ziert ein Springbrunnen und die Säulengänge des Stall- und Wachgebäudes; zwei eiserne Gitterthore führen in den ob. Stadtgrund und in die Judenstadt. Das Schloß hat eine Auffahrtmaschine, welche sieben bis acht Menschen in das dritte Stockwerk hebt. Im Innern des Pallastes sieht man einen der größten, 4000 Menschen fassenden Sommersaal mit meisterhaften Plafondgemälden; die Capelle, wo Joseph Haydn die Musik leitete; das Theater, die Jagdkammer &c. Merkwürdig ist der Park, der sich terrassenförmig auf das Leithagebirge hinaufzieht. Er enthält den Leopoldinentempel mit einer von Canova in carrarischem Marmor, in Lebensgröße und in sitzender Stellung verfertigten Bildsäule der Fürstin Marie von Lichtenstein, Tochter des F. Niklas von Esterhazy; die 262 Schritt lange Rosenallee mit 160 Rosenbäumen; den Marientempel mit reizender Aussicht; den Canal mit Wasserfällen, und die berühmten Treibhäuser und Orangerien mit 70,000 Pflanzen. Eine Dampfmaschine leitet das Wasser in alle Theile des Gartens; in einer Minute werden 3 1/2 E. 30 Klaft. hoch in den Teich gehoben. Nordöstlich von der Stadt liegt der fürstl. Thiergarten, der gegen 10,000 Klafter

im Umfange mißt, und ein Jagdschloß nebst 2 Fasangärten enthält. Eisenstadt hat ferner ein Bürgerspital, ein Kloster und Spital der barmh. Brüder, eine evangelische Schule und einen großen Calvarienberg mit der Wallfahrtskirche Maria Einsiedel und dem Modell des h. Grabes.

In unsers unsterblichen Haydn's Leben und Tod spielt diese Stadt keine unbedeutende Rolle; die Nähe derselben, nämlich Rohrau, ein an der Grenze liegendes Örtchen, war seine Wiege; die Kirche derselben birgt unter ihrem Chore seinen Grabstein, in welchem die Gebeine des großen, in Wien dahin geschiedenen Mannes erst einige Jahre nach seinem Tode verschlossen wurden. Die schön gemalte Kuppel der Kirche ist eine Arbeit des, im ersten Decennium unseres Jahrhunderts verstorbenen, Wolfgang Köpp; die Malerei der nahen Wallfahrts-Capelle von Ignaz Köpp, dem Sohne des Genannten.

Eiserne Krone.

Als Napoleon den 5. Juni 1804 sich zum Könige von Italien krönen ließ, stiftete er zum Andenken dieser Feier und zur Belohnung verdienter Militärs jeden Grades, Beamten, Gelehrten und Künstler einen Orden, welcher das Sinnbild der eisernen oder der lombardischen Krone trägt, und den Namen Ordine di Corona ferrea, oder Orden der eisernen Krone erhielt. Er ward in 3 Classen eingetheilt, nämlich: Dignitairs, Commandeurs und Ritter, mit den hiemit verbundenen Pensionen von 3000, — 700 und 300 Mailänder Lire; sämmtliche Mitglieder dieses Ordens gehörten zur letzten Classe der Adeligen, und wurden Ritter des Königreichs Italien genannt.

Noch jetzt leben eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern und genießen die Pension (welche die Regierung des österreich. Kaiserhauses ihnen zufließen läßt) dieses Ordens, dessen Dekorationen nach der Form des gegenwärtigen österreich. Ordens gleichen Namens, doch mit dem Unterschiede getragen werden, daß die Dekorationen der italienischen Ritter von Silber sind, und an einem orangegelben mit grünen Randlinien durchzogenen Bande hängen.

Als das lombardisch-venetianische Königreich unter dem Scepter des österreichischen Kaiserthums vereint wurde, stiftete Kaiser Franz I. zur Gründung des Andenkens an diese Epoche auf ewige Zeiten einen eigenen Orden, und sanktionirte mit Dekret vom 1. Jänner 1816 die hierauf bezüglichen Statuten mit dem Beisatze, daß dieser Orden den übrigen k. k. Haus- und Kronenorden zugezählt werden solle.

Jeder Civil- oder Militär-Staatsbeamte kann diesen Orden erhalten.

Die Mitglieder sind ebenfalls in drei Klassen eingetheilt, und führen den Namen Ritter der eisernen Krone. Die Würde des Großmeisters besitzt der Regent des Kaiserhauses.

Die Ordensdecoration ist die eiserne, lombardische Krone in Gestalt eines Diadems, über welchem ein gekrönter Adler schwebt, mit einem doppelten, blau emaillirten Schilde, auf dessen Vorderseite der Buchstabe F. auf der Rückseite die Jahreszahl 1815 in Gold angebracht ist.

Die Ritter der ersten Classe tragen die Dekoration an einem goldgelben Bande, das an beiden Seiten mit dunkelblauen Marginalstreifen gerändert ist, von der rechten zur linken Schulter, nebstdem einen viereckichten, silbernen Stern auf der linken Brust, in dessen Mitte, die eiserne Krone mit dem Motto: Avita et Aucta angebracht ist. Bei einer Ordensfeier aber tragen sie die Dekoration an einer goldenen Ordenscolane, die aus den in einander geschlungenen Buchstaben F. P. der eisernen Krone und aus Eichenlaub-Guirlanden gebildet ist.

Die Dekoration der zweiten Classe unterscheibet sich von der ersten nur in der

Größe, und sie wird an einem schmäleren Bande um den Hals getragen.

Die Ritter der dritten Classe tragen das noch kleinere Ordenszeichen auf der linken Brust an einem schmalen Ordensbande.

Nur der Großmeister kann die Ordensdekoration mit Edelsteinen verzieren, hingegen kann jeder Ritter sein adeliges Wapen mit der Dekoration des Ordens schmücken, und sich desselben lebenslang aller Orten bedienen. Die Anzahl der Ritter ist auf 100 festgesetzt, als: 20 Ritter der ersten, 30 Ritter der zweiten und 50 Ritter der dritten Classe; die Prinzen des Kaiserhauses nicht mitgerechnet.

Jeder mit dem Orden der ersten Classe gezierte Ritter wird, im Falle er die geheime Rathswürde noch nicht besäße, in dieselbe, die Ritter der zweiten aber werden auf ihr Ansuchen in den erbländischen Freiherrnstand und die Ritter der dritten Classe in den Ritterstand taxfrei erhoben.

Die Ritter der dritten Classe haben bei Ordensfesten Eintritt in den Saal der geheimen Räthe, wo übrigens die Ritter der ersten und zweiten Classe immer freien Zutritt haben; so können auch die ersteren ohne Rücksicht auf den Stand bei Hoffesten und Appartementszirkeln erscheinen.

Übrigens gehen der St. Stephans- und St. Leopoldsorden, als Gesammtkörper betrachtet, vermöge ihrer früheren Einrichtung, diesem Ritterorden dergestalt vor, daß der St. Stephansorden dem St. Leopoldsorden, und der letztere dem Orden der eisernen Krone in gleicher Kathegorie vorgeht; nichtsdestoweniger sind diese drei Orden als einander gleich zu betrachten.

Jeden ersten Sonntag nach dem 7. April, an welchem Tage die lombardisch-venetianischen Staaten dem Hause Österreich wieder anheim gefallen sind, wird alle Jahre in der k. k. Hofburg-Pfarrkirche in Wien das Ordensfest gehalten, wozu sämtliche in der Residenz anwesenden Ordensritter mit ihren Insignien und in den Ordenskleidern erscheinen. Nach dem Tode eines Ritters muß die Ordenscolane nebst den übrigen Insignien und dem Statutenbuche von den Erben dem Ordensschatzmeister zurückgestellt werden.

Eisgrub.

Der uns durch die Eisenbahn so nahe gerückte fürstl. Lichtenstein'sche Markt und Schloß Eisgrub liegt im Brünner Kreise Mährens. An das Schloß stößt gegen Nordosten ein Park, der unter dem jetzigen Fürsten viel von seinem vorigen Umfange verloren hat, jedoch herrlich umgestaltet worden ist. Die Thaya durchströmt ihn in verschiedenen Krümmungen, und bildet mehrere Inseln, davon einige zur Sommerszeit mit ausländischem Geflügel bevölkert sind. Zahlreiche Brücken verbinden die durch Wasserflächen getrennten Parthien. — Unter den architektonischen Merkwürdigkeiten, mit welchen der Park ausgeschmückt ist, behauptet der orientalische Thurm mit seiner Moschee den ersten Rang. Unstreitig ist er das sehenswürdigste Gebäude in Mähren. — Die Aussicht von der Laterne in die umliegende Gegend ist entzückend. Auf einer kleinen Insel erhebt sich ein chinesischer Pavillon mit den prächtigen, ehemals in Versailles aufbewahrten 6 Tapeten, die allgemein bewundert werden. Rechts vom Schloße, am Fuße einer sanften buschigen Erhöhung, trifft man ein Badhaus, das durch seine antike Form, durch den vorliegenden Wasserspiegel, und durch die im Hintergrunde springenden Wasserstrahlen sich als die anmuthigste Parthie empfiehlt. Der Dianen- (später Sonnen-) Tempel ist, ohne dem untern Theil, dießseits der Thaya aufgestellt worden. Das Ende des Orangerie-Gebäudes läuft in einen prachtvollen Tempel aus. Er ist den Musen geweiht, deren gefällige Statuen hier in Nischen aufgestellt sind. Noch ist daselbst bemerkenswerth: die Grotte mit den drei Grazien aus einem Steine von Fischer in Wien

gearbeitet, ein massiver Aquadukt, von dem sich das Wasser in den Canal schäumend stürzt, und die Wasserkunst, ein Druckwerk, durch welches das Wasser aus dem Thayaflusse in die Bassins des Orangerie-Platzes und des Küchengartens gehoben wird. Das Reitstallgebäude ist eines der schönsten in Mähren. Endlich sind auch die hiesigen Anpflanzungen ausländischer Holzgattungen zur Emporbringung der Forst-Cultur einzig in ihrer Art.

Elend (Im). Elendbastei.

Die Elend- oder heutige Schottenbastei wurde nach der ersten Belagerung durch die Türken (1529) nach Hirschvogl's Plan und zwar wie die Braunbastei auf Kosten der deutschen Reichsstände erbaut; sie hatte daher dieselbe Inschrift wie jene und war 1561 vollendet. Daß diese Bastei, welche sich vom Stabs-Stockhaus bis zum Arsenal erstreckt, und der daran stoßende Bezirk der Stadt oder die heutige Zeughausgasse den Namen der Elendbastei und die Gegend im Elend genannt wurden, weil daselbst arme Leute und verdächtiges Volk wohnte, ist eben so unrichtig, als die Angabe, dieser Name sei entstanden, weil hier der Landungsplatz oder die sogenannte Anlände der Schiffe auf der Donau war, woraus durch Korruption im Munde des Volkes das Wort Elend sich gebildet habe. Ellend, ellene waren im Deutschen ehemals Peregrini, Fremdlinge. Ellend hieß daher eine Herberge (Pez). — Es gab in Wien auch ein Bürgergeschlecht des Namens Ellend, die Ellende, von welchen Herrmann Ellend ein Haus in der Rosen-Lucke in der Alsergasse hatte (Fischer).

Im Mittelalter wurden jene Gassen der Städte, in denen sich Herbergen für Fremde befanden, und die gewöhnlich in einem Viertel der Stadt beisammen lagen, mit dem allgemeinen Namen »Elend« bezeichnet. Heute paßt das Wort »Elend« nicht mehr auf die Fremdenherbergen, wohl aber darauf, daß wir Deutsche noch so häufig Fremde im eigenen Vaterlande sind.

Eleonore (von Mantua).

Diese Fürstin war die Tochter Herzog Carl des II. von Mantua und erblickte den 18. Nov. 1629 das Licht der Welt. Sie besaß viel wissenschaftliche Bildung und ragte an Tugend über alle Fürstinnen ihrer Zeit empor. Sie wurde den 30. April 1651 die dritte Gemahlin Kaiser Ferdinand des III. Zwei Erzherzoginnen, wovon die eine Königin von Polen, die andere Churfürstin von der Pfalz wurde, und ein Erzherzog, der im ersten Lebensjahre starb, waren die Früchte dieser Ehe, welche der Tod den 1. April 1657 trennte. Eleonore behauptet in den Annalen des Kaiserhauses eine ehrenvolle Stelle und hat sich durch Stiftung des hochadeligen Sternkreuzordens ein ewiges Denkmal gesetzt. Die Pflichten desselben bestehen in der Verehrung des Erlösers, in dem öftern Gebrauche der h. Sacramente, in einer bescheidenen Einfachheit der Kleidung, Reinheit der Sitten, in Werken des Wohlthuns und einem tugendhaften Lebenswandel. Die oberste Schutzfrau des Ordens ist immer auf Lebenszeit die jedesmalige Kaiserin oder die vornehmste Prinzessin des Kaiserhauses. Ihr zugetheilt sind zwei Verordnete, ein Ordens-Sekretär und vier Rathsfrauen. Ein eigener Caplan liest täglich in der Hofkapelle für das Seelenheil der Stifterin eine Messe.

Eleonore (Magdalene Theresia) von der Pfalz.

Schon in früher Kindheit fühlte diese Tochter des Churfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz einen mächtigen Hang zum klösterlichen Leben und eine Frömmigkeit, die in späterer Zeit das richtige Maß überschritt und ihr Rathschläge Folge leisten hieß, gegen welche sich unzweifelhaft ihre innere Über-

zeugung sträubte. Im Begriff im Nonnenkloster zu Eyfel den Schleier zu nehmen, warben fünf mächtige Fürsten um ihre Hand. Unter diesen befand sich Kaiser Leopold I. dessen Gemalin, Claudia Felicitas, gestorben war, und der seinen Leibarzt von Beckers abgeordnet hatte, für ihn an den deutschen Höfen eine Braut auszusuchen. Zu Düsseldorf angekommen, glaubte dieser Mann den Gegenstand seiner geheimen Sendung gefunden zu haben; er machte seinem Gebieter eine so vortheilhafte Schilderung von der Prinzessin, daß der Graf Colloredo als Brautwerber abgeordnet wurde. Mit schwerem Herzen vertauschte Eleonore den Schleier mit dem Diademe. Ihre Familie begleitete sie nach Passau, wo der Kaiser die Hochzeit zu feiern beschlossen hatte; diese erfolgte den 14. Dezember 1675. Sie war ihm in trüben wie in heiteren Tagen die liebevollste Gattin und besaß sein innigstes Vertrauen. Sie folgte ihm sogar auf der Jagd und verstand es, sein zur Schwermuth geneigtes Gemüth aufzuheitern. Sie gebar ihm zehn Kinder, drei Prinzen und sieben Prinzessinnen. Auch als Mutter waren ihr große Prüfungen vorbehalten. Fünf Kinder mußte sie frühzeitig begraben; darunter war auch ihr Erstgeborner, Kaiser Joseph I., der ohne Nachkommenschaft starb. Ihr geliebter Sohn Carl (VI.) hatte auf ewig von ihr Abschied genommen, um den Königsthron Spaniens zu besteigen, den er nun verlassen mußte, um sich die Kaiserkrone aufzusetzen. Kaiser Leopold hatte an ihrem Herzen seinen Geist aufgegeben; mit der einen Hand hielt sie das Haupt des Sterbenden und mit der andern hielt sie in der seinigen, die schon erkaltet war, die geweihte Kerze fest. Nach seinem Tode ließ sie in der Todtencapelle der Augustiner-Hofkirche ein Seelenamt für ihn halten und jährlich an seinem Sterbtage 500 Messen für ihn lesen. Nach dem Tode ihres Sohnes Joseph des I. führte sie mit vieler Umsicht und Energie, die nur in Glaubenssachen zuweilen zu weit ging, die Regierung bis zur Ankunft Carls VI. aus Spanien. Am 1. Jänner 1720 begab sie sich allein früh um 7 Uhr in die Burgcapelle, wo sie, da sie ungewöhnlich lange ausblieb, aufgesucht und auf dem Boden gleich einer Todten unbeweglich und sprachlos ausgestreckt gefunden wurde. Sie kam zwar wieder zu sich, aber ohne die Sprache wieder zu erlangen. Sie starb den 19. Jänner des genannten Jahres. In ihrer eigenhändigen letzten Verfügung befahl sie, ihren entseelten Körper weder zu entblößen noch zu waschen, sondern ihn in eine einfache Nonnentracht zu hüllen, ihr einen hölzernen Rosenkranz in die Hände und einen eisernen Gürtel um den Leib zu geben. Auf ihrem, in der Kaisergruft bei den Capuzinern befindlichen einfachen Sarg steht nach ihrem Willen:

„Eleonore, eine arme Sünderin, † den 19. Jänner 1720."

Ihre Enkelin, Maria Theresia, ließ über diesen einfachen Sarg einen kostbareren machen.

Eleonore (von Portugal).

Diese Prinzessin und ihre zwei Schwestern galten für die schönsten Fürstentöchter Europens. Der Ruf ihrer Reize, ihres edlen Charakters und klaren Geistes drang bis zu Kaiser Friedrich III., der bereits 38 Jahre alt geworden war, ohne an eine Vermälung gedacht zu haben. Er warb um ihre Hand und erhielt ein freudiges Jawort. Die Prinzessin landete in Livorno, wo ein Abgesandter des Kaisers sie mit einem glänzenden Gefolge empfing, um sie nach Siena zu geleiten, wo Friedrich sie erwartete. Die erste Zusammenkunft ward durch die gegenseitige Überraschung, sich in seinen hochgespannten Erwartungen, denn auch Friedrich war ein ungemein schöner Mann, nicht getäuscht zu sehen, zur hohen Feier. Das hohe Paar hielt den 9. März 1452 seinen Einzug in Rom, der an Glanz und Pracht als

unübertroffen gepriesen wurde. Mit dem höchsten Pomp wurde die Vermälung von dem Papst vollzogen und einige Tage darauf Friedrich zum römischen Kaiser gekrönt, welche Ehre die junge Kaiserin mit ihm theilte. Allein schon im 30. Jahre ihres Alters und im 15. ihrer Vermälung rief der Tod die im vollen Glanze ihrer Schönheit stehende Fürstin ab. Sie war den 8. September 1437 geboren, wurde in Rom den 16. März 1452 vermält und starb sieben Tage vor ihrem 30. Geburtstag, den 1. Septemb. 1467 zu Wiener-Neustadt, wo drei ihrer Kinder begraben lagen, neben welchen sie ihre Ruhestätte wählte. Der Kaiser wies jeden Vorschlag zu einer neuen Verbindung zurück und bewahrte ihr Andenken heilig in seinem Herzen. Zwei Kinder überließ sie ihm, Maximilian, nachmals der I. dieses Namens, und Cunigunde, welche an Herzog Albrecht von Baiern vermält wurde.

Elephantenhaus.

Diesen Namen führte einige Jahrhunderte hindurch das Eckhaus vom Graben gegen den Stockimeisenplatz, (619), worin sich heute im ersten Stocke das Kaffehhaus zur goldenen Krone befindet. Mit der Benennung des Elephantenhauses ist eine interessante geschichtliche Erinnerung und der Umstand verbunden, daß sie die Erscheinung des ersten Elephanten in Wien der Nachwelt aufbewahrt hat.

Am 14. April 1552 hielt der erstgeborne Sohn Kaiser Ferdinand des I., der Prinz Maximilian (später als Kaiser der II. dieses Namens), nach einem vieljährigen Aufenthalte in Spanien, wo er geboren wurde, mit seiner Gemahlin Marie, einer Tochter seines Oheims, Kaiser Carl des V., in Wien seinen feierlichen Einzug, der sich nicht nur durch Pracht und Reichthum, sondern auch dadurch vor allen ähnlichen früheren Fällen auszeichnete, daß dabei nebst vielen andern Seltsamkeiten auch ein Elephant mitgeführt wurde, der in Wien um so mehr Aufsehen machte, als man dieses Thier daselbst noch nicht lebendig gesehen hatte. — Bald darauf wurde dieses Riesenthier an der Seitenwand des obgedachten und damals den Namen der Mörung führenden Hauses zum fortwährenden Andenken in seiner ganzen Lebensgröße, und zwar von Sandstein in Basrelief abgebildet und mit einer lateinischen und deutschen erklärenden Inschrift versehen. Diese lauteten:

Sincera Pictura Elephantis, quem Serenissimus
Rex Maximilianus
Primo Viennae spectandum exhibuit Mense
Aprili Anno MDLII.

Dieses Thier heißt ein Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt,
Seine ganze Größ, also Gestalt
Ist hier gar fleißig abgemalt,
Wie der König Maximilian
Aus Hispanien hat bringen lan,
Im Monat Aprilis fürwar
Als man zählt 1552 Jar.
Renovatum ann. Chr. MDCCXXVII.

In diesem Jahre der Erneuerung (1727) war das Basrelief so verwittert, daß es ganz beseitigt und durch ein Wandgemälde von gleicher Größe ersetzt wurde und an dem Hause bis im Jahre 1789 zu sehen war, wo es bei Vornahme eines neuen Baues übertüncht wurde. — Dieses alterthümliche Haus ist auch seiner Bauform wegen merkwürdig; es entstammt mit seinen zwei hohen Giebeldächern dem Anfange des 16. Jahrhunderts und hat folglich ein Alter von mehr als 3 Jahrhunderten.

Elisabethinerinnen-Kloster und Spital.

Es wird ein reiches Maß der Gnade Gottes und eine besondere Seelenstärke erfordert, sich dem schweren Dienste der Krankenpflege freiwillig zu unterziehen.

Beides besaß die h. Elisabeth, Tochter

des Königs Andreas von Ungarn und Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen. Sie entsagte in ihrem frühen Witwenstande dem Hofleben, begab sich mit ihren Dienerinnen in die Einsamkeit, stiftete ein Spital zu Marburg und widmete ihre übrigen Lebenstage der Wartung der Kranken. Ihre Schülerinnen traten mit ihr in den dritten Orden des h. Franciscus und fügten in der Folge den gewöhnlichen drei Gelübden noch das vierte des Krankendienstes bei. Angiolina di Corbaro, Tochter Jacobs von Annibali war die erste, welche sich 1395 in Fuligno durch ein Gelübde der Krankenpflege gewidmet hatte.

Jacob Graf von Leßlie und seine Frau, Maria Theresia von Lichtenstein, brachten 1690 eine Colonie dieser Nonnen, aus Dueren bei Jülich nach Gratz in Steiermark und stiftete denselben ein Kloster und ein Spital. Sie hießen Maria Clara Hassinn, Maria Josepha Ruppe und Maria Anna Vellweißin.

Von Gratz brachte sie die Gräfin Leßlie den 24. Aug. 1709 nach Wien in der Ungargasse, und zwar Anfangs in eine schlechte Wohnung und hierauf den 10. Oktob. in das Haus des Dr. Thron. Die Kaiserin Eleonora Magdalena, Witwe Leopold des I., faßte zu diesen Frauen eine besondere Vorliebe und bewirkte vom Papste die Erlaubniß, ihnen ein Kloster zu bauen, wozu der von der Fürstin Montecuculi erkaufte Bartolottische Garten 1710 verwendet, und in der Eile so hergestellt wurden, daß die Nonnen schon den 25. April 1710 den Krankendienst zu versehen anfingen.

Zwischen 1710 — 1715 wurde die Kirche, das Spital und die Gruft erbauet. Die genannte Fürstin stiftete eine tägliche Messe, die Erzherzogin Magdalena gab die Kirchenparamente her, die Kaiserin Eleonora stiftete 20 Krankenbetten durch ein Kapital von 20,000 fl. und das Haus Lichtenstein gab einen Beitrag von 6000 fl. — Die Unterstützungen wurden bald so bedeutend, daß die Nonnen das Dott'sche Haus kauften, im J. 1798 neu erbauten und seitdem davon die Zinsen beziehen.

Die Kirche ist hell und geräumig; das Hochaltarblatt stellt die h. Elisabeth vor, von Cymbal gemalt; die Bilder der Seitenaltäre sind von Baumgartner (1711). An der rechten Seite der Kirche ist der merkwürdige Grabstein der ersten Oberinn, Maria Josepha Ruppe (gestorben 1736, 77 Jahre alt und Errichterin dreier anderer Klöster).

Kloster und Kirche sind in einem schönen Style erbaut und mit einem kleinen und großen Thurme versehen. Die Zimmer der Nonnen sind beinahe alle von gleicher Größe. Auch befinden sich zwei Gärten dabei, einer für die Nonnen und der andere für die Reconvalescenten. Im ersten steht eine Statue des h. Johann von Nepomuck zum Andenken zweier durch den Wienfluß 1741 und 1785 verursachten Überschwemmungen, bei welchen das Wasser in die Klostergewölbe, Vorrathskammern und ebenerdigen Zimmer drang. Den 1741 verursachten Schaden ersetzte Maria Theresia, welche zugleich ein mit dem Kloster verbundenes Gebäude für kranke weibliche Hofleute aufführte. Der Schaden von 1785 wurde größten Theils durch die Familien Pilgram und Natorp vergütet.

Das Spital hat eine eigne, von einer Ordensfrau geleitete Apotheke. Von 1770 — 1779 starben von 1200 aufgenommenen Kranken nur 57 und von 1804 — 1812 von 4518 nur 873.

Im Jahre 1809 nahmen sie vom 1. Juli bis zum Abzug der Franzosen mit edler Bereitwilligkeit auch verwundete Soldaten auf, die sie mit gleicher Sorgfalt pflegten und wovon keiner starb.

In unseren Tagen trat die Nothwendigkeit einer größeren Räumlichkeit zur Unterbringung der gestiegenen Zahl der Kranken und der Ordensfrauen gebieterisch hervor. Im August 1834 fing der Bau des neuen Spitals

an, welches im Herbste 1836 vollendet war. Der Grundstein wurde erst den 24. April 1837 gelegt und das neue Gebäude und seine Capelle vom Weihbischof Anton von Buchmayer zu Ehren des h. Markus eingesegnet. Der Grundstein wurde in der Todtencapelle geweihet; er enthält verschiedene Reliquien, den Personalstand des Conventes, die gangbaren Münzen, den Plan des Gebäudes, die Unterschriften der Anwesenden, die Rechnung über die Kosten des Baues und die Namen der Gutthäter.

Den 20. Juni 1837 wurden die Kranken in das neue Spital gebracht; die alten Krankenzimmer wurden zum Theile zu Zellen für die vermehrte Zahl der Ordensschwestern und zum Theil zu Wohnungen für die Dienstleute verwendet.

Die Klostergemeinde bestehet dermalen aus 46 Profeß-Schwestern und 4 Novizinnen. Das neue Spital hat sieben Krankensäle, zusammen mit 91 Betten.

Die Achtung, die dieser Orden, dessen Hauptregel der Armuth beizustehen und Kranke zu heilen gebietet, genießt, ist Ursache, daß er selbst in Ländern, wo die Klöster aufgehoben sind, fortbesteht. Wenn auch einige Klöster die graue Tracht beibehalten haben, so ist doch die gewöhnliche Kleidung kastanienbraun mit gleichfarbigem Skapulier, dazu ein weißer Strickgürtel mit fünf Knoten, weißer Wimpel und Weihel, der selbst die Augenbraunen bedeckt. Darüber tragen sie einen größeren Weihel und bei Ceremonien einen weiten braunen Mantel.

Elisabeth (von Kärnten).

Diese Prinzessin war Kaiser Albrecht des I. Gemalin und die einzige Tochter Herzogs Meinhard zu Kärnten und Tirol, welche schöne Länder durch sie an das Haus Österreich gelangten. Sie gebar ihrem Gemahl 21 Kinder, von denen eilf am Leben blieben. Sie wird eine an Schönheit, Verstand und Tugend unübertreffliche Fürstin genannt; die berufen war, an der Seite ihres Gatten, dessen Regierung mit Widerwärtigkeit begann und durch Meuchelmord endete, eine dornenvolle Bahn zu wandeln. Bald nach ihrer Vermählung mit Albrecht schlug ihn sein Vater, Rudolph I. zum deutschen Kaiser vor; er wurde auch als solcher nach Besiegung des Gegenkaisers, Adolph's von Nassau, gekrönt, jedoch bald darauf von den rheinischen Kurfürsten abgesetzt, die ihn als Adolphs Mörder anklagten. Als er siegreich die Kaiserwürde behauptet hatte, brachten heimliche Feinde ihm Gift bei, welches ihm ein Auge raubte. Nur Elisabeths treffliche Pflege und der Gebrauch des Bades zu Baden stellten ihn wieder her. Ihr verdankt man die Entdeckung der ergiebigen Salzquellen zu Gmünd in Oberösterreich, wo sie Pfannen zum Sieden des Salzes errichten ließ, wodurch die Länder ihres Gemahls durchaus mit Salz versorgt wurden. Aus der frohen Erwartung, nach überstandenen Stürmen des Lebens sich endlich an Albrechts Seite eines heiteren Abendroths zu erfreuen, riß sie die Kunde seiner Ermordung durch seinen Neffen, Johann von Schwaben, als sie mit ihrer Tochter, der Königin Agnes von Ungarn und mit der Stiefmutter ihres Gemals sich nach Rheinfelden begeben hatte, wo er sie zu besuchen versprochen hatte. Elisabeth, die 26 Jahre mit ihm vermählt gewesen war, ließ auf der Stätte, wo er seinen Geist aufgegeben hatte, ein Bethaus erbauen, wohin zwei geistliche Brüder adeliger Herkunft berufen wurden, täglich für die Ruhe seiner Seele zu beten, bis sie vereint mit ihrer genannten Tochter, dort das Kloster Königsfelden gründete, in welchem sie, die Blutrache ihr überlassend, nach fünf Jahren den 18. Oktober 1313 im 50. ihres Lebens starb und begraben wurde.

Elisabeth (von Österreich),

Königin von Frankreich, war 1554 geboren und die Tochter Maximilian des II. und

Maria's von Österreich, Tochter Carl des V. Sie ward sehr jung an König Carl IX. vermält und folgte ihm 1570 nach Paris. Sie ist eine der tugendhaftesten Fürstinnen, welche je die Krone Frankreichs getragen haben. Carl, der ganz unter dem Einflusse seiner Mutter, der berühmten Katharina von Medicis stand, nannte seine Gattin seine Heilige und hielt sie von den blutigen Anschlägen Katharinens ganz fern, so blieben ihr auch die Gräuel der Bartholomäusnacht fremd. Carl IX. starb 1574. Elisabeth begab sich nach seinem Tode nach Wien zurück, und verlebte den Rest ihrer Tage im Witwenschleier mit geistigen Beschäftigungen. Sie starb, 38 Jahre alt, am 22. Jänner 1592, nachdem sie in Wien das Königs-Kloster der Clarisserinnen (s. d.) und in Prag die Kirche aller Heiligen gegründet hatte.

Elisabeth (von Ungarn).

Sie war Kaiser Sigmund's einzige Tochter und Erbin, und wurde dem Erzherzoge Albrecht (als Kaiser II.) im J. 1422 vermält. Sigmund hatte diesen ausgezeichneten Prinzen vor allen übrigen zum Schwiegersohne und Erben seiner Kronen auserwählt. Die glückliche Ehe Elisabeths wurde aber im 17. Jahre ihrer Dauer durch den Tod Albrechts getrennt. Zwei Söhne und zwei Töchter waren die Früchte dieser Verbindung. Der älteste Prinz starb als Knabe und der zweite Ladislaus kam erst dann an das Tageslicht (22. Febr. 1440), als sein Vater bereits gestorben war (17. Octob. 1439), was ihm den Beinamen Posthumus verschaffte. Mit dem Tode ihres Gemals begann für die verwitwete Kaiserin ein ereignißvolles unruhiges Leben, dessen Zielpunkt dahin gerichtet war, ihrem Sohne die Reiche seines Vaters zu erhalten, der Friedrich (III.) von Österreich zum Vormund seines Sohnes ernannt hatte. Elisabeth ließ den vier Monate alten Prinzen zu Stuhlweißenburg zum König von Ungarn krönen, und sie verfiel dabei auf einen Einfall, der nach ihren Ansichten dem gekrönten Kinde für immer den Thron seiner Väter sichern sollte.

Die ungarische Krone, ein Heiligthum in den Augen des Volkes, wurde nach jedesmaligem Gebrauch sorgsam in ein seidenes Tuch gewickelt, in ein Kästchen verschlossen und dieses dann von den Kronwächtern versiegelt. Elisabeth hatte eine Ehrendame aus dem Hause der Frauenauer, welche ausersehen wurde, das Vorhaben auszuführen. Als die Krönungsceremonie vorüber war, wickelte Elisabeth in Gegenwart der Bischöfe und Magnaten die Krone in das Tuch und übergab sie so dem Fräulein von Frauenauer, um selbe zu dem Kästchen zu tragen. Diese hatte schon vorher in ein gleiches Tuch einen schweren Körper gewickelt, welchen sie mit vieler Gewandtheit mit der Krone vertauschte und der statt ihrer in dem Kästchen versiegelt und nach Wissegrad, dem gewöhnlichen Aufbewahrungsorte, gebracht wurde. Elisabeth brachte die Krone nach Wiener-Neustadt und übergab sie hier dem Kaiser Friedrich III. Elisabeth starb einige Jahre darauf 1443 zu Raab nach dreitägigen schweren Leiden, die allgemein einer Vergiftung zugeschrieben wurden.

Elisabeth (Wilhelmine Ludovica) von Würtemberg

war die erste Gemalin Franz des I., damals Erzherzogs, und wurde zu Treptow den 21. April 1767 geboren. Sie war das achte Kind Herzogs Friedr. Eugen von Würtemberg und der Herzogin Friederike Dorothea Sophie, Tochter des Markgrafen Friedr. Wilh. von Schwedt. Ihre erste Erziehung war sorgfältig. Unter der Leitung der Freyin von Bork erwarb sie sich vorzügliche Kenntnisse und große Fertigkeit in der deutschen und italienischen Sprache. — Nachdem der Großfürst von Rußland ihre ältere Schwester zu

seiner zweiten Gemalin ausgewählt hatte, lenkte sich die Aufmerksamkeit Kaiser Joseph's auf Elisabeth, um sie zur Gemalin seines Neffen zu bestimmen. Er sah sie 1781 zu Mümpelgard, und im folgenden Jahre kam sie, 15 Jahre alt, mit ihrer Schwester, der Großfürstin von Rußland, nach Wien. Pater Langenau machte sie mit den Grundsätzen der kath. Religion bekannt, die sie den 26. Dez. 1782 in der Burgkapelle annahm. Sie konnte monatlich über 100 Dukaten schalten, die sie zu wohlthätigen Zwecken verwendete; auch bat sie den Kaiser, von ihrem Gehalte jährlich 1000 fl. an ihre vormalige Erzieherin v. Bork abtreten zu dürfen, welches ihr der Kaiser, der die zärtlichste Sorgfalt für sie trug, auch bewilligte. 1784 kam der 16 jährige Prinz Franz nach Wien, der sie von nun an häufig sah, und sie auf ihren Spaziergängen begleitete. Am 6. Jänner 1788 wurde sie mit ihm vermählt. Wenige Monate hierauf entriß sich ihr Gemal ihren Armen, um seinem Oheim in's Feld zu folgen. Indessen erfreute sie das österr. Haus durch die Hoffnung von Nachkommenschaft; aber dieser ihr Zustand wurde durch die Krankheit des Kaisers sehr beunruhigt. Sie sah ihn noch wenige Tage vor seinem Tode, und mußte sich ohnmächtig von ihm wegbringen lassen, da sie den Anblick seiner blassen abgezehrten Gestalt nicht ertragen konnte. Am 17. Febr. 1790 empfand sie ihre herannahende Niederkunft, gebar eine Tochter, schlief ein, und starb den folgenden Morgen um 6 Uhr.

Engel (Das Haus zum goldenen) in der Stadt war zur Zeit des verhängnißvollen Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich III. und dem Herzoge Albrecht das schönste und bequemste Haus in Wien. Es gehörte damals dem Bürger Hanns Kaufdorfer, den Joh. Hinderbach, Fortsetzer der Geschichte des Aeneas Sylvius „ein trefflicher Werkmeister in jeglicher Unternehmung“ nennt, der von Keinem überboten wird in heiterem Scherz, in königlicher Freigebigkeit und in Geschmack der Gastmäler. Dieses Mannes Gast war der berühmte zum Abschluß der Concordaten nach Wien gekommene Cardinal Johann von St. Angelo Carvajal, dem zu Ehren er sein Haus den Namen zum goldenen Engel gab.

Ennenkl (Joh.).

Einer der ältesten Geschichtschreiber, der sich Jansen Ennenchel nach damaliger Weise nannte. Er war 1227 in Wien geboren und starb daselbst wahrscheinlich um 1300. Er hinterließ das schätzbare Werk: Fürstenbuch von Österreich und Steiermark (bis 1246 reichend), herausgegeben von Megiser (Linz 1618, 1740). Eine Parthie seiner Universal-Chronik ist in Pez's Scriptor. rerum austriac. Band 2. aufgenommen; und die Chronik der Fürsten von Österreich ꝛc. in Rauch's rerum austriac. scriptor. Bd. 1. — Ennenkl war es, der zu den späterhin sehr allgemein gewordenen Reimchroniken den Ton angab.

Erdbeben.

In den Jahrbüchern Wien's sind nur zwei bedeutende Erdbeben verzeichnet, welche seine Grundfeste auf eine furchtbare Art erschütterten.

Das erste geschah am 15. Sept. 1590; es kehrte von 5 Uhr Abends bis nach Mitternacht mit immer gewaltigeren Stößen wieder, welche den Stephansthurm erschütterten, und die Helmstange, worauf der Knopf ruhte, so stark krümmte, daß man lange zu thun hatte, bis man deren Gleichrichtung bewerkstelligen konnte. An mehreren Orten öffnete die Erde weite Schlünde, der Jesuitenthurm stürzte zusammen, die meisten Häuser und viele Kirchengewölbe bekamen bedenkliche Risse. Das Wirthshaus zur goldenen Sonne,

heute Nr. 725 des Hrn. Christ. Plattensteiner (s. goldene Sonne), fiel ganz in Schutt, und eilf Menschen, die nicht schnell genug sich retten konnten, wurden erschlagen. Der Schrecken war unbeschreiblich. Bis zum 17. September erneuerten sich die Erdstöße, ohne jedoch weiteren Schaden zu verursachen. Die windstille, sengende Hitze wich einem tagelangen Platzregen, unter dessen Strömen der Erzherzog Ernst (Statthalter von Österreich während der Abwesenheit des Kaiser Rudolph des II. in Prag), und seine Schwester Elisabeth (Witwe Carl des IX. von Frankreich und Stifterin des Königskloster nächst der Burg) eine große Prozession nach St. Stephan anführten.

Das andere Erdbeben fällt in die neuere Zeit und war nicht weniger heftig. Es ereignete sich am 27. Februar 1768 gegen 3 Uhr Morgens, an welchem binnen 30 Secunden mehr als 100 gerade und heftig nach oben wirkende Stöße mit furchtbarem unterirdischen Getöse geschahen, wobei die Donau aus ihren Ufern trat, Brücken abriß, Mauern und Planken umstürzte, und eine unschätzbare Quantität Wein in den Kellern verdarb.

Auch in Wiener Neustadt erhielt die k. k. Burg, oder das heutige Militär-Akademie-Gebäude viele Beschädigungen, indem Gewölbe zersprangen und einige Mauern von oben bis unten barsten. Die Kaiserin Maria Theresia ließ im Jahre 1771 diese Verwüstungen ausbessern, und nach sechs Jahren erst stand Alles wieder in seinem vorigen Zustande da. Bei dieser Gelegenheit war es, daß man in der merkwürdigen Burgcapelle, unter dem Hochaltare, der abgetragen werden mußte, den ganz in Vergessenheit gerathenen Sarg des Kaiser Maximilian des I. auffand, wozu eine eigene Hofcommission von Wien aus abgeordnet wurde, die über diesen interessanten Fund eine ausführliche Relation erstattete.

Erbmünzmeister.

Diese Erblandeswürde besteht in der ganzen Monarchie nur in Österreich ob und unter der Enns, wo sie von Ferdinand III. bei Gelegenheit, als er den 26. Jänner 1655 seinen Sohn Leopold (als Kaiser I.) huldigen ließ, einsetzte, und den verdienten Hofkammerrath und Münzmeister Conr. Chaos Freiherrn von Richthausen zum ersten Erbmünzmeister ernannte. Weil derselbe aber noch nicht wirklicher Landmann war, so schritt der Kaiser bei den Ständen ein, um dessen Aufnahme in die Landmannschaft zu erwirken, was auch am Morgen des Huldigungstages selbst geschah.

Bei dieser Feierlichkeit hatte Freiherr von Chaos goldene und silberne Münzen schlagen lassen, die ausgetheilt wurden. Auf einer Seite hatten sie ein Aug, von Wolken und Sonnenstrahlen umgeben, darunter über die Weltkugel zwei aus Wolken hervorragende Hände, wovon die rechte ein Schwert und die linke ein Scepter hält mit den Worten: Consilio et Industria (durch Rath und Fleiß). Auf der anderen Seite der Erzherzogshut zwischen zwei Lorbeer-Zweigen mit der Devise:

Leopoldo Ignatio Archiduci Austriae homagium praestatur XXVI Januarii MDCLV.

Erdberg.

Diese, 25 Gassen, 410 Häuser und gegen 7300 Seelen zählende Vorstadt nannte man das botanische Promontorium Wien's, wo viele Küchenkräuter gezogen werden durch künstliche Pflege und Fleiß, wenn sie nicht etwa auf den Feldern gar zu stark von selbst wachsen. Denn hier heißt es noch immer: Auf Regen folgt Sonnenschein — in dem Beutel der Küchengärtner. Auch diese Leute wurden von dem Verdeutschungswesen und der Titelsucht ergriffen und nannten sich Grünwaaren-Erzeuger. Viele hundert quietschende Born

schwengel waren und sind dort zur Sommerszeit im vollen Gange, um die hochgeschürzten, Wasser hinschleudernden Mägde zu beschäftigen.

Jeden Falls ist Erdberg eine merkwürdige Vorstadt. Sie war schon unter den Babenbergern ein Eigenthum der Landesfürsten, und wurde am 21. Mai 1704 mit Vorbehalt der Wiedereinlösung dem Magistrate überlassen. Maria Theresia löste es auch ein, und es kam 1782 von dem damals aufgehobenen Vicedom-Amte an die n. ö. Stände, und von diesen an Franz Jos. Freih. v. Hagenmüller. Dieser verkaufte es kurz vor dem Kriegsausbruche 1809 den 24. März d. J. an den Fürsten Jos. von Lobkowitz gegen Vorbehalt des Schlosses und großen Gartens, worauf Fürst Rasumowsky 1802 seine, von der Rauchfangkehrergasse bis an die Donau reichenden berühmten Anlagen aufführte. Schon im folgenden Jahre (am 21. Sept. 1810) brachte der Stadtrath Erdberg sammt Altlerchenfeld an sich.

Die Bürger daselbst und an der alten Donau hatten unter Albrecht V. das Recht, daß wenn ein Geächteter dahin kam und sie um die Überfahrt über die Donau flehte, sie ihn über den Fluß führen durften um einen Pfennig. Ein Gleiches mußten sie aber auch jenen thun, die den Geächteten verfolgten.

Im dortigen alten babenbergischen Garten und Maierhof wohnte durch längere Zeit Friedrich des Streitbaren Schwester, Margaretha, vor ihrer Vermählung mit Ottokar, 60 Jahre nach Richard Löwenherz, der hier erkannt wurde. Einen Theil dieses Gutes zu Erdberg gab Margaretha am 6. Sept. 1249 dem deutschen Hause zu Wien und dessen Comthur, Conrad von Ostera.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß diese Vorstadt schon im 12. Jahrhunderte in Urkunden als ein Dorf vorkommt. Es hieß damals Erdbruch von dem Durchbruche der Donau in diese Gegend. Aus Erdbruch wurde Erdberg, und im gemeinen Leben durch Corruption Erdbeer; dieser etymologische Schnitzer ist sogar in das Siegel der Gemeinde, welches Erdbeeren enthält, übergegangen.

Die Weinhauer waren die ersten, welche sich hier ansiedelten, und von dem Weinbaue auf den Höhen um die Pauluskirche (daher auch Paulushöhe) lebten; zu ihnen gesellten sich die Gärtner, welche das ganz vergessene alte Dorf Nottenhof in der Ebene gründeten.

Herzog Albrecht II. gab 1349 dem Dorfe Erdberg eine bestimmte Verfassung und ein Grundbuch, Schöffstraße genannt. Die Einkünfte überließ er seiner Gemalin, Johanna von Pfyrt, so lange sie lebte, nach ihrem Tode fiel alles dem Landesfürsten zu. Im J. 1704 erhielt es der Magistrat auf mehrere Jahre in Pachtung, welche Maria Theresia aufgehoben hat.

So alt wie das Dorf ist auch die Kirche zu St. Peter und Paul, die schon 1394 als Pfarre vorkommt, und die 1529 und 1683 von den Türken mit der ganzen Ortschaft verwüstet wurde. Das gegenwärtige Gotteshaus ward am 28. Juni 1726 zu Ehren dieses Apostelpaares eingeweiht, und 1782 unter Joseph II. zur Pfarre erhoben. Das schöne Altarbild ist von Georg Schilling. Auch sieht man darin ein Marienbild von einem Fräulein Benco.

Der Häuserzahl nach muß Erdberg zu den größeren, und in Betreff des Flächenraumes zu den größten Vorstädten gezählt werden; denn es erstreckt sich von der Linie längs der Donau bis zum Lichtenstein'schen (vormals Rasumowsky) Gartenpalais. Alle Gassen Erdberg's sind schlangenartig gezogen, die meisten Häuser klein, einstockig, und tragen überhaupt das Gepräge der Vorzeit. In einigen Nebengäßchen sieht es auch wirklich noch mittelalterlich aus, und das Aufwaschgassel führt

seinen Namen nicht ohne Grund, denn das Aufwaschen thut darin oft Noth.

Mit der Geschichte Erdberg's ist die interessante Thatsache der Gefangennehmung des tapfern Brittenkönigs Richard Löwenherz (1192) innig verknüpft. Die Zwetler-Chronik nennt Erdberg ausdrücklich als den Schauplatz dieser Begebenheit. Nach der Chronik Otto's von St. Blasien soll es die Hütte eines armen Mannes (eine Kneipe, diversorium) gewesen sein, wo Richard ergriffen wurde, nachdem ein Junge, den er in die Stadt Wien um Lebensmittel geschickt hatte, durch einen goldenen Byzantiner Verdacht erregt hatte. Andere Nachrichten behaupten, die herzogliche Hofküche zu Erdberg sei der Ort der Gefangennehmung gewesen. Hier heißt es: „Derselbe König von England kam nach Wien in des von Österreich Küche und bratete dort wie ein Küchenbub. Da sah unbekannt denselben König von England des von Österreich Küchenmeister, der dem Herzog davon sagte.“

Zu den Häusern mit auffallenden Schildzeichen zählt man Nr. 10 in der Hauptstraße zu den zwei weißen Schuhen, jenes Nr. 68 zum holländischen Schleifer in der Kirchengasse, und Nr. 300 zum Troste der Betrübten in der Rittergasse. Das erste verdankt seinen Namen unbezweifelt einem Paare niedlicher Mädchenfüße, welches manche Verwüstung in der Männerwelt angerichtet haben mag, und endlich hier zu Erdberg in den Hafen des Ehestandes einlief, worauf der mit dem Besitz der schönen Beglückten sich die weißen Schuhe auf das Haus malen ließ. Sollte es dazu noch ein Schuhmacher gewesen sein, so hätte er mit einem Steine zwei Würfe gemacht.

Unter dem holländischen Schleifer ist kein Scheren- und Messerschleifer zu verstehen, sondern ein Schlittschuhlaufer, einem Schleifer auf dem Eise, in welcher Kunst nicht nur die Holländer, sondern auch die Holländerinnen wahre Virtuosen sind. Marktfrauen und Milchmädchen kommen zur Winterszeit in die Städte schaarenweise herbeigeschliffen, indem sie Eierkörbe und Milchgefäße auf dem Kopfe tragen.

Das Haus zum Troste der Betrübten läßt uns bedauern, daß die Sitte, ähnliche Humanitäslehren zu Hausbenennungen zu wählen, nicht allgemein geworden ist.

Eremiten (in Wien's Umgebung und in Österreich).

Die Eremiten oder Waldbrüder hatten vormals in Österreich mehrere Klausen. Im J. 1712 befanden sich nur acht Eremiten in Nieder-Österreich. Jeder lebte für sich, und es bestand unter ihnen keine Verbindung. Damals vereinigten sie sich dahin, daß sie in Krankheiten einander beistehen, und nach dem Tode für einander beten wollten. Die Oberaufsicht über den ganzen Eremiten-Orden in Österreich übertrug der Erzbischof von Wien, Cardinal Kollonitsch, den Franziskanern in Wien, und der Provinzial Alois Stöger war der erste Direktor des Ordens der Eremiten.

Unter Stöger's Vorsitze wurde zu Rauchenwarth im V. U. W. W. das erste Ordens-Capitel gehalten, in welchem die Eremiten, nach dem Vorbilde anderer Orden, ein Oberhaupt aus ihrem Mittel, unter dem Namen Altvater, und eigene Ordensregeln erhielten. Der erste Altvater war Gregor Raditschnak, vorher Eremit zu Klein-Mariazell. Er starb 1729. Von 1728 an wurde in jedem dritten Jahre ein Capitel gehalten. Im J. 1740 versammelte sich die Congregation der Eremiten zu Penzing zum Capitel, und theilte sich in drei Diöcesen: Wien, Raab und Passau.

Der Erzbischof Migazzi gab ihnen 1767 eine Reform; er setzte dem Orden einen Domherrn von St. Stephan als Direktor, und schrieb ihnen Satzungen nach den Regeln des ersten Einsiedlers Antonius vor.

Der Laie, welcher in den Orden aufgenommen zu werden suchte, mußte sich ausweisen, daß er ledig und des Lesens und Schreibens kundig sei; daß er keine körperlichen Gebrechen, wenigstens das zwanzigste Jahr erreicht habe, und im Stande sei, sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Die Art der Einkleidung war einfach. Der Direktor fragte den Novizen, der an der untersten Stufe des Altars kniete: „Was ist dein Begehren?“ Auf die Antwort: „Ich bitte um die Liebe Gottes, in die Eremiten-Conföderation aufgenommen zu werden,“ schloß der Direktor mit folgenden Worten: „So wollen wir alle, die wir hier zugegen sind, Gott bitten, daß er zu diesem heil. Werke seine Gnade verleihe.“

Ein vollkommenes Gelübde hatte keiner abzulegen, nur die Angelobung des Gehorsams gegen seine geistlichen Obern wurde von ihm gefordert. Vor dieser feierlichen Handlung war jeder verpflichtet, sein Testament zu machen. Das ganze Vermögen wurde in drei gleiche Theile getheilt. Ein Theil mußte für die Ruhe seiner Seele bestimmt werden; die Anordnung über die Verwendung des zweiten Theiles ward seiner Willkühr überlassen; nur der dritte blieb der Conföderation.

Die Kleidung der Eremiten war folgende: Ein Habit von dunkelbrauner Farbe aus gemeiner Wolle auf Zwilchart gewebt, die Ärmeln mußten bis an die Finger reichen, und vorne so weit sein, daß die Gegenhand eingeschoben werden konnte. Der Kragen hatte sich an den Hals anzuschließen. Über dem Habit hing ein schmales Scapulier von gleichem Stoffe, doch etwas kürzer als der Habit, mit einer Capuze verbunden, die weder ganz abgerundet, noch ganz spitzig war. Die Schultern deckte ein Mantel von demselben Stoffe, der bis an die Lenden reichte; um diese zog sich ein lederner Gürtel, an welchem ein Rosenkranz hing; das eine Ende des Gürtels hatte gleiche Länge mit dem Scapuliere. Kein Bruder durfte sich den Bart abscheeren lassen, dies war nur zunächst den Lippen erlaubt. Es war ihnen verboten, die einmal angewiesene Klause nach Willkühr zu verwechseln, oder ohne Erlaubniß des Oberen eine neue zu bauen.

Die Einrichtung einer Klause war auf die nothwendigsten Geräthschaften beschränkt. Das Bett bestand in einem Strohsacke oder Matraze nebst einer Oberdecke aus Wolle. In jeder Klause befand sich ein Crucifix und eine Uhr. Der vorgeschriebene Büchervorrath eines jeden Eremiten bestand aus dem Evangelienbuche, dem Katechismus, dem Thomas von Kempis, dem Leben der Altväter, den Tagzeiten Mariens und dem Regelbuche. Unbedingt war es jedem untersagt, einer Person des andern Geschlechtes ohne Begleitung den Eintritt in die Klause zu gestatten.

Die Handarbeit war jedem vorgeschrieben, doch mit der Beschränkung, daß kein Laie in seinem Gewerbe beeinträchtigt werde. War ihr Wohnort einem Spitale, einer Capelle oder Kirche sehr nahe, so versahen sie das Amt eines Kirchendieners. Neben andern Bußübungen waren sie besondere Fasttage zu halten verpflichtet.

Die Conföderation wurde 1782 in allen kaiserl. Staaten aufgehoben; sie bestand damals aus 30 Klausuren in der Diöcese von Wien, als: in dem k. k. Spitale, in dem spanischen und dem Johannisspitale, zu St. Veit an der Wien, zu Ottakrin, am Calvarienberge zu Baden, zu Heiligenkreuz, zu Mödling, am Leonhardsberge, zu Bertholdsdorf, in Gutenbrunn, zu Weikersdorf, zu Rauchenwart, zu Gainfahrn, zu Margarethen am Moos, zu Klein-Mariazell, zu Pottenstein, zu Mariahilf im Bernhardsthale, zu Laab.

Erla.

Ein schönes Dörfchen bei Atzgerstorf, am Liesingbach abwärts gegen den Stein-

hof gelegen; es hat ein großartiges Schloß mit einem herrlichen Garten und einer dem heil. Johann von Nep. geweihten Capelle.

Vormals bestand ein besonderes Adelsgeschlecht dieses Namens; denn in einer Mölker Urkunde von 1293 erscheint ein Ritter Friedrich von Erla. Ein Hanns Greill zu Erla lebte 1342. Im J. 1356 besaß es Chatold von Eckartsau, und seine Gattin Kunigunde stiftete sich 1379 mit einigen Gründen bei den mindern Brüdern (Minoriten) zu Wien einen Jahrtag. Nach den Eckartsauen gehörte Erla den Herren von Landau mit Rodaun, und 1682 kaufte es Anna Gräfin von Brandis, von welcher es 1688 an Franziska Gräfin von Kinsky kam. Im J. 1720 besaß es Jodokus Baron von Blümegen, später die Grafen von Sailern, die Fürsten von Starhemberg, der Freiherr von Braun, der Herzog von Blacas, und heute Herr Johann Langer.

Ernst (der Tapfere),

Markgraf von Österreich aus dem Hause Babenberg, zweiter Sohn des Markgrafen Albrecht I., wurde 1027 geboren und gelangte nach dem Tode seines Vaters 1056 zur Regierung, da sein älterer Bruder Leopold II. schon vor diesem gestorben war. Er vertheidigte 1062 die Rechte des Königs Andreas von Ungarn gegen die Usurpation des Bruders Bela; 1074 zog er dem Kaiser Heinrich IV. gegen die aufrühreris chen Sachsen zu Hülfe, fand aber in der Schlacht an der Unstrut im Juli 1075 seinen Tod. Unter seiner Regierung hatte Österreich große Rechte und Privilegien, er selbst aber durch treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich den Titel des getreuesten Fürsten des römischen Reiches erlangt.

Ertl'sches Stiftungshaus

in der Bischofgasse (638) ist eines der größten Häuser, wurde im J. 1840 neu aufgeführt, und zu seiner Vergrößerung alle daran anstoßenden Häuser angekauft, so daß das Gebäude von allen Seiten frei steht. Es entstand aus dem Stammhaus (638) und den anstoßenden Nebenhäusern Nr. 527 der Fuchs'schen Erben, 528 des Jos. Dankowsky, 529 der Schmidl'schen Geschwister, und 530 des Anton Romberger mit dem Schilde zum Marokkaner, sämmtlich im Kramergassel gelegen. Das alte Ertl'sche Haus führte den Schild zur schwäbischen Jungfrau. Es gehörte der Frau Maria Anna von Ertl, geborne Freifrau d'Omolley aus Irland. Diese setzte in ihrem Testamente vom 12. Apr. 1801 die angehenden unbemittelten Rechtsgelehrten zu Universalerben ihres Hauses ein, und verordnete die Errichtung einer Administration, die verpflichtet war, mit den Revenüen die vormals anstoßenden kleinen Häuser und Fleischbänke nach und nach anzukaufen, und aus allen diesen das vierstockige jetzige Haus zu bauen, und über dem Haupteingang auf schwarzem Marmor die Inschrift:

„Ertl'sche Stiftung für junge, angehende Advokaten"

zu setzen. Die Advokaten erhalten zur Einrichtung ihrer Kanzlei 1000 fl. ausbezahlt, und wenn einer von ihnen in den Adelstand erhoben wird, so trägt der Fond die Taxen.

Ertränken.

Der Wassertod oder das Ertränken, Trennkhen, war vom 14. Jahrhundert angefangen in Wien sehr häufig; er wurde vorzüglich beim weiblichen Geschlechte angewendet, und zwar hauptsächlich wegen Kindermord verhängt. Mitterdorfer hat in seiner Wiener Chronik den Tod der standhaften Frau des Professors Balthasar Huebmer aufgezeichnet, welche den 13. April 1528 wegen Glaubensmeinungen von der mittleren Donaubrücke mit einem Stein am Halse in das Wasser gestürzt wurde. Im Monat

Juli desselben Jahres erließ hierauf Ferdinand I. das Gesetz, daß jene, welche sectische Bücher führen, ertränkt werden sollen.

Am 17. Mai 1578 wurde die Fleischhauerin Brigitta Auer wegen Ehebruches mit ihrem Knechte, der ihren Gatten erschlagen hatte, in einem Sack in die Donau geworfen. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts ist diese Todesstrafe nicht mehr vorgekommen.

Erzherzogshut von Österreich.

Diese ehrwürdige Reichsinsignie des Hauses Österreich wurde 1616 von Erzh. Maximilian, Hoch- und Deutschmeister, viertem Sohne des Kaisers Maxim. II. nach Klosterneuburg geopfert, woselbst sie in der Leopoldscapelle, welche zugleich die Schatzkammer ist, aufbewahrt, und bei Gelegenheit einer Erbhuldigung mit besonderen Ceremonien nach Wien abgeholt und eben so wieder zurück gebracht wird. Joseph II. ließ im Monat April 1784 diesen Hut wie die ungarische Krone in die Schatzkammer nach Wien bringen; er übergab gegen das Ende seiner Regierung diese Insignien jedoch wieder ihren vorigen Aufbewahrungsorten. Dieses Reichskleinod ist von runder Gestalt, von Purpursammt mit Hermelin ausgeschlagen. Zwei kreuzförmige goldene Bogen, welche sich in der Mitte vereinigen, gehen darüber hin. Sie sind mit Rubinen, Smaragden und Diamanten besetzt. Obenauf steht der Reichsapfel, welcher aus einem großen in Gold gefaßten Saphir besteht, und den ein kleines goldenes, mit Perlen und Edelsteinen besetztes Kreuz ziert. Aus dem Hermelin ragen rings herum goldene Kronenzinken hervor, in der Mitte abwechselnd mit Rubinen und Smaragden geziert und von kleinern Edelsteinen umgeben. An der Spitze jeder Kronenzinke befindet sich ein großer Diamant, die Ränder der Zinken sind mit Perlen besetzt.

Esel in der Wiege (Haus zum).

Dieses Haus ist kein anderes, als das in der Kärntnerstraße liegende, mit der Nr. 944 bezeichnete schöne Haus zum eisernen Manne, eines der ältesten Wien's. Man sah daran zwischen den Fenstern des ersten Stockwerkes über dem Hausthore wirklich einen kleinen Bruder Langohr, sorgsam wie ein Kind eingewickelt in einer Wiege liegen, neben welcher eine sorgsame Kinds- oder vielmehr Eselsfrau stand, die ihren Pflegling wiegte und bewachte. Noch zu Alxingers Zeit war diese sonderbare Schilderei zu sehen, und sie ist es unzweifelhaft, welche diesen vaterländischen, zu keiner Zeit nach Gebühr gewürdigten Sänger die bekannte Apostrophe eingab:

„Warum, warum bin ich ein Mensch geboren! —
Beglücktes Thier mit seinen langen Ohren!
Man liebt, man kos't es oft wie mich;
Es ißt, es trinkt, es schläft wie ich;
Sein Leben auch drückt Arbeit, würzet Muße;
Es ist mir gleich in jeglichem Genuße,
Ja übertrifft an Kraft u. s. w.“

Man fühlt sich unwillkührlich verleitet zu fragen, was wohl den einstigen Besitzer oder Anfertiger dieses Eselbildes bewogen haben mag, gerade diesen Gegenstand zu wählen, und seinem Hause die Bezeichnung zum Esel in der Wiege zu verschaffen. Hat dieser gute Mann nicht besorgt, man könne in diesem Hausschilde eine Anspielung auf seine eigene Wiegenzeit erblicken, und hat er sich nicht der Gefahr preisgegeben, so oft er aus den Fenstern seines Hauses hinaussah, für den Vater des Esels in der Wiege gehalten zu werden. Übrigens steht die barocke Idee dieses animalischen Kopfes nicht vereinzelt und ohne Nachahmung da, denn sie fand einen Nachahmer in der Vorstadt Lichtenthal, wo sich im obern Theil der Haupt-

straße ein Haus (heute 196) mit dem Schilde: „Zum Rosse in der Wiegen“ erhob. — Zwischen diesem Wiegenpaare findet jedoch der nicht zu übersehende Unterschied Statt, daß in der Stadt der Esel aus seiner Wiege längst verschwunden ist, während das Roß sich noch immer im Lichtenthale in der seinigen gütlich thut, wie aus dem neuesten Häuser-Schematismus der Stadt Wien ersehen werden kann. — Bei der Fruchtlosigkeit unserer Forschung in Auffindung des Namensursprunges des Esels in der Wiege mag es uns erlaubt sein, diesfalls eine Vermuthung aufzustellen, und dieses thun wir durch Anführung eines alten Spruches, der also lautet:

Mancher wollt' gar gerne sein,
Ein Esel oder Eselein,
Nur daß man Kunde gebe,
Wie wunderlich er lebe.

Denn es ist eine anerkannte Wahrheit, daß viele Menschen nur leben, um tolle und mitunter auch schlechte Streiche zu machen, und daß ihre Lebenstafel eine leere Fläche darbietet, wenn man darauf diese zweifache Art von Streichen auslöscht. So ist es auch jenem alten Hausherrn zum Esel in der Wiege gegangen, denn mit diesem vierbeinigen, grauhaarigen Wickelkinde ist auch das Gedächtniß seines Namens dahingefahren. Eine andere Frage entsteht aus der Schildverwechslung dieses Stadthauses, wie es nämlich gekommen ist, daß aus dem gewiegten Grauchen ein stämmiger eiserner Mann wurde. Es gibt zwar der eisernen Männer viele, welche zugleich Esel sind und es auch ihr ganzes Leben hindurch bleiben; aber außer dem fraglichen Thiere Bileams in der Kärntnerstraße, ist uns bisher noch kein zweites Exemplar dieser Art aufgestoßen, das in einen eisernen Mann verwandelt worden wäre; selbst der alte Metamorphosen-Dichter Ovid hat sich davon nichts träumen lassen.

Eselritt (zu Hernals).

Vielen alten Bewohnern Wien's ist auch der vielbesprochene Eselritt zu Hernals noch gut erinnerlich, der daselbst jährlich am Tage des Kirchweihfestes, welches immer am Sonntag nach Bartholomäi eintritt, abgehalten wurde, und in einem sehr possierlichen, auf die Volkslust berechneten Aufzuge bestand. Einige Nachrichten geben diesem Ortsfeste einen historischen Ursprung; es soll nämlich den glücklichen Entsatz der Hauptstadt von der zweiten Belagerung der Türken im J. 1683 und ihre schmähliche Flucht andeuten. Richtiger dürfte aber die Annahme sein, der Hernalser Eselritt sei ein Überbleibsel der berüchtigten Narren- oder Eselsfeste des Mittelalters, und habe zur Zeit der besagten türkischen Belagerung einen politischen Charakter erhalten. Dieser Eselritt dauerte bis zu den Zeiten Joseph des II.

In den ersten Stunden des Nachmittags fanden sich alle Dorfburschen im Gemeindehause ein, dessen Thore dann geschlossen wurden, damit kein neugieriges Auge das erspähe, was darin vorgekehrt wurde. Die Burschen verkleideten sich in die abenteuerlichsten Vermummungen und Anzüge, und suchten sich nach Möglichkeit unkenntlich zu machen.

Waren sie damit zu Stande gekommen, so ordneten sie sich zum Auszuge, der erfolgte, nachdem die sogenannte Haltertrompete ein dreimaliges Zeichen gegeben hatte.

Gewöhnlich machte eine türkische Musikbande, worunter Dudelsäcke und Maultrommeln nicht fehlten, den Anfang; ein höllischer Lärm zeigte von Weitem schon ihre Annäherung an. — Dieser trommelnden, pfeifenden und bogenstreichenden Schaar folgte paarweise eine Anzahl Christensclaven in zerlumpter Kleidung und mit Ketten belastet; ihnen zur Seite schritten wachehaltend grimmig blickende Janitscharen mit

langen Bärten. Die armen Sclaven hielten den Umstehenden mit bittender Miene Nothbüchsen entgegen, und entlockten den Taschen der Zuschauer manche Gabe. Sorgfältig wichen aber die Mädchen dieser Abtheilung des Zuges aus, denn gelang es einem Sclavenwächter, eines davon zu erwischen, so war es mitgefangen, oder es mußte sich mit einem Kusse loskaufen.

Nach der Sclavenschaar trat ein Trupp Türken daher, denen ein Bassa folgte, dessen schwerfällige, dickbäuchige Person, im vollen orientalischen Schmucke strahlend, die Zielscheibe des allgemeinen Gespöttes, und tausendfältiger Neckerei war. Dieser wahre Schach Wampum ritt auf einem Esel, den größten und stärksten, den man auftreiben konnte; nur mit Mühe hielt er sich aufrecht, denn er setzte, trotz dem Koran, wacker dem Weine zu, der ihm aus den Häusern, bei welchen der Zug vorüber ging, reichlich gespendet wurde.

Ein Gefolge berittener Muselmänner, und ein Gewühl nachziehender, jauchzender Zuschauer machten den Schluß. Wenn der Aufzug alle Gassen von Hernals durchtobt hatte, begab er sich wieder in das Gemeindehaus, wo die Dorfburschen das erhaltene Geld theilten, und — wie es bei solchen Volksfestlichkeiten gewöhnlich zu geschehen pflegte, mit ihren schöngeputzten Dirnen in den Wirthshäusern des Ortes mit Tanz und Schmausereien durchbrachten.

Ein Nachhall dieses Possenspiels hat sich noch bis heute erhalten; an den Kirchweihfesten wird sowohl in Hernals, als in den Nachbardörfern Ottakrin und Dornbach, von den Burschen ein Umzug gehalten, wobei es an wehenden Fahnen, Gesang und Musik nicht fehlt.

Eslorhaus.

Das stattliche Haus 577 am Bauernmarkt gegen den Petersplatz, den Doktor Wierer'schen Erben und früher dem Herrn Rainer Franz von Thyß gehörend, führte vormals den Namen des Eslorhauses, welcher aus Eselohrenhaus entstanden, und von einer ehemals daran angebrachten architektonischen Verzierung herrühren soll, welche eine, obgleich sehr entfernte Ähnlichkeit mit der asinarischen Kopfzierde hatte. Der schelmische Volkswitz ergriff jedoch diese weit liegende Ähnlichkeit, um daran sein Müthchen zu kühlen, und meinte, es wäre gut gewesen, neben den steinernen Eselohren auch einige Distel anzubringen; diese bedachten aber den Inhalt des Reimspruchs nicht:

Glücklich ist die Distel nicht zu preisen,
Wenn die Esel haufenweise reisen.

Zwischen den Fenstern des ersten Stockwerkes über dem Eingange zeigt dieses Haus ein schönes, den englischen Gruß vorstellendes Steinbild mit der Unterschrift:

„Aspiciendo cave
Ne intermittas ave
O piissima Stella maris
A peste succurre nobis.“

Esterhazy'sche (Gräflich Valentin) Haus.

Wo sich heute in der Rauhensteingasse das Graf Valentin von Esterhazy'sche, geräumige, die ganze Halbinsel im Ballgäßchen bildende Haus 927, worin sich der Ausgabsort der priv. Wiener Zeitung befindet, erhebt, stand vormals ein Theil des Klosters zur Himmelspforte und die dazu gehörige St. Xaveri-Capelle. Als nach Aufhebung dieses Klosters im J. 1782 unter Joseph II. diese Gegend an Private veräußert wurde, kaufte der verdienstvolle Buchdrucker, Herr von Ghelen, diesen Bauplatz und führte das heutige Gebäude auf, worin sich bis auf unsere Zeit die Buchdruckerei dieses Hauses befand. Nach dem Erlöschen des Mannsstammes dieses Geschlechtes kam das Haus an die Ghelen'schen Erben, und von diesen an den heutigen Besitzer.

Die genannte Xaveri=Capelle bauete ursprünglich die Pröbstin Anna Jakobina von Questenberg 1676; eingeweiht hat sie Graf Emmerich von Esterhazy, Weihbischof von Gran, den 5. September 1734. Auf dem Altar war neben dem Bilde des Indianer=Apostels, Xaverius, auch seine Schwester, die Äbtissin des Claraklosters zu Gandia in Spanien, Beatrix, zu sehen; in der Hand hielt sie das Send=Schreiben, welches sie einstens ihres Bruder Franzen's wegen an ihren Vater erlassen, mit folgendem Inhalte:

Charissime Domine Parens! rogo te, noli revocare ex studiis fratrem meum Franciscum: fac, ut Theologiae studeat, erit enim magnus Indiarum Apostolus. Vale. Gandiae 1520. G. D. humilis filia, u. serva in Christo: Beatrix Antistita ad S. Claram.

„Allerliebster Herr Vatter! Ich bitte dich, halte meinen Bruder Franz nicht ab von studiern. Mache, daß er sich auf die Theologie verlege, denn er wird einstens ein großer Apostel der Indianer werden. Lebe wohl. Gandia 1520. Des allerliebsten Herrn Vatters demütige Tochter und Dienerin in Christo, Beatrix, Abtissin bei St. Clara.“

Esterhazy'sche Bibliothek.

Diese reichhaltige, werthvolle Büchersammlung befindet sich zu Wien in der Alservorstadt, im rothen Hause Nr. 197. Stifter derselben ist der verstorbene Fürst Nikolaus E. Schon 1794 legte er den Grund dazu, indem er die verschiedenen Handbibliotheken seiner Vorfahren, wie seines Bruders Anton zu einem Ganzen vereinigte, durch Ankauf zahlreicher Werke nach und nach vermehrte, und unter der Leitung des Bibliothekars Georg von Gaal zu einem Grad der Vollkommenheit brachte, worin sie jetzt bewundert wird. Sie enthält zwar nur 20,000 Bände, worunter sich jedoch sehr viele Prachtausgaben lateinischer, italienischer, französischer und englischer Classiker, dann die vorzüglichsten Werke im Fache der Reisebeschreibungen, der Naturgeschichte, der Philologie, so wie der Museen befinden. Der Zutritt in diese Bibliothek ist nur mit besonderer Erlaubniß gestattet.

Esterhazy'sche Bilder= und Kupferstich=Sammlung.

Sie befindet sich in der Vorstadt Mariahilf (42) im fürstl. Pallaste, und ihr Stifter ist Fürst Nikolaus E. Er ließ, was sich von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen rc. in seinen Schlössern, z. B. zu Esterhaz, Pottendorf rc. zerstreut vorfand, hier vereinigen und nach Schulen ordnen. Den bei weitem größten Theil dieser schätzbaren Sammlungen brachte der Fürst in den letzten 30 Jahren seines Lebens durch beträchtliche Ankäufe in Italien, Frankreich, England und Deutschland zusammen. Die italienische Schule enthält in vier Zimmern bei 200 Stücke, worunter sich sehr schätzbare von Ghirlandajo, del Piombo, da Sesto, Vasari, Rosseli, Dominichino, Guido Reni, Albani, Vignali, Cigoli, Giordano, Salvator Rosa, Romanelli und Raphael befinden. Die spanische Schule enthält in einem Zimmer 33 ausgewählte Stücke, darunter die von Valesquez, Morillo, Ribera, Moja, Pereda, Cano und Zenego die merkwürdigsten sind. Die deutsche Schule, unter welcher auch einige bessere Engländer eingetheilt sind, umfaßt in drei Zimmern 82 Stücke, worunter mehrere ausgezeichnete von L. Cranach, Dietrich, Elzheimer, Mengs, Angelica Kaufmann und einigen Neuern sind. Besonders reichhaltig und gewählt ist die in vier Zimmern aufgestellte Sammlung aus der niederländischen Schule, die unter beinahe 300 Stücken mehrere vortreffliche von Rembrandt, Ruysdael, Teniers, Breughel, Roos, Metzu, Ostade, Booth, van der Neer, Artois, von Goyen und Bergheyden zählt. Die französische Schule umfaßt in zwei Zimmern 59 Gemälde, worunter die merkwürdigsten von Vouet, la Hire, Poussin, Bourdon, le

Brün, Blanchard, Claude Lorrain, Rigaud, Mignard und Huet. Außer dieser Gallerie ist noch ein neues Gebäude der Aufbewahrung von verschiedenen Kunstschätzen gewidmet. Nebst 52 vorzüglichen Gemälden aus allen Schulen (von Leonard da Vinci, Luini, Bellini, Francia, Garafolo, Palma, Correggio, Guercino, Holbein, Decker, Wynants, Berghem, de Vlieger, Wouwermans, van Dyk, Mirevelt, de Champagne, Poussin, Stella und Claude Lorrain) befindet sich in dieser Abtheilung auch eine herrliche Sammlung von Sculpturen und Statuen von Canova, Thorwaldsen, Schadow, Tartolini, Laboreur und Fabre. Die reichhaltige Kupferstichsammlung, aus mehr als 50,000 Stücken bestehend, befindet sich in derselben Gallerie in drei Zimmern vertheilt. Die Sammlung ist ebenfalls in Schulen geordnet, besonders ausgezeichnete **Eaux forts** befinden sich darunter. Zur größeren Bequemlichkeit sind die Schulen wieder nach Gegenständen und diese abermals chronologisch eingetheilt, damit sowohl der Künstler als Kunstliebhaber die verlangten Gegenstände seinem Wunsche gemäß beisammen geordnet finde. Den ersten Grund zur Kupferstichsammlung legte der Ankauf der einst so berühmten Kolowratschen Sammlung zu Prag, die jedoch jetzt kaum mehr den vierten Theil des Ganzen ausmacht. Die Sammlung von Handzeichnungen besteht aus mehr als 2000 Stücken, worunter sich viele ausgezeichnete von italienischen, altdeutschen, niederländischen und holländischen Meistern befinden. Die nöthigen Werke über bildende Kunst in allen Fächern finden sich in der fürstl. Bibliothek aufgestellt. Allgemeiner Einlaß in die Gallerie ist jeden Dinstag und Donnerstag.

Esterhazy'sche Mineralien- und Conchylien-Sammlung.

Im fürstlichen Pallaste zu Wien, in der Vorstadt Mariahilf ist diese Sammlung in zwei Zimmern aufgestellt und füllt achtzehn Glasschränke. Nach der k. k. Mineralien-Sammlung ist sie wohl hinsichtlich der Größe, Schönheit und Menge der Stücke die vorzüglichste in Wien zu nennen, obwohl sie wieder mehreren andern an Auswahl und Vollständigkeit nachgestellt werden muß. Die bemerkenswerthesten Schaustücke sind: Gold- und Tellur-Erze aus Siebenbürgen, gediegenes Silber und Rothgolderz aus Mexico und Peru, Malachite und Berylle aus Sibirien, Smaragde aus Südamerika, Prehnit vom Cap, Schwefel aus Spanien, große Platten Labrador-Steine aus Nordamerika. Vorzüglich zu erwähnen ist die Sammlung roher Edelsteine, worunter mehrere große Crystalle von Diamanten, große Geschiebe von Saphir, ein prachtvolles Stück Chrysopas, edler Opal und eine herrliche und seltene Suite von rothem Turmalin aus Sibirien, worunter ein Crystall von der Länge und Dicke eines Daumes ist. Die in denselben Zimmern aufgestellte Conchylien-Sammlung enthält gleichfalls viele seltene Schaustücke.

Esterhazy'scher (Fürstl.) Pallast.

Dieser in der Wallnerstraße liegende und bis in die Naglergasse hinlaufende Pallast (276) ist ein ungemein grandioses Gebäude, und verdankt seine Entstehung dem berühmten Palatin Paul Anton Esterhazy 1695. Unter den Babenbergern stand auf dem Platze dieses Hauses ein Jagdhaus, welches Leopold der Heilige hier um 1106 erbaute. Zum Andenken daran befindet sich über der dortigen, dem heiligen Leopold gewidmeten Capelle ein Denkstein mit folgender Inschrift:

„Soli Deo Gloria. Domus haec a S. Leopoldo marchione Austriae olim habitata successu temporis ad nobilem familiam Estaras devoluta per cel. Sac. Rom. Imp. principem Paulum Estaras R. Hung. Palat.

comparata in hanc formam e fundamentis pro familiae decore aedificata est anno Domini MDCXCV.

Man sieht hieraus, daß damals die ganze allernächste Umgebung des kleinen Städtchens Wien noch mit Waldung und Gesträuch bewachsen war. Die Capelle wurde erst 1699 vom Cardinal-Primas Kollonitsch eingeweiht. — Während der Invasion von 1809 hatte in diesem Pallaste der französische Marschall Bessières seine Wohnung.

Exemplar (Das) auf Pappendeckel.

Ein Wiener Schriftsteller gab gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein periodisches Werk in Heften zu 15 Kreuzern heraus. Es gab krittelnde Stimmen, denen das Heftlein für *diesen* Preis zu dünne vorkam. Als dem Herausgeber dieses bekannt wurde, ließ er ein *Exemplar* seiner Schrift auf *Pappendeckel* drucken, welches er dem Hauptschreier seiner Gegner mit der Bemerkung zuschickte, „er hoffe, *daß dieses Heft dick genug sein werde.*“



Faber (Johann).

Faber erblickte zu Leutkirchen in Schwaben das Licht der Welt. Der Erzherzog Ferdinand wählte ihn Anfangs zum Rathe, sodann auch zum Beichtvater. Er bewährte sich auch als tüchtiger Staatsmann, und leistete seinem Fürsten auf zwei wichtigen Reichstagen 1529 zu Speier und 1530 zu Augsburg gute Dienste. Er that den Protestanten großen Abbruch und bekehrte viele zur katholischen Religion. Im J. 1530 wurde er zum Bischofe in Wien ernannt, wo er bald darauf der berühmten Erzherzogin Margaretha, Kaiser Maximilian des I. Tochter, die durch 17 Jahre Statthalterin der Niederlande war, die Leichenrede hielt. Im J. 1531 war er Koadjutor des Bisthums Neustadt, und 1539 machte er bei St. Nikolaus in der Singerstraße eine Stiftung auf zwölf Studenten und einen Präsidenten, darunter sechs Wienerkinder und die übrigen von der Reichsstadt Leutkirchen sein sollten; welcher Stiftung er auch ein Jahr vor seinem Ende einen guten Theil seiner Bücher vermachte. Da aber diese Stiftung nicht lange dauerte, und die Franziskaner schon 1545 von der St. Ruprechtskirche dahin übersetzt wurden, wo sich damals die Clarisserinnen befanden, so wurden fast alle Bücher dieses Bischofs der kais. Bibliothek einverleibt. Von ihm liest man in den Stadturkunden, daß er alle Sonntage nach der Vesper, wie auch an den Apostel- und andern hohen Festtagen predigte, wozu man bei St. Stephan mit der großen Glocke das Zeichen gegeben hat. Er starb 1541 im 63. Jahre seines Alters, als eben die Pest in Wien und in ganz Deutschland wüthete, und liegt bei St. Stephan begraben, wo sich beim Altare der heil. Ursula sein Grabstein befindet.

Zu seiner Zeit und zwar 1533 den 4. Mai trug es sich zu, daß ein Bienenschwarm sich in diese Kirche verflog. Derjenige, der es wagte, ihn auf zweimal zu fangen, bekam eine Geldsumme zur Belohnung.

Faber (Joseph).

Dieser in Wien geborne Techniker hat sich durch die Sprechmaschine, der er den Namen Euphonia gegeben hat, und welche vollständiger als alle bisher gemachten Versuche die menschliche Stimme und Sprache sowohl im Singen als auch im lauten Sprechen und Flüstern nachahmt, bekannt gemacht. Über diese interessante Maschine äußert sich der Gehör- und Spracharzt, Dr. Ed. Schmalz in Dresden, daß ihm die Herstellung derselben (d. h. die Verbesserung der bisher gemachten sehr mangelhaften Versuche) als ein wichtiger Fortschritt erscheine. Nicht nur die Physiologie der Stimme und Sprache, insbesondere die Theorie der Sprachbildung (wozu auch der Unterricht der Taubstummen im Sprechen, und dieser und der Schwerhörigen im Absehen der Worte vom Munde gehört), son-

dern auch Pathologie und Therapie der so häufig beim Sprechen vorkommenden Fehler mechanischer Art können hieraus mancherlei Nutzen ziehen. Die Maschine hat Ähnlichkeit mit einer kleinen Stubenorgel, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieselbe nur mit einer Pfeife versehen ist. Die Luft wird durch einen mit dem Fuß zu tretenden Blasebalg hervorgebracht; — die Veränderungen der Sprachwerkzeuge aber werden durch Anschlagen von 16 Tasten bewirkt. Zu diesem Zwecke sind die wesentlichsten Theile der Stimm- und Sprachorgane größtentheils aus elastischem Gummi, der Natur nachgebildet, und die verschiedensten Stellungen und Bewegungen derselben können durch Drähte hervorgebracht werden, welche sich auf mancherlei Weise an sie befestigen und durch das Niederdrücken der Tasten zu bewegen sind.

Facultät der Poesie (Die).

Am 12. März 1495 erließ Kaiser Maximilian I., ein hochgebildeter, in mehreren Sprachen bewanderter und die höhere Dichtkunst vorzüglich schätzender Fürst, eine Verordnung „de honore et privilegiis Poetarum“ und stiftete an der Wiener-Hochschule eine der Poesie gewidmete, besondere und fünfte Facultät, eine eigene Gelehrten-Innung für die Poeten unter dem Namen Collegium poëtarum, deren Mitglieder ihre Werke in lateinischer Sprache schrieben.

Diese Dichtungen hatten, abgesehen von dem Inhalte, vor der deutschen Poesie jener Zeit den großen Vorzug einer eleganten, gebildeten Form, die aus gelehrten Studien und aus der Nachahmung der römischen Classiker hervorging. Dr. Mekarsky sagt von diesen Dichtungen, daß, während in den Gesängen der bürgerlichen Dichter der deutsche Vers schwerfällig und gleichsam mit steifen Knien daherhinkte, während auch das Volkslied seiner Natur gemäß es nur bis zum musikalischen Klang, nirgend aber zur wirklichen Formvollendung brachte, dagegen die neulateinische Dichtung sich mit der vollen sonoren Pracht, den mächtig rauschenden Wogen, dem zierlichen Spiel des antiken Rhythmus in die Ohren der Vornehmen sich einschmeichelte. So geschah es, daß die neulateinische Poesie die Poesie der großen Welt ward, und daß die gelehrten Dichter von einem so hohen Gönner als Maximilian war, mit Titel, Würden, Pensionen und Ehrenketten ausgezeichnet wurden.

Zum Präses der für das Studium des classischen Alterthums neu errichteten fünften Facultät ernannte der Kaiser im J. 1501 den berühmten Konrad Celtes, einen Mann von umfassender Gelehrsamkeit und der erste Dichter, welcher öffentlich von der Hand des Kaisers mit einem Lorberkranz gekrönt wurde.

Die Wirksamkeit dieser poetischen Facultät dauerte durch ein Jahrhundert fort, so daß in Österreich zu Anfang des 17. Jahrhunderts alle Spur verschwunden war.

Mit der Stiftung dieser Fakultät erhielt auch der Rektor der Wiener Hochschule den hochklingenden Titel: „Durchlauchtigster Meister der sieben freien Künste und oberster Schulmeister in Wien.

Fahnenschwingen (auf dem Knopfe des Stephansthurmes)

war vormals eine gewöhnliche Sache bei besonderen Feierlichkeiten. Diese Aufgabe für Wagehälse erscheint urkundlich erst im Jahre 1608. Wien wollte dem Erzherzog Mathias, auf welchem nach dem Hausvertrag vom 23. April 1606 die Hoffnungen Österreichs und der Stadt Wien hafteten, schon vom Tabor aus, bei der siegreichen Rückkunft aus dem böhmischen Feldlager, die Sehnsucht nach seiner Ankunft ausdrücken, als dieses Wagniß damals von dem Kirchenbaudirektor Behringer unternommen wurde.

Im Jahre 1635 bei der Ankunft des Schwagers und Schwiegersohnes, Churfür-

sten Maximilian von Baiern, erscheint es durch den Kirchenbaumeister Humpeller wiederholt; ein Schauspiel selbst für Kaiser Ferdinand II., seine beiden Söhne, König Ferdinand und Erzherzog Leopold, den Bräutigam Herzog Maximilian von Baiern und seinen Bruder Albert, dann den Prinzen Casimir aus Polen.

Zwei Jahre darauf zeigen sich zum Einzuge Ferdinand III. nach seiner Erwählung zum römischen Könige am 12. Dezember in der Stadtrechnung 1637 wieder Vorbereitungen zum Fahnenschwingen durch den Barbiergesellen Stephan Mihl; allein der plötzliche Tod seines Vaters am 15. Februar 1637 wandelte diese so wie alle andern vorbereiteten Einzugsfeierlichkeiten in ein Leichengepränge um.

Im Jahre 1658 am 1. Oktober sah Wien zum letzten Male die Fahnenbegrüßung des alten Stephansthurmes, ausgeführt auf Tod und Leben durch den Gärtner Gabriel Satzberger, welcher, da sich der Einzug des neu erwählten römischen Kaisers Leopold des I. verzögert hatte, und man ihm bei der am Abend eingetretenen Finsterniß nicht mehr zum Herabkommen behilflich sein konnte, in größter Lebensgefahr die ganze Nacht auf der Thurmspitze schwebte, wohin bloß der Schall der begrüßenden Kanonen und der Lichtreflex der drei Ehrenpforten am Stock-im-Eisenplatze, am Graben und am Kohlmarkte dringen mochte. Zwölf Reichsthaler waren sein Lohn.

Das Schicksal dieses Verlassenen in der Luft mochte das gefährliche Fahnenschwingen, welches bald so unglücklich geendet hätte, und wozu sich schon zweimal kein Kirchenbaumeister mehr herbeiließ, für immer eingestellt haben, da es nicht wieder in Vorschein kommt, und so hat der kaiserliche Doppeladler, welcher im Jahre 1687 statt des Mondes und Sternes auf die Thurmspitze gesetzt wurde, keinen kühnen Erdensohn des Fahnenschwingens wegen, mehr an seiner Seite erblickt.

Falkenstein (Graf von).

Unter diesem Namen machte Joseph II. 1777 seine bekannte Reise nach Frankreich und der Schweiz. Die Grafschaft Falkenstein, von welcher der Monarch sein Inkognito entlehnte, lag am linken Rheinufer, gehörte zu Lothringen und war von Österreich laut Cessionstraktate von 1737 reservirt worden. Man sagte damals, der Beherrscher so vieler und großer Länder habe sich absichtlich nach der kleinsten seiner Besitzungen genannt; die Annahme, der Kaiser habe dadurch dem Andenken Werners von Falkenstein, Erzbischofs von Mainz, der wesentlich zur Erhebung Rudolphs von Habsburg auf den deutschen Kaiserthron beitrug, eine Huldigung zollen wollen, ist unstreitig sinniger.

Als Joseph auf dieser Reise nach München kam, wurde ihm bei Hofe eine junge Gräfin von Falkenstein vorgestellt, mit welcher er sich vorzugsweise unterhielt. Als zur Tafel gegangen wurde, bot er dieser Dame den Arm, den sie jedoch aus Bescheidenheit anzunehmen Anstand nahm. Joseph beseitigte aber alle Umstände durch die Worte: „Unter Verwandten keine Complimente!“

Während des Kaisers Anwesenheit in Paris machte der Graf von Artois, Bruder Ludwig des XVI. eine Reise nach Süden, wozu er gewöhnlich 200 Postpferde brauchte. Als man ihm sagte, daß der Graf von Falkenstein nur mit 30 reise, beschränkte er sein Bedürfniß auf 50. Ein Pariser Blatt machte dabei die Bemerkung, „wenn ein Graf von Falkenstein sich mit 30 Pferden begnüge, so seien 50 für den Grafen von Artois noch immer viel zu viel; wolle dieser dem erhabenen Fremdlinge daher durch Beschränkung seiner Suite eine Artigkeit er-

erzeigen, so müsse man gestehen, daß sie etwas unartig ausgefallen sei.“

Zu gleicher Zeit erschienen unter dem Titel: Cortége de l'Empereur in Beziehung auf seine Zwanglosigkeit die schönen Verse:

La Confiance le précéde;
La modeste Vertu se trouve à son coté,
A la Vertu l' Aménité succède,
Et la marche finit par l' Immortalité.

In einem größeren Gedichte kömmt über den angenommenen Namen eines Grafen von Falkenstein die Stelle vor:

Il cache son rang mais envain;
Lui-même il trahit le mystère;
Et le Comte de Falkenstein
Laisse eclater le caractère
Et les vertus d'un Souverain.

Ainsi n'importe qu'il se nome:
Comte, Baron, Duc, quel qu' il soit;
Toujours on trouve le grand homme
Sous l'incognito d'un grand Roi.

Der Marquis de Vogue, Commandant von Straßburg, überhäufte den Grafen von Falkenstein bei seiner Rückreise mit Aufmerksamkeiten. „Aber, Herr Marquis, sagte Joseph beim Abschiede, das war in der That zu viel für einen kleinen Reichsgrafen.“ — „Herr Graf, antwortete der Marquis, es ist ein Unterschied zwischen den Grafen.“

Fähndrichhof.

Mit diesem Hofe (884) hat es eine eigene Bewandtniß. Er bildet in seinem Hofraum einen besondern Stadttheil, enthält zwei Häuser (882 und 883) und ist sowohl von der Singerstraße als vom Blutgäßchen zugängig, aber nur mittelst zweier Häuser, so daß mit der Absperrung dieser Gebäude auch der Fähnrichhof abgeschlossen ist. Er soll seinen Namen dem Umstande zu verdanken haben, daß sich daselbst in der Vorzeit eine der vier Bürger-Compagnien der Stadt unter ihrer Fahne zu versammeln pflegte. Außer seiner Lage ist der Hof nur noch wegen einer Feuersbrunst bemerkenswerth, die am 15. Juni 1753 gegen Mitternacht im vierten Stockwerke durch die Unachtsamkeit einer Dienstmagd mit solcher Heftigkeit ausbrach, daß ein großer Theil des Hofes und ein Nachbarhaus abbrannte, das anstoßende Nikolaskloster in großer Gefahr stand und darin die Kuppel des Glockenthurms von der Flamme verzehrt wurde.

Faschingskrapfen.

Der Glücklichste, fürwahr! ist ein Gesunder.
Ein langes Leben ist ein hohes Wunder,
Jedoch kein hoher Freudenfund:
Die Größe macht die Sphäre ja nicht runder;
Ein kleiner Zirkel auch ist rund.
(Alter Gnom nach Pierre Mathieu, † 1621).

Ein Fasching ohne Krapfen ist vielen Bewohnern unserer Hauptstadt eine Null, eine taube Nuß, ein hohles Ei, eine Lotterie-Niete, ein leeres Faß oder wie sonst die Repräsentanten des Nichts immer heißen mögen.

Eben darum, weil man die innige Verbindung dieser zwei Sachen eingesehen hat, wurde daraus der wohlklingende Name Faschingskrapfen gebildet.

Ein Krapfen ist eine Art kleiner, kugelförmiger Kuchen, die meistens mit candirten Früchten gefüllt und von uralter Zeit her in der Regel nur zur Carnevalszeit gebacken werden. Ein ungefüllter Krapfen ist ein Paria, ein Auswürfling seiner Gattung, der kaum den Namen des edlen Backwerks verdient; darum wird er auch von den ärmsten Krapfenliebhabern selten leer gelassen, sondern wenigstens mit einer Mohn- oder Zwetschkenfülle versehen.

Bei einem Faschingskrapfen ist die Form und die äußere Gestalt eine sehr kitzliche Sache. — Ein regelrechter Krapfen muß das Juste-milieu zwischen Groß und Klein behaupten, d. h. er muß die Mündung eines mäßigen Glases bedecken. Will er aber Anspruch auf eine besondere Schönheit machen, und soll er seiner Urheberin zur Ehre gereichen, so muß ihn ein blasser Ring umkreisen, oder nach der Volks- und Küchensprache gesagt, er muß ein Ranftl haben.

Es besteht in den Gasthäusern zweiten Ranges die alte Gewohnheit, zu dieser Zeit den täglichen Gästen ein Krapfenpaar zu verehren. Ist der Tag dieser Bescherung erschienen, so herrscht in der ganzen Physiognomie der Speisezimmer ein ungewöhnlicher Ernst.

Ein Alltagsgast kommt mit anspruchsvollem Gesichte einhergeschritten und nimmt mit einer Miene, die zugleich droht und begehrt, seinen bestimmten Platz ein.

Ein erfahrner Gasthausspeiser weiß an solchen Gratiskrapfen-Tagen gleich beim Eintritte in das Gastzimmer zu bestimmen, ob seinen Erwartungen entsprochen wird oder nicht. Sind der Frau Wirthin die Krapfen gerathen und soll die Spende Statt finden, so bewegt ein eigener, vielsagender Zug die Mundwinkel und Augen des Wirthes und der Kellner, die den täglichen Kundmann mit lauter Stimme bewillkommen und sich geschäftig um ihn herumthun.

Sind der Frau Wirthin oder der Köchin die Krapfen aber nicht gerathen oder wären sie vielleicht schon ausgegangen, dann schleicht — um mit dem Dichter zu reden — ein finsterer Geist durch das Haus, und man sieht den täglichen Gast mit Herzklopfen seinen Sitz einnehmen.

Hat der Alltagsgast den Stand der Dinge erforscht und Alles in Ordnung gefunden, so erheitert sich seine Miene; was ihm an Speisen und Getränke gebracht wird, erhält seinen Beifall; er trinkt sogar ein Seidl mehr, als sonst, obgleich ihm an diesem Tage statt seines gewöhnlichen Weines einer vorgesetzt wird, den er unter andern Umständen mit dem bezeichnenden Namen eines Lichtenbrunners oder Gänsebachers belegen würde.

So ist der Gang der Dinge, wenn die ominösen Krapfen zum Vorschein kommen; wenn dem aber so nicht ist, dann wehe dem pflichtvergessenen Gastgeber. Der tägliche Gast, der aus lieber Gewohnheit das ganze Jahr hindurch über Kost- und Trunkgebrechen ein Auge zudrückt und die schlechtesten Bissen verdaut hat, bringt die Vernachlässigung des altherkömmlichen Krapfenhonorars nicht über seinen Magen und sucht sich am folgenden Tage einen andern Kostort. Man glaube aber nicht, daß unser entrüstete Mann aus Knauserei so handelt, — nein! Er ist wohlhabend und freigebig und ist bereit, seinen Freunden und Bekannten hundert Krapfen auf seine Rechnung vorsetzen zu lassen. Aber auf dieses Krapfenpaar glaubt er ein wohlerworbenes Recht zu haben, und darum hält er es für eine Ehrensache, es zu bekommen.

In der gastronomischen Welt ist der Faschingskrapfen noch in einer andern Hinsicht erwähnungswerth. Jemanden zu einem Faschingskrapfen einladen, ist eine rednerische Figur und bedeutet so viel, als zu einem tüchtigen Schmausgelage eingeladen werden. Außer der Carnevalszeit pflegt man bescheidener Weise auf einen Löffel Suppe eingeladen zu werden, was meistens dasselbe sagen will. In beiden Redensarten wird ein Theil für das Ganze genommen; die erste zeigt aber, welchen großen Werth im Fasching die Krapfen haben.

Mit einem Mädchen einen Krapfen theilen, galt vormals für eine Liebeserklärung, und war zuweilen sogar ein Zeichen der Verlobung. Hier erscheint der Krapfen offenbar in seiner höchsten Potenz, da seiner Hälfte eine so große und tief in das menschliche Leben eingreifende Bedeutung verliehen wurde.

Die Krapfenhälften sollen auch manche alte, scherzhafte Verslein erzeugt haben. Z. B.:

Ach, die Hälfte dieser Welt
Spottet ob der andern Hälfte,
Und die Hälfte dieser Welt
Klagt nun ob der andern Hälfte;

Doch die Hälfte dieser Welt
Liebt und täuscht die and're Hälfte:
Ich nur mitten in der Welt,
Zürnend ob der andern Hälfte,
Fliehe das Geschwätz der Welt;
Oder glaube nur die Hälfte,
Aber will zum Trotz der Welt,
Ewig treu sein meiner Krapfenhälfte.

Favoriten (Die kaiserlichen).

Diesen Namen führten zwei kais. Sommerschlösser, welche nahe an den Ringmauern der Stadt Wien lagen.

Nach Beendigung des unseligen dreißigjährigen Krieges erbaute Ferdinand III. auf einer lieblichen, buschreichen Au an der Donau, oberhalb der damals schon bestehenden Judenstadt im untern Werd (Leopoldstadt), ein stilles Schlößlein, welches er ringsum mit schönen Garten-Anlagen nach dem damals herrschenden holländischen Geschmacke umgab und zu seinem Lieblingsaufenthalte zur Sommerszeit machte. Daher entstand der Name der kais. Favorite für das Sommerschloß und des Augartens für die Garten-Anlagen (s. Augarten).

Nicht lange darnach legte dieser Fürst auch auf einem freien Grunde der Vorstadt Wieden ein in größerem Style ausgeführtes Lustgebäude an, welches mit einer Capelle und einem sehr umfangreichen Garten versehen, und das er ebenfalls seine Favorite, und zwar zur Unterscheidung von obiger Favorite in der Leopoldstadt, die neue Favorite nannte, wodurch jene fortan die alte Favorite genannt wurde.

Leopold I. wandte dieser neuen Favorite seine ganze Aufmerksamkeit zu; er vergrößerte und verschönerte sie, und viele glänzende Feste fanden in den schönen, großen Gebäuden und den weiten, kunstvoll angelegten Gärten Statt. Diese erstreckten sich bis an die Linie, auf deren Anhöhe ein großer Fischteich angelegt war. Der Weg von der Stadt zur Favorite lief damals über die steinerne Brücke der Wien beim Kärntnerthore auf der Wieden gerade fort bis zur Meyerhofgasse, und er war mit einer schattigen Allee besetzt.

Eines der interessantesten Blätter in der Chronik des Hofes bietet der 11. Juli 1698 dar, an welchem Tage Leopold I. seinem Gaste, dem Czar Peter von Rußland, damals 26 Jahre alt und seit neun Jahren schon Selbstbeherrscher seines Landes, zu Ehren im großen Gartensaale der Favorite oder dem heutigen Gebäude der k. k. Theresianischen Ritterakademie, einen glänzenden Ball mit Charaktermasken, wobei eine seltene Pracht entfaltet wurde, veranstaltete.

Dieses Ballfest war noch lange nach seiner Abhaltung der Gegenstand des allgemeinen Gespräches der vornehmen europäischen Welt, und insbesondere unterhielt man sich in Wien mit den dabei Statt gefundenen Einzelnheiten.

Selbst der Czar erschien dabei dem festgestellten Programme gemäß als friesländischer Bauer; er tanzte als solcher unermüdet und mit Äußerungen der lautesten Freude bis an den lichten Morgen. Er sang lustige russische Weisen, schwenkte die Damen im Kreise herum, und hob sie auch nicht selten in die Luft empor. Am Morgen aber wollte er nicht begreifen, daß er die ihm als friesländische Bäuerin zugefallene Gräfin Thurn, eine der schönsten Damen von Wien, nicht gleich bei sich behalten konnte.

Leopold, der den Wirth vorstellte, stand bei der Abendtafel auf, und trat mit einem herrlichen Kristallbecher zum friesländischen Bauer, um ihm die Gesundheit des Czars zuzutrinken. Peter nahm dem Kaiser den Pokal vom Munde weg, trank ihn mit einem Zuge aus und sagte dann in ziemlich gutem Deutsch: „Er kenne den Czar von Moskau in- und auswendig, dieser sei dem Kaiser so ergeben, daß, wenn auch pures Gift in

diesem Becher wäre, er ihn doch austrinken würde.«

Der Czar leerte den Becher, den ihm hierauf der Kaiser mit den Worten verehrte: »Weil Ihr alles ausgetrunken habt, so schenk' ich Euch das Glas zum Andenken.« — Dieses Glas soll noch in St. Petersburg aufbewahrt werden.

Nebst dem Kaiser und der Kaiserin, welche als Wirth und Wirthin gekleidet waren, kamen folgende Masken vor:

Altdeutsche, Graf Joachim Althan, Gräfin Eleonora von Mannsfeld.
Spanier, Prinz Wilhelm von Hessen, Gräfin Leopoldine von Lamberg.
Ungarn, Graf Maximilian Kolowrat, Fräulein von Paßberg.
Franzosen, Prinz von Zweibrücken, Gräfin Truchseß.
Polen, Graf von Welz, Gräfin Martinitz.
Moskowiter, Graf von Mannsfeld, Prinzessin von Mömpelgard.
Venetianer, Graf von Geiersberg, Gräfin Isabella Thurn.
Kroaten, Graf Lodron, Gräfin Schallaburg.
Niederländer, Erzherzog Carl, Gräfin Waldstein.
Schweizer, Graf von Heister, Gräfin Fünfkirchen.
Griechen, Graf von Welz, Gräfin Czernin.
Alte Römer, Graf Starhemberg, Freiin St. Hilaire.
Türken, Baron Gerstendorf, Fürstin Elise Lichtenstein.
Perser, der ältere Prinz von Zweibrücken, Gräfin Thurn.
Armenier, Graf Rottal, Gräfin Wratislaw.
Afrikaner, Graf Sinzendorf, Gräfin Harrach.
Ägypter, König Joseph, Gräfin Traun.
Chineser, Graf Maximilian Breuner, Gräfin Hamilton.
Tataren, Graf Thun, Erzherzogin Elisabeth.
Mohren, Fürst Longueville, Gräfin Salm.
Indianer, Herzog von Sachsen, Fürstin Antonie Lichtenstein.
Nürnberger Brautpaar, Fürst von Mömpelgard, Gräfin Harrach.
Schäfer, Graf Cobenzl, Gräfin Waldstein.
Soldaten, Graf Dietrichstein, Gräfin Starhemberg.
Zigeuner, Graf Thun, Gräfin Mollard.
Pilger, Graf Rogendorf, Gräfin Mannsfeld.
Gärtner, Fürst von Sulzbach, Fräulein von Gall.
Jäger, Graf Löwenstein, Fürstin Lichtenstein.
Miquelets, Graf Wratislaw, Gräfin Enkeford.
Französischer, englischer, welscher, straßburger und schwäbischer Bauer und Bäuerin, die Grafen Paar, Auersperg, Dietrichstein, Windischgrätz, Prinz von Lothringen, die Gräfinnen Hoyos, Fugger, Schick, die Erzherzogin M. Magdalena und des F. M. Ernst Rüdiger Graf Starhemberg Gemahlin.
Friesländer Bauer, der Czar Peter, Gräfin Johanna Thurn.
Holländer, Prinz Max von Hanover, Erzherzogin Mariana.
Hanoveraner, Graf und Gräfin Waldstein.
Türkensclave, Prinz Christian von Hanover, Fräulein v. Götze.
Marktschreier, Graf Reppach, Gräfin Molla.
Juden, Graf Folkra, Erzherzogin Josepha.
Kellner, Graf Rottal, Gräfin Mannsfeld.
Diener und Dienerinnen, die Fürsten Hartmann Lichtenstein und Dietrichstein, die Grafen Lamberg, Königseck, Hoyos, Aspremont, die Fürstinnen Lichtenstein, Lobkowitz, Dietrichstein, Gräfinnen Auersperg, Jörger, Saurau, Waldstein.
Diener ohne Dienerinnen, acht russische Botschafts-Cavaliere, Prinz Eugen von Savoien, die Fürsten Salm und Anton Florian Lichtenstein, der Landgraf von Hessen, die Grafen Trautson, Boucquoy, Czernin, Paar, Martinitz, Thierheim, Leslie, Jörger und Concin.

Unter Joseph I. blieb die neue Favorita weniger beachtet. Demungeachtet gab dieser Fürst darin den 11. Juli 1709 ein herrliches Turnier, bei welchem dem Kaiser »wegen der Lantzen, wegen der Pistol und wegen Vielheit der Köpfe« drei Gaben oder Prämien zuerkannt wurden. Ihren höchsten Glanz erreichte sie unter Carl VI., der sie bleibend zum Sommeraufenthalte wählte, und ungeheuere Summen auf ihre Ausstattung verwendete; alle großen Hoffeste und Belustigungen, wozu vorzüglich die Frei- und Hauptschießen der höchsten Schützenversammlung bei Hof gehörten, hatten daselbst Statt. Dieses Scheibenschießen begann am Jakobstag und währte den ganzen Sommer hindurch. Diejenigen, welche die zwei größten Gewinnste davon trugen, mußten das nächste Schießen geben, welches mehrere tausend Gulden kostete. So wurde wochentlich bis in den Herbst fortgefahren, und wer in einem Jahre zuletzt die größten Gewinnste erhalten hatte, mußte im folgenden Jahre das Schießen eröffnen. Es schoßen auch die Kaiserin und die beiden Erzherzoginnen mit.

Die berühmte Lady Montague spricht

in ihren Briefen mit Bewunderung von den herrlichen Opern, welche in den Gärten der Favorite aufgeführt wurden und behaupret, daß man nichts Glänzenderes sehen könne, und daß die Verzierungen und Garderobe allein über 300,000 fl. C. M. gekostet hätten.

Die Bühne war über einem großen Canal gebaut, theilte sich oft plötzlich in zwei Theile und ließ das Wasser erblicken, auf welchem von beiden Seiten her zwei Flotten von kleinen, zierlich geformten und vergoldeten Schiffen erschienen, die ein Seetreffen hielten. Die Bühne war so groß, das es dem Auge schwer fiel, das Ende derselben zu erreichen, die Kleider und Dekorationen von der höchsten Pracht, die Maschinerie vortrefflich. Wenn das Theater einen Garten oder freie Gegend vorstellte, so wurden die im Bassin vorhandenen Fontainen zu wirklichen Springbrunnen und lebendigen Quellen benützt, und wenn der Boden der Bühne auseinander ging, so konnte man auf dem Bassin Wasserfahrten, Schiffbrüche und Seetreffen auf das Natürlichste vorstellen. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es eines Tages, daß ein Schiff wirklich verunglückte und eine der besten Sängerinnen das Leben einbüßte.

Hier starb Carl VI. nach der Mitternachtstunde vom 19. auf den 20. Okt. 1740 in seinem 55. Jahre, der sechzehnte und letzte Kaiser vom Hause Habsburg.

Mit dem Regierungsantritte der großen Maria Theresia ging die Glorie der Favorite unter. Sie zog das Nützliche dem Angenehmen vor. Deßhalb überließ sie 1746 das Gebäude mit allen Gärten käuflich dem Jesuiten-Collegium, um daselbst ein adeliges Erziehungs-Institut zu gründen, das von dieser Zeit an ihren erhabenen Namen trägt, und nach manchen Veränderungen als solches noch heut besteht. Das Gebäude der Favorite ist noch fast dasselbe, wie es nach dem türkischen Einfalle 1683 neu hergestellt wurde, nur wurde der sechseckige blechgedeckte Thurm, ungefähr in der Mitte des Gebäudes abgetragen und es erhielt erst später den Fronton, welcher ober dem mittleren Thore angebracht ist. Auch stand damals das Gebäude auf freiem, geebneten Platze und die Erhöhung der Straße begann erst, natürlich um so bedeutender, nach dessen rechter Ecke. Folglich waren damals alle drei Thore frei und zur Einfahrt geeignet, während jetzt das obere zur Hälfte durch die emporsteigende Straße verdeckt ist.

Die weitläufigen Gärten aber wurden zum größten Theile als Bauplätze weggegeben und in der Folge überbaut.

So gehörten das jetzige Taubstummen-Institutsgebäude, wie das jetzige Artillerie-Gußhaus zu dem Bereiche der Favorite, deren Andenken uns jetzt nur mehr in der Gasse und Linie dieses Namens übrig ist.

Noch ist anzuführen, daß sich im Wiener-Diarium vom 14. Juni 1721 folgende wörtlich kopirte kais. Verordnung befindet: „Heut wurd dahier, auf einer hohen Lands- fürstlichen Obrigkeit ergangen gnädige Verordnung durch ein offentlichen Ruff jedermann kund gemacht: Was Massen erforderlich seyn wolle, damit denen, bei Anwesenheit und Aufenthaltung Ihrer Kaiserlich- und Catholischen Majestät in dero Favorite, sich bei dem sogenannten Kärnthnerthore durch die aus- und einführend-schwere Fuhren öfters ereignenden Beschwerden und Ungelegenheiten, auch, in Ansehung deren aus- und einfahrend-Kaiserlichen Ministeren, Cavalieren und Richtern, dann andere Hof-Fuhren abgeholfen werden mögte, behörige Fürsorg und zulängliche Vorsehung zu pflegen. Als will ein Hohe Lands-fürstliche Regierung zu dem End' und Abwendung aller Beschwernüssen und Hindernüssen gemessen anbefohlen und gebotten haben, daß, sobald Ihre Kaiserlich- und Catholische Majestät in dero Favorite sich einfinden, und solang dieselbe alda Sich aufhalten werden, diejenige,

welche schwere Fuhren, als: Sand, Ziegel, Stein und andern derley Fuhren, wie die Namen haben mögen, in- oder auser der Stadt zu führen haben, fruhe bis acht Uhr, des Kärnthnerthores mit ein- und ausführen sich gebrauchen können: Dahingegen nach acht Uhr ofterwentes Kärnthnerthor umfahren und durch ein anderes Thor die Aus- und Einfuhr nehmen sollen."

Federlhof und sein Thurm (Der).

Dieses antike Gebäude, eines der ältesten und zur Zeit seiner Erbauung auch eines der größten der innern Stadt, ist im Frühlinge 1845 abgebrochen worden, um in verjüngter Gestalt unter der Aegide seines Besitzers, des Freiherrn von Sina, wieder emporzusteigen, wodurch diese ganze Stadtgegend ihren bisherigen mittelalterlichen Charakter verlieren wird. — Dieser Hof führt, wie so viele andere Häuser, von einem alten Bürgergeschlechte der Stadt seinen Namen, und er erstreckt sich von der Bischofsgasse, wo die Ecke des Hauses eine schöne, leider ebenfalls der Zerstörung zum Opfer zu bringende Steingruppe (wenn wir nicht irren, die Krönung der Himmelskönigin vorstellend) darbietet, dem ganzen Lugeck entlang bis zur obern Bäckerstraße, von wo aus das Gebäude, worin im J. 1712 während seiner Anwesenheit in Wien der große Leibnitz und später der berühmte englische Historiker Robertson wohnten, mit seinem imposanten Thorthurme ganz das Aussehen einer alten Burg hatte. Sowol die ganze Außenseite des Federlhofes, als dessen innerer, sehr geräumiger Hof mit den zwei Freitreppen, Wandvorsprüngen, ungleichen Geschoßen und irregulär geformten Fenstern, beurkundeten die Zeit ihrer Entstehung. Der Federlhof gehörte im 16. Jahrhunderte der Familie Edlasberg, deren Wapen daran am Lugeck, in Stein gehauen zu sehen war. Es bestand in einem grünen, vierfüßigen rund gekrümmten und mit Blutstropfen bemalten Drachen (vom Orden der Drachenritter) mit der Devise:

Pati et abstinere et sapere, a Deo sunt 1414.

Diese Familie übersiedelte vom Lande ob der Enns nach Ungarn und gelangte dort zu großem Reichthum. Ladislaus von Edlasberg, der Stadtrichter von Wien war, 1537 starb und im Innern der Stephanskirche einen Grabstein hat, war einer der Besitzer des Hofes, der nach seinem Taufnamen „das Haus beym Lasla am Lugeck" genannt wurde.

Ganz vorzüglich verdiente der auf der Seite der Bäckerstraße liegende Thorthurm unsere Aufmerksamkeit; er und jener des Lazenhofes waren die beiden letzten Repräsentanten einer Zeit, in welcher man sich kein stattliches Wohnhaus ohne einen Thurm denken konnte und wo der Ausdruck: „er besitzt einen Thurm" einen reichen und angesehenen Mann bezeichnete. Es ist ein sonderbares Spiel des Zufalls, daß beide Thürme, welche gleichzeitig entstanden sein dürften, auch das Loos traf, zu einer und derselben Zeit abgetragen zu werden; er zählte mit den zwei Dach-Abtheilungen acht Geschoße. Schon seit einem Jahrhunderte stand er unbewohnt, und was von seinen einstigen Bewohnern auf uns gekommen ist, gehört mehr in das Reich der Sage als in jenes der Geschichte. Einer interessanten Notiz nach, hatte der Professor Monsberger im höchsten Geschoße des Thurmes eine Kammer inne, in welche er sich in Gewitternächten begab, „um da seltsame Zwiesprache mit Donner und Blitz zu halten," und es soll darin später eine geheimnißvolle Zusammenkunft Statt gefunden haben, zwischen einem uralten Bewohner des Thurmes und einem unbekannten vornehmen Manne, der für Wallenstein gehalten wird. Dieser alte Thurmbewohner soll Oporin gewesen sein, der Famulus des Wundermannes Pa-

racelsus, welcher Krankheits halber in Wien zurückbleiben mußte, als sein Meister im J. 1538 diese Stadt besuchte. Hier brachte sich Oporin durch medicinische und physikalische Kenntnisse gut fort, wohnte eine Zeitlang im Hause des Doctors Laz (im Lazenhofe) und zuletzt als uralter Greis im Thurm des Federlhofs, in dessem fünften Stocke er seine Wohnstube und im sechsten sein Laboratorium hatte. Der Gegenstand dieses heimlichen Besuches blieb unbekannt; da derselbe jedoch wenige Monate vor Wallenstein's Ermordung Statt hatte, so läßt sich leicht schließen, daß es sich um eine astrologische Befragung gehandelt haben möge. — Wenn man von der schwindelnden Höhe dieses sagenreichen Thurmes auf das unten liegende Häuser-Meer der Stadt mit seinen rothen Dächern hinab schaute, so glaubte man aus einer großen grauen Fläche eine Fülle von Moosrosen hervorragen zu sehen. Es läßt sich jedoch nicht in Abrede stellen, daß solch ein halbverwittertes Stück Ruine, wie es dieser Thurm war, einen eigenen Reiz ausgießt über die umliegende blühende Stadt und sie unendlich mehr verschönert, als manches neue Gebäude in seiner modernen Herrlichkeit. Auch länger als diese pflegt sich solche Ruine zu erhalten trotz ihres morschen Ansehens; und wie den Häusern und Burgen geht's auch den alten Geschlechtern selbst. —

Felsenkeller (Der)

zu Liesing bei dem dortigen, besonders in der ersten Zeit der Eröffnung der Eisenbahn täglich von mehreren Tausend Wienern seines trefflichen Bockbieres wegen besuchten Bräuhause des Herrn Held, gehört zu den bedeutendsten der Umgebung der Hauptstadt, und soll nach Schweikhardt's Topographie von Nieder-Österreich drei- und dreißigtausend Eimer fassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lage dieser Bier-Erzeugungs- und Bier-Consumtions-Anstalt ganz geeignet ist, in der Reihe ähnlicher Etablissements eine der ersten Stellen einzunehmen.

Fenstergucker (Der) am Kärntnerthore.

Es gibt menschliche Physiognomien, die uns, so zu sagen, in die Finger fahren. Denn es wird wenig Menschen geben, die sich nicht durch gewisse, eigenthümliche Gesichtsbildungen angezogen oder zurückgestoßen fühlen.

Begegnet mir eine, im gemeinen Wiener Volksleben sehr treffend Watschengesicht genannte Physiognomie in der Nähe des alten Kärntnerthores, so wende ich meine Blicke flugs von dem mir entgegentretenden Watschengesichte ab und beschaue mir den guten alten Steinkopf, welcher über dem Fußgeher-Durchgange des genannten Thores, und zwar auf der Wachstubenseite gegen die Sattlergasse aus einer halb runden fensterartigen Öffnung angebracht ist, und welcher sich wenig um jene bekümmert, welche unter ihm in ewiger Geschäftigkeit aus- und eingehen; er schaut unverwandten Blickes die Sattlergasse hinab, als solle von dorther der Gegenstand seines Harrens kommen.

Du lieber steinerner Kopf, denke ich mir oft dabei, wie manche Vorzüge besitzest du vor vielen, die unter und neben dir daherrennen, und die dich so wenig beachten, als du sie. Sie werfen ihre hohlen Schädel, wie der Vogel Wendehals den seinigen, nach allen Weltgegenden, während du dein compactes Haupt mit stoischer Consequenz stets auf einem Punct gerichtet hältst! — Du bist das schönste Symbol der Beharrlichkeit und eines festen Sinnes, denn du drehst den Mantel nicht nach dem Wind, wie so manches Menschenkind, und du kannst im buchstäblichen Verstande des Wortes ein harter Kopf genannt werden, womit man einen Nagel in die Wand schlagen kann.

Die oftmalige Beruhigung, welche mir

der Anblick dieses Steinbildes gewährt hat, und in vorkommenden Fällen noch immerfort gewährt, erregte in mir den Wunsch, zu erfahren, wessen Conterfei dieses Petrefact eines männlichen Kopfes eigentlich vorstelle, wie uns denn auch das oftmalige Begegnen einer interessanten Person nach deren Bekanntschaft lüstern macht.

Die Nachforschung gewährte keine Ausbeute; sie sagte wenig mehr als die Aufschriften des Kärntnerthores selbst, welche dahin lauten, daß Kaiser Leopold I. die Außenfronte gegen das Glacis im J. 1671, und die innere Seite des schönen Thores gegen die Kärntnerstraße im folgenden J. 1672 erbauen ließ. Mit diesen historischen Daten ist die Tradition verbunden, daß der Baumeister des Thores sich in diesem Steinbilde ein Monument gesetzt, und darin den Meister Pilgram, den Erbauer des schönen Chores in der St. Stephanskirche, nachgeahmt habe.

Diese Sage kann aber aus mehreren Gründen bestritten werden. Die Tracht des Steinbildes ist nicht jene des Bürgerstandes zu Ende des 17. Jahrhunderts, denn sie hat offenbar einen geistlichen Charakter; auch ist keine Ursache denkbar, daß der Erbauer des Thores, wenn es sein Conterfei sein sollte, sich die befremdende Stellung gegen die Wachstube und in die Sattlergasse, und nicht geradeaus in die Kärntnerstraße, oder was noch passender wäre, gegen die rechte Seite, wo sich der Hauptdurchgang befindet, gegeben haben sollte; ferner ist auch das Bauobject nicht so schön und solid, daß der Meister sich versucht fühlen konnte, sich daran verewigen zu wollen.

Die Tracht dieses Steinbildes und die Wendung seines Kopfes gegen das Kloster der Augustiner erzeugten eine zweite Vermuthung, die darin besteht, daß man dasselbe für das Bild eines Mönchs dieses Ordens hält.

Ganz gehaltlos ist diese Sage nicht. Das Steinbild ist in der That die Abbildung eines Mönchs aus dem Augustiner-Orden, und zwar eines Mannes, der zur Zeit, als das Kärntnerthor erbauet wurde, ganz Wien in Bewegung setzte, und gerade damals den Culminationspunct seines Wirkens und Ruhmes erreicht hatte. Es ist nämlich das Bildniß unseres wohlbekannten Paters Abraham a Sancta Clara.

Der weltliche Name dieses sehr merkwürdigen Mannes ist Ulrich Megerle. Er wurde den 4. Juli 1642 zu Kräbenheimstetten, bei der Fürstenbergischen Stadt Möskirch, die unweit von dem Ursprunge der Donau liegt, geboren, und ist unstreitig der originellste Kanzelredner, den Deutschland je besessen hat.

In seinem achtzehnten Lebensjahre schon kam er nach seinem, ihm so lieb gewordenen Wien, dem Schauplatze seiner eben so kräftigen als erfolgreichen geistlichen Thätigkeit. Hier trat er in den Barfüßer-Augustiner-Orden zu Maria-Brunn (der heutigen k. k. Forstlehr-Anstalt), studirte in dem Kloster dieses Ordens zu Wien Philosophie und Gottesgelehrtheit, vollendete hierauf im Ordenshause zu Maria-Brunn das Noviciat, und wurde im J. 1662 Priester dieses Ordens, mit dem Entschluße, wie der Vorredner seiner „Todtencapelle“ sagt: „Die Welt keineswegs zu verlassen, sondern mit ihr nunmehr erst recht zu thun zu haben, indem er die Laster (er hätte auch hinzusetzen sollen, und die Thorheiten) darinnen zu besiegen, die geweihte Hand anlegen wollte.“

Er hat treulich Wort gehalten. Nach einer kurzen Abwesenheit in Baiern kam er als Prediger nach Wien, wo sich von nun an sein Ruf mit solcher Blitzes-Schnelligkeit verbreitete, daß Zuhörer von allen Ständen und aus allen Gegenden des Landes herbeiströmten, ihn zu hören. Er predigte mit gleich großem Zulaufe in allen

Kirchen der Stadt und der Vorstädte. Dieser unglaubliche Erfolg bewog den Kaiser Leopold I. ihn im J. 1669 zum kaiserlichen Hofprediger zu ernennen, welche Stelle er durch vierzig Jahre auch noch unter Kaiser Joseph I. bekleidete, so daß er als solcher in seinem 67. Lebensjahre den 1. December 1709 starb.

Seine ganz auf den Effect berechnete, einen unerschöpflichen Schatz von Witz, Kenntnissen und Lehrsätzen in sich schließende Darstellung ist einzig in ihrer Art. Kein Mittel verschmähend, auf seine Zuhörer mit Kraft zu wirken, erhebt er sich in seinen Vorträgen oft zur hohen, edelsten Beredsamkeit, um gleich darauf zu unfeinen Wortspielen, geschraubten Gegensätzen und selbst zu Possen herabzusinken, wozu ihm nicht selten die gemeine Mundart des Volkes als Mittel dienen mußte. Er hielt mehr als tausend Predigten, welche das treueste Bild von dem Geiste seiner Zeit darstellen.

Es ist daher nicht zu wundern, wenn bei der Erbauung des Kärntnerthores in den Jahren 1671 und 1672 diesem wahren Volks-Manne, diesem allbeliebten Kanzelredner, der zwei Jahre vorher, seiner großen Verdienste wegen, die wichtige Stelle eines Hofpredigers erhalten hatte, und der eben damals der Liebling der ganzen Wiener Welt war, dessen Späße und Kernsprüche in Aller Mund lebten, und dessen Vorträge das allgemeine Gespräch des Tages waren, ein öffentliches Denkmal, und zwar in einer sehr bescheidenen Einfassung gesetzt wurde. Gleichzeitig erschien auch sein den Namen: — „Merks Wien — Lösch Wien“ — führendes Werk, das unter seinen achtzehn umfangreichen Schriften, diesen unerschöpflichen Fundgruben von Witz und Humor, einen vorzüglichen Platz einnimmt, und man fühlt sich bewogen, die Vermuthung zu hegen, der Erbauer des Thores habe die Absicht gehabt, den gewaltigen Redner in seiner kanzelförmigen Steinnische, gleichsam den Text dieses Opus predigend, den Vorübergehenden vor Augen zu stellen. Seine Wendung gegen das Augustiner-Kloster soll den Orden andeuten, dem er angehört, und den Ort seines Domicils bezeichnen.

Und so hätten wir denn, wenn die strengen historisch-kritischen Katone es gütigst erlauben, und den guten Pater Abraham a Sancta Clara nicht von seiner Höhe herabreißen (um mich eines Kraftausdrucks der modernen Kritik zu bedienen) in und an den Mauern unserer Hauptstadt, und zwar an einem sehr gangbaren Orte, das Monument eines Mannes, der dessen in mehr als einer Hinsicht würdiger ist, als manches Pigmäen-Talent unserer Tage, und diese Art von Lithographie oder Steinzeichnung wird unsere papiereren Gesichtshuldigungen so lange und unvergänglich überleben, wie Abraham's derbe Kernsätze und massive Bonmots den leeren Wortkram unserer Tagesliteratur überdauern werden.

Ferdinand-Marien-Bade- und Schwimmanstalt.

Diese den Namen Allerh. Ihrer beiden Majestäten führende Anstalt ist von einer großartigen Beschaffenheit und entstand vorzüglich im J. 1839 gleichsam wie durch Zaubergewalt auf einem öden Eilande nächst dem Augarten in der Leopoldstadt. Auf festen Piloten ruhend umfaßt sie einen Raum von 2000 Geviertklaftern, schließt im linken Flügel zwei Schwimmschulen ein, eine für Damen, die andere für Herren; in dieser fungirte als Lehrer der geschickte Schwimmer Burian. Die Communicationsgänge sind so geräumig, daß sie zum Conversationsplatz dienen. — Eine bedeutende Anzahl von Voll- und Extrabädern reihet sich diesen zwei Localitäten an. Durch einen erbaueten, oberhalb der Anstalt spornartig in die Donau hinausragenden Damm wird das

von Nußdorf herbeiströmende Wasser über eine, unter einem Brückenkopf mit Holz ausgefütterte Falle der Anstalt einerseits zugeführt. Die der Donau zugekehrte Badefronte gewährt einen imposanten Anblick und eine schöne Aussicht; aufwärts auf den Josephs- und Leopoldsberg, vorwärts auf den Donauarmspiegel und die jenseits liegende grüne Au; abwärts auf die Tabor- und Eisenbahnbrücke. — Durch einen breiten geländerten Gang, welcher mittelst Brücken unter immerwährendem Schatten über kleine Donau-Adern führt, gelangen Freunde der Natur und schöner Garten-Anlagen in den anstoßenden Augarten; auch wird durch eigens zum Besuch dieses Bades bestehende Stellwägen, welche am rothen Thurmthor halten, die Zufuhr dahin immerwährend unterhalten.

Ferdinands-Wasserleitung.

Eine der ersten, und in Bezug auf Wien's Vorstädten auch wichtigsten Regentenhandlungen S. M. des regierenden Kaisers ist die Errichtung dieser, seinen Namen führenden Wasserleitung, wodurch dem Wassermangel aller Vorstädte mit einem Male und für immer abgeholfen wurde.

Das Gebäude der Leitung befindet sich in der Gegend von Nußdorf. Das Verfahren zur Vertheilung des Wassers in die einzelnen Vorstädte ist das Resultat der Forschung des mit der Ausführung beauftragten Professors Sprenger. In einem großen Riesen-Bassin sammelt sich alles Saugwasser der nahen Donau und wird hier ganz filtrirt. Von da aus wird es durch Dampfmaschinen schräg durch Röhren mittelst vieler Kolben und Ventillen auf einen höchsten Punkt gebracht, der es dann durch zahllose Röhren in die einzelnen Vorstädte leitet. In jedem Quartale wird durch diese Dampfmaschine eine Quantität von 6,387,000 Eimer Wasser in die von ihr bewässerten Stadttheile befördert.

Feuerlösch-Anstalten (Die)

sind in Wien so trefflich eingerichtet, daß der Bewohner dieser Stadt, welcher die Wirkungen dieses furchtbaren Elements nicht anderwärts kennen gelernt hat, kaum die Schrecken seiner verheerenden Nähe ahnet. Wenn der Thürmer zu St. Stephan den dumpfen Schlag an die Riesenglocke schlägt, die rothe und weiße Fahne herabweht gegen die zu bezeichnende Stelle, wo das Feuer lodert, da behält Alles seine ruhige, furchtlose Stille. Selbst in demselben Hause Wohnende kennen kaum einige Furcht von dem entstandenen Feuer. Dagegen durchrollen aber, wie von einem Zauber herbeigeführt, Wagen mit Feuerspritzen, Wasser und Löschgeräthe beladen, die Straßen; Feuercommissäre, Maurer, Zimmerleute und Schornsteinfeger eilen der Stätte des Brandes zu; Tamboure schlagen Allarm und es sammeln sich Militär- und Polizei-Mannschaft, um Dienste zu leisten und Ordnung zu halten. — Schon seit uralten Zeiten bestand in Wien eine Feuerordnung, und das Patent vom J. 1759 liegt dem gegenwärtig bestehenden zu Grunde. Dieses wurde im J. 1817 von Kaiser Franz I. erlassen und mit den auf die Baupolizei Bezug nehmenden Anordnungen vermehrt. Es enthält die Vorschriften zur Verhüthung und Verminderung der Feuergefahren, so wie zur Entdeckung und Unterdrückung wirklich entstandener Feuersbrünste und die Maßregeln, welche nach Dämpfung derselben zu ergreifen sind. — Die städtische Feuerlösch-Anstalt ist dem Unterkammeramte, welches zugleich die magistratische Behörde in Bausachen ist, zugewiesen. Bei diesem Amte, dessen Personale bei Feuersbrünsten erscheinen muß, wird das Feuerlösch-Personale (nämlich: vier Feuerknechte, vier Kutscher, vier Stalljunge und 26 Feuertaglöhner) auf städtische Kosten erhalten, und es muß Tag und Nacht bei der Hand sein. Auch stehen drei

Paar Pferde fortwährend in Bereitschaft. Der städtische Feuerwerkspächter ist verpflichtet, 42 Paar Pferde zu stellen, wovon sechs Paar im städtischen Zeughause am Hof, sechs Paar in der Salzgrieskaserne, fünfzehn Paar im Hause des Pächters am Salzgries und fünfzehn Paar in einer nahen Vorstadt eingestellt sind, die er aber am Tage, aber nur in der Nähe des Unterkammeramtes bei der Stadtsäuberung beschäftigen darf. Zur Nachtzeit und an Sonntagen müssen aber von ihm achtzehn Paar Pferde in den Feuerstallungen, und die übrigen in seinen eigenen Lokalitäten bereit gehalten werden. — Jede Nacht halten ein Feuerknecht, ein Kutscher, ein Stalljunge und zwei Feuertaglöhner die Wache, und zwar angekleidet, eben so einige Rauchfangkehrergesellen, ein Maurer- und ein Zimmergeselle. Zum steten Gebrauche werden gehalten: fünf große Feuerspritzen auf Wägen, vier Tragspritzen, 26 Wasserwägen, zwei Zeugwägen, und ein Transportwagen für zwölf Individuen sammt den erforderlichen Nebenrequisiten.

Feuersbrünste.

Wien wurde im Laufe der Zeiten, besonders ehe noch Feuerordnungen bestanden, deren älteste der Stadtrath im J. 1454 erließ, vom verheerenden Wüthen der Flammen heimgesucht, und einige Mal sogar dem völligen Untergange nahe gebracht. Die merkwürdigsten Feuersbrünste werden hier angeführt:

Den 5. August 1258 nach Mitternacht entstand zu Ottokar's Zeit ein Brand, der die Stephanskirche mit ihren Glocken, das deutsche Haus, das Johannesspital in der Kärntnerstraße und über die Hälfte des Dominikanerklosters verzehrte. Vier Jahre später erneuerte sich diese Stadtplage. Die Chroniken lassen es an Vorzeichen des Unheils, an Kometen, Sonnen- und Mondesfinsternissen, so wie an Erdbeben nicht fehlen. Es sollte aber unter der Regierung des genannten Fürsten noch ärger kommen. Am 28. März 1276 entstand Feuer in der Singerstraße, bald darauf am 16. April unter einer gänzlichen Mondesfinsterniß am Kienmarkt und hohen Markt, wodurch beide Plätze und die genannte Straße größtentheils in Asche gelegt wurden. Kaum hatten sich die Gemüther von diesen Schrecknissen erholt, als am 30. April an einem Donnerstage vor dem Schottenthor gleich außerhalb des Stadtgrabens in einem Ziegelofen abermals Feuer entstand. Der Sturmwind trieb die wilden Gluthen in die Stadt. Kirche und Kloster der Schotten fingen zuerst Feuer; dann ergriff es die Gotteshäuser am Peter, bei St. Stephan, die Minoriten, St. Michael und mehr oder weniger alle übrigen. Ganz verschont blieben nur 150 Häuser in der Gegend des neuen Marktes, das Widmerthor (bei der Burg) und das Kärntnerthor mit dem Thurm.

Nach diesem Brande gab König Ottokar den Bürgern zum Aufbau ihrer Häuser die Wälder Preis, erließ ihnen auf fünf Jahre alle Abgaben, gab der Stadt durch sechs Monate vollkommene Marktfreiheit, hob auf fünf Jahre alle Zünfte auf und begünstigte auf eine kräftige Art die Einwanderung, wodurch er sich den Ruhm erwarb, der zweite Begründer Wien's genannt zu werden.

Wie unter Ottokar schienen auch unter Friedrich dem Schönen die wilden Flammen binnen wenigen Monden sich die Stadt zum Opfer ausersehen zu haben. Anfangs Dezember 1318 und gegen Ende März 1319 ging, das erste Mal in der Wallnerstraße, das andere Mal in der Wohnung des Pfarrers zu St. Stephan eine Feuersbrunst auf, die den Kohlmarkt mit der Michaelskirche, die breite Straße (heute Breunerstraße), den Graben, den Peter, den hohen

Markt, den Stock-im-Eisen, die Singer- und Kärntnerstraße bis an den neuen Markt verwüstete.

Mit König Matthias und seiner Gemalin waren (1483) wohl 400 neapolitanische Edelherrn mit Künstlern und Arbeitern nach Wien gekommen, die der Königin nachzogen, und von denen einige Sterndeuter und Alchymisten waren, die zwei Lieblingsbeschäftigungen des Königs, der ihnen im Betrieb ihrer Gewerbe allzugroße Freiheit gestattete. Diese Goldmacher setzten in Folge dessen ihr eigenes Haus bei St. Pankraz (heutige Nuntiatur) den 7. Juli 1488 in Flammen, welche in kurzer Zeit über 100 Häuser ergriffen, wozu auch der Schottenthurm kam, in welchem die größte Glocke schmolz.

Im J. 1489, als ein großer Theil der Stadtbewohner sich bei St. Ulrich der Osterfeier erfreute, kam bei einem Bäcker am hohen Markt Feuer aus, welches mehr als 200 Häuser in Asche legte.

Der große Brand vom J. 1525 entstand im fürstlichen Zeughause nächst der Burg, damals noch das Cillerhaus genannt (heute Amalienhof); er fraß von St. Michael bis zu den Büßerinnen in der Singerstraße (heute Franziskanerkloster) gegen 400 Häuser.

Am 24. April 1590 verzehrte eine am Stubenthore ausgebrochene Feuersbrunst einen großen Theil des Stuben- und Kärntnerviertels. Am 21. April 1627 kam um 10 Uhr Vormittags in der Riemerstraße durch die Unvorsichtigkeit einer Magd, die Schmalz siedete, Feuer aus, welches das Jakobskloster, die Riemer-, Grünanger- und Schulerstraße, einige geistliche Häuser von St. Stephan, den hinteren Theil des Bischofshofs, einen Theil der Wollzeile, beide Bäckerstraßen, den Regensburger- und Köllnerhof, die obere Zeile des alten Fleischmarktes, den kleinen und großen goldenen Hirschen, die goldene Sonne gegen den rothen Thurm, den Steirerhof, zusammen 147 Häuser in Asche legte. Die Brunst währte den ganzen Tag, und die mehrmals wechselnde Richtung des Windes trieb das Feuer auf den Kienmarkt unter die Juden, von dort den Salzgries hinab über die Schlagbrücke, wo es mehrere Schiffe auf der Donau und zehn Häuser im untern Werd (Leopoldstadt) verzehrte.

Am 24. Juni 1759 war die letzte große Feuersbrunst, die mit jener unter Ottokar und Friedrich dem Schönen verglichen werden kann, und die einzige bedeutende ist, von welcher die Vorstädte heimgesucht wurden. Im großen Starhemberg'schen Freihaus auf der Wieden entstanden, fraß sie dasselbe bis auf den Grund und mehrere Häuser gegenüber. Der Sturmwind trug die Flammen gegen den Schwarzenberg'schen Garten, welche die dortigen großen Palläste so schnell verzehrten, daß nicht einmal alle Pferde und Maulthiere, viel weniger von den bedeutenden Vorräthen gerettet werden konnte; sie drang von hier den Rennweg hinauf in die Grasgasse, in die Ungargasse, auf die Landstraße, und vertilgte von Erdberg 32 Häuser bis gegen die Donau hinab. Der wüthende Brand dauerte zwei Tage und die Nacht dazwischen, und hatte ganz Wien zittern gemacht.

Fiaker.

Diese sinnlose Benennung für Lohnkutscher war mir immer ein Gräuel, dessen gänzliche Beseitigung um so wünschenswerther ist, wenn man bedenkt, daß Fiaker ein französischer Heiliger ist, der dort ehemals sehr verehrt wurde, und daß gar kein Grund vorhanden ist, eine rohe Volksklasse mit diesem Namen zu bezeichnen. Im J. 1680 erhielt zu Paris ein gewisser Sauvage die erste Bewilligung, Lohnwa-

gen zu halten, die er bei dem Hotel St. Fiacre aufstellte, woher in der Folge alle Lohnkutscher den Namen des Heiligen erhielten.

Die Zahl dieser Miethfuhren, die sich durch ihre Schnelligkeit und Sicherheit auszeichnen, belauft sich in Wien beinahe auf 700. Sie sind auf bestimmten Plätzen und in Gässen der Stadt und Vorstädte vertheilt, und stehen von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends in Bereitschaft. Die Wagen sind mit Nummern versehen und stehen unter der Aufsicht eines Commissärs der k. k. Polizei-Oberdirektion. Seit Entstehung der Gesellschaftswagen und Eisenbahnen gibt es auch Fiaker-Vereine, welche um bestimmten Preis in nahe Örter, z. B. Hietzing, Döbling fahren. — Die Wiener Fiaker sind die kühnsten und geschicktesten Kutscher und voll schlagfertigen Humors, echten Mutterwitzes und origineller Ideen. Doch sind sie hin und wieder auch die Roheit selbst, besonders in der Behandlung ihrer Pferde. Noch auffallender ist die Frechheit des Schnellfahrens; denn sie kommen darin den Herrschaftskutschern gleich.

Ein Wiener und ein Badner Fiaker geriethen mit einander in Streit, wobei dieser jenen einen Residenzschnipfer nannte, worauf ihm der Wiener wieder — auf die Badner Bäder anspielend — ein Schwefelhölzel zurückrief. Es ist sonderbar, daß sich der Badner über den erhaltenen Titel mehr ärgerte, als der Wiener, obgleich der erhaltene Scheltname Schwefelhölzel viel nichtssagender und weniger ehrenrührig ist, als Residenzschnipfer.

Daß jedoch der Name Fiaker noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Wien nicht gebräuchlich war, geht aus einer Verordnung vom 7. März 1721 hervor, womit alle Lehnkutscher, die sich in großer Anzahl mit ihren Wagen auf die Freiung stellten und den vorbeifahrenden Herrschaften den Platz benahmen, und sonst allen daselbst Wohnenden viele Ungelegenheiten besonders zur Sommerszeit verursachten, vom Platze abgeschafft wurden, und keiner durfte sich mehr dahin stellen, sondern ihre Pferde und Wagen mußten sie so lange zu Hause behalten, bis sie zu den Fuhren abgeholt würden; zur Nachricht eines jeden, der ihrer bedurfte, mußten sie Tafeln vor ihrer Wohnung aushängen, und wenn sie mit einer Fuhr versehen waren, mußten sie die Tafel ab- und hineinnehmen.

Finanz-Ministerial-Pallast.

Der großartige Sinn des unsterblichen Prinzen Eugen von Savoien zeigte sich in allen Verhältnissen seines thatenreichen Lebens. Als Feldherr siegreich, wie kein anderer seiner Zeit, durch die Schärfe seiner Combinationen, zeigte sich die Schärfe seines Geistes nicht minder in den friedlichen Denkmälern, welche er uns hinterließ. Dies sind die großen Gebäude auf seinen Gütern und in Wien. Das Belvedere und sein Pallast in der Himmelpfortgasse sind die bedeutendsten derselben.

Dieser ist gegenwärtig das Hotel des k. k. Finanz-Ministeriums. In diesem Pallaste starb der Prinz Eugen am 21. April 1736. Der Pallast, von Johann Bernhard Fischer von Erlach erbaut, kam an den k. k. Hof, wurde unter Joseph II. der Sitz der obersten Justizstelle und erhielt dann später seine gegenwärtige Bestimmung.

Im J. 1628 stand hier grundbücherlich das sogenannte alte Ballhaus; es gehörte einem Privaten und führte den Namen des „Boierschen.“ Es wurde 1658, wahrscheinlich seiner Geräumigkeit wegen, zu den öffentlichen theatralischen Vorstellungen gebraucht. In den Jahren 1664 und 1665 besaß oder pachtete es die Stadt Wien vorübergehend zu diesem Zwecke, und 1671 wollte dessen Eigenthümer, der Reichshofraths-Kanzlist Hüttler, darin das National-Theater errichten. Im Widerspruche

damit findet sich aber, daß 1685 der Kammergraf zu Salzburg, Peter Hilferting, sein Pollicinell-Theater dort aufschlug, was aber nur kurze Dauer hatte, denn bald benützten es wieder fremde deutsche Theater-Unternehmer, die von 1692 an mit italienischen Opern-Impresarien abwechselten. In dem 1701 bei Johann von Ghelen gedruckten ersten Wiener-Häuser-Schema (Seite 108) erscheint es als „Herrn **Fauconets**, Kayß. Hoff-Hutmachers Pallhaus," und verschwindet bald darauf ganz, da es mit einigen kleinen Nebenhäusern von Prinz Eugen zur Erbauung seines Pallastes erkauft wurde.

Es ist ein mächtiges, imposantes Gebäude, mit Abzeichen, welche seine ehemalige Bestimmung als Wohnsitz eines Helden andeuten. Es befinden sich außer der Wohnung des Herrn Präsidenten der k. k. allgemeinen Hofkammer verschiedene Bureaux der vor sein umfassendes Ressort gehörigen Amtsbranchen daselbst. Das Gebäude, an und für sich betrachtet, gehört ohne Widerspruch zu den herrlichsten Pallästen der Hauptstadt, was Kühnheit und Adel des Styles und Solidität des Baues betrifft. Dies muß überhaupt von allen Bauten der trefflichen Fischer von Erlach gerühmt werden. Es ist vier Stockwerke hoch, wovon die zwei untersten nur Halbgeschoße sind; hingegen ist das dritte, oder die belle etage, sehr hoch, das vierte aber wieder nicht sonderlich hoch. Diese beiden Etagen sind, so lang das Gebäude ist, mit 18 jonischen Wand-Pfeilern und vielen Armaturen verziert. Zwischen zwei solchen Wandpfeilern ist allezeit ein Fenster, folglich hat jedes Stockwerk deren siebzehn. Das Dach ist nach ital. Schule ganz glatt gebaut und mit einer Balustrade umgeben, auf welchen 18 in Stein gehauene, schöne, große Statuen stehen. Die Thore dieses prächtigen Pallastes, deren drei sind, haben ihre besondere Verzierung und über einem jeden steht ein Balkon. Der Hof ist viereckigt und ziemlich groß, und wird von einem schönen Hintergebäude umgeben. Vorzüglich ist die schöne mit Statuen besetzte Stiege, welche in dem engen Raum so zweckmäßig angelegt ist, daß sie das Ansehen des größten Gebäudes hat, zu bewundern, ingleichen der über dieselbe befindliche gemalte Plafond. Die Zimmer sind alle groß und waren unter Eugen unvergleichlich kostbar möblirt; man sah damals in drei Vorgemächern statt der Draperien die Bataillen und Belagerungen, welche dieser große Held unternommen hatte, auf Leinwand gemalt.

Das kolossale Gebäude war binnen zwei Jahren vollendet, und Prinz Eugen empfing darin am 9. April 1711 den türkischen Gesandten. Bis 1837 befand sich auch die Münzstätte in diesem Pallaste. Das anstoßende Münz- und Bergwesen-Gebäude in der Himmelpfortgasse, so wie das sogenannte Kupferamt in der Johannesgasse (973) kamen im J. 1753 zu Stande.

Als die Kaiserin Maria Theresia dasselbe am 4. Sept. besichtigte, wurden auf zwei in aller Eile zu dem Ende in dem noch nicht ganz vollendeten großen Prägsaal eingerichteten Stoßwerken goldene und silberne Denkmünzen mit der Aufschrift:

Augusta praesentia Neo Domum Monetariam
Primo hoc Nummo consecrat IV. Sept. MDCCLIII.

geprägt, welche die Monarchin an die anwesenden Damen und Cavaliere und andere Personen austheilen ließ.

Findelhaus.

Diese menschenfreundliche Anstalt ist eine der schönsten Früchte der Reise Joseph des II. nach Frankreich 1777. Sie entstand 1784, und ihr erster Standort war im Strudelhofe in der Währingergasse, von wo sie 1788 in das dem Stift Melk gehörig gewesene schöne Gartengebäude in der Alser-

gasse (108) übersetzt wurde, wo sie sich noch befindet.

In den 54 Jahren von 1784, wo die Anstalt vom Staate übernommen wurde, bis 1838 wurden Kinder aufgenommen 184,659, davon sind gestorben 145,920, entlassen 25,559. Die Gestorbenen verhalten sich also zu den Aufgenommenen wie 1 zu 1.3. — Die größte Sterblichkeit war 1812 mit 0.69, die geringste 1829 mit 0.13, und hat seit 1823 20 Procent nicht überschritten. Die Anstalt erfordert einen Kostenaufwand von mehr als 400,000 fl. jährlich.

Finger (Der) des heiligen Johannis Elemosinarius.

Dieser Heilige war Bischof von Alexandria, und ein Finger seiner Hand befindet sich unter den Reliquien der Kirche am Hofe. Er gehörte, der Legende zu Folge, „der Wunderbaren und unverwesenen rechten Hand dieses Heiligen, welche den Zeigfinger und den Daumen, nach Weise eines Allmosen gebenden gekrümmet, und gegen einander jedoch nicht gänzlich zusammen hält, und als ein großer Schatz mit Ehrerbietigkeit in unser Pauliner Closter-Kirche zu Wienerisch-Neustadt aufbehalten, und an dessen Festtag zu öffentlicher Verehrung ausgesetzet wird. Der kleinste aber und der Goldfinger mangeln. Man besehe die Historie Translationis dieses H. Johannis, die der Herr Georg Draßcoviz Bischof zu Fünffkirchen in Hungarn beschrieben, und Bollandus heraus gegeben. Der ganze Leib dieses H. Bischoffs ward An. 1526. nach unglücklicher Schlacht mit den Türken bey Mohaz, sammt allen Kirchen Schatz der Königlichen Capelle zu Ofen, von den Jesuiten nach Maria Thal, und weiters in Österreich nach Neustadt salvirt; als sothaner Schatz aber An. 1530. auf Befehl Königs Ferdinand durch Herrn Grafen Johann Szalai abgehohlet, nach Prespurg abgeführet, und dem Capitel eingeantwortet worden, ward mehr gedachte rechte Hand dem Closter zu Neustadt zur Gedächtnus der Erkanntlichkeit für die Erhaltung verehret, und allda zuruck gelassen."

Fink (Adalbert).

Im J. 1632 den 18. Febr. ist Stephan Adalbert Fink, Hörer der juridischen Wissenschaften zu Wien, wegen des an Michael Wischenauer, gewesenen Bildhauers, begangenen Mords an die Richtstätte vor dem alten Universitäts-Gebäude im Kreise bewaffneter Soldaten geführt worden. Es war bereits zur Exequirung der Justiz Alles bereit, der Sarg stand schon im Hofe des Universitäts-Gebäudes, und der Scharfrichter hinter Fink, umgeben von den Soldaten. Zuvor wurde dem Fink in Gegenwart der Consistorialen und des Volkes sein Verbrechen vorgelesen und befragt: ob er dasselbe gestände? Und als er bei der Aussage verblieb, wurde das am 15. Jänner gegen ihn geschöpfte Urtheil folgenden Inhalts publicirt: „In der Criminal Sache, eine Entleibung betreffend, welche Stephanus Adalbertus Fink, Studiosus, an weyland Michaelen Wischenauer, gewesten Burgern und Bildhauer allhier, den 30. Dezember dieses abgewichenen Jahres, seinen Fürgeben nach so bezechter und trunkener, daß er sich der That anders nicht, als gleichsam in einem Traum zu erinnern wisse, vollbracht dieses seines Fürgebens aber durch unterschiedlich beeydigter Zeugen, Depositiones und Aussagen, daß er nemlich so bezecht und trunken, als er fürgibt, nicht gewesen, convincirt und überwiesen worden. Ist von Herrn Rectore u. Consistorio allhiesiger Universität zu recht erkennet, der Thäter sey an die Richtstatt zu führen, dem Freimann zu überantworten, und durch denselben mit dem Schwerdt vom Leben zum Todt hinzurichten."

Als aber der Verurtheilte vor dem Rektor niederkniete, und flehentlich denselben

um Vertröstung und Fürbitte bat, wurde die kais. Resolution öffentlich verlesen, und ihm damit das Leben geschenkt.

Firmian (Leop. Maxim. Graf von).

Er wurde 1766 zu Trient geboren, empfing, nachdem er die theologischen Studien vollendet hatte, zu Salzburg 1792 die Priesterweihe, und wurde vom Papst Pius VI. als Domherr daselbst und zu Passau bestätigt; 1797 wurde er von dem damaligen Fürst-Erzbischof zu Passau, Grafen von Thun, zu seinem Weihbischofe designirt; 1800 ward ihm das erledigte Bisthum Lavant in Kärnten zu Theil, welche Würde er bis 1818 bekleidete, wo er durch den Tod des Grafen Colloredo, Fürst-Erzbischofs von Salzburg, zur Administration dieser Stelle berufen wurde. Firmian's vielgeprüfte Amtstreue und gläubig-biederer Sinn verschaffte ihm endlich noch einen glänzendern Wirkungskreis, da ihn Kaiser Franz I. nach Ableben des Grafen von Hohenwart den 2. Juni 1822 zum Fürst-Erzbischof von Wien ernannte, welche Würde er mit regem Hireneifer und gediegenen religiösen Gesinnungen bis an seinen Tod bekleidete. Er starb, der letzte des alten Geschlechtes der Firmiane, im 66. Jahre seines Alters, und im 35. seines Episcopates, den 29. Nov. 1831, und wurde in der St. Stephanskirche im großen Frauenchore, nicht weit von dem St. Antonius-Altare, zur Erde bestattet. Unter den Erzbischöfen Wien's war er der fünfte.

Fischament

ist ein Markt und auch nahe daran ein Dorf; beider Name ist aus Fischa am Ende entstanden, weil die Fischa in seiner Nähe sich in die Donau ergießt. Die Lage beider Ortschaften setzt sie häufigen Überschwemmungen aus, die gleichwohl nicht vermögend sind, dem Markte seine Wohlhabenheit zu nehmen.

Als 1784 Fischament von dem aufthauenden Eise so überfluthet war, daß die Hälfte der Einwohner ihre Häuser, die neun Tage unter Wasser standen, verlassen mußten, ereignete sich ein besonderer Zufall. Von allen Seiten waren Leute und behördliche Commissäre herbeigekommen, um über die Rettungs-Maßregeln zu berathschlagen. Diese Unterredungen waren mehrere Tage fortgesetzt worden, und am letzten Tage bestiegen die Berathschlagenden den merkwürdigen alten Marktthurm, um die unter Wasser stehende Gegend besser überblicken zu können. Als sie sich auch hier eine Zeit lang besprochen hatten, trat ein Marktbürger zu ihnen, der auf die Frage: was da zu thun sei, die Antwort gab: wenn Gott nicht hilft, so ist auch keine Hilfe mehr. Und in demselben Momente krachte die ungeheuere Eisdecke, brach, zertheilte sich und wälzte sich majestätisch und ohne Schaden anzurichten fort.

Von dem Alterthume des Thurmes überzeugt schon seine Bauform. Ein Fisch, schön vergoldet, ist auf seiner Spitze zu sehen, und ein Bewohner der tiefen Gewässer schwebt hier hoch in der Luft und verrichtet die Dienste eines Wetterhahnes. Dieser schuppichte Barometer ist auch der allgemeine Wetteranzeiger des Ortes, wo Jedermann weiß, was es zu bedeuten hat, wenn der Thurmfisch vom Winde gedreht, da oder dort hinsieht.

Der Thurm ist die Wohnung des Marktwächters und soll sein Dasein folgendem Ereignisse verdanken: Vor einigen Jahrhunderten wurde eine reisende Dame — nach einer Tradition eine englische Gräfin — in einem strengen Winter mit ihrem ganzen Gefolge von vielem Schnee in dieser Gegend überschüttet, und entging dem Tode nur durch die Hilfe der in der Nähe befindlichen Leute vom Orte, die auf ihr Geschrei herbeikamen. Aus Dankbarkeit und als Richtpunkt für Verirrte ließ sie hierauf den hohen Thurm mit dem Fische, als dem Wahrzeichen des Ortes, erbauen.

Durch diesen Thurm läuft die ganze

Passage des Marktes, dessen Centralpunkt er ist, und welchem die benachbarten Eckhäuser ihren vorzüglichen Werth verdanken.

Markt und Dorf Fischament besitzen einen Wald, in welchem jährlich Holz geschlagen wird, wovon jedes Haus einen bestimmten Antheil bezieht.

Fischerdörfel (Das) oder die Fischervorstadt

befand sich im obern Werd, oder in der Gegend rechts vom Schotten- bis zum Neu- (oder Werder-) Thore. Es enthielt ein Augustinerkloster, und als diese sich in die Stadt nächst der Burg zogen, ein Hospital und die Carmeliter. Das Fischerdörfel war mit einem Wassergraben umgeben; jenseits dessen erhob sich die Schottenpeunt, der Schottenhügel (Währinger-Straße), am Fuße desselben die Neuburger- (Drei-Mohren-) Straße mit dem alten Neuburger-Hof und dessen Capelle.

Sie erstreckte sich vom heutigen Schanzel bis zum untern Arsenal, in der Gegend des heutigen Neuthors und der ausgedehnten Festungswerke. In ihr befand sich die Kirche zu St. Johann, deren Ursprung unbekannt ist. Einige schreiben ihre Gründung dem heil. Severin zu, weil dessen Biograph Eugipp anführt, daß Severin eine Kirche zu Ehren des heil. Johann nahe bei der Stadtmauer erbaut habe, und weil die Entlegenheit der Kirche zu St. Johann an der Als, dem heutigen Lazareth, mit dieser Angabe nicht vereinbarlich sei. Bei dieser Kirche befand sich ein kleines Kloster, welches die Augustiner so lange besaßen, bis Friedrich der Schöne das Augustinerkloster in der Stadt gestiftet hatte, welches sie am 1. Mai 1327 unter ihrem Prior Hermann bezogen. Wahrscheinlich ist St. Johann in der Fischervorstadt dann zu einer Pfarre erhoben worden, weil in den Gedenkbüchern des magistratischen Archives eine Reihe Pfarrer zu St. Johann in der Fischervorstadt aufgeführt erscheint. Im J. 1346 ward ein Spital, das nächst dieser Kirche stand, aufgehoben und mit jenem vor dem Widmerthor vereinigt. Um das J. 1360 nahm Herzog Rudolph IV. die Carmeliter in Wien auf und wies ihnen das Kloster zu St. Johann zum Sitze an, wo sie bis 1386 verweilten. Die Fischervorstadt und das Kloster wurde bei der ersten türkischen Belagerung Wien's niedergebrannt und entstand nicht wieder.

Fischer von Erlach.

Alle biographischen Werke und alle Beschreibungen Wien's sind über diesen in Wien's Kunstgeschichte hochberühmten Mann reich an Irrthümer; kaum bemerken einige davon, daß es zwei gleichtüchtige Baukünstler dieses Namens gegeben hat und keines unterscheidet, welche Gebäude vom Vater und welche vom Sohne herrühren. Der österr. National-Encyclopädie gebührt das Verdienst diese Verwirrung nach Möglichkeit gehoben und einiges Licht über die Biographie zweier Männer gebracht zu haben, deren Meisterwerke zu den größten Zierden Wien's gehören. Hier folgt das Wesentliche davon:

I. Joh. Bernh. Fischer von Erlach wurde zu Prag (nach Andern zu Wien) 1650 geboren. Er ging in jungen Jahren nach Rom, wo er die herrlichen Denkmale der Alten studirte, aber auch alle Fehler sich aneignete, welche man seinen Arbeiten vorwirft, und deren Veranlassung im bizarren Geschmacke der Zeit lag. In die Heimath zurückgekehrt wußte er in kurzer Zeit Aufmerksamkeit zu erregen. Er erhielt den Auftrag, für den nachmaligen Kaiser Joseph I. einen Sommerpallast zu bauen, und so entstand 1696 die erste Grundanlage des heutigen Schlosses Schönbrunn. Sie erhielt so sehr den Beifall des Hofes, daß F. zum ersten Architekten ernannt, und von Joseph I. später in den Adelstand mit dem Prädikate von Erlach erhoben wurde. Obgleich F. beinahe in allen seinen Gebäuden als Anhänger

der Bernini'schen Schule erscheint, (selbst Schönbrunn erinnert, die Fenster etwa ausgenommen, an Berninis Styl) so bewies er dennoch mehr Geschmack in den äußern Verzierungen. – Er entwarf seit dem alle bedeutenderen Bauwerke, wurde Oberlandbaumeister, und genoß bis zu seinem Todesjahre 1724 alle Auszeichnungen, die seinem Talente gebührten. Bei den meisten seiner Werke leitete den eigentlichen Bau sein Sohn, Joseph Emanuel. Im Allgemeinen sind alle Gebäude Fischer's durch ihren Totaleindruck von außerordentlicher Wirksamkeit und beurkunden einen Genius, dem die Weihe der Kunst im reichen Maße zu Theil wurde. Alle Fehler seiner Schule vereint, enthüllte der Triumphbogen, den er 1699 zur Vermälung Joseph des I. errichtete; die Überladung war bis zum Unglaublichen getrieben. Eine bessere Richtung zeigte das hölzerne Modell des Denkmales zu Ehren des h. Joseph auf dem hohen Markte; die Statuen sind später ganz abweichend von andern Künstlern ausgeführt worden. 1700 wurde die alte kleine Peterskirche abgetragen und die Herstellung einer größeren beschlossen. Dieser Künstler zeichnete den Entwurf und leitete den Bau, der 1702 begann und bei seiner Vollendung als ein Meisterwerk erster Größe da stand. Eben so glücklich fiel Prinz Eugen's Pallast in der Himmelpfortgasse (der heutige Finanz-Ministerial-Pallast) aus. Würdig schließen sich diesem Bauwerke an: Das Gebäude der vereinigten Hofkanzlei in der Wipplingerstraße, das Bathyany'sche Palais auf der Freiung, das vormals Trautson'sche in der Vorstadt St. Ulrich, (jetzt die ung. Leibgarde), die sogenannte Mehlgrube, auf dem neuen Markte u. a. m. Als Schriftsteller hinterließ er folgende Werke: Entwurf einer historischen Architektur, in Abbildungen verschiedener berühmter Gebäude des Alterthums und fremder Völker auf eigene Kosten herausgegeben, das 1712 laut der Handschrift in der k. k. Hofbibliothek, vollendet, 1718 und 1721 zu Wien im Drucke erschienen ist. Das ganze Werk zerfällt in 5 Theile: 1. Hebräische, ägyptische, syrische, persische und griechische Gebäude; 2. römische; 3. arabische, türkische und einige neuere persische, chinesische und japanesische; 4. Gebäude von seiner Erfindung und Zeichnung; 5. griechische und römische Vasen und mehrere wieder von seiner Erfindung. Als 1713 die Pest in Wien wüthete, gelobte Carl VI. eine Kirche zu Ehren des h. Carls Boromäus zu bauen; am 4. Februar 1716 ward der Grundstein gelegt, und im Oktober 1737 die prachtvolle Carlskirche geweiht. Die meisten Schriftsteller schreiben den Entwurf des Planes F. zu; Freddy in seiner Beschreibung von Wien, und Andere behaupten aber, Dominik Martinelli habe nicht nur den Bau geleitet, sondern auch die Zeichnung dazu entworfen. Sie begründen zunächst ihre Meinung durch die Bemerkung, daß die Carlskirche im angeführten Werke nicht vorkomme, was sehr wohl zu begreifen ist, da dieses schon 1712 vollendet war. Es wird aber allgemein angenommen, daß die Zeichnung von Fischer ist und daß Martinelli den Bau geführt hat. Alle Vorzüge und Mängel, welche Fischers Arbeiten charakterisiren, treten hier hervor. Niemand wird in Abrede stellen, daß der Gesammteindruck von außerordentlicher Wirkung ist, eine höchst geistvolle Auffassung beurkundet, in den Nebenstücken aber Vieles dem Tadel unterliegt. So ist ohne Zweifel in der Frontispice Großartigkeit; allein eine Großartigkeit des Luxus und der Überladung. Eben so erscheinen seine Entwürfe zur Staatskanzlei, zum Hofbibliothekgebäude, zur Reitschule und zu den kais. Stallungen. Über das Mißlingen der letzten soll er sich dermaßen gekränkt haben, daß er aus Gram starb. Die Vollendung von allen genannten Gebäuden erlebte er nicht; den Bau leitete sein Sohn, der im Geiste des Vaters vorwärts ging, und

daher an dessen Ruhme gerechten Antheil hat. Außer Wien sind noch in Prag und Salzburg bemerkenswerthe Gebäude dieses Künstlers. Die Universitätskirche in letzterer Stadt, am 10. November 1707 geweiht, ist im Geiste des Alterthumes ein vollendetes Meisterwerk; das Lustschloß Kleßheim aber weder durch geistige Auffassung noch durch Correktheit ausgezeichnet.

2. Joseph Emanuel Freiherr Fischer von Erlach, Sohn des Vorigen, geboren um 1680, besaß gründliche Kenntnisse in der Mechanik. Er war der Erste, welcher in Deutschland den Gebrauch der Dampfmaschinen einführte. 1721 wurde er nach Hessen-Kassel berufen, wo der Landgraf bei den Bergwerken diese neue Erfindung anzubringen gesonnen war. Die allzugroßen Auslagen hinderten die Ausführung. F. kehrte daher nach Wien zurück und errichtete im fürstl. Schwarzenberg'schen Garten zum Getriebe der Wasserkünste die berühmte Dampfmaschine, damals Feuermaschine genannt. Nähere Nachrichten darüber stehen im Februarhefte der Merkwürdigkeiten Wien's (1727). Der glückliche Erfolg steigerte das Ansehen des Künstlers so, daß Carl **VI.** ihn 1731 in den Freiherrnstand erhob.

Nach den meisten Berichten starb er 1738; dagegen spricht aber die Thatsache, daß er 1740 von Maria Theresia den Auftrag erhielt, einen Entwurf zum Castrum doloris für Carl **VI.** zu entwerfen, das von den Brüdern Schmuzer in Kupfer gestochen erschienen ist. Es bleibt in der That bemerkenswerth, den Todestag eines Mannes nicht aufgezeichnet zu finden, der so viel des Großen und Schönen hervorgebracht hat.

Fischmarkt.

Der älteste Fischmarkt befand sich am Hohenmarkte, wo bis im Anfange dieses Jahrhunderts, der Schranne gegenüber, der Fischbrunnen und ein nach ihm genanntes Haus stand. Heute erinnert an diese vorzeitige Bestimmung des Platzes der noch bestehende Fischhof mit dem Hause zu den drei Fischeln (518), so wie das Haus zum rothen Krebs am Hohenmarkte und auf der entgegengesetzten Seite die darin einmündende Krebsgasse. Damals herrschte ein ungemeines Gewühl auf diesem Markte, das noch durch den Übermuth und mancherlei Unfug der Fischhändler vermehrt wurde. Albrecht der Weise erließ deßhalb einen Befehl, vermög welchen ihnen weder im Winter noch im Sommer erlaubt war, einen Mantel, eine Gugel, oder einen Hut zu tragen; sie mußten bei Sonnenschein, Schnee und Regen bloßköpfig auf dem Markte stehen, so lange sie Fische feil hatten, damit sie um so mehr mit dem Verkaufe eilen und den Leuten einen besseren Kauf machen sollten.

Als die Bevölkerung Wiens zunahm und der Hohemarkt zu andern Zwecken verwendet wurde, erfolgte die Versetzung des Fischmarktes außer dem Werder-, heute Neuthor, in der dortigen nun ganz verschwundenen Vorstadt, die davon den Namen des Fischerdörfels oder der Fischervorstadt erhielt. Der zum Verkaufe der Fische bestimmte Platz befand sich nahe an der Donau, wo drei große, schattige Lindenbäume standen, wo es an Fasttagen, deren es vor Maria Theresia und Joseph **II.** gegen 150 im Jahre gab, toll genug herging, und wohin eine ungeheure Menge aller erdenklichen Fischgattungen aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Österreich gebracht wurden.

Als diese Fischervorstadt bei der türkischen Belagerung verschwand, wanderte der Fischmarkt einige Zeit von einem Orte zum andern, bis er seinen gegenwärtigen Standpunkt nächst dem Walle vom Schanzel- bis zum Fischerthore erhielt. Man kann sich aus folgendem Berichte einen Begriff von der Quantität Fische machen, die vormals in Wien verzehrt wurden.

„Da sah man 14 Wägen mit Hausen, und derer frischen 450, die bei 900 Zenten

gewogen, und nach Bericht des Fischers Dionysii in einem Tag ausgewogen worden. Neben solchen 8 Wägen mit Schayden eines Tags, ingleichen 6 Wägen Brat-Fisch, Hechten und Kärpffen, hernach allerley andere Gattung, als See-Kärpffen, See Punckel, Garauß, zweinzig Wägen. Item 32 Wägen mit Kärpffen aus Böheim; da fand man Wachs-Fisch, Zindel, Schielen, Mayling, Barben, Stierl, Förchen, Salmling, Reinanken, Aschen, Praxen, Eschling, Schieden, Ael, Tück, Schiercken, Sprenßling, Huchen, Alten, Schiegerling, Perschtel, Rutten, Neßling, Roteugel, Streßl, Neunaugen, Stainpays, Kreutterling, Pißgurn, Baldiern, gut Nörfling, Weiß-Fisch, Sichling, Hunds-Fisch, Schnecken, Kreßling, Sängel, Koppen, Grundel, Pfrillen, Lachsferchen, Stier, Häring, Teyffer-Kärpffen, Plateys, Pückling, ganze Wägen und Thunen mit gesalzenen Höchten und Hausen, mit ein Wust-Stockfisch."

Fischerstiege, Fischerthor.

Eine der ältesten Sagen meldet, es sei schon um das J. 882 auf dem Hügel hart an der Donau, am G e s t a d e — im Munde des Volkes a u f d e r G e s t ä t t e n, wie diese Stadtgegend noch genannt wird, — gegen die obere Donauinsel (Roßau) durch die Andacht der Fischer, Schiff- und Kaufleute eine Kapelle zu unserer lieben Frau entstanden. Von der Stelle, wo die Schiffe landeten und wo die Waaren, vorzüglich S a l z am k i e s i g e n Ufer ausgeladen wurde, — woher der Name S a l z g r i e s entstand, — am Fuße des Berges stiegen diese Leute auf dem Steige auch zum alten Ruprechtskirchlein hinauf, oder näher über die von den Fischhändlern erbaute Stiege, die F i s c h e r s t i e g e, zu dieser Mariencapelle am G e s t a d e, oder M a r i a s t i e g e.

Man sieht hieraus, daß die Fischerstiege der älteste Theil der Stadt ist, von wo die Fischer und Schiffleute die Bewohner derselben mit Lebensmitteln, vorzüglich mit Fischen versorgt wurden. Auch der Name Fischerstiege ist uralt, und kömmt schon in den frühesten Urkunden als ad gradus piscatorum vor. Er besteht heute noch und ist auf dem Hause Nr. 369 übergegangen, worauf sich ein uraltes im J. 1839 aufgefrischtes Wandgemälde befindet, eine brückenartige Stiege und die Bibelstelle vom Fischzuge Petri vorstellend, mit der Unterschrift:

> Dieses Haus steht in Gottes Hand
> Zur Fischerstiege wird es genannt.

Dieses Haus ist eines der ältesten Gebäude Wiens und ein Blick in seinem Innern versetzt uns in das 15. Jahrhundert mit seinen architektonischen Mißgestalten und engen Räumen.

Vormals befand sich unten am Fuße der Fischerstiege zwischen den Häusern Nr. 206 und 207 am Salzgriese ein Stadtpförtchen, durch welches man an die hier vorbeifließende Donau gelangt, indem hier die Stadt ihre Grenze hatte. Dieses Fischerthor ist zu Joseph des II. Zeiten abgebrochen worden. Dieses F i s c h e r t h o r ist mit dem heutigen Thore dieses Namens nicht zu vermengen, welches früher das S a l z t h o r hieß und erst nach der ersten Belagerung durch die Türken (1529) nach Aug. Hirschvogl's Plan in seiner jetzigen Form erbaut wurde. Der heutige Name kommt vom nahen Fischmarkte her, der früher am hohen Markte sich befand.

Während der besagten Belagerung hatten von den zwischen Krems und Korneuburg stehenden Reichstruppen zwei Jünglinge, Wolf Graf von Öttingen und Rupert Graf zu Manderscheid, solche Begierde, mitzukämpfen, daß sie nach bereits geschlossener Stadt über die Donau schwammen und am Fischerthore den Wall hinaufgezogen wurden.

Fischtrühel (Das).

Die ersten Bewohner der Leopoldstadt (vormals der untere Werd) waren Gärtner, und vorzüglich Fischer, weil der Aufenthalt

daselbst für ihr Gewerbe am entsprechendsten war. Im dortigen Donau-Canale, vorzüglich (wie noch heute) nächst der Schlagbrücke unterhielten die Fischhändler zahlreiche kleine Schiffe als Fischbehältnisse, welche nicht selten das Fahrwasser beengten. Von ihrer Nähe hat schon seit länger als zwei Jahrhunderten das zwischen dem Dianabade und dem Hause zum scharfen Eck liegende Gasthaus zum Fischtrühel den Namen erhalten. Dieses Gasthaus wurde einst ungemein stark besucht, und man aß dort die besten Fischspeisen in Wien, welches Lob sich gewissermaßen bis heute als verdient bewährt hat. Es hielten vormals darin auch die Vorsteher der einst sehr angesehenen Fischerzunft ihre Zusammenkünfte; diese Zunft und jene der Gärtner sind die ersten der Leopoldstadt, denn schon 1672 verherrlichten sie die Frohnleichnams-Prozession der dortigen Pfarre am 16. Juni. Sie waren die ersten mit ihren ungemein herrlichen Fahnen.

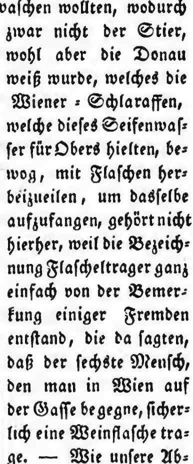


Flaschelträger und Fastnachtbrüder.

In einer im J. 1685 in Druck erschienenen Beschreibung des Landes Österreich finden wir die Stelle:

„Das Land Österreich unter der Enns hat alles, was fast der Mensch bedarf, von Wein, Getreid und andern Victualien. Es wächst auch ein herrlicher Safran allda, welcher dem Wälschen weit vorgezogen und zur Arzenei gebraucht wird.

„Die Einwohner sind eines höflich- und lustigen Humors, gast- und kostfrei, und haben die Gesellschaft lieb, daher man sie auch Flaschelträger und Paschcaler (Fastnachtbrüder) zu nennen pfleget, weil sie stets wohl leben, und auf das Fasten sich nicht viel verstehen, wie die Verse lauten:
Austriakos fertur Paschales nomine dici,
Paschata quod celebrent semper, jejunia nunquam.“



Die zur Sprache gebrachte Schildbürgerhistorie, zufolge der die Baiern einst einen schwarzen, salzburgischen Stier mit unendlicher Seife weiß waschen wollten, wodurch zwar nicht der Stier, wohl aber die Donau weiß wurde, welches die Wiener-Schlaraffen, welche dieses Seifenwasser für Obers hielten, bewog, mit Flaschen herbeizueilen, um dasselbe aufzufangen, gehört nicht hierher, weil die Bezeichnung Flascheltrager ganz einfach von der Bemerkung einiger Fremden entstand, die da sagten, daß der sechste Mensch, den man in Wien auf der Gasse begegne, sicherlich eine Weinflasche trage. — Wie unsere Abbildung zeigt, haben die Wiener selbst ihre Liebe zu einem Glase Wein zu keiner Zeit in Abrede gestellt, sie ergötzten sich über ein Paar Leidträger aus ihrer Mitte, die ihre Weiber zu Grabe trugen, und sich dazu durch einen Schluck Brantwein, den sie unter dem Trauermantel trugen, das Herz stärkten.

Florentiner-Diamant (Der).

Dieser schöne und 532 Gran wiegende große Edelstein ist das kostbarste Stück der reichen kaiserl. Schatzkammer; seine Geschichte ist nicht ohne Interesse.

Ein gemeiner eidgenossischer Lanzenknecht hob ihn nach der blutigen, entscheidenden Schlacht bei Granson vom Boden der Wahlstätte auf, wo auch das prächtige, morgenländische Gezelt des Herzogs Carl des Kühnen von Burgund, sein goldener Thronstuhl, das unschätzbare goldene Vließ, sein Hauptsigill, die Feld-Kapelle und 400 Kisten mit Kostbarkeiten und herrlichen Stoffen, im Ganzen im Werthe von 30 Millionen erbeutet wurden.

Der Kriegsmann, welcher sich besser auf Käse als auf Diamanten verstand, hielt den Edelstein für Glas, wie die zahllosen Silberteller für Zinn, und verkaufte daher den Edelstein für fünf Gulden an den Ersten, der ihn haben wollte. Der nächste Besitzer, ein Genfer Bürger, Bartholomäus May genannt, verkaufte ihn den Genuesern und diese dem Herzog Ludwig Moro Sforza. Durch die reichen Herrn v. Fugger kam er in den Schatz der Mediceer in Florenz und von dort durch den Großherzog von Toskana, Franz I. von Lothringen, Gemal der Kaiserin Maria Theresia, nach Wien. Von seinem vorigen Standorte Florenz hat er den Namen des Florentiners beibehalten. Vor etwa 60—70 Jahren wurde er 1,043,344 fl. geschätzt. Seiner Größe nach ist er ungefähr der dritte unter allen bekannten Diamanten. Er glänzte einst am Diadem des Herzogs Philipp von Burgund, welcher der reichste und prachtliebendste Fürst seiner Zeit war.

Fokanedihaus (an der Wien).

Es befindet sich darin ein beinahe hundert Jahre altes Bierhaus, wovon ein Volksdichter sagte:

Noch andre Orte gibt's, wer mag sie kennen,
Wo man der Ceres Weihrauch streut,
Hier will man nur den Fokaneder nennen,
Er war berühmt zu seiner Zeit.

Es wird dabei zur Erklärung des Namens Fokaneder die Randglosse gemacht, der erste Erbauer dieses Hauses sei ein Falkonier oder französisch Fauconier gewesen, woraus das Volk Fokaneder oder wohl gar Fokanedi machte. So ist es aber nicht; der Name lautet eigentlich Fakoneti und ein Mann dieses Namens war 1733 wirklich Besitzer dieses Hauses, neben welchem das Gebäude des Freiherrn von Glanz und weiter hinauf ein der Karthause Mauerbach gehörig gewesenes Gebäude, sämmtlich mit großen bis an die Kothgasse reichenden Gärten versehen, standen. — Das Focanedihaus ist sehr geräumig und diente der unter Maria Theresia im J. 1767 neu errichteten, den Namen Schloßgarde führenden Leibgarde zum Quartier. Das Gebäude besteht aus drei Höfen und der die zwei untern Höfe trennende einstockige Trakt mit dem Uhrthürmchen zeigt sich uns noch in seiner ursprünglichen alten Form. Ein neuer Zubau ist das vierseitige Gebäude in der Dreihufeneisengasse, zu welchem man mittelst einer Treppe emporsteigen muß, und dessen Hof mit einem Bogengang umgeben ist. Die Nähe des anstoßenden Theaters und der Durchgang vom Steg über die Wien nächst der Schleifmühle machen dieses Haus zu einer sehr belebten Passage.

Folter.

Unter den Babenbergischen und ersten Habsburgischen Landesfürsten war die Milde in Wien's peinlicher Gesetzgebung und in seiner Sittenpolizei durch ganz Deutschland zum Sprichwort und sogar zu einem Gegenstande des Tadels geworden. Unter Albrecht dem Lahmen erscheinen die Gesetze schon härter und blutiger, und von seiner Zeit an steigerte sich die Ideen-Verwechslung von Strafe und Rache, genährt durch den das 14. und 15. Jahrhundert bezeichnenden wilden Parteigeist, durch den verwirrenden Kampf der Fürsten mit den Städten und durch die grausamen Kriege um den Kelch und Hussens Sittenlehre, immer mehr, so daß man in den entgegengesetzten Fehler

verfiel und eine übertriebene grausame Strafgerechtigkeit ausübte.

Man wird sich einen Begriff von der unmenschlichen Strenge derselben machen können, wenn man bedenkt, daß schon in Sachen des täglichen Handels und Wandels, z. B. auf falschen Handschlag, auf betrügerische Wette, auf Fälschung von Maß und Gewicht, auf Meineid u. s. w. in den damaligen Stadtsatzungen die Strafe des lebendig Verbrennens, des Handabhauens, des Ausreißens der Zunge und deren Annagelung an den Galgen gesetzt war. Weit grausamer noch wurden die Haupt- oder Capitalverbrechen bestraft und die Feder schaudert in deren Aufzeichnung zurück und beschränkt sich auf die Bemerkung, daß manche Plätze der Stadt noch im 17. Jahrhunderte pfählen und im achtzehnten viertheilen gesehen haben.

Es macht der Humanität jener Jahrhunderte wenig Ehre, wenn man erwägt, daß man nicht eine Gasse der Stadt oder einen Winkel derselben betreten konnte, ohne irgend einen Apparat der strafenden Gerechtigkeit zu Gesichte zu bekommen. Am St. Stephansfreidhofe, am St. Petersfreidhofe, bei den Schotten waren hölzerne Stöcke oder sogenannte Brecheln zur Abstrafung des müssigen und betrügerischen Bettlervolkes aufgerichtet; auf dem Neuen-Markte, am Graben, bei dem Rothen-Thurm und in der Roßau standen die unter dem Namen der Bäckenschupfen bekannten hölzernen Verschläge, in welchen die Übertreter der Brotsatzung durch Unrath und Wasser geschwemmt wurden; am Hohen-Markte befand sich der Narrenkotter, der Pranger und der verrufene eiserne Käfig, worin der Mensch wie eine wilde Bestie dem Hohne und der Mißhandlung eines rohen Pöbelhaufens preisgegeben war. Diese Apparate standen nächst dem Hause zur silbernen Schlange und dem Fischhofe und wurden erst unter Carl VI. weggeschafft.

Bei so bewandten Umständen versteht es sich von selbst, daß der Rabenstein und der Galgen ebenfalls permanent aufgestellt waren; die im Jahre 1488 unter König Matthias Corvinus verfügte Ausbesserung derselben berief sich darauf, daß selbe seit dem Jahre 1311 unterblieben sei, was das hohe Alter derselben anzeigt.

Die Hauptrolle bei allen diesen Menschenquälereien spielte die Folter, in der Geschichte des menschlichen Geistes einer der größten Schandflecke.

Die peinliche Frage oder Torquirung wurde im städtischen Amtshause in der Rauhensteingasse, wohin die schwersten Verbrecher gebracht wurden, vorgenommen. Die Torturart selbst war nach den Zeitaltern verschieden; die letztüblichen und noch in der Theresianischen Halsgerichtsordnung in grausenerregenden Kupfern abgebildeten waren folgende: Die Daumstöcke, mittels welchen die beiden Daumen des Inquisiten zwischen zwei eiserne gekerbte Platten gelegt und durch Schrauben wie Brei zusammengepreßt wurden. Diese Torturart war die älteste und hatte die Folge, daß der Gemarterte unter langwierigen Schmerzen die Nägel und sehr oft die vordern Theile der Daumen verlor. — Die spanischen Stiefel waren zwei Eisenstücke, deren eines auf das Schienbein, das andere auf die Wade gelegt und welche dann wie die Daumstöcke zusammengeschraubt wurden. — Bei der sogenannten Schnürung wurden die beiden Hände zusammengelegt, bis an die Ellbogen mit Schnüren umwickelt und dann mit Knebeln zusammengezogen. — Bei dem Aufzuge (auch Streckung in der Gerichtssprache genannt) wurden die Hände auf den Rücken zusammengebunden und an diesem Bande ein Seil befestigt, welches an der Decke des Gewölbes durch ein Rädchen lief. An diesem Seile wurde der peinlich Gefragte, nachdem man ihm noch Gewichte an die Füße gehangen hatte,

in die Höhe gezogen und seine Arme aus den Gelenken gerissen. Nach der Tortur wurden die verrenkten Glieder zwar wieder eingerichtet, aber meistens blieb der Gefolterte für immer ein zu aller Arbeit untauglicher Krüppel. — Bei der Tortur durch das Feuer wurden die ebenfalls rückwärts gebundenen Hände an eine Sprosse der schiefliegenden, sogenannten Folterleiter festgemacht und mit einem an die Füße gebundenen Seile so lange durch das Räderwerk angezogen, bis die beiden Arme rücklings über den Kopf gestreckt waren. Nebstdem wurde der Inquisit mit den Flammenspitzen zweier Bündel Kerzen an beiden Seiten unter den Armen gebrannt.

Dank sei es der göttlichen Vorsicht, daß diese, die Menschheit herabwürdigenden Werkzeuge unter Maria Theresia die in ihre Rechte getretene Vernunft durch ihren freimüthigen Anwald von Sonnenfels für immer zertrümmert hat. Der 1. Jänner 1778 war der in den Annalen Wien's, Österreichs und der Humanität ewig unvergeßliche Tag, an welchem die Folter aufgehoben wurde. Der große Sonnenfels hatte, bevor er zum Ziele gereichte, mit hunderterlei Kabalen, Verfolgungen und Verleumdungen zu kämpfen; er wurde seiner Monarchin sogar als Neuerer, als Freigeist und Religionsspötter denuncirt und mußte sein äußerst merkwürdiges, nach Hofe in Folge eines besonderen Auftrages erstattetes votum separatum in Betreff der Abschaffung der Folter in den k. k. Staaten im J. 1775 in Zürich in der Schweiz der Publicität übergeben, eine Meisterarbeit und ein ewig denkwürdiges Actenstück für die Nachwelt, gleich ehrenvoll für die Fürstin, deren hoher Sinn die Wahrheit der Sache einsah, für den Verfasser, der die Wahrheit so unverhohlen und überzeugend sprach und für die österr. Staatsverwaltung überhaupt, die in einer so wichtigen Angelegenheit allen übrigen Mächten so herrlich voranging.

Der Hergang, wie die Folter in Österreich abgeschafft wurde, ist folgender:

Maria Theresia ließ die Gesetze und die Gerichtspflege reformiren. Da kam auch die Folter zur Sprache; ihre Beibehaltung wurde allseitig eingerathen, nur Joseph von Sonnenfels trat allein mit einer entgegengesetzten Ansicht auf. Die Kaiserin ließ ihn zu sich rufen.

„Sonnenfels", sagte sie, „Er allein ist der Meinung, daß die Folter abgeschafft werden soll, darum soll er mir seine Gründe vorlesen, aber weiß er, es wird ja auch in andern Staaten noch torquirt?" —

„Leider!" antwortete Sonnenfels, „allein wenn in Österreich eine gottesfürchtige, milde, regierende Frau noch foltern läßt, so glauben die andern Monarchen wol ohne Bedenken ihres Gewissens solchem Beispiel folgen zu können."

„Ich will nur gute Beispiele geben", erwiederte die Kaiserin. „Lese er!"

Sonnenfels stand vor der Kaiserin und las. Einigemal griff die Kaiserin nach der Schrift, um Stellen, die ihr von Gewicht schienen, nochmals selbst zu überlesen. Da ließ sich Sonnenfels an der Seite des Armstuhls, auf welchem die Kaiserin saß, auf ein Knie nieder, und hielt beim Weiterlesen die Schrift so, daß die Kaiserin nach Belieben hineinblicken konnte.

Sonnenfels war noch nicht zu Ende gekommen, als, tiefbewegt von der erschütternden Darstellung und mit Thränen in den Augen, die große Herrscherin die Hand nach der Schrift ausstreckte und sprach: „Genug! ich brauche nichts mehr zu hören, die Folter ist abgeschafft!"

Sonnenfels stand auf. „Euer Majestät! dies ist der glücklichste Tag meines Lebens, denn ich sehe meine Monarchin Thränen des Erbarmens vergießen über die unglücklichsten Ihrer Unterthanen, die, zur Verzweiflung gequält keinen Trost hatten als das Bewußtsein ihrer Unschuld."

Mit den Worten: „Nun gehe er mit Gott, ich danke ihm," entließ ihn die Kaiserin.

Forstlehranstalt.

Sie befindet sich zu Mariabrunn in dem 1809 aufgehobenen Augustinerkloster. Franz I. hat sie 1813 gegründet und 1817 neu organisirt. Schon 1808 wurden an der hiesigen Hochschule Privatvorlesungen über Forstwissenschaft gehalten, die später auf zweijährige Lehrcurse ausgedehnt wurden. Die Zöglinge müssen bei der Aufnahme in einem Alter zwischen 18 und 30 Jahren sein und die Normalhauptschulen gut absolvirt haben. Die Schüler des einfachen Curses müssen wahrhafte Jäger sein und mindestens zwei Jahre gedient haben. Das Institut besitzt an Hülfsmitteln:

Einen vollständigen Apparat für angewandte Mathematik und Zeichnungs-Formularien.

Ein chemisches Laboratorium.

Ein physikalisches Cabinet.

Forstentomologische und ornitholog. Sammlungen.

Die große Heidelberger Gebirgsartensammlung, die Fels- und Bodenarten der Wiener Formation, so wie anderer Gegenden der Monarchie.

Eine Holzarten-Sammlung.

Eine Sammlung von in Wachs nachgebildeter Schwämme.

Eine Sammlung technologischer Modelle.

Einen Institutsgarten vier Joch groß, der in das Arboret oder den botanischen Garten mit mehr als 700 Species in- und ausländischer Holzgewächse und in den Pflanzengarten zerfällt, worin Baumsetzlinge in großer Menge zum Behuf des Unterrichts von den Studirenden erzogen werden.

Ein nahe gelegenes Revier, der k. k. Weidlingauer-Forst, ist der Anstalt zur Vornahme jeder Art von praktischen Übungen zugewiesen.

Francheville (Vicomte).

In den ersten Tagen des Monats Juni 1681 gerieth der Freiherr von Gera mit dem Vicomte Francheville, einem vornehmen französischen Cavalier, dessen Vater mit dem königl. Hause verwandt gewesen sein soll und der Präsident des Parlaments war, bei einer Malzeit in Streit, der zur Folge hatte, daß sie sich zum Duell forderten. Um den Kampf zu verhindern, wurden beide Herrn auf Befehl Leopold des I. verhaftet. Als man ihr Blut nach einiger Zeit abgekühlt glaubte, wurden sie nach acht Tagen entlassen. Den ersten Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machten, war, daß sie sich den 12. Juni Abends mit ihren Degen an einen abgelegenen Ort begaben, um ihr Vorhaben auszuführen. Da Herrn v. Francheville der Degen zersprang, so wurde er vom Freiherrn v. Gera mit sechs Wunden ohne Beichte erstochen. Dieser flüchtete sich außer die Stadt, und Francheville wurde bei den Franziskanern in der Stadt begraben. Dem Mörder wurde nachgesetzt, weil der französische Gesandte Marquis de Sepeville harte Klage führte und Satisfaction von Gera forderte. Bei näherem Nachforschen brachte man in Erfahrung, daß Gera in Ober-Österreich auf den Gütern eines seiner Freunde an den von Francheville empfangenen Wunden gefährlich krank darniederliege, weil er bei der Flucht sich nicht Zeit genommen hatte, sich verbinden zu lassen.

Franz (Pater).

Am 17. Nov. 1844 starb in dem hiesigen Capuzinerkloster am neuen Markte der Pater Franz Seraph Müller, ein allgemein verehrter Priester dieses Ordens. Er war 1789 zu Neu-Benatek in Böhmen geboren. Im J. 1820 war er Priester geworden. Seine schätzbaren Eigenschaften blieben nicht unerkannt, er wurde Quardian, Vicar, Pro-

vinzprocurator und Definitor. Als Beichtvater hatte er sich in seltenem Maße Liebe und Verehrung zu erwerben gewußt. Der Antheil an dem Tode eines so allgemein verehrten Mannes sprach sich auf das lebhafteste aus. Das Gewölbe im Kreuzgange des Klosters, in welchem die Leiche in offenem Sarge bis zum Leichenbegängnisse aufgebahrt war, zeigte sich stets erfüllt von Betenden an seinem Sarge.

Das Leichenbegängniß fand am 19. November zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags Statt. Lange vor der bestimmten Stunde waren alle Räume der Capuzinerkirche überfüllt, und auch der Platz vor der Kirche war mit zahlreichen Gruppen besetzt. Nach dem Gottesdienste ward der Sarg erhoben und von den Brüdern in die Kirche getragen, woselbst die Einsegnung nach den Vorschriften des Ordens erfolgte. Auf dem Sarge zeigte sich der Priesterornat des Entschlafenen, der mit einem Kranz umflochtene Kelch mit der Hostie und ein Myrthenkranz auf weißem Kissen. Nach vollzogener Einsegnung ward der Sarg auf den einfachen zweispännigen Leichenwagen gehoben und zur Ruhestätte auf dem Friedhofe vor Matzleinsdorf geführt.

Franziskanerkirche und Kloster.

Auf der Laimgrube befand sich bei der alten Kirche St. Theobald ein Frauenkloster, welches Rudolph IV. im J. 1362 für 20 Schwestern und eine Abtissin des St. Clara-Ordens gestiftet hatte. Als diese Frauen unter Friedrich III. in die Stadt übersetzt worden waren, wurde ihr Haus dem berühmten Johann Capistran eingeräumt, welcher es den 22. Juli 1451 in Besitz nahm und mit seinen Ordensbrüdern bezog. Auf kais. Kosten wurde nun das kleine Kloster dermaßen vergrößert, daß sich in Kurzem 200 Ordensbrüder darin befanden. Im J. 1462 wurde bei den Augustinern in der Stadt im Bruderzwiste Friedrich des III. mit Albert ein Landtag gehalten, wobei sich nebst dem Stadtrathe so viel lärmender Pöbel einfand, daß Niemand zu Worte kommen konnte, und die Versammlung unverrichteter Dinge auseinander ging, um sich am folgenden Tage im Franziskanerkloster auf der Laimgrube wieder zu versammeln.

Hier erhob sich zwischen den Landständen und dem Stadtrathe ein gewaltiger Streit, während welchem viele unruhige Bürger in die Versammlung drangen, die dem Rath den Vorwurf machten, er denke nur auf seinen eigenen Nutzen und nicht auf das allgemeine Beste, und den Bürgermeister, Christian Brenner, sieben Rathsherrn und 21 Bürger, welche dem Kaiser ergeben waren, gefangen nahmen. Hierauf setzten sie den unglücklichen und so mächtig in das Geschick der Stadt eingreifenden Münzmeister, Ulrich Holzer, zum Beschützer der Gemeinde und obersten Viertelmeister ein.

In Folge dieses Auftrittes wurde der Kaiser von seinen Getreuen gebeten, selbst nach Wien zu kommen und den Unruhen ein Ende zu machen. Diese Ankunft erfolgte den 22. Sept., seine Gemalin, der kleine Prinz Max und 4000 Reiter kamen mit ihm.

Dieses blühende Convent bestand jedoch nur 80 Jahre, denn es wurde im J. 1529 bei Gelegenheit der ersten türkischen Belagerung ganz eingeäschert. Gegen hundert Brüder blieben jedoch auf der Brandstätte, welche den 25. September von den Türken niedergemacht wurden. Nach Aufhebung der Belagerung lebten in der innern Stadt in verschiedenen Bürgershäusern noch zwanzig dieser Ordensmänner, welche der Spanier Diego de Sarava an einem Orte sammelte und verköstete. Durch seine und des Dom-Dechanten Nikolaus Fabri Vermittlung verlieh ihnen Kaiser Ferdinand die St. Ruprechtskirche und das dazu gehörige Haus, welches sie den 8. Oktober 1533 bezogen, und wo sie durch zwölf Jahre verweilten.

Im J. 1545 erhielten sie die Kirche und das Kloster St. Nikola in der Singerstraße, welche sie 44 Jahre besaßen. Im J. 1589 verlieh ihnen der Magistrat das durch einen Zeitraum von 36 Jahren unbenützte heutige Lokale, nämlich das Kloster der ausgestorbenen Büßerinnen zu St. Hieronymus, welches von da an den Namen Parfotten-Kloster, soviel als Barfüsser=Kloster, wie die Franziskaner=Mönche genannt wurden, erhielt. Die Zahl der Brüder bestand damals in fünfzehn Priester und fünf Laienbrüder. Das Kloster war sehr verödet und mußte neu hergestellt werden. Zum Bau der Kirche wurde den 14. April 1603 der erste Stein gelegt; die Einweihung geschah den 11. Dezember 1611, ganz vollendet war sie 1614, in welchem Jahre der Pater Daum, Baumeister, den Grund zum Thurme, der ganz aus Quadersteinen besteht, und zum heutigen Kloster legte, wozu mehrere Nachbarhäuser theils geschenkt und theils erkauft wurden.

Das Kloster hatte bis zu Kaiser Joseph des II. Zeit drei Gärten, einen Ziergarten, einen kleineren mit wilden Kastanien=Bäumen bepflanzten, in dessen Mitte ein Springbrunnen war, und ein Kreuzgärtchen im Convente. Das Refektorium faßt mehr als 100 Religiosen. Im J. 1787 wurde der große Garten dem Kloster genommen und mit Häusern, und zwar gegen die Seilerstätte zu, bebaut.

Die Kirche ist 29 Klafter lang und 9 Klafter breit; sie hat vier Capellen, neun Altäre und ist mit weißem Marmor gepflastert. Der im J. 1706 errichtete Hochaltar ist ein Kunststück des berühmten Malers, Andreas Pozzo, auch befindet sich daselbst ein Altarblatt von Rothmayr, die unbefleckte Empfängniß darstellend und das bekannte Gnadenbild Mariä, welches auf eine wunderbare Art den hussitischen Verheerungen entgangen ist (Siehe Frauenbild von Grünberg.)

Zu den Heiligthümern dieser Kirche gehört auch die Tunika des heil. Johann Capistran, seine weiße Stola, in welcher er das christliche Heer gegen die Türken führte, und die Calapodia desselben, sämmtlich mit den Authentiken versehen.

Die Außenseite des Klosters ohne Fenster und mit bloßen runden Öffnungen versehen, hat ein bizarres, abgeschlossenes Ansehen, und erinnert noch an seine einstige Bestimmung, als Clausur der abgeschlossenen büßenden Frauen. In neuerer Zeit wurde ein Theil des weitläufigen Gebäudes zum Amtslokale für einige Ämter, vorzüglich der Ärarial=Staats=Druckerei eingeräumt.

Franziskaner=Platz.

Er ist der kleinste und zugleich auch der jüngste aller Plätze der innern Stadt und führt mit Recht seinen Namen, denn er verdankt diesem Orden wirklich sein Dasein. Die Stelle des heutigen Platzes nahm das vormalige Stephan Öler'sche Stifthaus ein, welches von der Fronte der Kirche nur durch ein kleines, von der Weihburggasse in die Singerstraße laufendes Quergäßchen geschieden war. Als die Franziskaner im J. 1589 das vormalige Haus der Büßerinnen erhalten hatten, floßen ihnen vorzüglich vom Hofe und dem Adel (sogar der türkische Gesandte trug 1200 fl. bei) so reichliche Unterstützungen zu, daß sie sich im Stande gesetzt sahen, ein neues Kloster und statt der alten kleinen Hieronymuscapelle die schöne heutige Kirche zu bauen, die so häufig von dem hohen Adel besucht wurde, daß die nächsten Gassen die Menschen= und Wagenmenge nicht fassen konnten. Dieses bewog den Minister und Franziskaner=Ordensgeneral, Sebastian Didaker, den Kaiser Ferdinand II. 1621 zu bitten, das Ölerische Stifthaus zur Gewinnung eines freien Raumes vor der Kirche abtragen zu lassen, was zwar alsogleich

bewilligt, jedoch erst 1624 ausgeführt wurde.

Seit dem J. 1798 ist der Platz mit einem Röhrbrunnen, worauf die metallene Statue des Propheten Moses von P. Fischer steht, geziert; von den Häusern, die ihn bei seiner Entstehung umgaben, besteht nur das einzige Domprobsthaus (891) in seiner alten Gestalt noch; es gehört noch heute dem Metropolitan-Capitel und hat seine Hauptfronte in der Singerstraße; vormals soll es auch einen Ausgang auf dem Franziskaner-Platze gehabt haben.

Französischer König (in Wien).

Die Geschichte kennt nur Einen Fall, daß ein König von Frankreich sich in Wien aufgehalten hätte, und diesen zeigt sie uns in Heinrich III., der fünf Tage (nämlich vom 14. bis 19. Juni 1574) in Wien zubrachte, als er Polen, welches er beherrschte, heimlich verlassen hatte, um den Thron Frankreich's zu besteigen.

Eine beinahe gleichzeitige Relation über diesen königl. Besuch berichtet davon:

„Der König von Frankreich kam durch Oberschlesien nach Wien allein mit einem Wagen von sechs Rossen, so ihm der Herzog Georg von Brieg verehret hatte; durch Schlesien und Mähren konnte der König keine Commissäre wegen seiner eilenden Fortreise haben. Auf der österreichischen Grenze haben ihn im Namen Ihrer Majestäten der Landmarschall, Hanns Wilhelm Freiherr von Rogendorf, und über die Brücken (am Spitze) die beiden Erzherzoge Matthias und Maximilian empfangen.

Erzherzog Maximilian hat dem Könige im Namen seines Herrn Vaters, Maximilian, willkommen geheißen, eingeladen, und daß er nicht empfangen und tractirt werden wird, wie einem so großen Könige gebührt, mit der jählichen Durchreise entschuldigt. Auch der König empfing die Prinzen gar höflich, bedankte sich ob der Einladung und strich das sonderliche Vertrauen, so er zu dem Kaiser habe, mit vielen Worten, wie er denn ein sehr beredter Herr war, heraus.

Der Kaiser ist ihm bis zu der ersten langen Brücke am St. Johannistag in Gutschy (in einer Kutsche) entgegen gefahren, und hat ihm die rechte Hand darin angeboten, die aber der König nicht annehmen wollte; „derohalben der Khayser und der Khonig sich zusamben in wagen, und beede Erzherzogen gegen über gesetzt und nach Wien gefahren,“ wo man drei Salven aus Stücken von der Stadtgardia und der Bürgerschaft, welche in den Gassen und auf den Plätzen in Ordnung aufgestellt waren, schoß.

Die Kaiserin wartete des Königs auf der Stiege (in der Hofburg) und empfing ihn gar höflich. Zu Morgens aß der König und der Kaiser beisammen, zur Nacht der König allein, und die fünf Tage, die er da war, wurde er im Prater und im Neugebäu geführt, auch eine Jagd und ein Tanz bei Hof von Stadtfrauen abgehalten. Weil der König aufgebrochene Hände hatte und darum beim Essen und beim Tanzen Handschuhe anhatte, so fragte ihn das Frauenzimmer, „ob das eine polnische oder französische Höflichkeit“ (Mode) sey.

„Während seiner Anwesenheit in Wien „hat der König beiden kais. Majestäten, wie „wohl er seine verwittibte Schwägerin Kö„nigin Elisabeth tractiren, und auch einen „aus ihr Maj. Söhnen wegen der guten, „allzeit gehabten Correspondenz zwischen bei„den löblichsten Häusern Österreich und Va„loys zu der polnischen Krone zu verhelfen, „versprochen und darüber auf deutsch „die Hand geboten; wie er nun das „erste versprochen, wegen der Königin Eli„sabeth punctual gehalten, also hat er das „andere, einem der Erzherzoge zu der „polnischen Krone zu helfen, nicht allein

»vergessen, sondern ganz contraminirt.«

Kaiser und Kaiserin haben ihn mit stattlichen Präsenten regalirt, die fremden Bothschafter haben ihn besucht, und als er sich gegen den venetianischen vernehmen ließ, er möchte wohl Venedig sehen, avisirte dieser seine Regierung davon, die den König sofort einlud und »extraordinari stattlich tractirte.«

Rudolph (der spätere Kaiser), damals bereits ungarischer König, war mit seinem Bruder, dem Erzherzog Ernst zu Preßburg auf einem Landtage; der Kaiser berief ihn, um den König von Frankreich zu empfangen, nach Wien und »hat Rudolfus nit »wenig empfunden, daß er als Khonig aus »Ungarn, den aus Pollen, unangese»hen es in sein Land gewesen, aus Be»velch seines Herrn Vatters hat müssen die »Preeminenz und rechte Hand geben.«

Als Erzherzog Carl (in Gratz) die Durchreise des Königs durch seine Länder vernahm, schickte er ihm seinen Kämmerer, Kriegsrath, Burggrafen und Landobersten in Kärnten, Barthlem Freiherr von Khevenhüller nach der österreichischen Grenze entgegen, der den König im Namen des Erzherzogs bis an die Confinen Venedig's kostfrei hielt und begleitete. Der König schenkte dem Freiherrn eine Goldkette (300 Ducaten im Werthe) mit seinem Bildnisse.

In der Stadt St. Veit begab es sich, daß der Todtenkopf, der zu den Füßen des Crucifixes vor dem Altar lag, während der heil. Messe sich losmachte, und so heftig auf den König stürzte, daß derselbe zu Boden sank. Der König erschrack über dieses Ereigniß sehr, denn »dieses wurde ihm ein »gewisses Praesagium seines eige»nen blutigen Todes,« den er bekanntermaßen auch am 1. August 1589 durch die Hand des fanatischen Meuchelmörders Clement fand.«

Franzosen-Abschaffung.

Am 22. Februar 1734 wurde in Wien ein kaiserl. Patent in Betreff der Wegschaffung der Franzosen aus der Hauptstadt und allen kais. Erbländern bekannt gemacht, und eine eigene Hofkommission unter dem Vorsitze des Grafen von Khevenhüller deßhalb aufgestellt. Den Herrschaften wurde angedeutet, daß sie bei unausbleiblicher landesfürstlicher Ungnade und Ahndung alle in ihren Diensten stehenden Personen dieser feindlichen Nation (wegen des nach Absterben des Königs August von Polen ausgebrochenen Krieges) gebührend anzeigen sollen, damit wegen ihrer Hinwegschaffung das Nöthige veranlaßt werden könne.«

Hierauf wurden nicht allein die zu Wien sich ihrem Vorgeben nach blos auf einige Zeit aufhaltenden, sondern auch die sich hier niedergelassenen Franzosen von allerlei Professionen, verheirathete und ledige, welche keine Schutzverwandte waren, aufgesucht und abgeschafft. Da man auch in Erfahrung brachte, daß sich mehrere verkleidete feindliche Kundschafter nicht nur in Wien, sondern auch in der Umgebung befänden, so wurde in der Nacht des 25. Mai eine allgemeine Durchsuchung der Stadt und der Vorstädte vorgenommen, wobei 140 verdächtige Personen eingezogen wurden. Auch wurde allen Hausbesitzern und Inwohnern angedeutet, keine Geistlichen, er sei wer er wolle, in Quartier zu nehmen, wenn er kein vom Wiener Cardinal-Erzbischof Kollonitsch beglaubigtes Zeugniß aufweisen könne.

Franzthor (Franzensthor).

Zwei Stadtthore führen diesen Namen, nämlich das im Sept. des Jahres 1802 von Kaiser Franz I. neu eröffnete Kärntnerthor nächst dem dortigen Schauspielhause, welches schon in früheren Zeiten bestand, aber in der Folge vermauert worden war, und welches von nun an nur für die

aus den Vorstädten hereinfahrenden Wagen, so wie das alte Kärntnerthor nur für die hinausfahrenden dient, weil dort besonders an Markttagen vielfältige Unordnungen vorgekommen waren, und zweitens jenes am Zusammenstoß der Teinfalt- und der Löwelstraße, welches im J. 1812 eröffnet wurde, nachdem der Oberstlieutenant Cronöster die von den Franzosen 1809 zerstörte Kourtine zwischen der Löwel- und Melkerbastei hergestellt hatte. Dieses Thor ist nur für Fußgeher bestimmt.

Frast (Johann von)

ist der älteste Sohn des k. k. Hofbaurathes Philipp von Frast und wurde 1786 zu Wien geboren. Nach vollendeten philosophischen Studien trat er 1803 im Stifte Zwetl in den Cisterzienser-Orden. Er wurde bald zu den Wissenschaften verwendet, und mußte seinen Ordens-Brüdern die orientalischen Sprachen und das alte Testament in der theologischen Studien-Anstalt zu Heiligenkreuz lehren. Kränklichkeit nöthigte ihn die Lehrkanzel zu verlassen. Er wirkte nach erlangter Gesundheit als Cooperator auf verschiedenen Pfarren, wurde dann Pfarrer zu Edelbach und später zu Großinzersdorf. In seinem Stifte als Archivar und Kämmerer angestellt, benützte er seine freie Zeit zu Sammlungen für die Geschichte des V. O. M. B. Gegenwärtig lebt er als Kanzlei-Direktor und Temporal-Administrator der Stiftsherrschaft Gobelsburg. Von ihm sind erschienen im Archive für Geschichte: Reimchronik des Stiftes Zwetl. — Beiträge zur Geschichte der Kuenringe. — Margaretha von Österreich, Gemalin Ottokars. — Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. — Geschichte der Katharina-Capelle im alten Zwetlhofe zu Wien. — Echzell's Stammbuch.

In den Jahrbüchern der Literatur: Heyrenbach über den Grunzwit Gau. — Die Bibliothek im Stifte Altenburg. — Veit Goitel's Geschichte Siebenbürgen's unter Martinuzzi.

In den Hormaierischen Taschenbüchern: Die Rosenburg.

In den Beiträgen zur Landeskunde Österreich's: Die Geschichte des Nonnenklosters Imbach.

Ferner gab er heraus: Pauke's Geschichte der Mission in Paraguai. — Weigel's Predigten.

Ebenso besitzen wir von ihm Predigten bei der Secularfeier des Stiftes Neukloster, des Stiftes Altenburg, am Feste des heil. Benedikt bei den Schotten; — so wie die Geschichte von St. Pölten und von Zwetl und deren Umgegend.

Fratschlerinnen.

So nennt man in Wien die Höckerinnen, welche eine besondere originelle Classe des niederen Volkes bilden. Sie haben viel von ihrer Wichtigkeit und Popularität verloren, seit sie in Folge der neuen Glacis-Anlagen vor den Stadtthoren nicht mehr feilbieten dürfen; doch sind sie noch immer in Masse am Naschmarkt auf der Wieden und an der Donau am Schanzel zu finden. Sie besitzen eine merkwürdige Gabe zu schimpfen, und man erstaunt über den Reichthum von Bildern und kühnen Metaphern, womit sie die Opfer ihrer Scheltsucht überschütten.

Der europäische Ruf, den sich diese Weiber durch ihre Zungenfertigkeit verschafft hatten, bewog zur Zeit des Congresses 1814 den Kaiser Alexander eines Tages, in einer Anwandlung von Laune, mit einer der damaligen Burgthorweiber anzubinden. Auf seine Frage, wie es ihr gehe, erhielt er die Antwort, „es ginge schon gut, wenn nur die — da drinnen nicht alles vertheuerten.“ Sie meinte damit die hohen Gäste, welche in der Hofburg wohnten. Bei der Abendtafel brachte der Kaiser den — — da drinnen, die Alles vertheuern,“

einen Toast, und auf Befragen, wer damit gemeint sei, erzählte der leutselige Fürst seine Unterredung mit der Obstverkäuferin.

Frauenbild von Grünberg (bei den Franziskanern).

Die Legende dieser Statue, auch Maria mit der Axt genannt, geht tief in's Mittelalter zurück. Urkundlich beginnt ihre Verehrung mit dem J. 1603. Herzog Heinrich der Fromme von Böhmen hatte auf Zelena Hora (Grünberg) und nahe bei der kleinen Stadt Nepomuk zwei Klöster erbaut. In letzterer wurde unser Bild seit Jahren verehrt; aus den Stürmen der Hussiten aber nach Grünberg gerettet. Indessen ging auch dieses Kloster bald ein, und die Güter desselben kamen in den Besitz des Zdenko von Sternberg (1464), welcher die Kirche wieder herstellen ließ, und für die Verehrung Mariens große Sorgfalt trug.

Nicht so seine Nachfolger. Diese, der Neuerung des 16. Jahrhunderts ergeben, versuchten wiederholt das Bildniß zu vernichten; aber sie konnten es weder durch Hacken noch durch Feuer zuwege bringen; und die Strafe des Frevels folgte auf dem Fuße. Man brachte die hölzerne Statue nach Pleinitz, und verbarg sie in einem alten Gewölbe des Schlosses. Als 1595 Ladislaus von Sternberg die Güter seiner verstorbenen Brüder antrat, zog er sie aus der Dunkelheit hervor, und stellte sie in der Schloßcapelle zur allgemeinen Verehrung auf, und als er 1603 nach Ungarn in den Türkenkrieg zog, nahm er sie auch dahin mit.

Ein eigenes Zelt wurde für das Gnadenbild errichtet, täglich vor demselben eine heil. Messe gelesen, und als am 28. Tage des Herbstmonats 1603 eine entscheidende Schlacht gegen die Türken gewonnen war, schrieben die deutschen Soldaten den Sieg der Fürbitte Mariens zu.

Die allgemeine Verehrung wuchs mit jedem Tage; endlich kam das Bild in den Besitz des Obersten von Turnowsky, welcher dafür 300 Dukaten zahlte und es sogleich nach Wien schickte, um es da in seinem Hause aufzustellen.

Damit war seine Frau, eine geborne Puchheim und dem Protestantismus ergeben, höchst unzufrieden; sie verfolgte die Andacht ihres Gemals zu dem Gnadenbilde so lange mit Spott, bis dieser sich entschloß, es einer öffentlichen Kirche zu übergeben. Die Statue wurde zuerst in dem Kreuzgange der Franziskaner aufgestellt, allein schon 1608 auf den Hochaltar der Hauptkirche übertragen, nachdem diese durch die reichlichen Beiträge des Generals Roßwurm und anderer Wohlthäter binnen vier Jahren fast ganz hergestellt worden war.

Im J. 1635 begannen mit demselben die öffentlichen Prozessionen durch die Stadt, und 1735 wurde das Jubiläum dieser Prozession durch volle acht Tage gefeiert.

Frauendienst (Der) Ulrich's von Lichtenstein

ist ein so treues Gemälde der Sitten seiner Zeit, und ist mit Wien so eng verflochten, daß er in diesen Blättern nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Ulrich von Lichtenstein war ein Edelknecht des Herzogs Heinrich von Medling; er erhielt die Ritterwürde zu Wien von der Hand Leopold des Glorreichen, als dieser bei der Hochzeit seiner Tochter mit dem Fürsten von Anhalt dritthalbhundert Knappen den Ritterschlag, wohl tausend Rittern Roß und Kleid von Gold und Silber schenkte, und mehr als 5000 Ritter fürstlich bewirthete. — Zwei Mal zog Ulrich von Lichtenstein auf Abenteuer aus; ein Mal von Venedig nach Wien und bis an die Thaya als Königin Venus, das andere Mal als König Artus, der vom Paradiese kömmt, um die Tafelrunde wieder herzu-

stellen. Wir haben es hier nur mit der ersten Fahrt zu thun.

Ulrich von L. stieg als Königin Venus bei der St. Georgs-Insel zu Venedig aus dem Meere, sie ließ auf ihrer Reise weder Antlitz noch Hände sehen, noch ein Wort über ihre Lippen kommen, und endigte die Fahrt an der Thaya binnen Monatsfrist, worauf sie ein feierliches Turnir zu Klosterneuburg ansagte. Vor ihr ging Musik einher und Alles im Zuge war silberweiß, die hundert Helme und Speere, so wie das Pferdezeug und Venus mit köstlichen Perlen und Edelsteinen geschmückt. — Gegen tausend Ritter harrten auf dem angegebenen Wege, um mit der Königin Venus zu kämpfen. Schon an der Grenze von Kärnten, an der Platte zu Klamaun, an der Clause zu Villach wurden verschiedene Kampfspiele (Tyost, Buhurt, Punais u. s. w.) gehalten. — Zachäus von Himmelberg, ein berühmter Sänger, zog der Königin als Mönch, der reiche Herr Otto von Buchau als windisches Weib nach. Wo der Zug vorüberging, wehten von allen Burgen und Thürmen Fahnen und Banner, überall erscholl fröhliche Musik von den Zinnen und allenthalben fanden glänzende Kämpfe Statt, in welchen Ulrich immer Sieger blieb und worauf jedes Mal ein reichliches Banket folgte. Wie die Sonne glänzte vor seiner Burg Kapfenberg der Herr von Stubenberg in goldenem Harnisch, und kein Ritter war am ganzen Rhein je schöner geziemirt (zum Kampfe geschmückt), als Ilsung von Scheufling, in Silber und Gold, auf rothen und grünen Zendal geschlagen, mit 500 silbernen Schellen, die bei seines Roßes Sprüngen harmonisch erklangen. — Am Fuße des Semmering, zu Gloggnitz, wurde wieder gekämpft, und zu Neunkirchen war ein Gedränge um ihn, daß die Kirchenthür brach. Im Bade zu Neustadt überraschten ihn fremde Knappen, bestreueten ihn ganz mit Rosen, legten Kleinodien und schöne Frauenkleider hin und entfernten sich schweigend. An der Grenze von Österreich, an der Priesting schimmerten ihm die Helme von dreißig Rittern mit ihrem Gefolge entgegen. — In Wien hielt Ulrich einen feierlichen Einzug. Hadmar der Kuenringer wartete seiner mit einer starken Ritterschar. Über den Harnisch trug Ulrich ein schneeweißes, gefaltetes Röcklein, darüber einen breiten Gürtel, Edelsteine an der Brust, einen großen Schleier über das Haupt und silberne Decken über das Streitroß. Der Edelherr von Gars, prächtig gekleidet, führte zu Fuß das Roß der Königin Venus am Zaum. Das Gedränge überstieg jeden Glauben, die Fenster waren voll Frauen, »deren Glanz (sagt U.) seinem Herzen wohl that. Sanft ritt ich durch die Straßen und hundert schön gekleidete Ritter ritten mit, auf schönen Pferden, sie sangen und waren froh, nebenbei ritten sechzig gewapnete Ritter bis auf das Feld, wo der Domvogt von Regensburg wartete, alle hohe Pfauenfedern auf dem Helm, in roth sammtnen Wapenröcken mit Eichenlaub durchwirkt, so auch die Pferdedecken.« — Derselbe Domvogt war Ulrichen schon bis in die Aue gegen Traiskirchen entgegen geritten auf einem herrlichen Roß in Scharlachmantel, der Hut von Pfauenfedern an Perlen schwer, auf dem Rock von grünem Felle fremde Thiere in Gold gestickt, woraus das Banner, 50 Armbrustschützen, 50 Laufpferde mit prächtigen Türkensätteln, 50 Knappen, dann wieder ein Banner und 50 Rosse und Edelknechte, 300 Speere, 50 Ritter, alle in schönen grünen Mänteln von goldenen und silbernen Schellen klingend; so bot er sich der Königin Venus zum Marschall. — Als solcher ritt er auch voraus in die Stadt, um Quartier zu machen, und jeder Bürger öffnete ihm sein Haus zur Herberge. Wie das vollbracht war, mahnte er seine Ritter und Reisige, in Züchten zu leben.

»Als die Ankunft der Königin Venus

war verkündet worden (schreibt Ulrich), da wurde manches köstliche Kleid angelegt, denn jegliche hatte den Neid, sich schöner zu tragen, als die andern.“ — Es geschahen herrliche Kämpfe zu Wien und zu Neustadt. Gegen Ulrich rannten Gundacker von Steier, Ahnherr der Starhemberge, die Herrn von Tatzenbach. Hackelberg, Streitwiesen, Staaz, Ottenstein, Königsbrunn und mehr als ein Ritter des riesengroßen Hadmar, der auch hier sein unbändiges Wesen verrieth.

Frauenhäuser.

So wenig erbaulich es immer sein mag, so ist es gleichwohl urkundlich erwiesen, daß gleich außer dem vormaligen Widmer- (späteren Burg-) Thore, bei dem äußern Burggarten, so wie auch im tiefen Graben, vor dem Werder- und Schottenthore, im ehemaligen Fischerdörfchen (vor dem Fischerthore) und nächst dem Judenfreithof Frauenhäuser bestanden.

Die Stelle, worauf jene vor dem Burgthore standen, führte davon den Namen: „Der Frauenfleck vor Widmerthor.“ — Diese Häuser waren ein herzogliches Lehen und standen unter dem Hofmarschall. Sie waren dem Hospital von St. Merten unterworfen, welches die sogenannte Frauen-Meisterin (welche über Ordnung und Zucht der Häuser zu wachen hatte) ernannte.

Die erste türkische Belagerung 1529 machte den hier gelegenen Häusern ein Ende, indem diese ganz bis an den Stadtgraben reichende Vorstadt mit allen ihren gottseligen und gottlosen Anstalten für immer beseitigt wurde.

Wir haben schon bei Erwähnung des Diebsschergenhauses gesehen, daß auf diese Frauenhäuser verschiedene städtische Abgaben lasteten, und daß sie im Haushalte des Gemeindewesens einen Anhaltspunkt hatten. Im Anfange der Regierung Ferdinand des I. jedoch wurden sämmtliche offenen Frauenhäuser geschlossen, weil sie mit seiner Polizei-Ordnung nicht mehr vereinbarlich waren.

Frauensäule (am Getreidemarkte).

In der Mitte des Aufganges vom Getreidemarkte zu der Hauptstraße der Laimgrube nächst dem Caffehhause erhebt sich eine Frauensäule von schlanker korinthischer Form, auf deren Spitze eine von der Schlange des Paradieses umschlungene Erdkugel ruht, über welche sich die schön gebildete Gestalt der Jungfrau erhebt, deren Haupt von goldenen Strahlen umglänzt ist, und die mit ihrem Fuße das schleichende Thier der Verführung niedertritt. Das Denkmal ist ganz von Stein und zeigt auf einer Nebenseite des Fußgestells das Jahr 1695 mit dem Beisatze: Ex vota, und auf der entgegengesetzten Seite das Jahr der 1. Renovirung 1771. Die letzte Herstellung geschah in unseren Tagen, als die vormals hier gestandene Stiege abgetragen und der heutige Erdaufgang hergestellt wurde. Auf der Hauptseite des Piedestals liest man die Aufschrift:

Laßt uns grüessen
fallen zu Füeßen
Der unbefleckten Gottesgebehrerin,
Laßt erschallen mit Wohlgefallen
und rueffen, du unsere Tröfterin,
Die Gott mit Gnaden
fern von Schaden
empfangen und geboren ist.

Fräuleingang (in der Burg).

Dieser Gang befindet sich im vierten Stockwerke des Leopoldinischen Burgflügels; er enthält die Wohnungen mehrerer Individuen des weiblichen Kammer-Personals. Diese Bestimmung hatte er schon unter Maria Theresia, welche eine überaus große Zahl von Kammerfrauen, Kammerdienerinnen und Kammer-

mädchen, oder nach der damaligen schlichten Sprachweise von Kammermenschern an ihrem glänzenden Hofstaate unterhielt.

Dieser heute trivial klingende Ausdruck hatte übrigens damals nichts Anstößiges, und wir besitzen ein Dokument vom J. 1762, welches ein bei Hof angestelltes Fräulein von guter Familie mit: „Theresia von X. Kammermensch Ihrer Durchlauchtigkeit der Frauen Erzherzogin M.“ unterzeichnet ist.

Als 1809 in Wien viele Erwerblose zum Charpiezupfen für die verwundeten vaterländischen und feindlichen Krieger verwendet wurden, sah man in diesem Fräuleingange einige hundert damit beschäftigt. Man schätzte die hier, so wie in dem Augustinergange und in beiden Redoutsälen zu dieser Arbeit angewiesenen Personen jedes Alters und Geschlechtes über zweitausend.

Freitags-Procession.

Ein im J. 1580 geschriebener Codex über den in der Stephanskirche abgehaltenen Gottesdienst meldet unter andern auch: Es wird in dieser Thumkirche das ganze Jahr hindurch auf alle Freytage eine Prozession von denen Thumherren gehalten, welche ihren Anfang folgendermassen genommen; als Anno 1529 Solimannus, der Türkische Kaiser, diese Stat mit einer harten Belagerung ängstiget, wurde damals von dem allhiesigen Klero um Abwendung solches Übels an einem Freytag eine Prozession mit dem Hochwürdigsten Gut angestellt, weilen nun aber ann selbigen Tag, unter wehrender dieser Prozession obgedachter Türkischer Kaiser Solimannus die Belagerung aufgehebt, dahero wird noch bis dato dem Allerhöchsten zu schuldigst und dankbahresten Andenken alle Feyertag das ganze Jahr hindurch von allhiesigen Thumstifft, und zwar im Sommer um den Freythof, allwo die Station hinter dem hohen Altar bey dem allda stehenden Ecce Homo Bild und bey der Kruzifix Kapellen, im Winter aber in den Kirchen herum, allwo die Station allein bei der Kruzifix Kapellen, vormittag nach vollendetem Chor mehrbesagte Prozession gehalten, und kontinuirt, dabey auch die Antiphon samt dem Collect oder Oration contra Paganos gesungen.

Freihaus (auf der Wieden).

Dieses größte aller Zinshäuser Wien's ist seit alter Zeit ein Eigenthum des fürstl. Hauses Starhemberg, das zu dem ältesten, in Wien verburgrechteten Adel gehört, und darin schon in den ersten Zeiten ein Haus in der Herrngasse und bei den minderen Brüdern (Minoriten) besaß.

Vor dem Kärntnerthore, dort, wo heute das Freihaus seine ausgedehnten Gebäude erhebt, besaßen die Starhemberge einen großen Maierhof mit Garten und Wiesenland, woraus die noch bestehende Herrschaft Konradswerth hervorging, bei welcher der Magistrat nur die ihm für ganz Wien inner den Linien zukommende Einhebung einiger Steuern und die Criminal-, sonst aber keine Gerichtsbarkeit hat, welche in der eigenen dortigen Herrschaftskanzlei ausgeübt wird.

Noch im 15. Jahrhundert umfloß ein Arm der Wien die Herrschaft Konradswerth und bildete eine Insel, auf welcher das Freihaus steht. Das Freihaus bildet die erste Nummer der Vorstadt Wieden, in deren Mitte es einst stand. Erst durch die nach der zweiten türkischen Belagerung Wien's 1683 ergangene Anordnung, daß kein Vorstadthaus der Stadt näher als bis auf 600 Schritte vor den Pallisaden stehen dürfe, erhielt das Freihaus seine freie Lage gegen den Naschmarkt. Von dieser freien Lage hat es seinen Namen erhalten. Seit dieser Zeit erhoben sich auch statt der Gärten die ver-

schiedenen Flügel, woraus dieses Gebäude besteht, welches mit seinen zwei Stockwerken und übermäßig großen Höfen noch immer nicht so benützt wird, wie es der Speculationsgeist unserer Zeit thun könnte.

Von dem Elemente des Feuers ist das Freihaus oft heimgesucht worden. — Es wurde ein Raub jener Feuersbrunst, die im Todesjahre Ferdinand des III. (1657) für Wien so unheilbringend war. — Im Freihause selbst entstand den 24. Juni 1759 ein Feuer, wodurch es nebst mehreren Nebengebäuden auf der anderen Seite der Wiedner-Hauptstraße bis auf den Grund eingeäschert wurde, und welches ganz Wien bedrohte.

Der vorzugsweise Aufenthalt Carl des VI. in der neuen Favorite erklärt es, warum die Wieden schon damals beinahe dieselbe Bevölkerung wie heute hatte, und warum sogar das Starhemberg'sche Freihaus um 300 Einwohner mehr zählte, als jetzt, obgleich es seither bedeutend erweitert und um ein Stockwerk erhöhet worden ist (heute 1400 Einwohner).

Besonders merkwürdig ist das Freihaus des Theaters wegen, welches sich einst in seinen Räumen befand. Dieses Theater lag beinahe im Mittelpunkte des großen Hofes Nr. 6 gegen die Capelle und zwar dort, wo sich heute die vierfache Allee vor dem verschlossenen Garten erhebt, und wurde am 7. Oktober 1786 von Herrn Roßbach als ersten Unternehmer und Direktor eröffnet. Es kam nach einiger Zeit an den Theaterdichter Friedl, und von diesem an den Schauspieler und Dichter Emanuel Schikaneder, welchen Joseph II. förmlich privilegirte. Dieses Theater bestand bis im Juni 1800, zu welcher Zeit das von Schikaneder im J. 1797 zu bauen angefangene, jetzige schöne Schauspielhaus an der Wien vollendet war. Den Tag bevor er mit seiner Gesellschaft hieher übersiedelte, gab er im alten Theater ein Gelegenheitsstück, betitelt: „Thespis," den er selbst spielte, und dann mit seiner ganzen Truppe mit Sack und Pack über den Wienfluß herüber, in den neuen dram. Tempel zog, wodurch man den alten bekannten Vers: „Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis!" realisirte.

Ewig denkwürdig bleibt das vormalige Theater im Freihause schon darum, weil hier Mozart's unsterbliche Oper, die „Zauberflöte," zur Aufführung kam. Das Theater im Freihause wurde gleich darauf abgebrochen.

Mit 15. Oktober 1788 hat man angefangen, das Freihaus um ein Stockwerk zu erhöhen, und inwendig mit neuen Gebäuden zu vermehren und zu verschönern. Im J. 1843 trug es an Zinsen 39000 fl. ein. Wir könnten hier noch Manches vom Freihause, das auch seine eigene Hauscapelle der heil. Rosalie geweiht und 1660 von Graf Conrad v. Starhemberg erbaut, — worin noch fortwährend Gottesdienst gehalten wird, vorbringen, z. B. daß dasselbe dem Flächenraum nach das größte Privathaus Wien's ist, daß darin alle möglichen Gewerbe ausgeübt werden, daß es, wie das Bürgerspitals-Gebäude in der Stadt, gleichsam eine eigene Stadt bildet, daß darin außer den Magazinen und Verkaufsgewölben 382 Wohnungen bestehen u. s. w.; wir ziehen es aber vor, hier zum Schluße um so mehr die Worte eines beliebten Lokaldichters anzuführen, als darin auch mehrere Particularitäten dieses merkwürdigen Riesengebäudes berührt werden.

Der Leser wird vom Namen Freihaus schließen,
Man wohne etwa frei darin? —
Ach nein! man wohnet, wie Partheien wissen,
So miethfrei dort, als sonst in Wien.

Es gibt zum wenigstens dreitausend Seelen
In seinen Mauern Dach und Fach,
Wer kann die Zahl von seinen Fenstern zählen?
Wer rechnet ihm die Thüren nach?

Sechs breite Höfe, ein und dreißig Stiegen,
Und Gärten noch nach altem Brauch,
Weinhäuser, Ställe, Wagenschupfen liegen
Versperrt in seinem hohlen Bauch.

Selbst ein Theater lag in seinen Hallen,
Zwar nicht wie an der Wien so groß;
Doch gab man Stücke dort, die noch gefallen,
Und zwar mit Menschen ohne Roß. —

Man braucht in dem Koloß' nie auszugehen,
Man ist daselbst im Überfluß
Mit Allem, was ein Mensch bedarf, versehen,
Und das vom Scheitel bis zum Fuß.

Kein Handwerk, keine Kunst ward je erfunden,
Die nicht in ihm ein Obdach fand,
Man kauft daselbst des Tags zu allen Stunden
Die Waaren aus der ersten Hand! —

Der Kleider-Ingenieur, vor Zeiten Schneider,
Sticht hier die Stunden fleißig fort,
Der Schuster, heut zu Tage Fußbekleider,
Wichst seinen Draht im Winkel dort.

Hier steht die Fleischbank, und an ihrer Seite
Gleich des Chirurgen Officin,
Hier gärbt der Gärber seine Ochsenhäute,
Dort geht man in die Schule hin.

Nicht weit vom Freihaus ist die Apotheke,
Da gibt man zum Purgiren ein,
Und in dem Hause selbst an jener Ecke
Schenkt man im Wirthshaus Thalerwein.

Uhrmacher machen hier für alle Länder
Cylinderuhren ohne Zahl;
Dort fabricirt der Schlosser Bratenwender,
Die beste Uhr zum frohen Mahl.

Hier schneidet uns zu einer Cur in Baden,
Der Pfadler einen Schlafrock zu;
Dort macht der Schreiner uns aus einem Laden
Den Schlafrock zu der letzten Ruh.

Freiung (Die).

Im Mittelpunkte dieses Platzes wird sich in kurzer Zeit ein schöner, mit Figuren geschmückter Brunnen erheben, dessen Modell am 16. Mai 1844 aufgestellt wurde. Eine nähere Besprechung dieses — Gemeinnützigkeit mit Zierlichkeit verbindenden — neuen öffentlichen Monuments muß dem Zeitpunkte seiner Vollendung aufbewahrt werden. Dieser Platz ist trotz seiner unregelmäßigen dreieckigen Gestalt einer der schönsten und zugleich merkwürdigsten Wien's.

In den babenbergischen Tagen, als das Städtchen Wien auf dieser Seite nicht weiter als bis zum Heidenschuße reichte, wo sich das Stadtthor befand und wo der tiefe Graben noch wirklich war, was sein Name andeutet, nämlich ein tiefer Stadtgraben, lag das Gebiet der Freiung außerhalb der Stadt und war eine wüste Stätte, deren oberer Theil oder die mit Steingerölle bedeckte Höhe, welche die Schottenabtei trägt, das Steinfeld genannt wurde.

Nach Erbauung des besagten Stiftes durch Heinrich Jasomirgott im J. 1155 verlor sich allmälig der Name des Steinfeldes, und jener der Freiung kam in Aufnahme, der Anfangs sehr unbestimmt war, und die ganze, nach allen Seiten sich ausdehnende Gegend um das Schottenkloster begriff. Der untere, bei dem Heidenschuße liegende Theil der heutigen Freiung hieß vormals etwas derb Auf'm Mist, und das mit Recht, denn er war wirklich durch mehrere Jahrhunderte eine Unrathstätte und Kehrichtgrube, so daß eine Satzung Kaiser Ferdinand des I. (gest. 25. Juli 1564) für die Sauberkeit der Straßen Wien's besonders den Gärbern, Schmieden und Kohlenhändlern gebietet, ihren Abfall und Unrath anders wohin als „Auf'm Mist" und in den tiefen Graben zu schütten.

Noch auf Augustin Hirschvogel's Plan von Wien vom J. 1547 wird der obere Theil der Freiung bei der Schottenkirche „auf'm Steinfeld," die Seite gegen die Renngasse und dem Hause zum gold. Strauße (157) „auf'm Bühel," und der entgegengesetzte Theil „auf'm Mist" genannt.

Mit der zunehmenden Civilisation verengte sich mit dem Miste selbst auch der Name, und in der neuesten Zeit erhielt der ganze von der Teinfalt- und Schottengasse bis zum Heidenschuße sich herabdehnende Bezirk den allgemeinen Namen der Freiung.

Durch diesen schönen, bedeutsamen, und von dem, dem Schottenstifte von seinem Stifter, dem Herzoge Heinrich Jasomirgott ertheilten, vormals sehr wichtigen Asylrechte oder Freiung abgeleiteten Namen hat sich das Gedächtniß dieses dem Schottenstifte verliehenen Vorrechtes selbst im Munde des Volkes bis heute fort und fort erhalten.

Vor dem Hause zu den drei Hacken lag ehemals eine Capelle der Apostel Philipp und Jacob, welche nach der ersten türkischen Belagerung 1529 von der Stadt zur Aufbewahrung der Pulver-Vorräthe verwendet wurde und den Namen des Pulverhauses auf der Schottenfreiung erhielt. Diese Bestimmung hatte das Haus bis gegen 1655, wo der städtische Pulverthurm am Neuenthor vorkommt. Die Apostelcapelle bestand übrigens noch im Jahre 1677, wie aus Merian's Prospect von Wien zu ersehen ist. Auf diesem Platze wurden bei der zweiten Belagerung Wien's durch die Türken die Todten begraben.

In der neuesten Zeit war die Freiung der Schauplatz eines Ereignisses, welches die verderblichsten Folgen für die ganze Umgebung hätte haben können. Am 14. August 1809, dem Vorabende des Napoleonstages, sprang während der französischen Occupation Wien's um 10 Uhr früh durch Unvorsichtigkeit der Franzosen das auf der nahen Schottenbastei bestandene Pulverlaboratorium in die Luft. Der fürchterliche Knall und das ihn begleitende Feuer setzten die ganze Stadt und alle Vorstädte um so mehr in Angst und Schrecken, als Niemand löschen wollte, weil mehrere gefüllte Granaten gesprungen und auf der Freiung, in der Renngasse und im Schottenhofe beschädigend niedergefallen waren. Glücklicherweise beschränkte sich die Explosion auf diesen einen Moment, und es gelang den Laboranten, jede fernere Gefahr zu beseitigen.

Das größte Interesse erhält die Freiung durch die Gebäude, welche sie umgeben. Betritt man den Platz von der Seite des Hofes durch den Heidenschuß, so erhebt zur Rechten der erzbischöfliche Hof „zum h. Geist" (236) seinen fünfstockigen, thurmartigen festen Bau, der alle Nachbarhäuser überraget, wie eine hohe Warte den an seinem Fuße sich theilenden, ungemein gangbaren und belebten Kreuzweg zu beschützen scheint, und die ganze Länge des tiefen Grabens von seiner Kehrseite aus bestreichen könnte. Diesem Gebäude gegenüber und die Ecke des genannten Grabens und der Freiung bildend tritt uns im modernsten, schönsten Gewande das vorige rothe Männchen und die sonstigen Gebäude entgegen, die sämmtlich besonders besprochen werden.

Freiwilligen-Corps (Das) der Wiener

wurde der kriegerischen Zeitumstände wegen, als der damalige republikanische Heerführer der Franzosen von Italien aus das Herz der österreichischen Monarchie mit einem Einfalle bedrohte, im J. 1795 errichtet. Schon damals hatte man sich mit der Idee eines Aufgebotes des Volkes in Masse beschäftigt, wofür eine rühmliche Thätigkeit an den Tag gelegt wurde. Doch kam dieses große Vorhaben noch nicht zur Reife; wohl aber entstand ein Corps Wiener Freiwilligen, welches unter den Fahnen, die auf dem Glacis zwischen dem Burg- und Schottenthore mit ergreifender Feierlichkeit geweihet worden waren, bei Bevilaqua und Minerba, so wie auch beim Übergange der österreichischen Armee über die Etsch und

vor Mantua's Mauern mit seltener Bravour focht und seinen Namen verherrlichte.

Friedensbote (Der).

Wie angenehm der Friedensschluß des 30jährigen Krieges, welcher im J. 1648 bewerkstelliget wurde, dem Kaiser Ferdinand III. war, ist daraus zu ersehen, weil er den Friedensboten, den Obristen Ranfft, der mit Trompeten-Schall durch die Stadt Wien, welches sonst verboten war, in die kais. Burg ritt und den Friedensschluß in blauem Sammet eingebunden, an den Rändern vergoldet, mit zwei goldenen angehangenen Siegeln versehen, worauf ein schöner Ölzweig, ein Lorbeerkranz und eine weiße Taube mit Diamanten besetzt, sich befanden, dem Fürsten überreichte, mit einem herrlichen Ringe, den der Kaiser an dem Finger trug, und der auf 6000 Thaler geschätzt war, nebst einer goldenen Kette und einem anhängenden Gnadenpfennig, 2000 Dukaten im Werthe, beschenkte. Auch ließ er hierauf in allen kais. Erbländern Gott dem Stifter dieses Friedens zu Ehren ein allgemeines Dankfest veranstalten.

Friedrich III.

Als dieser Fürst mit Carl dem Kühnen von Burgund nach Aufhebung der Belagerung von Neuß Frieden schloß, fand sich bei ihm eine französische Gesandtschaft ein, welche ihm die Fortsetzung des Kriegs anrieth und ihm die Zusage machte, eine französische Armee werde dem Herzog von Burgund die Provinzen Flandern, Artois und alle Länder, auf welche Frankreich Anspruch habe, entreißen.

Die Art, wie der Kaiser diese Gesandtschaft abgefertigt haben soll, ist so originell, daß wohl seither nichts Ähnliches in der diplomatischen Welt vorgekommen ist.

Als die Gesandten ihr Anliegen vorgebracht hatten, erbat sich Friedrich von ihnen ein kurzes Gehör, weil er ihnen eine kleine Geschichte (die wir mit den Worten des Annalisten hier mittheilen) erzählen wolle:

„Nicht fern in einer Stadt des Teutschlands hat es sich zugetragen, daß ein großer grimmiger Bär dem Land und Unterthanen großen Schaden zugefüget. Weil nun diesem Unheil abzuhelfen es sehr vonnöthen war, demnach unterstunden sich drei junge Kerl, ihr Heyl an dem Bären zu versuchen. Zuvor aber gingen sie in ein Wirthshaus, und befahlen dem Wirth, er solle mit guten Speisen sie bedienen, sie wären des Vorhabens, den ungeheueren Bären zu fällen, und ihm die Haut zu verkaufen.

Der Wirth ließ an sich auch nichts ermangeln. Da sie nun sich bestermassen mit Essen und Trinken versehen, gingen sie in den Wald, den Bären zu fangen; allein da er ihnen wider Verhoffen unter das Gesicht kommen, hat die große Angst und Schrecken sie dermassen überfallen, daß keiner sich an den Bären zu wagen mehr im Sinn gehabt, sondern haben alle drei, so viel es seyn können, sich aus dem Staub machen wollen.

Der eine hat sich auf einen Baum gemachet, der andere ist ohne die Bärenhaut wieder der Stadt zugelaufen; dem dritten aber wurde die Zeit zu kurz, fiele demnach auf die Erden, und weil er den Athem an sich gehalten, ließe der Bär ihn unverletzt, als ein todtes Aas liegen.

Als nun der Bär wieder davon gelaufen, und er sich außer Gefahr zu seyn befunden, ist der andere, so auf dem Baum dieser Bärenjagd zugesehen, auch zu ihm gekommen, und hat ihn gefraget: Was er doch gedacht, da er von dem Bären sey so herum gewälzet worden? — Dieser antwortete: Der Bär hat mir gesagt, ich sollte forthin keine Bären mehr verkauffen, ich hätte dann den Bären zuvor gefangen."

Hier schwieg Friedrich und entließ die verblüften Gesandten, ohne mit ihnen von

dem Gegenstande ihrer Sendung ein Wort zu wechseln.

Fries'scher Pallast.

Graf Niklas Salm, Wien's Vertheidiger gegen die Türken während der ersten Belagerung, war selbst ein Bürger der Stadt. Sein Haus stand gegen das Ende der unt. Breunerstraße, unweit von St. Dorothee, wo er begraben sein wollte, neben den Hofställen (Stallburg). Es ward später das Königskloster und dann der Fries'sche Pallast.

Dieser vom Grafen von Fries auf erkauftem Klostergrunde erbaute Pallast (1155) steht am Josephsplatze und ist eines der schönsten und edelsten Bauwerke Wien's Es kam im J. 1784 bis auf die Verzierungen und innern Einrichtung zu Stande. Die vier herrlichen kolossallen Karyatyden am Thore sind vom Direktor Zauner. In diesem Pallaste wohnte 1809 der französische Stadtcommandant Meriage, der seiner Hauswache den Befehl ertheilte, über die Statue des Kaisers Joseph II. Acht zu haben.

Nach dem Grafen von Fries kam das Gebäude an den Freiherrn von Sina und von diesem an den heutigen Besitzer, Conte Pallavicini. Eine Merkwürdigkeit dieses Gebäudes war eine hundertjährige Acacie, die im Hofe stand, ein Überrest vom ehemaligen Klostergarten und die für den Adam der öster. Acacien galt. Nachdem alle früheren Besitzer diese ehrwürdige botanische Antiquität respektirt hatten, wurde sie im J. 1844 gefällt.

In diesem Pallaste waren die weltbekannten, von dem Grafen Moriz von Fries zusammengebrachten Sammlungen aufgestellt, welche die Aufmerksamkeit des Kenners ungemein in Anspruch nahmen, und bei ihrer Zertheilung nach dem Falle des Hauses Fries und Comp. manche andere Sammlung mit ihren Trümmern bereicherte. Dieses Museum war eine Zierde Wiens.

Die in Wien 1826 und 1827 öffentlich verkaufte Büchersammlung bestand aus 16,000 Bänden, größtentheils Bibliothekstücke und Prachtwerke der ältern und neuesten Literatur in allen Sprachen.

Die Gemälde-Sammlung bestand aus 300 Stücken, worunter: Die sterbende Maria von Burgund, von A. Dürer; der todte Christus, von Vandyk; Schlachtstück von Wouvermanns; Madonna mit dem Kinde, von Andrea del Sarto; Amor, von Guido Reni; heil. Familie, von Parmegianio; Madonna velata, von Sassoferato; Sonnenuntergang, von Saftleven; Landschaft von Poussin; Vertumnus und Pomona, von Rembrandt; Aurora und Cephalus, von Albani; Christus und die Samariterin, von Hanibal Carracci; Porträt der Königin Johanna (von Aragonien) von Sicilien, von Raphael, und mehrere von Mengs, Füger, Schönberger.

Die Sammlung von Zeichnungen und Kupferstichen bestand aus mehr als 100,000 Stücken, wobei von Ersteren vor Allen merkwürdig waren: Eine Grablegung, von Raphael, Federzeichnung. Madonna, Christus und Johannes, von Ant. Carracci, mit Rothstein gezeichnet. Entwürfe von Guercino, Claude ꝛc. Viehgruppen von H. Roos, Sepiazeichnungen von Girgenti, die bekannten Füger'schen Entwürfe zu Klopstock's Messiade, auf blaues Papier entworfen und aufgehöht.

Die Mineraliensammlung bestand aus der von Born beschriebenen Sammlung des Fräuleins von Raab. Überdies besaß Graf Fries noch eine ziemlich reiche Sammlung griechischer und römischer Münzen, so wie ein Museum von Gegenständen älterer und neuerer Sculptur- und Bronze-Arbeiten. In dieser Abtheilung war auch die berühmte lebensgroße Gruppe: Theseus auf dem erschlagenen Minotaurus von Canova aus carrarischem Marmor verfertigt, aufgestellt. Diese Kunstsachen wurden theils

in Wien, theils in Amsterdam verkauft, und zwar ein Theil der Kupferstiche und Zeichnungen in Wien den 10. März und 15. Dez. 1823; die Gemälde in mehreren Licitationen auf der Mehlgrube. Der werthvollste Theil der Kupferstiche (die italienische und holländische Schule) wurde den 21. Juni 1824 in Amsterdam veräußert.

Frohnleichnamsfest (und seine Entstehung).

Schon in den frühesten Zeiten wurde eine Feier zur Verherrlichung des Altarsacraments begangen, wovon der Grün-donnerstag seinen Namen hat. An diesem Tage wurde das h. Sacrament im feierlichen Zuge durch die Gassen der Ortschaften getragen, wobei die Häuser mit grünen Zweigen verziert waren.

Dies ließ sich indessen in südlichen Gegenden thun, als sich jedoch das Christenthum immer weiter verbreitete und es nicht möglich war, dieses Fest im Norden mit gleicher Feierlichkeit zu begehen, so verordnete Urban IV. 1264, das Frohnleichnamsfest allgemein am Donnerstage nach dem Dreifaltigkeitssonntage zu begehen.

Schon der deutsche Name dieses Festes, eines der rührendsten der katholischen Kirche, gibt von dessem hohen Alter Zeugniß. Es ist nämlich aus dem gothischen Worte: Fron, d. i. Herr, und Leichnam, Leib, zusammengesetzt, also ein Fest zur Feier der Gegenwart des Leibes Christi (corporis Christi), welcher in der consecrirten Hostie dargestellt wird.

Zur größern Verherrlichung wurde es an verschiedenen Tagen abgehalten, auf daß sich die Priester gegenseitig aushelfen konnten, und durch eine größere Menge Geistlicher der Zug sich imposanter darstellte. So hatten an verschiedenen Orten die Processionen entweder am Frohnleichnamstage selbst oder an den darauf folgenden Sonntagen bis zum vierten Sonntag nach Pfingsten Statt.

Joseph II. erließ eine Verordnung, wonach künftig die Processionen an allen Orten des Kaiserstaates am Frohnleichnamstage abgehalten werden sollten. Mit der Zeit aber wußten einzelne Gemeinden die Rücksichten, welche mit dieser Feier verbunden sind, so darzustellen, daß mehrere die Erlaubniß erhielten, die Procession wieder am folgenden Sonntage abzuhalten; ja dem landesfürstl. Markte Perchtoldsdorf wurde sogar die alte Begünstigung eingeräumt, dieselbe auf den zweiten Sonntag nach Frohnleichnam verlegen zu dürfen. In der innern Stadt blieb es bei diesem Tage, in allen Vorstädten aber wurde der nächstfolgende Sonntag dazu bestimmt.

Der Umgang war vermög einer Stiftungsurkunde des Pfarrers Heinrich bei St. Stephan, worin er verordnet, daß 50 oder wenigstens 40 Priester denselben begleiten sollen, schon vor dem Jahre 1334 in Übung. In Betreff dieser Feierlichkeit befahl Herzog Rudolph IV. am Dinstage nach dem Palmtage 1363: „An dem Gottsleichnamstage soll man zu gleicher Weise begehen als den Weihnachtstag; dann soll man alles das Heiligthum (Reliquien), das da ist, und alle die Fahnen, die da sind, und alle Himmel (Traghimmel), und 30 Kerzen und 10 Windlichter umtragen in der Stadt, und dazu sollen kommen alle Pfarrer, alle Klöster, und alle Kapellane und alle Pfaffen mit sammt den deutschen Herrn, Johannisrittern (Malthesern), Heiliggeistern und Spitälern in der Stadt und in den Vorstädten, mit all ihren schönsten Gezierd auch gen St. Stephan gehn und mit der ehegenannten Procession umgehen.“

Um den fanatischen Anfällen der Akatholiken sein volles Ansehen entgegenzusetzen, hatte schon Ferdinand I. mehrmals die Frohnleichnams-Processionen, öfters auch die Priester mit der letzten Wegzehrung zu den Kranken begleitet; aber erst seit Ferdinand II. 1622 ist die regelmäßige, jährliche Begleitung

des Frohnleichnams-Umgangs durch den Monarchen oder durch einen Stellvertreter angemerkt.

In der Stadt selbst wird die Procession mit großer Würde begangen. Der erste Zug findet schon am frühesten Morgen Statt und besteht aus den zahlreichen Handwerks- und Gewerbs-Innungen oder Zünften. Die Hauptprocession geht um neun Uhr von St. Stephan aus und ist höchst imposant. Das Venerabile wird von dem Fürst-Erzbischofe getragen, dem die sämmtliche erzbischöfliche Geistlichkeit assistirt. Unmittelbar nach dem Baldachin folgt der Hof, die Minister, Generale und andere hohe Würdenträger, so wie die Pallastdamen mit der zahlreichen Dienerschaft. Den Schluß bilden die Garden und Abtheilungen von Infanterie und Cavallerie. Gewehrsalven und Kanonendonner begleiten die vorzüglichen Momente der Feierlichkeit. Die vier Evangelien werden beim fürstlich Schwarzenberg'schen Pallaste am Neuen Markte, beim fürstlich Lobkowitz'schen am Spitalplatze, bei der St. Michaelskirche und bei der Säule am Graben gelesen.

Nicht so imposant, aber nicht weniger feierlich sind die am nächsten Sonntage in den Vorstadtpfarren abgehaltenen Processionen. Hier sind, wie auf dem Lande, grüne Zweige (Buchen und Eschen) vor den Häusern aufgepflanzt, die Wege werden mit Gras, wol auch mit Blumen vermengt bestreut. Außer dem in den Vorstädten garnisonirenden Militär fungiren dabei die verschiedenen Corps der Bürgermiliz. Die mancherlei Institute begleiten den Zug. Am schönsten macht sich derselbe in den größeren Vorstädten, z. B. Wieden, Leopoldstadt, Landstraße.

Auf dem Lande bildet die Frohnleichnamsprocession eine besonders gemüthliche Feier. Schon am Nachmittage des Tages vorher gewinnt Alles ein festliches Ansehen. Die Altäre werden aufgeschlagen, die Zweige herbeigeschafft, und am frühesten Morgen des Festtages entwickelt Jung und Alt ein heiteres Treiben.

So feierlich dieses Fest in dem kleinsten Orte begangen wird, so zeichnen sich besonders zwei nahe bei Wien gelegene Ortschaften vor allen Andern aus. Es sind die landesfürstl. Märkte Medling und Perchtoldsdorf.

Im ersteren, wo die Feier am Sonntage nach Frohnleichnam statt findet, sind die ungeheuren Fahnen merkwürdig, welche heute kein anderer Ort mehr in so außerordentlicher Größe aufzuweisen hat. Es sind die eigentlichen Zunftfahnen der Innungen der Fleischer, Hauer (Weinbauern) und Viehhirten (Halter genannt). Die Fahne der ersteren ist die größte und hat eine seltsame Form. Das Fahnentuch ist nicht, wie sonst üblich, an der Stange herunterhängend und dann zwei oder drei Mal geschlitzt, sondern hängt quer von der Hauptstange an einem großen vergoldeten eisernen Querbalken, in Flaggenform, auf einer Seite ausgezackt. Die Farbe ist roth, in der Mitte das gewöhnliche Bild und umher viele symbolische Verzierungen. Oben sind auf beiden Seiten die Brustbilder der Kaiserin Maria Theresia und des römischen Kaisers Franz I. in Medaillenform. Die Fahne wird an einer sehr dicken und hohen Stange getragen, die von acht kleineren unterstützt wird. Die Hauerfahne ist ebenfalls roth, von ähnlicher Gestalt, aber kleiner, die Hirtenfahne ist grün, in gewöhnlicher aber sehr großer Form.

Die Prozession in Perchtoldsdorf ist merkwürdig, weil sie im ganzen Kaiserstaate allein am zweiten Sonntag nach Frohnleichnam abgehalten wird. Schon der vorhergehende Sonntag ist ein Fest. Um drei Uhr Nachmittags ertönen die ersten Schüsse von dem Thurme, die von den am nahen Hochberge aufgestellten Pöllern beantwortet werden, und nun entwickelt sich ein eigenes fröhliches Leben. Abends beginnt ein Zapfen-

streich von einer Militärbande, von Schüssen begleitet. Zeigt sich ein schöner Tag, so sieht man früh Morgens eine Menge Menschen dem Orte zuströmen. Die Straße, welche von Wien hierherführt, ist bis Liesing mit Fuhrwerken aller Art bedeckt, obschon auch auf der Eisenbahn Tausende von Menschen ankommen. Die Procession geht erst gegen 12 Uhr aus, von einer unzähligen Menschenmenge begleitet. Pontificant ist gewöhnlich ein infulirter Prälat; die begleitende Geistlichkeit ist groß, da diese Procession allein an diesem Tage statt findet. Leider gewinnt, sobald die Procession vorüber ist, besonders Nachmittags, das Fest ein profaneres Ansehen. Die Viehhirten mit ihren mißtönenden Tuben und dem widerlichen Geklatsche ihrer langen Peitschen (das sogenannte Halterschnalzen), durchziehen trunken und johlend die Gassen; Tanzmusik ertönt, und Abends ziehen brüllende Schaaren unsicheren Trittes von dannen, denen man es ansieht, von welchem Geiste sie beseelt sind.

Fuchs (Zum geprellten).

Es wird uns nicht wundern, in der obern Straße der Vorstadt Thury ein Haus mit obigem Schilde (84) zu finden, wenn wir einen Rückblick auf die Wichtigkeit werfen, welches in Wien noch im vorigen Jahrhunderte das Fuchsprellen hatte. Im Prater wurde regelmäßig alle Jahre besonders unter Carl VI. gewöhnlich im März oder doch vor Ostern die erste feierliche Jagd, welche ein Fuchsprellen war, gehalten, wozu Jedermann als Zuschauer zugelassen wurde und wobei der ganze Hofstaat und alle vornehmen Personen der Stadt erschienen. Diese jährliche Fuchsjagd, die auch zuweilen im kais. Thiergarten gehalten wurde, bildete lange vorher und nachher den Gegenstand des öffentlichen Gespräches. So leutselig der Kaiser jedoch bei seinen Jagdbelustigungen überhaupt war, so streng bestand er auf das Verbot, daß Niemand auf das Wild schießen durfte, selbst fremde Prinzen nicht, die dabei zugegen waren. Ein junger Wiener von gutem Hause soll sich es jedoch eines Tages haben beikommen lassen, gegen diesen Befehl zu handeln, mit einer geladenen Büchse im Prater bei einer solchen Fuchsprellerei zu erscheinen, und sie loszubrennen. Zur Strafe dieses Übermuthes soll sich jedoch aus Rücksicht der Jugend des unberufenen Schützen die kais. Jagdpartie darauf beschränkt haben, ihn selbst etwas zu prellen und von diesem Prellen soll das Haus zum geprellten Fuchsen den Namen haben.

Fuchs (Otto Neidhard).

Schon der Cardinal Matthäus von Gurk erzählt (Hodeporicon Card. Gurcensis), daß vormals in Wien und der Umgebung die schöne Gewohnheit geherrscht habe, daß derjenige, welcher im Frühjahre nach den überstandenen Stürmen des Winters das erste Veilchen fand, den Ort, wo es blühte, bezeichnete, und hievon sogleich dem Herzoge Nachricht gab; worauf die jungen Leute beiderlei Geschlechtes unter Singen und Springen sich dahin verfügten, und sich durch mehrere Stunden mit Tanzen und Trinken belustigten.

Nun hatte Herzog Otto (ein Enkel Kaisers Rudolph von Habsburg und der sechste Sohn Albrecht des I.), welcher wegen seines allezeit fröhlichen Gemüthes, der Fröhliche genannt wurde, unter seinen Hofleuten zwei kurzweilige Räthe, deren einer Weigand von Theben (oder der sogenannte Pfaff vom Kahlenberge), der andere aber Otto Neidhard Fuchs hieß. Dieser hatte eines Tages auf einem Spaziergange am Kahlenberge das erste Lenzblümchen gefunden, solches mit seinem ritterlichen Hute sorgsam bedeckt, sich dann eilends und frohen Muthes zurück in die Stadt begeben und den Herzog Otto davon verständigt. Inzwischen kam von ungefähr

ein vorwitziger Bauersmann zu dem Hute, den er aufhob und als er darunter das Veilchen erblickte, dieses aus der Erde riß, die Stelle auf eine unflätige Art besudelte, und dann wieder mit Neidhards Hut zudeckte.

Als hierauf Neidhard mit der jungen, lebenslustigen Wiener-Welt in voller Freude ankam und den Veilchentanz beginnen wollte, entstand, als man den Hut aufgehoben hatte, zuerst ein allgemeines Gelächter, dem aber bald ein so großer Unwillen folgte, daß Neidhard, den man vermög seiner aufgeweckten Sinnesart für den Urheber des unfeinen Spasses hielt, übel daran gewesen wäre, wenn er sich nicht mit der Flucht gerettet hätte. Als er mit Grimm im Busen in das nächste Dorf kam und die Bauersleute dort um ein Veilchen, welches er für das seinige hielt, tanzen sah, entbrannte er so sehr vor Zorn, daß er, um den ihm gespielten Streich zu rächen, sein Schwert zog, in die Bauern einhieb und einige von ihnen erschlug.

Von dieser Zeit an konnte Neidhard keine Bauern mehr dulden; er that denselben, so oft und wo er nur immer konnte, jeden Schabernack an und erhielt daher den Beinamen Neidhard's des Bauernfeindes.

Dieser Mann starb um das Jahr 1334, und er war folglich ein Dichter des 14. Jahrhunderts, von dem in der Maneßischen Sammlung und in den Volks- und Meisterliedern von Görres die Rede ist. In seinen Gedichten schildert er, seinem Bauernhasse getreu, den Übermuth und die tolle Kleiderpracht der österreichischen Landleute seiner Zeit mit ungemein grellen Farben. Er wird häufig mit Weigand von Theben in gleiche Reihe gestellt; die Verhältnisse und das Leben dieser zwei Männer, so wie auch die Art und Richtung ihrer Schwänke waren aber sehr verschieden. Während Neidhard (Nidhard) Fuchs aus einem edlen Geschlechte Frankens entsprossen, ritterliche Dienste an des Herzogs Hof verrichtend, zugleich als Dichter glänzte, und sein derbspaßiges Veilchen-Abenteuer vielleicht der einzige und noch dazu ganz unfreiwillige Schwank war, der ihm den unverdienten Namen eines Lustigmachers oder Hofnarren verschaffte, kam Weigand von Theben als fahrender Schüler oder armer Student nach Wien, verlegte sich wahrscheinlich aus Noth auf das Spaßmachen, zu dem ihm die Natur vorzügliche Anlagen gegeben hatte, erhaschte eine kärgliche Pfründe am Kahlenberge, woher er den Namen hat, und trieb seine schuldlosen Possen bis zu seinem Tode fort.

Neidharden ehrte ein herrliches Grab am Dome der herzoglichen Hauptstadt Wien, wie es die nebige Abbildung zeigt; — Weigand's einfacher Stein — wahrscheinlich zu Prigglitz im Gebirge bei Neunkirchen — ist verloren gegangen. Dagegen aber verkündete der Ruf, der Neidhard's liebliche Dichtungen bis auf einige wenige Bruchstücke verhallen ließ, Weigand's Possen bis auf unsere Tage, denn sie wurden schon zu Kaiser Sigmund's Zeiten handschriftlich gesammelt und auch später in Prosa und prosaischen Reimen wiederholt gedruckt.

Das steinerne Grabmal Neidhard's erblickt man an der Seite des sogenannten Singerthores (vormals von diesem Monumente das Nidhards- so wie auch Seitenwundenthor von einem zur Zeit des dreißigjährigen Krieges weggenommenen Holzbilde des Erlösers mit der Seitenwunde, genannt) an der St. Stephanskirche, nämlich bei der ersten Thür, wenn man vom Stock-im-Eisenplatz dahin kommt. — Sein lebensgroßes Bild in ritterlicher Kleidung mit dem Schwerte umgürtet, liegt hier auf einem Sarkophage, die Füße auf einen Löwen gestützt. Merkwürdig ist dabei, daß jene blutigen Schwänke, welche der Ritter mit den Bauern hatte, unten an den

Seitenwänden der Tombe in erhobener Arbeit ausgehauen waren, gleichsam um der späten Nachwelt ein sprechendes Denkmal der damaligen rohen Sitten zu hinterlassen. — Von diesen zierlichen Steinarbeiten ist aber nichts mehr übrig geblieben, als in rauhen Umrissen der Moment, wie Neidhard die hingestreckte Ritterfigur und den zu ihren Füßen schlummernden Löwen betrachtet, so wird man zu glauben verleitet, man stehe vor dem Denkmahle eines um das Vaterland hochverdienten Kriegsmannes und man ist weit von dem Gedanken entfernt, daß Herzog Otto, der Fröhliche, der es seinem



Fuchs seinem geliebten Herzoge die erfreuliche Nachricht bringt, daß er so glücklich war, das erste Veilchen des Frühlings gefunden zu haben. Das ganze Monument ist leider schon so arg verstümmelt, daß dessen Aufbewahrung, wenigstens durch eine Abbildung, hoch an der Zeit ist. — Wenn man Freunde und lustigen Rathe hat setzen lassen, dadurch der Nachwelt nur einen Beweis des fröhlichen Sinnes, der sein ganzes Leben hindurch nicht von ihm gewichen ist, hat hinterlassen wollen.

Ehemals sah man an Neidhard's Monumente auf dem Grabdeckel neben sei-

ner Statue linker Hand auch einen in Stein ausgehauenen Fuchs, welcher sowol seinen Namen als auch sein Geschlechtswapen andeutete, das einen rothen springenden Fuchs im weißen Felde nebst einem gelben Stern über demselben vorstellte. Gerhard von Roo sagt, dieser Ritter von Fuchs sei seiner Feindschaft gegen die Bauern halber der Neidhard genannt worden; diese Angabe ist aber ungegründet, indem mehrere Glieder aus diesem Fuchsschen Geschlechte diesen Namen führten, wozu auch der im friesländischen Kriege im Jahre 1499 umgekommene berühmte Neidhard Fuchs von Burtbreitenbach gehört. Der bei St. Stephan begrabene Ritter von Fuchs mag nebst dem Namen Otto auch den Namen Neidhard geführt, und folglich Otto Neidhard von Fuchs geheißen haben, weil ihn einige Annalisten Otto und andere Neidhard nennen. Übrigens war der Name Neidhard vormals mehr ein Ehren- als ein Schimpfname, er wollte so viel sagen als ein rechtlicher Mann.

Auch Spangenberg gedenkt unseres Neidhard's als eines geschätzten Minnesängers, und Hanns Sachs benutzte sein schmutziges Veilchen-Abenteuer und seine Bauernschlägerei zu einem Fastnachtsspiel unter dem Titel: „Der Neidhard mit dem Feygel.“ Die Personen darin sind folgende: Herzog Friedrich der Schöne zu Österreich, Euphrosina seine Gemalin (erdichtete Person), der Nidhard, Euphemia seine Gemalin, Jäkel Narr, drei Bauern, genannt Englmayr, Heintz Seuenfried und Ulo Seufist. Der Inhalt des Fastnachtsspiels ist: Nidhard fand im angehenden Frühling das erste blaue Veilchen im Grase, er bedeckt es mit seinem Hute und gibt schnell und frohlockend der Herzogin davon Nachricht. Drei Bauern aus Zeiselmauer, die dem Nidhard Feind waren, weil er immer durch die Felder jagte, brechen das Blümchen ab und einer von ihnen setzt ganz etwas anderes darunter. Als die Herzogin mit dem Nidhard und ihrem Gefolge bei dem Hute anlangte, ließ sie den Nidhard, wie natürlich, sehr hart an, über die Verwandlung. Dieser bittet um Vergebung und sagt, ein scham- und zuchtloser Bauer aus Zeiselmauer müsse ihm diesen Schimpf angethan haben. Nachdem sich die Herzogin mit ihrem Hofstaat entfernt hat, binden die Bauern das Veilchen dem Nidhard zum Trotz an eine Stange und tanzen im Reihen singend herum. Der beleidigte Nidhard überfällt sie mit dem Hofgesinde, schlägt und verwundet sie, und erobert die Blume, welche er der Herzogin bringt. Die Bauern, um sich an dem Nidhard zu rächen, gehen zum Herzog, und sagen ihm, des Nidhard's Gemalin sei das schönste Weib in Österreich und sie wäre sterblich in ihn (den Herzog) verliebt. Der Herzog läßt den Nidhard rufen und verkündigt ihm, er werde ihn in seinem Hause besuchen. Nidhard, der eine feine Nase hatte, freut sich über diese Ehre, eröffnet dem Fürsten aber, seine Frau wäre fast taub; daher müsse der Herzog aus allen Kräften schreien, wenn er mit ihr reden wolle, und eben dieses bringt er seiner Gemalin von der Taubheit des Herzogs bei. Als nun der Fürst und Nidhard's Gemalin zusammen kamen, war von beiden Seiten solches Geschrei, daß Niemand sein eigenes Wort verstand. Dadurch verhinderte Nidhard die heimliche Minne zwischen dem Herzoge und seiner Frau, — ein Scherz, den vom alten Hans Sachs mehrere neue Dramatiker, wie so manches andere, ohne die Quelle anzugeben, entlehnt haben.

Füchselhaus.

Das älteste Haus in der innern Stadt Wien, wir meinen das in den ältesten Stadturkunden zuerst namentlich aufgeführte Haus, ist das sogenannte Füchselhaus,

welches nicht mehr steht, indem es im J. 1840 beim Baue des neuen Domherrnhauses an der Rückseite des St. Stephansdomes und in den beiden Schulenstraßen niedergerissen und diesem Gebäude einverleibt worden ist. Dieses Füchselhaus bildete ein Durchhaus, das vom St. Stephansplatz in die kleine Schulenstraße führte. Es war dem deutschen Hause angebaut, und zeigte unverkennbare Kennzeichen seines hohen Alters. Der hinterste Theil desselben hatte einen gothischen Überbau und eine im Freien angebrachte Stiege; es führte den Namen des Füchselhauses, entweder von einem ehemaligen Schilde, oder von einem seiner ersten Besitzer, weil es nach alten Urkunden in Wien vormals eine Bürgerfamilie mit Namen Füchsel oder Füschlein gegeben hat.

Es führte bei seinem Abbruche die Nr. 871, gehört seit 1450 dem Domkapitel und kommt vor unter dem Namen Niklas Füchsleins Stifthaus an der Schulerstraße beim Thor, woraus hervorgeht, daß es eigentlich das Füchsleinshaus hieß, woraus verkürzt Füchselhaus wurde.

Fürstengruft (bei St. Stephan).

Vor dem Geländer, das in der St. Stephanskirche den Chor beim Hochaltar umgibt, führt eine, mit einer großen Marmorplatte bedeckte Öffnung auf einer geräumigen Treppe von vierzehn Stufen in diese Gruft hinab. Oben am Gewölbe ragte eine in Stein ausgehauene Hand hervor, nach der Mitte auf die Grabstätte Herzog Rudolph des Stifters weisend, der sie 1363 für sich und seine Nachfolger stiftete.

Sie erfüllte diesen Zweck bis unter den Stürmen der Reformation. In der wilden Parteiung, welche damals Österreich zerriß, wurde seiner Vorwelt, seiner Fürsten, ja selbst der drohenden Türkengefahr, um wie viel mehr der Gräber seiner Landesherrn völlig vergessen. — Prag, die Hauptstadt eines Reiches, das damals mit Mähren, Schlesien, beide Lausitzen und so viele Ansprüche an Polen und Brandenburg, an Sachsen und an die Oberpfalz umfaßte, konnte allerdings Wien's Nebenbuhlerin sein, und wirklich war es abwechselnd schon unter Ferdinand I. und Max II., fast immer aber unter Rudolph II. das Hoflager; alle drei Kaiser fanden auch dort ihre Ruhestätte.

Noch wenige Jahrzehende und es hätte über die Frage ein gelehrter Streit entstehen können, ob jemals Fürstengräber bei St. Stephan gewesen? — Wie jenen Fürsten nach Prag, zog es Ferdinand II. nach Gratz, und ein Herr Schnepf, ein Kammerdiener Ferdinand des III. mußte auf den Einfall kommen, sich mitten bei St. Stephan eine Familien-Ruhestätte zu gründen, damit die Familiengruft der Fürsten des Landes wieder entdeckt würde!

Seitdem werden nach des gedachten Kaisers Anordnung die Eingeweide aller verstorbenen Mitglieder des Kaiserhauses in kupfernen Urnen hier aufbewahrt, die Herzen in der Lorettocapelle der Augustiner-Hofkirche, die Leiber in der Gruft bei den Capuzinern.

Als von dem Kranze gelehrter Männer der Benedictiner-Abtei zu St. Blasien auf dem Schwarzwalde ihr unsterbliches Werk: „Monumente des erhabenen Hauses Österreich's" herausgegeben wurde, geschah im letzten Regierungsjahre Carl des VI. (April 1739) die erste kritische Besichtigung dieser Gruft.

Marquard Hergott (geb. zu Freyburg 9. Oct. 1649, gest. 9. Oct. 1762) und Ruster Heer (geb. zu Klingnau 19. April 1715, gest. 2. April 1769) unternahmen jenes Werk, das der Fürstabt, Martin Gerbert (geb. zu Horb 12. Aug. 1720, Fürstabt 15. Oct. 1764, gest. 13. Mai 1796) zu

Ende geführt hat. Er war es auch, der 1772 die Leichen der ältesten Habsburger von der Stätte, wo König Albrecht durch Johannes Parricida fiel, von Königsfelden nach St. Blasien brachte, von wo sie 1807 (nachdem das Breisgau durch den Preßburger Frieden an Baden übergeben war) mit dem Fürstabt Berthold Rottler nach St. Paul in's Kärntnerische Lavantthal überwanderten.

Als die alte Gruft im J. 1739 am 27. April eröffnet wurde, fand man oben an dem Gewölbe eine aus Stein gehauene Hand aus Wolken hervorragen, welche auf die Mitte, nämlich auf die Ruhestätte Rudolph des Stifters, zeigte, mit den beigesetzten Worten:

Hier liegt Rudolph der Stifter (Hic jacet Fundator),

so wie folgende Leichen, welche die Zeit nicht gänzlich zerstört hatte. — Nahe an der Wand waren die Gebeine des Herzogs Georg, auf welchen ein Schwert und ein bleiernes Kreuz lag, mit der lateinischen Inschrift:

„Im Jahr des Herrn 1435 am 16. Febr. starb Georg, ein Sohn Albert des V., Herzogs von Österreich und Markgrafen von Mähren, der hier begraben."

Dann die Gebeine Herzogs Albert des III., mit dem Zopfe genannt, im J. 1395 verschieden; bei dem dritten Leibe befand sich die lateinische Inschrift:

„Der Leib des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Albert des IV., Herzogs von Österrrich, welcher 1404, am Tage der Kreuzerhöhung, voll der Tugenden in Christo entschlafen ist."

In der Mitte lag Rudolph der Stifter. Sein ganzes Todtengerippe war 6 Schuh lang und in einer schwarzen Ochsenhaut eingemacht, worin er von Mailand nach Wien gebracht worden war. Nach eröffneter Haut sah man ihn in einem gestickten Kleide liegen, woran das Gold noch einen lebhaften Glanz hatte. Es war noch ein Handschuh übrig, und man fand an der linken Seite der Gebeine einen Ring.

Das dabei liegende Schwert war zweischneidig, aber ohne Spitze, und das bleierne Kreuz hatte eine lateinische Inschrift.

Rechter Hand waren in einem rothseidenen, mit Gold gestickten Mantel die Gebeine Wilhelm's, Herzogs von Österreichs, ein Sohn Leopold's, starb 1406, am 10. Juli.

Hierauf folgte ein fast ganz verzehrter Leib, den Gerbert von Blasien für Friedrich, einen Sohn Albert des II. hält.

Weiteres sah man Gebeine ohne Inschrift und Schwert. Gerbert hält dafür, daß sie die Gebeine Katharinens, der Gemalin Rudolph des Stifters sind.

Nahe bei dem Eingange war ein ganzes Todtengerippe von 6 Schuh 7½ Zoll Wienermaß zu sehen. Auf dem bleiernen Kreuze war die lateinische Inschrift:

„Leopold, Herzog von Österreich, ein Sohn Leopold's, starb in Christo 1411 am 3. Juni und ist hier begraben" (nämlich Leopold IV.).

In der Mitte der Gruft standen auf der Erde drei kleine bleierne Särge mit den Kindern Maximilian des II., nämlich Carl, Ferdinand und Maria.

Hierbei standen 25 Gefäße mit Eingeweiden. Als man diese wegrückte, erblickte man einen Marmorstein mit der Inschrift:

„Albert (VI.), Herzog von Österreich, ein Sohn des Ernst,"

der 1463 gestorben ist.

Maria Theresia ließ 1754 diese Gruft gegen den Hochaltar bis zu dem Ende der Kirche, wo von Außen die beiden Fenster unter dem Brustbilde des Erlösers zu sehen sind, erweitern, und die Überreste in Sarge von Eichenholz, alsdann in Kupfer übersetzen. Der geheime Kammerzahlmeister Carl Joseph v. Dier leitete das Ganze. Am 18. März 1755 wurde die Gruft vom Erz-

bischof Joseph Grafen von Trautson in Theresiens Beisein feierlich eingeweiht.

In dieser Gruft ruhen nebst obigen noch sechzehn Fürstenleichen, sechs Herzen und die Eingeweide aller bei den Capuzinern beigesetzten Mitglieder des Kaiserhauses.

Unter den ersten befinden sich auch Friedrich der Schöne (geb. 1292, gest. 13. Jänner 1330 auf der Burg Guttenstein) und seine Tochter Elisabeth (gest. 23. Oct. 1336), beide im J. 1783 aus der aufgehobenen Karthause Mauerbach hieher übertragen; — die Königin Elisabeth von Frankreich, Maximilian des II. Tochter, (gest. 22. Jänner 1592), den 30. Novemb. 1782 aus dem aufgehobenen Königskloster übertragen; — und Eleonora von Mantua, Gemalin Ferdinand des II. (gest. 27. Juni 1655) im Monat April 1783 aus dem Kloster der von ihr gestifteten Carmeliterinnen bei St. Joseph oder den sieben Büchnerinnen, hieher übersetzt.

Fürstenhügel (bei St. Stephan).

Der bekannten Capistran-Kanzel gegenüber, der Schulerstraße zu, erhob sich ehemals auf dem Stephansfreithofe ein bemerkbarer Hügel, auf welchem mehrere Fürsten, und zwar vorzüglich Herzog Albrecht VI. in seinem beklagenswerthen Streite mit Friedrich III. oft zum Volke sprachen, und daher den Namen des Fürstenhügels erhielt. Seit Maximilian I. befand sich dort eine steinerne Kanzel, auf der, als das Lutherthum immer mehr um sich griff, häufig Controvers-Predigten gehalten wurden. — Das unfern stehende Frauenbild, welches die Jahreszahlen 1547 und 1630 trug, wurde das Kleslische Bild auf dem Fürstenhügel genannt.

G.

Gablerkreuz (Das) bei Weidling.

Außer dem Thore v. Kloster-neuburg führt ein angenehmer Weg über Höhen u. grünen Abhängen nach dem lieblichen Dorfe Weidling. Auf diesem Wege zieht ein altes Denkmal die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich. Es ist das sogenannte Gablerkreuz, eine große Steinsäule mit dem Bilde des gekreuzigten Heilandes geziert. An der Rückseite derselben ist folgende Inschrift ausgehauen:

„O. A. M. D. G.

Ach Christenmensch, hör' an, was ich dir wil sagen,
so sich allhie vor Zeiten hat zugetragen,
in diese Bildnus wart gotteslästerlich geschlagen
durch trunknen Bösewicht, daraus geflossen so-
bann rosenfarbnes Blut,
wie solches wahre Aussag bezeugen thut.
Auf das hernach der Orten in Lüften
von Teufel Einer zerrissen in Stücken.
Solches ist geschehen um das 1562. Jahr,
als die lutherische Ketzerei gemein war.“



Auf der andern Seite sieht man das Kreuzbild u. darunter ein doppeltes Wapenschild mit der Aufschrift: „S. Durchl. Maximilian Heinrich, Churfürst zu Cölln An. 1672 die Bildniß lassen erhöhen.“

Die Sage berichtet von diesem Steinbilde Folgendes:

Im romantisch gelegenen Dorfe Weidling lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einem kleinen Häuschen ein weib- und kinderloser Weinhauer von rohen Sitten und bösem Lebenswandel, er hieß Hanns Gabler. — Da er mehr Zeit beim Weinkruge, als bei der mühevollen Bestellung seines Weingartens zubrachte, so verschlimmerten sich seine Vermögensumstände in einigen Jahren so sehr, daß er nichts mehr zu leben hatte und die Gaben und Steuern schuldig war. — Diesen Mann hatte auch der damalige Reformationsgeist schwindeln gemacht.

„Es trinke ein Jeder, so viel er nur kann,
Das Einz'ge ist wahr und das übrige Zweifel,
Es hol' mich," sprach er, „wenn's anders, der
Teufel."

Eine natürliche Folge der Vernachlässigung seines Weingartens war, daß Gabler auch in den segenreichsten Jahren eine schlechte Fechsung machte. Eines Tages ging er nach Besichtigung seines Gartens mit berauschtem Kopfe im Nachhausegehen bei dem Kreuzbild nach Klosterneuburg, damals das schwarze Kreuz genannt, vorüber; sein wilder Blick fiel auf das Schmerzensbild des daran hängenden Heilandes, und im Weintaumel stieß er dagegen gräuliche Verwünschungen aus.

Allein er ließ es dabei nicht bewenden; zum höchsten Frevel gestimmt, erhob er den mit einer Gartenaxt bewaffneten Arm, und schlug damit in den gekreuzigten Erlöser, so daß aus dem Bilde hellrothes Blut hervorströmte. Verzweiflung ergriff bei diesem wunderbaren Ereignisse den Übelthäter; von den Furien des Gewissens gejagt, stürzte er in eine Steinschlucht, wo er seinem Dasein mit einem Taschenmesser ein blutiges Ziel setzte.

Das Volk behauptete aber, es habe den Frevler der Satan geholt. Wir schließen diese Notiz mit einer Strophe aus einem Gedichte, welche uns zugleich die Entstehung eines noch üblichen Volksausdruckes erklärt.

„Noch spaltet die Rebe zweizackig sich aus
Im übel gehauenen Garten,
Dicht bringet das Unkraut vom Boden heraus,
Den fleißige Hauer nicht warten,
Das ganze Gebirge verödet in Graus,
D'rum, meinet nicht etwa, ich sag' es als
Fabler:
„D'rum heißet der Mißwachs noch heute
der Gabler."

Gablitz (Die hohe Schule zu).

Nicht nur in der Hauptstadt Wien, sondern auch im ganzen Lande Niederösterreich pflegt man — um scherzweise einen Ignoranten zu bezeichnen — zu sagen, „derselbe habe auf der hohen Schule zu Gablitz studirt."

Dieser Redweise gemäß widerfährt nicht selten einem gravitätisch daherschreitenden Ochsengespanne die Ehre, als Gablitzer Hochschüler oder als Studenten von Gablitz begrüßt zu werden.

Hierbei wirft sich die Frage von selbst auf, wie das eine halbe Stunde von Purkersdorf an der Linzer Hauptstraße liegende Dorf Gablitz die Ehre erlangt hat, zum Sitz einer Hochschule erhoben zu werden, und im Gegensatze mit dem damit verbundenen Begriff der Gelehrsamkeit, warum gerade dem Geschlechte der Ochsen der Vorzug eingeräumt werde, eine eigene Universität zu besitzen, während keiner anderen Thiergattung, selbst dem edlen Pferde nicht, ein solcher animalischer Musensitz zugeschrieben wird.

Mit der historischen Erklärung dieser Sprachweise können wir uns kurz fassen; denn sie beschränkt sich darauf, daß vor Zeiten ein reicher Bräumeister in Gablitz neben einem Paare besonders stattlicher Zugochsen, welche seine vollen Fässer nach Wien brachten, auch zwei rothbackige Söhnlein hatte, welche er in liebreicher, väterlicher Obsorge durch einen alten Mentor erziehen ließ, und welche ein in der Nähe der Bräuerei auf einer etwas abseitigen Anhöhe gelegenes Nebenhaus bewohnten, um dort den Unterricht ohne alle und jede Störung zu erhalten.

Allein trotz dieser Abgeschiedenheit und aller pädagogischen Anstrengung des Erziehers wollte es ihm nicht gelingen, den beiden jungen Herren auch nur den mindesten Unterricht beizubringen, und sie bethätigten im vollsten Sinne der Sache die vom Gewerbszweige ihres Vaters abgeleitete Redensart, das an ihnen Hopfen und Malz verloren sei.

Noch gegenwärtig soll im Bräuhause zu Gablitz ein papiernes Monument dieses seltenen bukolischen Brüderpaares in der Form eines großen Protokolls vor- und aufliegen, worin viele Personen, hohen, mittleren und niederen Standes sich als Besucher dieser hohen Schule scherzweise eingezeichnet haben, und mitunter noch einzeichnen.

Um die eigentliche Beschaffenheit des Wesens der Gablitzer Hochschule begreifen zu können, muß man bedenken, daß nach der Bemerkung eines gründlichen Menschen- und Ochsenkenners, der Mensch einen viel schwierigeren Bildungsgang hat, als der Ochs; — der Mensch wird erst Mensch, wenn er zum Bewußsein und zum Gebrauch seiner Vernunft gelangt ist; der Ochs dagegen, kaum geboren, ist schon Ochs und zwar ganz Ochs. Wir bezeichnen ihn zwar in seiner ersten Lebensperiode mit dem minorennen Namen »Kalb« und sein Zustand erinnert an die sogenannten Flegeljahre des menschlichen Lebens; aber dies ist nur ein verschiedener Ausdruck für eine und dieselbe Sache; denn ein Ochs wird wie gesagt als Ochs geboren, er bleibt es auch durch die ganze Dauer seines Daseins und stirbt in seinem Berufe.

Anders ist es mit dem Menschen. Denn nicht jeder, der als solcher geboren worden ist, wird ein Mensch; wir haben ja auch Unmenschen. Hat man aber jemals etwas von Unochsen gehört oder von einem Ochsen, der es nicht in jeder Bedeutung des Wortes gewesen wäre?

Der Mensch gedeiht und entwickelt sich — (in Gablitz wie in Salamanka) durch die Anschauung des Lebens, durch Lehre, Vorbild und Erfahrung; der Ochse dagegen gedeiht durch sich selbst; ihm genügt sein eigenes Vorbild, seine intensive Kraft.

Wie sich im Menschen die Fähigkeit zum Maler, zum Dichter, zum Musiker, zum Mathematiker u. s. w. entwickelt, so im Ochsen der Beruf zum Rindfleische, zum Beefsteak, zum Rostbraten, zum Boeuf-à-la-mode u. s. w.

Abgesehen von der innern Brauchbarkeit und Gemüthswelt des Ochsen ist er als äußerer Ochs eines der nützlichsten Thiere. Aus seinen Hörnern werden Kämme gemacht, welche den Damen zum Putze dienen; seine Haut wird gegerbt und liefert Leder. Dagegen kann man die menschliche Haut noch so sehr gerben und doch keine Schuhsohle daraus machen.

Welchen unsäglichen Schaden hat ferner nicht schon die menschliche Zunge hervorgebracht, ohne uns oft nur einen Genuß zu gewähren. Was kann man dagegen wider eine Rindszunge, zumal wenn sie geräuchert ist, einwenden?

Die Vorzeit war in der Anerkennung der Ochsen in mancher Beziehung gerechter als wir, denn ihr Bild prangte in manchen Schildern von Familien und Häusern. Es lebt noch frisch in unserem Andenken, daß noch vor einem anderthalben Dezennium das Gasthaus zum goldenen Ochsen in der Spiegel- und Seilergasse, und der vorige Gasthof zum weißen Ochsen am alten Fleischmarkte in das Hôtel zur Stadt Frankfurt und zur Stadt London verwandelt wurden; — welch' letzter Namenstausch zu dem bekannten Wortspiele, es hätte füglicher zur Stadt Oxfort (Ochs fort) heißen sollen, Veranlassung gab.

Auch haben die Ochsen schon in den ältesten Zeiten in die wissenschaftliche Welt eingegriffen. Bekanntlich war Pythagoras, als er seinen gefeierten Lehrsatz gefunden hatte, darüber so hoch entzückt, daß er den Göttern eine Hekatombe oder ein Opfer von hundert Ochsen darbrachte, woraus Manche erklären wollen, warum noch immer alle Ochsen bei der Entdeckung einer neuen Wahrheit zittern.

Daß die erste Lyra ein mit Saiten überspanntes Paar Ochsenhörner war, wol-

len wir zwar nicht behaupten, weil Spötter damit die Bemerkung verbinden könnten, man erkenne diesen Ursprung noch heut zu Tage an mancher klingenden Apolloleier.

Es dürfte aber an der Zeit sein, diese Glosse über den besagten bukolischen Musensitz zu schließen, weil wir uns nicht der Gefahr aussetzen wollen, ein Historiograph der animösen Gablitzer Hochschule genannt zu werden.

Gaden.

Dieses in einem weiten, ungemein reizenden Thale an der Straße nach Heiligenkreuz am Medling- oder Marchbache liegende, von schönen Äckern, grünen Wiesen und malerischen waldigen Höhen ganz umgebene Dorf, das eine sehr lange Zeile bildet, theilt sich in Ober-, Mitter- und Untergaden, welches letzte auch Gaden am Anger genannt wird. Es gehört dem Stifte Heiligenkreuz und ist ein stark besuchter Ausflugspunkt von Baden, Medling und selbst von Wien aus.

Von der genannten Badestadt führt ein angenehmer Waldpfad über das romantische Dörfchen Siegenfeld, binnen einer halben Stunde nach Gaden, dessen Gasthaus häufig von den Badegästen zur Mittagszeit besucht wird. — Zu Gadens nächster Umgebung gehört auch Sittendorf mit dem guterhaltenen Schloße Wildeck, das liebliche Sparbach mit dem fürstlich Lichtenstein'schen Thiergarten und der Burgruine Johannstein.

Es ist befremdend, daß Gaden bei so vielen Vorzügen der Lage und des Klima's zur Sommerszeit so wenig von den Bewohnern Wien's zum Aufenthaltsorte benützt wird. Die ländliche Stille dieses Dorfes wird jedoch zur Zeit der Mariazeller Wallfahrt auf kurze Zeit lärmend unterbrochen. Gaden ist nämlich die erste Nachtstation der Wallfahrter, die zu Tausenden hier die Nachtruhe suchen, und alle Böden und Scheunen füllen, so daß Gaden an diesem Tage einem wimmelnden Ameisenhaufen gleicht.

Galizinberg.

Der Golyzimberg oder Galizinberg, eigentlich der Predigtstuhl genannt, ist einer der reizendsten Vorhügel des cetischen Gebirges im Westen Wien's. Er erhebt sich hinter dem Dorfe Ottakring, und erhielt den Namen Predigtstuhl wegen seiner, einer Kirchenkanzel ähnlichen Gestalt.

Im J. 1780 kaufte der russische Botschafter Fürst Demeter Galizin (Golyzin) diesen Berg von der Gemeinde Ottakring um 10,000 fl., erbaute 1785 das schöne Landhaus und legte den herrlichen Park an, der sich bis in die Waldung hineinzieht. Leider starb der Fürst schon 1795.

Sein in Moskau lebender Erbe, Graf Romanzow, sah diese schöne Besitzung nie und überließ sie an Pächter. So verfiel sie fast gänzlich. Die herrliche Kunstruine wurde zur wirklichen Ruine; der mit großen Summen ganz aus gehauenen Steinen aufgeführte Säulentempel wurde vom Blitze zertrümmert; das Jägerhaus zerfiel in Schutt, und der köstliche Löwenbrunnen ist versiegt.

Im Jahre 1824 kam die Besitzung an den Fürsten Montléard, der das Schloß 1843 restaurirte und vergrößerte, den Tempel etwas reparirte und den herrlichen Natur-Park zum Theile dem Publikum wieder öffnete.

Es besteht daselbst ein Gasthaus, woran der Wirth, Hr. Matthäus Plamer, im J. 1844 eine geräumige, die reizendste Aussicht nach Wien und dem Marchfelde darbietende Altane erbaute, und wo man gut bedient wird.

Der Park hat noch immer ungemein schöne und großartige Parthien, Teiche, Wiesen, Bergschluchten und treffliche Wald-

wege, welche nach Hütteldorf, Maria Brunn u. s. w. führen.

Die Übersichten der umliegenden Gegend auf diesen Wegen sind höchst reizend, und der Golyzinberg gehört zu den nächsten und anziehendsten, und leider auch zu den am wenigsten bekannten und besuchten Ausflugspunkten um Wien.

Die ganze herrliche Bergkette, welche sich vom Kahlenberge an bis an die Berge Medling's, den Anninger und Eichkogel, in einen prächtigen Bogen, vom Ufer der Donau bis in die Neustädterhaide zieht, welche ein reicher Kranz von Naturschönheiten, vom Norden und Westen bis zum Süden der Hauptstadt umfängt, bietet eine Menge herrlicher Ansichten der Stadt und ihrer Umgegend. So der Kahlenberg, der Cobenzl, der Himmel, die Eremitage bei St. Veit u. a. m. Unter diesen nimmt der Predigtstuhl selbst trotz seiner unbedeutenden Höhe keinen der geringsten Plätze ein.

Galizische adelige Leibgarde.

Diese Garde entstand unter Joseph II. den 1. Nov. 1782. Sie bezog gegen die Mitte Augusts 1783 das für sie zugerichtete Gebäude am Rennweg, vorher das Kaiserspital, und ergänzte sich aus der Blüthe des galizischen Adels.

Sie war gewissermaßen noch reicher gekleidet als die ungarische; die Pferde waren braun, und die Uniform die polnische Nationaltracht, dunkelblau, roth ausgeschlagen und mit Gold besetzt; die Schultern mit Tigerhäuten, wie die ungarische, behangen; den Kopf deckte eine sehr niedliche, weiße, mit Pelz ausgeschlagene Mütze. Der Haarputz war nicht der gewöhnliche polnische rasirte Kopf, sondern lange Haare ohne Seitenlocken und hinten in einem Chignon unter die Mütze hinaufgeschlagen. Ihre Rüstung bestand nebst dem großen, polnischen Säbel in einer langen Lanze, an der eine tafftene, schwarz und gelbe Wimpel flatterte. Es waren lauter junge, feurige Männer, die sich durch ihre National-Physiognomie von den Ungarn merklich unterschieden. Ihr Chef war der Fürst Czatorinsky, einer der ausgezeichnetsten polnischen Magnaten.

Die Veranlassung ihrer Errichtung war die Anwesenheit des Großfürsten und nachmaligen Czars Paul und seiner Gemalin Maria Feodorowna. Die Garde wurde den 1. Mai 1791 von Leopold II. aufgehoben und dafür 40 Jünglinge Galiziens in der Neustädter Akademie auf Kosten des Staates erzogen, und 30 Edelleute als Garden, zwei als Secondwachtmeister und einer als Officier bei der Arcieren-Leibgarde angestellt. Eine eigene Studien-Anstalt bestand für die galizische Abtheilung dieser Garde. Die jungen Garden dieser Nation, welche die Stände vorzuschlagen hatten, wurden nicht blos in den militärischen Wissenschaften erzogen, sondern hatten noch überdies eigene Lehrer in der Kreisamtspraxis und Gesetzkunde, der Rechtsgelehrtheit und politischen Wissenschaften.

Gämperl (der Wiener Pfeifer).

König Andreas von Ungarn, der letzte Arpade, der Venetianer genannt, weil sein flüchtiger Vater Stephan sich mit einer Tochter der Republik Venedig, Tomasina Morosini, vermält hatte, fand seinerseits in seinem Kronstreite mit Ladislaus in Wien ein schützendes Asyl. Herzog Albrecht, Kaiser Rudolph's Sohn, verwarf mit Abscheu den Rath seiner Umgebung, den königlichen Flüchtling seinem Gegner auszuliefern; Andreas wurde in Wien wie ein Freund des Fürstenhauses behandelt.

Leider sollte diese Eintracht nicht von langer Dauer sein, denn Andreas ging in eine Falle, welche ihm wahrscheinlich die damals einflußreichen und vom Volke sehr

gehaßten schwäbischen Räthe des Herzogs gelegt hatten. Als eines Tages der Herzog von einer Jagdlust heimkehrte, ritt ihm sein ganzes Haus entgegen, um ihn feierlich zu empfangen. Andreas wurde aufgefordert, sich dem Zuge anzuschließen; er weigerte sich dessen aber mit der unüberlegten Äußerung, „sein königliches Blut gestatte ihm nicht, einem Herzog diese Ehre zu erweisen.“

Albrecht fühlte sich dadurch gekränkt und entzog dem Übermüthigen seinen Schutz; dieser lebte fortan in Wien von den Gaben eines wohlthätigen Mönches. Endlich erhielt die Parthei des Andreas in Ungarn gegen den neuen König Carl von Anjou die Oberhand, worauf jener heimlich, als Mönch verkleidet, Wien verließ und in Ofen gekrönt wurde.

Der neue König forderte vom Herzoge Albrecht hierauf mehrere Orte zurück, welche dieser dem unruhigen ungarischen Grafen von Güssing abgenommen hatte. Albrecht verweigerte die Zurückgabe, und zog dadurch seinen vormaligen Gastfreund mit 80,000 Mann nach Österreich, welches von den Ungarn bis an die Vorstädte Wien's verheert wurde. Trotz dieser Gefahr spotteten in Wien die „Schwaben,“ wie Albrecht's Günstlinge allgemein genannt wurden, des neuen Königs, den sie seiner Mutter wegen den „Krämer von Venedig“ nannten; sie unterließen auch nicht, seine Macht als unbedeutend zu schildern.

Es lag dem Herzoge viel daran, über den letzten Punkt Gewißheit zu erhalten, und es handelte sich darum, durch einen Vertrauten die Stellung und Waffenmacht der Ungarn auskundschaften zu lassen. Hiezu bot sich ein possenhafter Kriegsknecht Albrecht's, der durch seine große Fertigkeit im Pfeifen unter dem Namen des „Pfeifers“ bekannt war und gewöhnlich der Gämperl genannt wurde.

Dieser Spaßmacher kannte den König Andreas von der Zeit seiner Zuflucht in Wien aus, und hatte seine trüben Stunden oft durch Schwänke erheitert. Er wagte sich mitten durch's Ungarnlager an der Schwechat bis zu des Königs Zelt. Andreas erkannte ihn sogleich, als der Spion vor ihn gebracht wurde, und befahl, ihm ein kostbares Kleid, Geschmeide, Geld und ein reich gesatteltes Pferd zu geben, welches Gämperl besteigen und worauf er das ganze Lager durchreiten mußte. Als dieses geschehen war, ließ ihn der König frei und nach Wien geleiten.

Hier staunte Alles über Gämperl's glänzenden Schmuck, und dieser hatte, als er vor den Herzog gebracht wurde, den Muth, diesen zu rathen, „sie möchten immerhin eine List erdenken, den „reichsten Krämer“ der Welt mit sammt seinem „Kram“ an der Schwechat zu fangen.“ Er schilderte dann des Königs furchtbare Heeresmacht. Die Folge dieses Berichtes war, daß nach sechs sehr betrübten Wochen Albrecht und Andreas sich im freien Felde an der Fischa sahen, daß ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen ihnen (1291) zu Stande kam, und daß 1296 der König sich mit Albrecht's Tochter, Agnes, vermälte.

Gans (Die große).

Dieses Haus (646) steht am Haarmarkte, welchen es vom Eingang des alten Fleischmarktes gegenüber, wenn man ihn von der Rothenthurmstraße betritt, beherrscht. Es war vormals ein städtisches Gut, wurde in seiner heutigen Form 1782 erbaut und vor einigen Jahren mit andern magistratischen Häusern verkauft, um die Mittel zum Aufbau des neuen Criminal-Gerichts-Gebäudes in der Alservorstadt herbeizuschaffen.

Die Benennung des Hauses „die große Gans“ zum Unterschiede der anstoßenden kleinen Gans (485) in der Rabengasse ist sehr alt und beweiset mit den vielen übrigen Hausschildern, worin dieses gute

Thier figurirt, z. B. „Wo der Wolf den Gänsen predigt,“ das Gansel auf der Wieden, die fette Gans in der dortigen Schiffgasse (508), die berüchtigte Gänseweide bei Erdberg, mehrere rothe Gänse in den Vorstädten u. a. die Vorliebe unserer Vorfahren für diese Geflügelgattung, ohne eben dabei an deren Bravour bei Rettung des Capitols zu denken; es dürfte vielmehr das Capitol manchem alten Wiener Spießbürger beim Genuße eines saftigen Gänsebratens übergegangen sein.

Darum muß der Gebrauch, die große und vermuthlich zugleich auch fette Gans selbst in den Gewährbüchern der Stadt noch fortleben zu lassen um so mehr gebilligt werden, als ihr Abstechen eine sehr undankbare Sache wäre, indem sie auf keinen Fall als gebratene Gans aufgetischt werden kann.

Gänsbacher (Joh. Bapt.).

Gänsbacher, am 8. Mai 1778 zu Sterzing in Tirol geboren, erhielt von seinem Vater, dem dortigen Schullehrer, den ersten gründlichen Unterricht im Gesang und Musik, so daß er schon im 8. Jahre als Chorknabe in Innsbruck Dienste leisten konnte. Während seiner Gymnasialstudien zu Botzen vom J. 1789 an, vervollkommte er sich dergestalt in der Musik, daß er sich 1795 während der philosophischen Studien zu Innsbruck mit Glück in verschiedenen Compositionen versuchte.

Als im nächsten Jahre seinem Vaterlande feindliche Heere nahten, trat auch Gänsbacher in die Reihen der Grenzvertheidiger, unter denen er sich bis zum Commandanten einer Truppe von 300 Mann emporschwang, und nach dem Friedensschlusse mit der kleinen goldenen Medaille belohnt wurde. Im J. 1802 ging er nach Wien, wo er durch Freunde, besonders von dem Reichshofrathe Grafen Firmian unterstützt, unter der Leitung des berühmten Abbé Vogler den theoretisch-praktischen Studien der Musik sich widmete.

Der Befreiungskampf Deutschlands rief auch ihn wieder zu den Waffen; er commandirte als Hauptmann eine Landwehr-Compagnie, machte als Jäger-Oberlieutenant den neapolitanischen Feldzug gegen Murat, insbesondere die Entscheidungsschlacht bei Cesenatico mit, und wurde 1817 mit der großen gold. Ehren-Medaille ausgezeichnet.

Nachdem er während der Friedensjahre die Capelle des Jäger-Regiments verbessert, und mit effectvollen Compositionen bereichert hatte, bewarb er sich um die, 1823 durch Preindls Tod erledigte Domkapellmeisters Stelle bei St. Stephan in Wien, welche ihm verliehen wurde, und er trat diesen Posten im November 1824 an.

Von dieser Zeit beschränkte er sich größtentheils auf Kirchen-Compositionen. Bei Gelegenheit der Erbhuldigung Tirols im J. 1838 ward ihm von Seite der tirolischen Stände der Ruf, zu den Festlichkeiten in Innsbruck eine Cantate in Musik zu setzen; dieses von Gänsbacher vollendete Werk ward unter seiner Leitung daselbst aufgeführt, und er dafür vom Kaiser durch Übersendung eines Ringes belohnt. Ein schneller Tod entriß ihn am 13. Juli 1844 seiner Familie.

Gänseberg und Gänseburg.

Dieser Gänse- oder wie der gemeine Mann sagt: Ganserlberg, ist keineswegs ein Berg, sondern ein Hügel, und das einer der kleinsten, die es gibt, auf dem Wege von Hernals nach Währing. Im J. 1843 baute ein wohlhabender Einwohner des ersteren Ortes, Namens Edelmayer, ein ziemlich weitläufiges Gebäude mit einem großen Hofe auf die benannte Stelle, in welch ersterem er Wein schenkt, in letzterem aber eine Heerde Gänse zu schmackhaften Braten für seine Gäste großzieht.

Die Anzahl dieser Gänse dürfte sich in

manchen Jahrszeiten auf 6= bis 700 belaufen, denn wie auch das mordlustige Messer der Schlächterinnen unter diesen Nachkommen der einstigen Retter des Capitols wüthet, werden die Abgängigen alsogleich durch neue Conscribirte aus Ungarn ersetzt.

Von diesen Gänsen, welche in einem eigenen Pferche des weitläufigen Hofes bei Hühnern und andern Consorten ihrem Opfertode entgegensehen, erhielt jener Hügel im Munde des Volkes den Namen des Gänseberges, jene Gasthausräume aber, nach denen die Hernalser Gastwirthe und Schenken mit neidischen Augen hinaufsehen, den: der „Gänseburg."

Gänseweide (zu Erdberg).

Wenn man von dem Collonadenwege des Lichtenstein'schen Pallastes dem Prater zugeht, so kann man an der Rückseite des Badhauses zum Karpfen die Gassenaufschrift: „An der Gänseweide," lesen.

Diese Benennung ist folglich nicht veraltet und erhält noch immer das Andenken an die lieben guten Thiere, die hier einst, als die Gegend eine unangebaute Pfütze war, ihr friedliches Geschnatter ertönen ließen.

Hier befand sich auch vormals das Eipeldau Wien's; und von den 100,000 Gänsen und 40,000 Enten, welche jährlich die Tafel unserer Vorältern zierten, wurde ein großer Theil hier geboren und fett gemacht. Mancher Bewohner Wien's wird vielleicht noch heute auf Betten ruhen, die von solchen Gänsen herrühren, und noch manches an der Gänseweide wohnende alte Weibchen kann aus Erfahrung berichten, daß ihre hier seßhaft gewesene Mutter ein Unterbett zu 20 Pfund, ein Kopfkissen zu zwei Pfund Federn gerechnet hat; daß vier Gänse im Durchschnitt ein Pfund gewöhnliche — und 16 Gänse ein Pfund Flaumfedern oder Dunen geben; daß folglich ins Unterbett die Federn von 80, und in das Kopfkissen die Flaumen von 32 Gänsen kommen.

Hier an der Gänseweide, in deren Nähe sich vormals (wie heute noch) in der Donau eine Roßschwemme befand, entstand auch die Hauptabtheilung der Malzeiten in Gänsemalzeiten und Pferdemalzeiten, oder in solche, bei welchen man zu Tische mit Speise und Trank abwechselt, und solche, bei welchen der Trank auf die Letzt gespart wird.

Wenn man die herrlichen Gartenanlagen, die hohen Terrassen und große Reinlichkeit betrachtet, die heute dort herrschen, wo vor nicht langer Zeit das Völkchen der Gänse schnatterte und in Unflat watete, so findet man sich wunderbar ergriffen von dem gewaltigen Schwunge des ewig rollenden Zeitrades und kann sich des Zurufes nicht entschlagen:

Auf dieser Weide, einst für dumme Gänse,
Fand das Verbrechen oft sein Grab,
Es mäh'te dort Freund Hain mit seiner Sense
So manches gift'ge Unkraut ab.

Zur Prunkterrass' ward eine Gänseweide
Auf einmal metamorphosirt,
Doch kommt noch statt in Federn, nun in Seide
Manch' Gänschen stolz einherspazirt.

Nicht weit von der Franzensbrücke befindet sich das Armen-Sünder-Gäßchen; es erhielt seinen traurigen Namen von der nahen Gänseweide, wo bis vor einigen 20 Jahren die Stätte der militärischen Hinrichtungen war. In der finstern Vorzeit war es auch der Ort des Scheiterhaufens für die wegen Mordbrennerei, Hexerei und Zauberei zum Tode Verurtheilten. Jeder Österreicher kann aber stolz auf die Thatsache sein, daß schon seit den Zeiten Kaiser Ferdinand des I. kein Beispiel mehr vorgekommen ist, daß in Wien ein der obigen Vergehen Beschuldigter verbrannt worden wäre, obgleich dieser barbarische Wahnsinn in allen umliegenden Staaten bis in das achtzehnte Jahrhundert fortgerafet hat. Am 12. März 1241 wurden hier 110 Juden beiderlei Geschlechtes den Flammen ge-

opfert und ihre Asche in das Wasser der Donau geworfen. Dieses Ereigniß war die Folge einer Verunehrung heiliger Gegenstände, welche dem reichen Juden Israel zu Enns zur Last gelegt wurden. Am Donnerstage vor Pfingsten 1420 wurden deßhalb alle seine Glaubensgenossen in ganz Österreich auf einmal gefangen, die Geringeren sogleich des Landes verwiesen, die Vornehmen aber einem Beispiele der Strafe aufbewahrt. Viele hatten sich in der Gefangenschaft selbst getödtet.

Einer der letzten hier Gerichteten war der Schwärmer und Wiedertäufer Baltasar Hubmayer von Friedberg, von dessem Tode sich einer Sage zufolge der Name des Hauses Nr. 23 zu Erdberg, die weiße Taube, herleiten soll. — In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Nikolsburg der Sitz der tollsten und verderblichsten Schwärmerei. Von hier aus breitete sich das Übel in kurzer Zeit in Österreich aus. Die Herrn Leonhard und Hanns von Lichtenstein erhielten daher den Befehl, den Unruhestifter Hubmayer und sein Weib nach Wien zu liefern. Er saß einige Zeit in dem damals noch stehenden Kärntnerthurme, und wurde dann nach Greifenstein gebracht, wo eine Schlange, die er zähmte, seine Gefährtin war. Die Haut dieser Schlange wurde noch in unserer Zeit in jenem Bergschlosse gezeigt. Allein alle Versuche, diesen Verirrten zum Wiederruf seiner gefährlichen Lehren zu vermögen, waren ohne Erfolg; sein Schicksal ereilte ihn daher den 10. März 1528. Seine standhafte Hingebung erweckte bei Manchem ein Gefühl von Mitleiden, ja einige fabelten sogar, wie bei hundert ähnlichen Anläßen, von einer weißen Taube, die dem Scheiterhaufen entstiegen und zu Erdberg dort, wo das Haus Nr. 23 steht, verschwunden sei.

Am 27. September 1583 wurde auf dieser Wiese eine alte Weibsperson, Namens Elise Plainacher, als der Zauberei angeklagt, und nach damaligem Judicum überwiesen, lebendig verbrannt. Wir verdanken dem Herrn J. E. Schlager die, mit allen Prozeßakten belegte Geschichte dieser Inquisition, die mit juridischer Genauigkeit ein Bild von den Sitten unserer Vaterstadt im 16. Jahrhundert liefert.

Es wurde nämlich zu Wien ein 16jähriges Mädchen, Anna Schluttenbauer, exorcirt; es hatte nach den Prozeßakten nicht weniger als 12,652 Teufel in sich gehabt; ihre alte Base, Elisabeth Plainacher, welche unter Max II. kaum in den Narrenkotter gekommen wäre, wurde aber (trotz dem, daß die angeblich verhexte Anna als ganz genesen angesehen ward) als überwiesene Zauberin und Kindesmörderin an einen Pferdeschweif gebunden, nach Erdberg geschleppt und dort lebendig verbrannt; der Antrag des aufgeklärten Stadtrichters Hüttendorfer, sie als eine sinnesverwirrte und geistesschwache Person in ein Versorgungshaus unterzubringen, fand kein Gehör.

Gärten.

Wien stand schon vor mehreren Jahrhunderten im Rufe ausgezeichneter Küchen- und Ziergärtnerei. Von hier sollen die ersten Tulpen nach Holland gekommen sein. Maximilian I. zog von seinen 140 Lustbezirken oder Hofgärten jenen zu Wien in und um die Burg allen andern vor. Er setzte darüber einen ersten Gartenmeister, unter dem neun Oberst-Gärtner standen.

Im J. 1725 zählte Wien innerhalb der Linien 1744 Gärten ohne jene, welche Klostergebäude umgaben; die meisten befanden sich in der Leopoldstadt, Lerchenfeld, Josephstadt, Neubau, St. Ulrich und Mariahilf.

Aus der innern Stadt sind erst unter Joseph II. die letzten Gärtchen, welche ihr einst so sehr zur Zierde dienten und welche bei jedem großen Hause bestanden, verschwunden. Nur im Schottenstifte sieht

man noch einen etwas größeren Garten und im Graf Harrach'schen Hause auf der Freiung noch kümmerliche Spuren einer einstigen schönen Anlage. Vorzüglich waren die Klöster in der Stadt und in den Vorstädten mit umfangreichen Gärten versehen, was zu ersehen ist; weil vermöge einer Hofentschließung vom 21. Nov. 1786 die Gärten der Capuziner und Franziskaner in der Stadt, der Augustiner und Dominikaner auf der Landstraße, der Carmeliter in der Leopoldstadt und auf der Windmühle, der Piaristen in der Josephstadt und der Capuziner am Platzl eingezogen, und zum Häuserbau verkauft, und daß in Folge dessen die in diesen Gärten befindlich gewesenen kleinen Gebäude abgebrochen, die Bäume ausgegraben und in den folgenden zwei Jahren auf diesen Gründen folgende Gebäude aufgeführt wurden:

Auf dem Garten der Capuziner in der Stadt 6 Häuser; auf dem der Franziskaner in der Stadt 3 Häuser; auf dem der Augustiner auf der Landstraße 28 Häuser, darunter Nr. 308 in der Sterngasse, mit dem Schilde „zum Waldbauer," welches das Theater war, das 1793 einging; auf dem der Dominikaner auf der Landstraße 12 Häuser; auf dem der Carmeliten in der Leopoldstadt 17 Häuser; auf dem der Piaristen in der Josephstadt 5 Häuser; auf dem der Carmeliter auf der Windmühl 18 Häuser; auf dem der Capuziner am Platzl 9 Häuser. Der Garten der Serviten in der Roßau war auch schon zum Verbauen bestimmt, seine Ausmessung verschob sich aber und da Joseph's Tod erfolgte, so haben sie den Garten gegen Erlag einer Summe zum Religionsfond erhalten.

Die vorzüglichsten Gärten mit Ausnahme der großartigen Anlagen zu Schönbrunn, Laxenburg, Dornbach, Pötzleinsdorf u. a. m. in der nächsten Umgebung Wiens sind:

Adam (des Fabrikanten J.). Matzleinsdorf, Siebenbrunnerwiese (105).
Augarten, Leopoldstadt (162).
Botanische, fünf. (Siehe B.)
Carl (Sr. kais. Hoh. des Erzh.), Wasserkunstbastei.
Dietrichstein (Graf Franz v.), Rennweg (546 — 547).
Dietrichstein (Fürst), Währingergasse.
Gartenbau = Gesellschaft (der), Landstraße, Hallergasse (256).
Harrach (Graf Ernest v.), Freiung (259). Ein kleines Überbleibsel eines einstigen größeren, jetzt verbaut.
Held (des Handelsgärtner Jos.), Rennweg (553).
Hofburggarten (Kaisergarten).
Hofgarten im Stadtgraben nächst dem Carolinenthore.
» » » Prater.
Hügel (Freih. Carl v.), Hietzing.
Klier (k. k. Beamter, Jak.), Weißgärber (92).
Leisz (bürgl. Lust= und Ziergärtner Georg), Wieden 860.
Lichtenstein (fürstl.), Landstraße (93.) Ehemals Rasumofsky.
Lichtenstein (fürstl.), Roßau (130 — 131).
Metternich (fürstl.), Rennweg (545).
Pasqualati (Freih. Jos.), Roßau (125).
Pronay (Sigm. Freih. v.), Hetzendorf.
Rupprecht (k. k. Censor, Joh. Bapt.), Gumpendorf (54).
Schottenstift, der größte und niedlichste Garten der innern Stadt mit einem Teiche, und wohl der einzige darin, der noch den Namen Garten verdient.
Schwarzenberg (Fürst), Rennweg.
Thierarznei = Institut, Landstraße (451).
Theresianum, Wieden, Favoritenstraße.
Volksgarten.

Gärtner.

Wir haben es hier nur mit den Küchengärtnern oder im modernen Style mit den Grünwaaren = Erzeugern, welche die Märkte mit Gemüse versehen, zu thun, und welche durchaus wohlhabend sind.

Wenn man dieser Leute Gärten sieht, die nichts als von der Sonne bescheinte Flächen ausmachen, — denn höchstens sind einige schattige Hollunderbäume um die Brunnen, — und auf der andern Seite in der Regel die Wohlfeilheit des Gemüses erwägt, so sollte man kaum glauben, daß diese Küchengärtner so wohlhabend sein können.

Und doch gehören dieselben zu den vermöglichsten Bürgern in den Vorstädten. Eine Quadratklafter des Bodens von solchen Gärten, welche noch dazu in den der Wasserge=

fahr ausgesetzten Gründen Althan, Roßau, Erdberg und Leopoldstadt sind, kostet dem Käufer 20 — 30 fl. Es sind daher diese Küchengärtner meistens Kapitalisten zu 10 und mehreren tausend Gulden. Ihre Geschicklichkeit benutzt oft das nämliche Fleckchen sechs Mal im Jahre. Zur Handarbeit bedienen sie sich größtentheils der Mädchen aus dem Viertel obern Manhartsberg und der steierischen Gebirgsleute. Die letzteren kommen alle Frühlinge nach Wien, wie die russischen Bauern nach Riga, umgraben das Land, und in wenigen Wochen sieht man die schönste grüne Flur.

Neben den Fischern gelangten die Gärtner besonders in der Leopoldstadt zu immer größerer Ausdehnung; ihre Thätigkeit machte den größten Theil der Insel im eigentlichen Sinn des Wortes zum Garten; vorzüglich bebauten sie die Gegend des alten Werds zunächst dem Stadtgut, und jene an der Grenze der Spitelau nächst der Bürgerspitalsbesitzung am Bräuhause und zwischen der alten Favorite und der Donaustraße, welche Gegenden auch heut zu Tage noch zum Theil aus Küchengärten bestehen.

Gasbeleuchtung.

Die erste Gasbeleuchtung in Wien und in den österreichischen Staaten versuchte der Apotheker Moser in der Josephstadt im J. 1816 und sie wurde zuerst im polytechnischen Institute eingeführt. Diesem folgte im J. 1817 die Baumwollen-Maschinenspinnfabrik zu Schönau nächst Baden und dann mehrere andere Anstalten. Erst im J. 1832 bildete sich eine priv. Gasbeleuchtungs-Unternehmung auf Aktien, um die Beleuchtung von öffentlichen und Privatgebäuden durch aus Harzöhl entwickeltes Gas zu bewirken und jeden Zweifel an der Ausführbarkeit einer allgemeinen Anwendung dieser Beleuchtungsart zu beseitigen.

Hierauf griff die interessante Neuerung rasch um sich, und bald wurden folgende Lokalitäten damit beleuchtet: die Hofmundküche, die fünf Zeichensäle der Akademie der bildenden Künste, der damalige Geymüller'sche Pallast auf der Wieden (hier sogar die Straßen und Hoflaternen), das Wagner'sche Kaffehhaus im Prater, die Natinolbank, das Lokale der ersten österreich. Brandversicherungs-Anstalt, der Neustädterkeller in der Preßgasse, das Schottenthor u. a.

In den letzten Jahren kamen eine Unzahl Privat- und öffentliche Lokalitäten und endlich die Hauptplätze und Gässen der Stadt Wien selbst hinzu. Das ganze Geschäft leitet die Continental-Imperial-Gas-Beleuchtungs-Anstalt und der Gasometer befindet sich außer der Mariahilfer Linie in Fünfhaus.

Gassen (Höfe, Märkte, Plätze und Straßen).

Ein jede Gaß der ganzen Stadt,
Zum fürziehen jr Ketten hat,
Ob der Feind in die Stadt einkhäm,
Glaub mir, er grossen Schaden nam.
(Schmeltzl.)

Diese düstern Sperrketten — aber auch die erheiternden Wandgemälde — schurrigen und frommen Inhaltes — die belebenden Blumen und zahllosen Singvögel an den stark vergitterten Fenstern sind dahin, seitdem die nach der Schnur gezogenen, in der Hauptsache nach einem Muster geformten Neubauten den Stadtgassen und Plätzen ihren eigenthümlichen Charakter und ihren wellenartigen Zug benommen haben. Dieser Umwandlung unterlagen auch viele Namen von Gassen und sonstigen Stadttheilen, so wie auch ihre Bestimmung, von welcher ein großer Theil derselben seine Benennung erhalten hat. Bemerkenswerth ist, daß die Namen der Gassen und Plätze in den Vorstädten schon lange allenthalben angeschrieben waren, bevor sie in den ersten Tagen des J. 1784 es auch in der innern Stadt wurden.

Was die Bestimmung verschiedener Stadtgegenden anbelangt, so gab schon Albrecht I., Sohn und Nachfolger Rudolph's von Habsburg in Betreff der Standorte der verschiedenen Viktualienhändler und Handwerker eine eigene Ordnung, welche Ferdinand I. am 5. Dez. 1527 größtentheils beibehielt, und welche sich nur im Laufe der späteren Jahrhunderte nach und nach veränderte:

Von Feilschaften führen den Namen:

Eisgrübel (Am).
Essigäßchen.
Filzgasse.
Fischhof.
Fleischmarkt (Alter).
Glockengäßchen (v. *) Hundsfottgäßchen).
Haarhof (v. Krafthof).
Haarmarkt (v. Flachsmarkt).
Hühnergäßchen (1844 verschwunden).
Kienmarkt.
Kohlmarkt.
Krautgasse.
Krebsgasse.
Krugerstraße (v. Khlugerstraße).
Mehlmarkt (auch Neuermarkt).
Milchgasse.
Paternostergäßchen (von den dortigen Läden mit Rosenkränzen, woher das Haus zur silbernen Bethe den Namen hat).
Rosengäßchen (v. Rosenlucke).
Rosmaringasse.
Salzgasse und Salzgries.
Spiegelgasse (v. hinter St. Dorothe, zum Theil auch Reifstraße).
Tuchlauben (v. der obere Theil untern Tuchlauben, der untere untern Sattlern).
Wildpretmarkt (v. neuer Kienmarkt).
Wollzeil.

Zahlreicher ist die Zahl der Stadttheile, welche nach den Handwerken und Gewerben, die darin getrieben wurden, den Namen haben:

Bäckerstraßen (obere und untere).
Bognergasse (v. unter den Pognern).
Färbergasse (v. Hofgäßl).
Füttererg.
Goldschmidgasse (v. unter den Drolläden, unter den Goldschmieden).
Hafnersteig (v. untern Hafnern oder auf der Bauern-Musterung).
Kohlmessergasse.
Kramergäßchen (auch Hutsteppergasse).
Kupferschmidgasse.
Ledererhof (v. bei den sieben Häusern).
Münzerstraße.
Naglergasse (v. hinter St. Pancraz, dann Nadlergasse).
Riemerstraße (v. auf der Hülben, auch Römerstraße).
Sailergasse und Sailerstatt.
Sattlergasse.
Schlossergasse.
Schmidgasse.
Schultergasse (v. Schildgasse, von den dort sitzenden Waffenschmieden).
Schwertgasse (von den Schwertfegern).
Spänglergasse (v. untern Spanglern).
Wagnergäßchen.

Einige werden nach ihrer Lage und örtlichen Beschaffenheit genannt.

Auwinkel (v. Sauwinkel, auch Bruebänkh).
Bergl (am, v. auf der Schütt).
Fischerstiege.
Gestättengasse (v. an der Gestätten).
Graben (v. Mehlzeil, breite Straße).
Grünangergasse (v. auf dem Anger).
Hohe Brücke.
Hohermarkt (v. Fischmarkt).
Kleingasse.
Kärntnerstraße (von dem nach Kärnten führenden Thore).
Lichtensteg (v. Fleischbenche).
Lugek (Im).
Sackgäßchen (v. im Winkel).
Teinfaltstraße (v. Taufoyd oder Steinfeldstraße).
Tiefe Graben.

Auch von Bürger- und Adelsgeschlechtern, die dort ansäßig waren, entlehnten mehrere Stadtgegenden ihren Namen:

Kumpfgasse (v. Kumpflucke).
Lazenhof.
Parisergasse.
Rauhensteingasse.
Siebenbrünnergäßchen.
Schenkenstraßen (die beiden).
Steinlgasse.
Stoß im Himmel.
Strobelgasse.
Taschnergäßchen (v. Saugrübl).
Wipplingerstraße.

Am häufigsten zeigt sich, daß Gebäude

*) v. bedeutet vormals.

(Klöster, Kirchen, Thürme) ihrem Standorte seine Benennung verliehen haben:

Annagasse (v. Pippingerstraße).
Augustinergasse.
Ballgäßchen (v. auf der Tacken).
Ballhausplatz.
Biberbastei (v. am Biberthurm).
Bischofgasse.
Breunerstraßen (v. hieß die obere die Braidenstraße und die untere die Ratstraße).
Burgplatz
Comödiengäßchen.
Dominicanerplatz.
Dorotheergasse (v. Färber- auch Rothgasse).
Dreifaltigkeitshof.
Franciskanerplatz.
Herrngasse (von den Herrenhäusern, v. Hochstraße).
Himmelpfortgasse.
Hof (am. — v. Fürsten- oder Herzoghof).
Jakobergäßchen, Jakoberhof.
Johannesgasse.
Kirchengasse.
Klostergasse.
Köllnerhofgasse.
Landhausgasse.
Lorenzergasse.
Liliengäßchen (v. Diebsgässel, Raubergässel).
Löwelstraße.
Maria-Stiege.
Michaelerplatz (v. Hofgasse und Preinstraße.)
Minoritenplatz (v. Minnernhof).
Neubad.
Neuburgerhof.
Nikolaigäßchen (v. am Anger).
Passauergasse (v. Renthofgasse).
Petersplatz (v. auf'm Peters-Freithof).
Rothenthurmstraße (v. auf den Steig).
Ruprechtsstiege.
Salvatorgasse.
Schottengasse.
Schulgasse, Schulhof (v. Jesuiter-Plätzl).
Schulerstraße (große).
Schulerstraße (kleine, v. Gassel beim rothen Kreuz oder hintere Schulerstraße).
Seitenstettergasse (v. am Katzensteig).
Seitzergasse (v. Gurbaunerstraße).
Singerstraße (v. Teutschherrnstraße).
Spitalplatz (v. Schweinmarkt und Roßmarkt).
Stallburggasse (erst seit 1844).
Stephans-Freithof (v. am alten Roßmarkt).
Universitätsplatz.
Zeughausgasse (v. im Elend, noch früher auf der Goldschmiden).

Auch die öffentlichen Monumente, Steinbilder und Hausschilde haben ihr Contingent zu den Bezeichnungen der Gassen geliefert, so z. B.:

Adlergasse (von einem Wirthshausschilde).
Blutgäßchen (von einer gefabelten Ermordung der Tempelherrn, v. Milchgassel).
Bockgasse (vom Wirthshausschilde zum blauen Bock).
Drachengäßchen (vom nahen Basiliskenhaus).
Heidenschuß (v. am Khiel, auch am Graben des Herzogshofs).
Jordangasse (vom Hause zum Jordan.)
Josephsplatz.
Krongasse, Landskrongasse.
Preßgasse (vom alten Hause zur Weinpresse).
Rabengasse (vom Bierhause zu den zwei Raben, v. am Steig).
Schönlaterngasse (vom Hause zur schönen Laterne).
Sterngasse.
Stock im Eisenplatz (v. am alten Roßmarkt).
Wallfischgasse (vom Hause zum Jonas).
Wolfengäßchen (vom Wirthshause zum weißen Wolfen).

Besondere Ereignisse und Eigenheiten gaben dem Bauernmarkt (v. Münzerstraße, oder am alten Bauernmarkt von der Zufuhr vom flachen Lande, womit hier Markt gehalten wurde, — der Brandstatt von einer Feuersbrunst, — dem Elende (v. die lange Waud), dem Fähndrichhof, der Freiung (v. auf dem Stainfeld, der untere Theil auf dem Mist), — der Judengasse und dem Judenplatz, der Renngasse (v. Rennweg von den Turnieren), und der Wallnerstraße (v. Walcherstraße, von den einkehrenden Fremden), den Namen.

Über einzelne Benennungen schweigen die Annalen der Stadt, wie die Blätter der Sage, nämlich: die Currentgasse (v. Judengasse); das Jungferngäßchen, worin die Häuser unzugängig sind, weil sich kein Thor darin befindet, eben so verschlossen, sagt ein alter Chronist, sollen die Jungfrauen sein; die Kühfußgasse und das Haus zum Kühfuß, — Ofenlochgasse (v. Ofenlucke), — die Schauflergasse (Saupheluchen), — Strauchgasse (v. im Fluder auch Strohgasse), und

Weihburggasse (v. in der Weihenburgh) den Namen.

Abraham a St. Clara hat in seiner Schrift „Merks Wien," die daselbst im Monate September 1679 geherrschte Pest nach seiner Weise benützt, um die Namen verschiedener Stadttheile damit in Verbindung zu setzen und Kurzweil zu treiben. So sagt er unter andern:

In der Singerstraße hat der Tod Vielen das Requiem gesungen.
In der Riemerstraße hat der Tod aus fremden Häuten Riemen geschnitten.
In der Johannesgasse ist der Tod Joannes in eodem gewesen.
In dem alten Fleischmarkt hat auch der Tod seine Fleischbank gehabt.
Auf dem Haidenschuß hat der Tod auf Christen geschossen.
Auf dem Judenplatz hat der Tod ziemlich geschachert.
Auf der Seilerstatt hat der Tod Vielen Fallstricke gelegt.
Auf dem Salzgries hat's der Tod Manchen versalzen.
Auf dem Katzensteig hat der Tod viel gemauset.
Im Sauwinkel hat der Tod ziemlich gesäubert.
Im Schlossergassel hat der Tod Vielen die Thür aufgesperrt in die Ewigkeit.
Im Jungfraugassel hat der Tod galanisirt.
Im Hütergassel hat der Tod nicht unter dem Hütel gespielt, sondern öffentlich gewüthet.
In dem Rosengassel hat der Tod ziemlich abgebrockt.
Im Judengassel hat der Tod keinen Sabath gehalten.
In der Renngasse sind dem Tod wenig entlaufen und
Auf der Fischerstiege sind dem Tod Viele ins Netz gerathen.

Gassenblättel.

So nannte man vormals die geschriebenen Zeitungen, welche gegen Entrichtung ordentlicher Pränumerationsgebühren von den Unternehmern ausgetragen wurden.

Da diese Gassenblätter ohne obrigkeitliche Revision erschienen und sich meistens mit Tagsneuigkeiten und der Lästerchronik befaßten, so kann man sich eine Vorstellung von dem damit getriebenen Unfuge machen. Dieser ging so weit, daß endlich am 27. Mai 1740 in Wien durch öffentlichen Ausruf alle in Umlauf gewesene geschriebene Zeitungen oder Gassenblättel unter scharfer Strafe verboten wurden.

Nach einigen Jahren kamen sie gleichwohl wieder zum Vorschein; ja sie wußten sich sogar in Kaffeh- und andern öffentlichen Häusern Eintritt zu verschaffen und eines erschien im Anfange der Regierung des verstorbenen Kaisers Franz I. sogar in französischer Sprache.

Die Hofentschließung vom 15. März 1794 setzte ihnen jedoch für immer ein Ziel; der Unternehmer einer geschriebenen Zeitung unterlag nach derselben im ersten Übertretungsfalle einer Geldstrafe von 100 Gulden oder 3 Monate Arrest und im zweiten Übertretungsfalle einer 6 monatlichen Arreststrafe.

Auch den Hofagenten, welche ehedem in ihren Briefen lediglich Neuigkeiten auftischten, wurde es verboten, ähnliche, bloß auf dieselben sich beschränkende Briefe ihren Partheien gegen stipulirte Jahresgelder zu geben.

Zu diesen Gassenblätteln gehörten anfangs auch die sogenannten Todten-Zetl oder Verzeichnisse der täglich in der Stadt und den Vorstädten Gestorbenen; wir besitzen einen ähnlichen geschriebenen Todten-Zetl vom 2. August 1689, wodurch das hohe Alter dieses Gebrauchs erwiesen wird.

Gassen-Säuberung.

Ferdinand I. erließ die erste Satzung über Reinhaltung der Gassen und öffentlichen Plätze, so wurde 1563 den Kräutlern befohlen, ihren Markt künftig vor dem Widmerthor an der Laimgrube (Leingestätten) zu halten.

Gegen Ende des Jahres 1738 wurde

unter Carl VI. durch ein kaiserl. Patent vom 12. Dezember in Betreff der Gassen-Säuberung wiederholt, und mit Beziehung auf die frühere, wenig befolgt gewordene Verordnung vom 24. Mai 1732 ernstlich befohlen, alle Klöster, Hauseigenthümer und Gewölbinhaber, sowohl bürgerliche, als auch die außer dem Burgfrieden gelegenen, wie auch die Besitzer von Freihäusern, in und vor der Stadt, so wie aller übrigen inner den Linien gelegenen Gründe, sollten bei zwölf zu der Armenkasse zu entrichtenden Reichsthalern Strafe, vor ihren Häusern, und zwar in der Stadt, weil in Einem Tag die Säuberung durch die ganze Stadt nicht vorgenommen werden kann, in nachgesetzten vier Tagen, als: in dem Wimmer-Viertel am Montag, in dem Schotten-V. am Dinstag, in dem Kärntner-V. am Donnerstag, und in dem Stuben-V. am Freitag, und zwar im Winter früh um acht Uhr, im Sommer um sechs Uhr, in den Vorstädten aber alle Mittwoche und Samstage die Gassen kehren und das Kehricht auf einen Haufen zur Ausfuhr durch die vom städt. Unterkammeramte bestellten Wägen zusammenrichten, das von den Brunnen abfallende Wasser in die Canäle leiten, im Winter vor ihren Häusern das Eis aufhacken und den in den Höfen liegenden Schnee wegräumen lassen.

Gasthäuser.

Liebster Gast, komm schnell herein,
Hast du Geld, so kriegst du Wein,
Hast du kein's, kannst du einkehren
Dort beim Brunnen mit zwei Röhren.

Ein Wirthshaus in Tirol soll diese naive Aufschrift haben. Sie steht in Betreff der Artigkeit mit der Definition eines Wirthshauses des **Lautrus**, der es einen Ort nannte, wo man die Narrheit in Flaschen verkauft (**un lieu, ou l'on vend la folie en bouteilles**) — in einer Linie, und stimmt auch mit der Bemerkung eines ältern Skizzisten überein, „es gäbe in Wien so viele Wirthshäuser, daß man deren Besitzer bitten sollte, sie möchten die Naturgeschichte besser studiren, damit nicht immer dieselben Thiere wieder über die Hausthore zum Vorschein kämen. Denn in Stadt und Vorstädten trifft man Löwen, Bären, Ochsen, Hirsche, Adler, Enten, Elstern, Tauben u. s. w.; aber nirgens einen Hamster, — auf Wienerisch ein Erdzeisel, — einen Laubfrosch, einen Delphin, einen Ameisenbär oder ein Chamäleon. Und doch wären die meisten Wirthe alles dies selbst.

Sie wären Hamster, welche das Getreide im Sommer eintragen, was sie im Winter verzehrten; denn die kommenden Gäste im Sommer müßten zugleich für die bezahlen, welche im Winter ausblieben.

Sie wären Laubfrösche und schrien wie diese schon einen Tag früher, wenn Regen eintritt, besonders an Samstagen, weil sie dann schon im Voraus wissen, daß ihre Wirthshäuser des Sonntags leer und ihre Keller voll bleiben.

Wären sie nicht Delphine, welche die Schiffe umschwärmten mit freundlicher Geberde und anscheinender Theilnahme, wie jene die Gäste, indeß sie doch nur warten, ob nicht für sie etwas hinabfällt?

Wären sie nicht Ameisenbären, denn diese steckten ihre Zunge unter die haufenweis versammelten Thiere, um von ihnen zu leben?

Wären sie nicht Chamäleons, welche alle möglichen Farben spielen; denn gegen sogenannte gute Gäste nehmen sie die freundlichste Gestalt an, indeß wenigverzehrende kaum einen guten Morgen bekommen?“

Bekanntlich fangen heute die Thierschilder der Gasthäuser nach und nach zu verschwinden an; wie überwiegend sie aber ehemals waren, zeigt folgendes Gasthäuser-Verzeichniß, welches eine Beschreibung Wien's vom J. 1700 gibt, und das zugleich eine Statistik ihres damaligen Be-

standes in der innern Stadt liefert: Der schwarze und der gelbe Adler beim rothen Thurm, der goldene Adler auf dem neuen Markte, die goldene Ente und der grüne Baum in der Nähe der damaligen Hofkanzlei, der grüne Baum, wo der Wolf den Gänsen predigt; der goldene Engel und die goldene Gans in der Gegend des rothen Thurmes, das goldene Lamm auf der hohen Brücke, der goldene Nagel, gewöhnlich beim Steindlwirth genannt, zum weißen Ochsen auf dem alten Fleischmarkte (heute Stadt London), die goldene Weintraube am Hof, das goldene Kreuz und die drei goldenen Kronen beim rothen Thurm, der weiße Schwan in der Kärntnerstraße, der Kahlenberg in der Krugerstraße, der goldene Hirsch im Dempfingerhof beim rothen Thurm, der Doctor Lazenhof, der schwarze Elephant beim rothen Thurm, der Fischhof, der goldene Greif in der Kärntnerstraße (heute Erzherzog Carl), der weiße Hahn im tiefen Graben, die goldene Kugel am Hof, der blaue Bock beim Stubenthor, zum Küßenpfennig beim rothen Thurm, die drei Hasen in der Kärntnerstraße, der goldene Löwe ebenda, zum weißen Wolf auf dem alten Fleischmarkt, der Matschakerhof, der goldene Pfau in der Kärtnerstraße, das schwarze Thor beim Landhaus, die weiße Rose in der Bäckerstraße, die goldene Rose in der Johannisgasse, die heil. Dreifaltigkeit in der Judengasse, das goldene Jägerhorn in der Dorotheergasse

Die meisten dieser Gasthäuser bestehen noch heute, und sie befinden sich noch in derselben Lokalität, was diesen ewig jungen Greisen zum nicht geringen Lobe gereicht.

Gatterhölzel.

Nachdem Maximilian I. beinahe alle wildreichen Auen des Praters an sich gebracht hatte, um dort seinem Lieblings-Vergnügen, der edlen Jagdlust, sich ungestört ergeben zu können, verfiel er auf den Gedanken, sich auch auf der romantischen Gebirgsseite seiner Hauptstadt einen ähnlichen Tummelplatz weidmännischer Unternehmungen zu verschaffen, und er erbaute sich zu diesem Ende 1570, am Fuße der waldigen Gebirgskette, in der Nähe des Wienflusses, ein kleines Jagdschloß, welches seine leichten Zinnen dort erhob, wo heute Schönbrunn stolz emporsteigt.

Dieses zur Zeit seines Erbauers häufig besuchte Waldschlößchen verlor aber unter seinem Nachfolger seine ganze Bedeutenheit, und diente bald den Dohlen und Nachtvögeln zur Behausung. Zwanzig Jahre später schenkte der in Prag residirende Kaiser Rudolph II. das Jagdschloß und den ganzen Jagdrevier bis gegen die Hundsthurmer-Linie, seinem Kriegs-Zahlmeister Egyd Gattermeier, der bei ihm in hoher Gunst stand, in den Adelstand erhoben wurde, und der Ahnherr des Grafenhauses Gatterburg ist.

Während Gattermeier's Besitz erhielt das Jagdschloß den Namen: der Gatterburg oder des Gatterschlosses, und die nahe dabei liegende Mühle jenen der Gattermühle; beide Gebäude wurden aber noch fortwährend von den in Wien domicilirenden Gliedern des Allerhöchsten Hofes, besonders vom Erzherzog (späteren Kaiser) Matthias, des Kaisers Bruder, oft zu Jagdzwecken benützt.

Diese Gatterburg traf unter der unruhigen Regierung Rudolph des II., 1605 das Loos, von den in Österreich unter Bocskais Anführung eingefallenen wilden Schaaren der ungarischen Malcontenten, vom Grund aus zerstört zu werden.

Die damals sparsam vorhandenen Bewohner der Umgebung des Gatterschlosses hatten sich nicht begnügt, das ehemalige kaiserl. Jagdschloß allein nach dem Namen

seines neuen Besitzers, des Herrn von Gattermeier zu nennen, sondern sie nannten auch den ganzen ihm eigenthümlichen Waldbezirk das Gatterhölzel (das Gatterhölzchen).

Dieses Hölzchen bildet eine sanfte Anhöhe, welche unweit der Hundsthurmer-Linie anfängt und sich bis gegen Schönbrunn und dem Grünberg erstreckt. Diese ganze Gegend war damals mit dichter Waldung bewachsen, worunter sich ein schönes Eichenwäldchen befand, in dessen Nähe Gattermeier nach jener Zerstörung seines Jagdschlosses einen großen Maierhof anlegte, nach ihm ebenfalls Gattermeierhof genannt. Diesen Gattermeierhof traf jedoch zur Zeit der zweiten Belagerung Wien's durch die Türken 1683 dasselbe Loos, welches der ganzen Umgebung der Hauptstadt beschieden war, nämlich jenes, ganz verwüstet zu werden, und von diesem Zeitpuncte an war das Gatterhölzel, besonders aber das Eichenwäldchen darin, ein Schlupfwinkel für brotloses Gesindel und Taugenichtse, welche diese Gegend beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch unsicher machten, und trotz aller Vorkehrungen nicht ausgerottet werden konnten.

Es ist actenmäßig erwiesen, daß sowohl im Gatterhölzel selbst als in seinen Confinen, viele Räubereien und Gauner-Stückchen, besonders durch verstellte Bettler verübt worden sind; eben so gewiß ist aber auch, daß die Fama diese Gewaltthätigkeiten auf ihre Weise sehr vervielfältigte. Noch unter Joseph II. war es im lieben Gatterhölzel nicht geheuer, und es verging keine Woche, ohne daß man sich einen dort vorgekommenen Gaunerstreich oder einen räuberischen Anfall erzählt hatte.

Dem Kaiser Joseph mochte in den Berichten über die im Gatterhölzel herrschende Unsicherheit Manches übertrieben vorkommen; nach der ihm eigenen Weise, mit eigenen Augen zu sehen, faßte er am frühen Morgen eines schönen Sommertages den Entschluß, das Gatterhölzel allein zu durchstreichen. Der furchtlose Fürst hatte wahrscheinlich nur im Sinne, die äußere Umgebung des verrufenen Holzes in Augenschein zu nehmen; allein einmal dahin gelangt, folgte er einem Waldpfade nach dem andern, bis er sich endlich mitten im Buschwerke befand, und sich vergebens auf dem ringsum von Gras und Kräutern wildverwachsenen Boden nach einem Gehsteig umsah, der ihn in's Freie bringe. Es blieb ihm in dieser kleinen Wildniß nichts übrig, als auf das Gerathewohl der ersten besten Richtung zu folgen.

Bei dieser Wanderung blieb er dann und wann stehen, um sich umzusehen und die Umgebung zu betrachten. In einem solchen Momente erblickte er einen, wie ein zerlumpter Bettler gekleideten Mann, der dem Fürsten nachgeschlichen sein mochte, und sich mit einem gewaltigen Knotenstocke durch das Gestrüppe Bahn machte. Ohne sich im Mindesten zu besinnen, schritt Joseph mit festen Tritten auf den Waldschleicher zu, und verlangte von demselben, er solle ihm den nächsten Weg aus dem Gehölze zeigen.

Der Bettler betrachtete seinen Mann mit forschenden Augen eine Zeitlang, und bat dann auf eine mehr befehlende als flehende Art um ein Almosen. Joseph erwiederte, er solle ihn zuerst aus dem Gebüsche führen, dann werde er wissen, was er zu thun habe.

Der Bettler bequemte sich nach kurzem Besinnen dazu, und führte den Kaiser tiefer in den Wald hinein. Als Joseph und sein unheimlicher Wegweiser einige hundert Schritte gegangen waren, gesellte sich ein Dritter zu ihnen, und zwar ein Seitenstück zum ersten Bettler, und so wie dieser mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet. Des Kaisers scharfes Auge bemerkte deutlich, daß beide Männer sich mit Blick und Mienen verständigten, und er sah ein, daß er in großer Gefahr schwebe, aus welcher ihn

nur rasches Handeln und Entschlossenheit befreien könne.

Der Fürst blieb daher plötzlich stehen, und sprach mit festem Tone: „Ihr Leute wißt, daß ich kein Geld, und nichts Werthhaftes bei mir habe; ich kann Euch daher selbst für Eure Wegweisung nicht einen Kreuzer geben. Führt mich daher nicht lange in der Irre herum, um Euch allenfalls ein höheres Trinkgeld zu verdienen, sondern zeigt mir den nächsten Weg nach Schönbrunn, denn wißt — — ich wohne in Schönbrunn, schaut mich nur genau an, wenn Ihr an der Wahrheit meiner Worte zweifeln solltet.“

Diese Rede elektrisirte die beiden Buschklepper; ihr ganzes Wesen veränderte sich; der Letztgekommene verschwand im nächsten Gebüsch, und der Erste krümmte sich wie ein Krüppel zusammen, und humpelte stillschweigend vor dem Monarchen her, als sei ihm auf einmal Gicht und Lahmheit in alle Glieder gefahren, bis sie einen gebahnten Weg erreichten, der am Grünberg ausmündete. Als Joseph sich hier nach seinem verwandelten Führer umsah, war auch dieser verschwunden.

Die Folge dieses Abenteuers war der Befehl, das Gatterhölzel durch Aushauen zu lichten, und dasselbe von allen Seiten mit gebahnten Wegen zu durchschneiden. Gegenwärtig ist es größten Theils mit fruchttragenden Feldern bedeckt. Ein Theil des übrig gebliebenen Gestrüppes wurde zu Hasen-Remisen benützt, und an dem Abhang gegen Meidling, oberhalb dem Grünberg, grünen schöne Weingärten, und erheben sich herrliche Landhäuser mit stattlichen Gärten. Endlich steht auch an der Straße nach Atzgersdorf eine große Gruppe von Häusern, welche Neu-Meidling bilden.

Beinahe im Mittelpunkte des Gatterhölzels erhebt sich eine achteckige steinerne Säule, merkwürdig durch ihr hohes Alter. Man sieht daran eine Abbildung derselben vor ihrer Renovirung mit der Inschrift: „Modell der vorigen Säule, welche laut innerer Inschrift durch Johann Götzenbeck, Bürger in Wien, 1640 renovirt worden.“

Gaudenzdorf.

Dieses gleich außer der Schönbrunner- oder Hundsthurmer-Linie, am rechten Ufer der Wien und bereits zwei Tausend Einwohner zählende Dorf entstand erst 1812, und ist eine Schöpfung des Probstes Gaudenz von Klosterneuburg, von welchem es den Namen führt.

Hier wurde 1830 der erste Drahtsteg über die Wien gebaut.

Bekannt ist auch das große Bräuhaus mit dem dazu gehörigen Casino, welches seiner nahen Lage bei der Linie wegen häufig besucht, und seiner Großartigkeit wegen zu den ersten Erholungsorten Wien's gezählt wird.

Gauermann (Jakob).

Jakob Gauermann, als Landschafts- und Genremaler bekannt, starb am 27. März 1843 im 72. Jahre. — Er hatte das Licht der Welt in dem kleinen schwäbischen Dörfchen Öffingen nächst Stuttgart erblickt, und ward von seinen Ältern zum Maurer bestimmt. Das Kunsttalent des Jünglings machte sich aber schon frühe bemerkbar, und eine Zeichnung, welche durch Zufall dem Herzog Carl von Würtemberg zu Gesicht kam, erregte die Aufmerksamkeit desselben in so hohem Grade, daß er sich den Bauerjungen vorführen und ihm einen Platz an der Carls-Akademie anweisen ließ. Die Fortschritte Gauermann's waren rasch und entschieden. Vierzig Jahre wohnte er in Wien, die lebendige Naturwahrheit seiner Bilder, sowohl im Landschafts- als Genrefach errang seinem Talente Anerkennung. Se. kais. Hoh. Erzherzog Johann ward auf seine Leistungen aufmerksam, beauftragte ihn mit Ausführung von Gemälden, und

blieb bis zu dem Tode des Künstlers demselben mit Wohlwollen geneigt. Gauermann, Loder und Ender sind es vorzüglich, welche den reichen Schatz der Portefeuilles des Erzherzogs zu dotiren hatten, und die Blätter, welche Gauermann lieferte, sind eben so zahlreich als ausgezeichnet. Er und Loder hatten das Glück, den Prinzen auf den Ausflügen in den vaterländischen Hochgebirgen zu begleiten. In dem Gebirgsdorfe Miesenbach, am Fuße des Schneeberges, besaß er ein kleines Eigen, wo er gern weilte; dort ward auch 1807 sein Sohn Friedrich geboren, jenes Talent, in welchem die Wiener Schule einen der kräftigsten Träger ihres Glanzes begrüßt. Seit fünf Jahren lebte Gauermann im Witwenstande, er erlag einer Lungenlähmung. Am 29. Nachmittags fand sein Leichenbegängniß in der Pfarrkirche zu St. Joseph ob der Laimgrube Statt. Der Leichnam wurde nach dem Kirchhofe vor der Meidlinger Linie geführt und im eigenen Grabe seiner Gattin zur Seite beerdigt.

Gebär-Anstalt.

Sie befindet sich in einem der hinteren Höfe des allg. Krankenhauses in der Alservorstadt (195). Es bestehen darin 30 Betten für Zahlende und mehr als 200 für Arme, welchen jedoch die Verpflichtung obliegt, im Findelhause eine bestimmte Zeit als Amme auszuhelfen. Der Eintritt in die Anstalt kann im strengsten Incognito geschehen; keine Person, die hier Hilfe sucht, wird um Namen oder Stand gefragt, sie hat jedoch ihren Tauf- und Familiennamen, in einem versiegelten Zettel geschrieben, mitzubringen. Auf diesem Zettel wird vom Geburtshelfer von außen die Nummer des Zimmers und des Bettes, welches sie erhält, geschrieben; den Zettel behält sie selbst in Verwahrung und nimmt ihn beim Austritte aus dem Hause mit sich fort; denn seine Bestimmung ist blos, wenn die Wöchnerin etwa sterben sollte, ihrer Familie es melden zu können.

Man sieht ein, wie wichtig in sittlicher Beziehung ein Blick in die geheimen Annalen dieses Hauses wäre, und man erkennt, daß nur der vorurtheilsfreie, und der Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus geflogene Geist eines Fürsten, wie Joseph des II., ein Institut in das Leben (1784) gerufen haben kann, gegen welches sich noch lange nachher Eulenstimmen vernehmen ließen, deren Gekrächze noch heute sich hie und da leise vernehmen läßt. Aus dem Archive der Justiz ist zu ersehen, daß seit der Errichtung der Gebär- und Findelanstalten die Fälle des Kindermordes so abgenommen haben, daß die Gegenwart zu der Vergangenheit sich wie 1—25 verhält. Was bedarf es mehr, um den Segen dieser Institution zu erweisen.

Gegend zwischen den Brücken.

Die sogenannte Gegend zwischen den Brücken wird von dem Hauptstrome der Donau und von dem mittleren Donau-Arme umschlossen. Bei diesem mittleren Arme wird das Fahnstangen- und Kaiserwasser unterschieden. Das Fahnstangenwasser beginnt am Vorkopf der Brigittenaue, ist jedoch, um diese zu schützen, bei seiner Einmündung stark verdämmt. Bei der letzten neuen Anschütt des Vorkopfs verliert sich das Fahnstangenwasser, und es beginnt das Kaiserwasser, welches über zwei angelegte neue Traversen bis zur neuen Anschütt des Taborhaufens geht, wo wieder die Fortsetzung des Fahnstangenwassers beginnt, welches nur erst in der Gegend des öffentlichen Freibades sich in das Kaiserweg-Wasser ergießt. Vom Vorkopfe der Brigittenaue läuft neben dem Fahnstangen- das Kaiserweg-Wasser bis zur mittleren Brücke, und dann über den Fischerhaufen zu den Praterspornen, wo es das Fahn-

stangenwasser aufnimmt, und dann an den Gründen der Gemeinde Stadlau sich in die große Donau ergießt.

Die Gegend zwischen den Brücken, und zwar in der Richtung von der großen Donaubrücke gegen den Tabor zu, enthält folgende Auen: 1. die Kühau mit dem Johannesgraben, an welchem an der Stelle, wo eine französische Schanze stand, öder Grund ist: 2. der Kühhagel, der vorigen gegenüber, ebenfalls vom Johannesgraben begrenzt, schwach cultivirt; 3. die Wolfsschütt, an der andern Seite des Johannesgraben, sehr leidend durch Einrisse der Donau; 4. der Lettenhaufen; 5. der Mühlhaufen; beide an derselben Seite, und durch einen Wassergraben getrennt; 6. der Durchlauf, an die Kühau grenzend, eine der vorzüglichsten Auen, welche täglich an Cultur gewinnt, und sich durch eine Pappelpflanzung auszeichnet; 7. die lange Wand, stark im Uferbruche liegend; 8. die Todtenköpfelau, gut cultivirt; 9) die Dornwiese, jenseits des Kaiserwassers, seit dem Jahre 1788 bebaut; bei der Erweiterung des Augartens war von derselben die nöthige Erde genommen worden; 10. der Fischerhaufen, östlich von der Dornwiese; 11. der große und kleine Biberhaufen; 12. der Taborhaufen. Die letztgenannten Auen sind vortrefflich cultivirt; zwischen dem kleinen Biberhaufen und dem Taborhaufen befindet sich eine neue Anschütt. Die sämmtlichen Auen betragen 242 Joch 691 Quadrat-Klafter; die neuen Anschütten betragen 75 Joch 1545 Quadrat-Klafter.

Gebäude und Ansiedlungen in der Gegend zwischen den Brücken bestehen mehrere; besonders erwähnenswerth sind: in der Kühau: Haus und Garten des Auen-Inspectors Thomayer, und zwar das Haus 1788 aus Holz, seit 1817 aber aus Stein erbaut; das Beneficiaten-Gebäude, unter der Leitung des Joseph von Dallstein erbaut im J. 1802; die Capelle St. Joh. v. Nepomuk, seit 1769; das k. k. Mauth-Gebäude mit einem Garten, wahrscheinlich seit der Eröffnung des neuen Tabors bestehend, und das Gasthaus zu den drei Allürten. Zwischen der ersten und zweiten Brücke liegen: ein Caffehhaus; ein Magazin des k. k. Wasserbauamtes; und ein Wachhaus seit 1823. Zwischen der zweiten und dritten Brücke befindet sich eine Requisiten-Hütte der k. k. Straßen-Bau-Direction mit der Wohnung des Einräumers. Auf der Donau befinden sich mehrere Schiffmühlen. Diese Gegend zählte im J. 1822 bereits 320 Bewohner, welche unter der Gerichtsbarkeit von Eipeldau stehen. Zum Gottesdienste sind zwei wöchentliche Messen an der Johanneskapelle gestiftet. Der erste Beneficiat, Volkmann, hatte noch in der Leopoldstadt wohnen müssen, unter seinem Nachfolger, Heinrich, wurde das Beneficiaten-Haus gegründet. Das Beneficium ist landesfürstlich. Die Capelle ist für die Volkszahl zu klein. Seit dem J. 1807 ist ein eigener Lehrer bestellt, und seit dem J. 1815 ist die Schule als eine bleibende erklärt.

Geheime Cabinet (Das).

Es befindet sich im zweiten Stockwerke des Schweizerhofes und man gelangt dahin mittelst der Säulenstiege. An der Spitze des Cabinets steht ein Direktor. Es ist die eigentliche Kanzlei des Kaisers, übernimmt alle an die Allerhöchste Person gerichteten Eingaben, besorgt dessen Erlässe an die Hofstellen und ist die Anmeldungsbehörde für jene, welche bei dem Kaiser zur Audienz zugelassen zu werden wünschen.

Diese gibt der Monarch alle zweite Donnerstage und es ist davon aller Kleiderzwang und jedes Ceremoniel verbannt. In der ersten Antichambre steht ein Trabant und ein Thürhüther und vor der Thüre des Audienzzimmers ein deutscher, ein ungarischer und ein italienischer Leibgarde und ein

Kammerherr. Der Monarch geht von einem Petenten zum andern, hört die Gesuche an und nimmt die Schriften ab. — Die Privat-Audienzen ertheilt Se. kais. Hoheit der Erzherzog Ludwig.

Geheime Hof- und Staatskanzlei-Gebäude.

Dieser herrliche Pallast ist die Frucht eines der ersten Friedensjahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, und die Zeit hat bewiesen, daß darin der Friedensgöttin einer ihrer ausgezeichnetsten Tempel errichtet wurde. Er steht im geräuschlosesten Theile der Stadt im Angesichte des zur k. k. Hofburg gehörigen Amalienhofes, und ist die Zierde des Ballhausplatzes, der zwei seiner Fronten, wie die Löwelstraße seine dritte umgrenzt. Mit seinem hinteren Flügel stößt der Pallast an das Gebäude der k. k. n. öst. Landes-Regierung, oder des alten Minoritenklosters, und kann von dieser Seite nach Erforderniß durch einen Anbau erweitert werden, was mit der Zeit wohl in Aussicht stehen dürfte, wenn erwogen wird, daß seine Mauern die Bestimmung haben, nicht nur die Wohnung des jeweiligen k. k. geheimen Hof-, Haus- und Staatskanzlers, sondern auch der Sitz der zahlreichen Bureaux des gesammten k. k. Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten zu sein.

Der Zugang zu diesem Dikasterialhofe durch die Schauflergasse hat einen feierlichen großartigen Charakter, und die Gemüthsstimmung, worin man sich dadurch versetzt fühlt, wird nicht wenig durch den Anblick des Gebäudes selbst, welches in einem eben so edlen und erhabenen, als einfachen, und von jedem müßigen Schmucke befreiten Baustyle aufgeführt ist, gesteigert.

Es besteht nebst einer Doppel-Mezzanine aus zwei Stockwerken, von welchen das Hauptgeschoß besonders imposant ist. Der Bau erhob sich auf ausdrücklichen Befehl der damals verwitweten Kaiserin Maria Theresia, unter der Leitung des berühmten Staatskanzlers, Fürst Wenzel von Kaunitz-Rittberg, und war im Jahre 1768 vollendet, wie es die über dem Portale des Pallastes angebrachte lateinische Inschrift der Nachwelt verkündet. — Sie lautet in Lapidarschrift:

„Praetorium Maj. Sigilli et Rerum cum Exteris Gerendar. Maria Theresia Aug. Jubente Cura W. Principis a Kauniz-Rittberg Restauratum MDCCLXVIII.“

Das früher hier gestandene Staatskanzleihaus war unansehnlich, und bildete einen Theil eines in den Acten der Stadt Wien unter dem Namen des Slavignonischen Freihauses bekannten Gebäudes, welches verschiedene Besitzer gehabt hat, und seiner Seits wieder die Stelle des landesfürstlichen Meierhofs annahm, der hier zur Zeit, als der Schweizerhof noch der einzige Theil der Burg war, oder in den Tagen der letzten Babenbergischen und ersten Habsburgischen Fürsten, zwischen grünen Weideplätzen und Nutzgärten sein bescheidenes friedliches Dach erhob. — Eine zierliche, leichte Brücke verbindet an der Seite gegen die Löwelstraße das Hauptgeschoß mit der jenseits liegenden Bastei, woselbst sich ein lieblicher Terrassegarten befindet, der die doppelte Bestimmung hat, dem hohen Bewohner des Pallastes eine angenehme Augenweide zu verschaffen, und den allzunahen Zutritt der Spazirenden auf der Bastei zu verhindern. Vor den großen Fortificationsbauten, welche durch die Demolirung einiger Festungswerke durch die Franzosen im Jahre 1809 nothwendig wurden, stand im Angesichte dieses Terrassegartens das seitdem verschwundene Paradiesgärtchen des k. k. Hofes, wodurch der freie Benutzungsraum des Publikums so beschränkt war, daß er kaum einige Klafter betrug.

Zu dieser Zeit war auch diese Gegend der Bastei jene, welche besonders zu gewissen

Stunden des Tages, und vorzüglich an Sonn- und Festtagen von der eleganten Welt am häufigsten besucht wurde, so daß hier oft ein solches Gedränge der Hin- und Herspazirgehenden herrschte, daß ein wirkliches Stocken eintrat, welches sich erst nach und nach wieder auflösete. Von diesem Terrassegarten des Staatskanzleigebäudes lief in Folge des Kaunitzischen Bauplanes unter dem Laufe der Brüstung gegen den Ballhausplatz ein verdeckter Gang nach jenem Theile der Hofburg, welchem die den Namen der Bellaria führende Zufahrt angebaut ist. Dieser Communicationsweg setzte den bekanntlich oft kränkelnden Staatskanzler, Fürst v. Kaunitz, in die Lage, so oft seine wichtige Dienstesobliegenheit es erheischte, nach Hofe gehen zu können, ohne sich der freien Luft aussetzen, oder einen Wagen besteigen zu müssen. — Dieser Verbindungsgang wurde in neuerer Zeit verschüttet, in welcher das Gebäude durch den gegenwärtigen Herrn Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürsten von Metternich einer Umstaltung unterzogen wurde, bei welcher der gute Geschmack und die edle Solidität des vorigen Baues auf eine sinnige Art beibehalten und die schadhaft gewordenen steinernen Statuen, welche die Höhe des Frontons zierten, beseitigt wurden.

Geheimschreiber (Der fürstliche).

Am 27. Juni 1365 starb in der Blüthe seines Lebens mit 26 Jahre zu Mailand der Herzog von Österreich, Rudolph IV., ein Sohn des römischen Kaisers Albrecht des II., wohin er sich begeben hatte, um seinem Bruder Leopold mit der schönen Viridis, einer Tochter des Herzogs Visconti zu vermählen. Unter Rudolph kam die Grafschaft Görz und Phyrt, Kärnten und Tirol an Österreich. Durch die Stiftung der Wiener Hochschule hat er sich ein unvergängliches Verdienst erworben; er beschränkte das Asylrecht, nahm den Titel Erzherzog, Herzog von Kärnten und Krain, Fürst zu Schwaben wie in Elsaß an, und fügte seinem Wapen fünf fliegende Adler bei.

Nach einigen Nachrichten haben wir die Erfindung der Geheimschreibkunst (Kryptographie) ihm zu verdanken.

Unter der Halle des Thores bei St. Stephan gegen den Bischofshof war in einer Platte eine geheime Schrift Rudolphs zu sehen, welche für die gelehrtesten Männer Deutschlands Jahrhunderte lang ein Gegenstand des Streites und der Forschung war. Endlich legte sie der gelehrte Joh. Bapt. Kepfer, Hofrath der gefürsteten Abtei zu St. Blasius so aus:

„Hic est sepultus Dei gratia Dux Rudolfus fundator.“

(Hier liegt begraben von Gottes Gnaden Herzog Rudolph der Stifter.)

Unweit davon an der Thür steht des Herzogs und seiner Gemalin Katharina Bildniß mit den Wapenträgern.

Die Geschichte schildert Rudolphen als einen sehr tief denkenden Gelehrten, der zur Devise einen Fuchs in goldenem Schilde mit der Überschrift: Insipiens Sapientia, gewählt hatte. Als eine Sonderbarkeit dieses Fürsten muß bemerkt werden, daß er Briefe und sonstige, seiner Namensbestätigung erforderliche Schriften niemals mit seinem Namen unterschrieb, sondern blos zum Schluße das Jahr seines Alters und seiner Regierung, dann statt des Namens die Worte: Hoc est verum, beisetzte.

Schon aus obiger Andeutung sehen wir, daß die Kunst der Geheimschreiberei keine Erfindung neuerer Zeit ist; denn schon vor mehr als 500 Jahren wurde sie erfunden und geübt, indeß der menschliche Verstand von vielen Kräften der Natur und Wissenschaften, die in der neuesten Zeit gleich nach ihrem Auftauchen durch Anwendung und Ausbildung einen so mächtigen Aufschwung gewonnen haben, noch gar keine Vorstellung hatte.

Die neueste Zeit nennt Besin aus Paris, der die Kunst besitzt, nicht nur Schriften in einer angedeuteten und bekannten Sprache mit selbst erfundenen Lettern geschrieben, sondern auch (was unglaublich scheint) solche zu lesen, die in einer ganz unbekannten Sprache, und mit beliebigen Zeichen geschrieben, ihm vorgelegt werden.

Die Auflösung solcher Probleme zeigt allerdings von der hohen göttlichen Kraft des menschlichen Geistes, und die Möglichkeit kann nur als das Resultat eines unermüdet fortgesetzten, tiefen Denkens erscheinen.

Geistorden (Der heilige).

Leopold der Glorreiche und sein Caplan und Arzt Gerard, Pfarrer zu Felling an der Priesting, waren 1208 — 1211 die Stifter des Spitals mit der Capelle zum h. Geist und der gegenüberstehenden Antoniuskirche jenseits der Wien, auf der Stätte von der heutigen Carlskirche in die Plänkler- oder Paniglgasse hinein. Dies Spital ist wohl zu unterscheiden von dem diesseits der Wien, gerade vor dem Kärntnerthor gelegenen heil. Geistspital, welches, da beide in der ersten türkischen Belagerung (1529) von Grund aus zerstört wurden, in das heutige Bürgerspital in der Stadt nächst eben diesem Thore überging. — Am 21. April 1215 schenkte der junge Kaiser Friedrich II. dem ersteren Hospitale das Patronatsrecht der Pfarrkirche seiner Stadt Memmingen, Augsburger-Bisthums. Die Hospitaliter des h. Geistes und St. Antons in Wien waren Geistliche und Layen, zur Pflege der Kranken und Pilger durch Gelübde verbunden. Es ist keine Spur vorhanden, daß sie wie ihre französischen Ordensbrüder Waffen trugen, und mitfochten in den früheren Kreuzzügen ins gelobte Land und auf die ägyptische Küste oder wider die Mauren in Spanien oder in spätern wider die heidnischen Preußen und wider die Türken. Ihre Vorstände waren der Meister, sein Vikar, der Hospitaliter, der Prior der Kirche, der Hauskämmerer, der Schatzmeister, und die Präceptoren.

Die Kleidung war schwarz, das Doppelkreuz an der linken Schulter und auf der Gugel oder Kapuze weiß und ankerförmig, oder in späterer Zeit an den Enden eingeschnitten, eben so bei den Ordensschwestern. — Auf den Siegeln der Spitalmeister und Ordenspräceptoren sowohl zu Wien, als in dem zweiten Hause zu Bulgarn ob der Enns, erblickt man die, den heil. Geist vorstellende, auf dem Kreuz sitzende Taube, das Kreuz an den 12 Spitzen mit Lilien geschmückt.

Zu den bekanntesten Meistern des Ordens gehört Philipp von Thurn (Turianus), der schon vor Luther so laut als dieser gegen die Ablaßversteigerung predigte. Seine Sitten waren wenig erbaulich und unter ihm verfiel die Zucht unter Brüdern und Schwestern ganz und gar. Die Hochschule stellte ihn zur Rede und als der Schottenabt ihn als Schirmherr vertreten wollte, so wurde diesem bedeutet, des Stiftes Schirm berühre nur des Spitals weltliches Recht. Thurn schwor zwar seine Irrthümer ab, mußte aber gleichwohl 1508 abtreten, und Bruder Markus Gold, des Kaisers Caplan, trat an seine Stelle. Von diesem ist der, auf der Hofbibliothek befindliche Codex der Ordensregeln dieses Hauses. Unter Gold's Nachfolger, Jakob Nagl, schlug die letzte Stunde des Ordens. Im Sept. 1529 erschien Soliman vor Wien, und bei dieser Gelegenheit wurde das Hospital, das Ordenshaus und die h. Geistcapelle sammt der Antoniuskirche niedergerissen und die Kranken zu den Himmelpförtnerinnen in die Stadt gebracht. Die Güter des Ordens erhielt das Wiener Bisthum.

Gelehrte (Der hungerige)

ist der Titel einer Wochenschrift, welche 1774 und 75 in der v. Ghelen'schen Buchhandlung erschien; und über welche Franz

Gräffer im Zuschauer eine interessante Notiz geliefert hat, wovon hier das Wesentliche folgt.

Die Zeitschrift hat 38 Bogen, bildet zwei Octav Bände, und hat zusammen 610 Seiten. Ein Holzschnitt, als Vignette, zeigt eine Gemse auf einem Felsgipfel mit dem guten Wahlspruch: **Audax et providus.** Der Verfasser blieb lange unbekannt und war niemand Anderer, als der Reichsritter Anton Ferdinand Edler v. Geusau. Dieser Mann war in der That ein Gelehrter und hungerte; und mit ihm hungerte seine ganze Familie. Er wurde den 19. Dezember 1746 geboren und starb 62 Jahr alt den 25. August 1809.

Seine Wochenschrift, „der hungerige Gelehrte," enthält das Leben des hungerigen Gelehrten, von ihm selbst beschrieben. Dieses Leben ist aber langweilig, denn es ist eigentlich eine Art pädagogischer Theorie, aber ohne Geist geschrieben. Es schleicht durch alle zwei Bände; dazwischen stecken wässerige Oden und Fortsetzungen der Rubrik: Auszug aus den Ankündigungsblättern, die der hungerige Gelehrte alle herausgeben wird; in alphabetischer Ordnung abgefaßt." Einige dieser proponirten Wochenschriften sind „die Betschwestern" (wie sich aus dem, jedem solchen Titel beigefügten Prospektus ergibt, satyrisch: alten Frauen und Kinderwärterinnen geweiht); „der Eselskopf" (eine Sammlung von Schimpfwörtern, für Kunstrichter etc.); „die Folterbank" (gute Ausfälle auf das Schulwesen); „der Galgenvogel" (auf das Kriminalwesen gemünzt); „das Geschmier;" „der Haubenstock" (gegen das weibliche Pfauenthum); „die Jaherren;" „Lies mich, oder ich fresse dich." Mit dem Titel: „die Mode" hört diese Rubrik auf. Sie bildet das mindest Schale des Inhaltes; es ist zuweilen Humor darin.

Am Schlusse des 26. Stückes bekennt Geusau, daß ihm das ganze Quartal nicht mehr als 10 fl. 12 kr. getragen hat. Diese Schrift hat ihn daher wenig gesättigt.

Gemächer.

Da bei den einzelnen Theilen der Burg angezeigt wird, von welchen Allerhöchsten und Höchsten Personen des Kaiserhauses sie bewohnt werden, so wird man sich hier auf die Bemerkung beschränken, daß es überflüssig sein dürfte, zu bemerken, daß die Appartements oder innern Gemächer Allerhöchst und Höchstderselben mit so viel Eleganz, Geschmack und Reichthum ausgestattet und möblirt sind, wie es die hohe Stellung ihrer Bewohner mit sich bringt, und daß diese Gemächer während der Abwesenheit der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften besehen werden können, wozu man sich bei dem im Schweizerhofe im Erdgeschoße neben dem Brunnen wohnenden Hofburg-Inspector zu melden hat, der mit zuvorkommender Bereitwilligkeit dazu behülflich ist.

Geographisches Institut (K. K. Militärisch-).

Diese Anstalt besitzt in dem neuen Anbaue der Josephstadt ein eigenthümliches, seiner Bestimmung entsprechendes Gebäude (212). Sie wurde 1839 von Kaiser Ferdinand I. durch Vereinigung des Mailänder geograph. Militär-Instituts mit der Wiener topograph. Anstalt des General-Quartiermeister-Stabes gegründet, ist militärisch organisirt und dem Hofkriegsrathe untergeordnet.

Die eigenthümliche Bauart des Hauses zeigt seine Bestimmung; durch alle drei Stockwerke laufen auf jedem Flügel vier Doppelfenster; der Mitteltheil, durch zwei Pilaster und einen Balkon ausgezeichnet, weiset deren wieder drei, und so ist der ganze Bau eine Fläche von Lichtöffnungen, die jedoch der Eurithmie keinen Abbruch thun.

Über dem Mitteltheile ist am Dache ein kleines Häuschen mit einem leichten Balkone, und an dessen Giebel eine, sechs Fuß im Durchmesser haltende Weltkugel, derjenigen ähnlich, welche das Hofbibliothek-Gebäude ziert.

Die Bestimmung des Institutes ist die Ergänzung und Zusammenstellung von Materialien durch astronomisch-geodätische Vermessung und die Militär-Landesaufnahme, um als Grundlage für Land- und Seekarten zu dienen, welche im Institute verfertigt und durch Kupfer- und Steindruck vervielfältigt werden.

Die Geschäfte zerfallen in acht Abtheilungen, wovon die ersten sechs stabil sind mit permanenten Angestellten, zu den zwei letzten Abtheilungen werden Officiere aus der Armee oder dem General-Quartiermeister-Stab gewählt.

1. Die Direktion. — 2. Die topographische Zeichnungs-Abtheilung. — 3. Die Lithographie. — 4. Die Kupferstecherei. — 5. Die Pressen. — 6. Das Triangulirungs-Calkul-Bureau. — 7. Die Zeichnungskanzlei des General-Quartiermeister-Stabs. 8. Triangulirungs- und Militär-Aufnahms-Feldarbeiten.

Die Anstalt besitzt vorzügliche Instrumente, als Basis-Meßapparate, Fernröhre von Cauchoix und Reichenbach, ein Teleskop von Amici mit einem Hohlspiegel von 6″, und einer Brennweite 90 u. s. w.

Auf dem Gebäude ist ein kleines astronomisches Observatorium angebracht, zur Übung der Officiere in Handhabung der Instrumente; das eigentliche Observatorium ist auf der Neuthor-Bastei, wo auch ein Theil der Instrumente aufgestellt ist.

Gersthof.

Gersthof ist eines der lieblichsten Dörfchen in Wien's Umgebung. Es liegt auf der Straße zwischen Weinhaus und Pötzleinsdorf und hat eine dem heil. Johann v. Nepomuk geweihte Kirche, welche 1737 der Hofkriegsrath Matthäus Lydl von Schwanau, der in Gersthof geboren wurde und dort wohnte, erbaute. Sie wurde aber erst zwei Jahre später eingeweiht, und seine Gedächtnißfeier wurde auf den 15. August eines jeden Jahres, als dem Festtage der Himmelfahrt Mariä, festgesetzt.

Ein Grab auf dem Kirchhofe schließt die Gebeine des vaterländischen Dichters, Heinrich v. Collin, in sich; einfach, aber eben so schön, als das Denkmal in der Carlskirche.

Gersthof soll seinen Namen einem großen Bauernhofe, der hier einst einsam stand und dessen Besitzer Gerstler hieß, verdanken. Der Großhändler Edler v. Popper hat 1806 hier ein schönes Landhaus gebaut. Im J. 1807 wurde der ungemein reizende Garten dabei angelegt, der noch immer viele Wiener hinzieht und dem Dörfchen viel Leben verleiht. Westlich führt eine schöne Pappelallee nach Pötzleinsdorf.

Geschlechter.

Von den alten Bürger- und Adelsgeschlechtern der Stadt sind wenig mehr vorhanden; sie starben zum Theile aus, oder verließen in Folge der Reformations-Wirren den heimischen Heerd.

Zu den berühmtesten ritterbürtigen Häusern gehören, wie Hormayr bemerkt, die Otthaimer von Neuburg, Gründer des Rathhauses und der Salvatorskirche; — die Breitenfelder beim Stoß im Himmel; — die Paltrame am Stephansfreithof, am Holzmarkt und in der Singerstraße seßhaft, sie waren in den trüben Tagen des Zwischenreiches und unter den ersten Habsburgern berühmt; — die mächtigen Tirna, welche den Mond im Schilde führten, bei St. Stephan die Kreuzcapelle (worin Eugen und Wien's Geschichtschreiber Cuspinian ruhen) erbauten, und unter Max I. mit einem Domherrn von Passau erloschen; — die

Strasser, Erbauer des Gundelhofes und seiner St. Thomascapelle; — die Griesenböcke, ein wahres Geschlecht von Gelehrten in Theologie, Rechtswissenschaft und Heilkunde; — die Geymann, aus denen der erste Meister des ritterlichen Georgenordens hervorging; — die Pempflinger, die durch Königs Matthias Gunst in Ungarn reich und mächtig wurden, und den Pempflingerhof erbauten.

Viele Ritter-Geschlechter nahmen nach und nach statt ihrer eigenen, Namen an, die ihnen der Zufall, oder eine Volksgewöhnung, die Kirche, wo sie ihre Andachtsplätze oder Erbgruft, oder eine Familiensage gab; hiezu gehören: die Innprucker, oder Edlen von Innpruck, ein uraltes Rittergeschlecht, sie hatten ihr Haus in der Wildwerker- oder Wipplingerstraße (386) und waren sehr reich (starben um 1640 aus und wurden von den von Wopfing aufgeerbt), die Ennenkel, die Greifen, die von den mindern Brüdern, die Haarmarkter, die vom hohen Markt, die Sparenkannst, Küßdenpfennig, Schlagnitweit, Stachnitweit, Schabenrüssel.

Vom Rathsstande leuchteten hervor: die Teubel, schon in den ältesten Zeiten Hansgrafen und Bürgermeister; — die Griechen von Als, die mit Heinrich Jasomirgott auf der Kreuzfahrt aus Byzanz gekommen sein sollen; — die von Eslarn am Bauernmarkt; — die Urbetsch, durch Stiftungen nach St. Stephan ausgezeichnet; — die Vorlauf, aus denen der edle Bürgermeister zum Lohne der Treue durch das Henkersschwert fiel; — die Hölzler, von denen Conrad die Büßerinnen zu St. Hieronymus in der Singerstraße stiftete; — die Mannersdorfer von der Dreifaltigkeit in der Judengasse; — die Amann, aus welchen einer bei der Vertheidigung der Königsburg Wissegrad den Tod und ewigen Ruhm fand; — die Sieß vom St. Petersfreithof; — die Gundlacher aus Baiern, Inhaber des Köllnerhofes und Erbauer seiner Philipps- und Jakobscapelle, später Besitzer des nach ihm genannten Gundelhofes; — die Unterm Himmel; — die Permann in der Wollzeile, von denen der reiche Ulrich das Geld nie zählte, sondern wog; — die Rock, welche das Haus der erloschenen Permanne erhielten, und von welchen einer mit dem Bürgermeister Vorlauf hingerichtet wurde.

Von etwas neuerem Ursprung sind vom Ritterstande die Haiden, Hausbesitzer an der Fischerstiege und am Heidenschuß; — die Jörger, in ihrem nahen Hernals zur Zeit der Reformation unruhige Köpfe; — die Pachleb, von denen Clemens die Neustadt wider König Matthias Corvin mit Löwenmuth vertheidigte; — die Edlasberger am Lugeck, groß geworden durch den ungarischen Handel; — die Haiberger, ursprünglich von Hall in Tirol, reich durch das alte Stadtwirthshaus zum goldenen Hirschen in der rothen Thurmstraße, berühmt durch die kirchlichen Stiftungen und Liebe zu den Wissenschaften; — die Kufsteine aus dem Poigreich. Vom Rathstande besaßen die Hutstocker viele und schöne Häuser; Andreas Hutstocker focht von Capistrans Predigten begeistert an seiner Seite bei Belgrad. Zu nennen sind auch die Oen von St. Niklas auf der Landstraße und die Kißling von Erdberg.

Aeneas Sylvius sagt vom Adel Wien's unter Friedrich III.: „In Österreich gibt es viele Landherrn, edel und mächtig; die Grafen von Schaumburg und Maidburg im ersten Range. Noch reicher aber als sie sind die Waldsee, die Lichtenstein und Buchheim, und keines geringeren Names die Starhemberge, Ebreichsdorfe, Pottendorfe, Volkenstorfe, Eckhardsaue, Hohenberge. Die Eyzinger, wiewohl erst ganz neu aus dem Staube erhoben, übertreffen gleichwohl die meisten an Reichthum und Ansehen.“

Daß es diesen Edelherren nicht an Galanterie gebrach, sieht man aus folgender Stelle: „Die Ritter besuchen häufig die Bürgersfrauen; die Männer lassen ihnen Wein aufsetzen und ziehen dann aus dem Hause.“

Gesindehaus.

Nach Aufhebung des Dorotheerklosters in der Stadt legte Kaiser Joseph II. in einem Theile des Gebäudes unter obigem Namen eine wohlthätige Anstalt an für arme Leute, welche Arbeit wollten, aber keine finden konnten. Es zeigte sich aber, daß das unaufgeklärte Volk dieses Arbeitshaus unter öffentlicher Aufsicht für eine Art Zuchthaus hielt, daß es sich darin zur Arbeit gezwungen glaubte, und die menschenfreundliche Gesinnung des Stifters für eine Strafe ansah. Die Anstalt mißglückte daher, und die Grundrichter machten bekannt, daß jeder, der bei ihnen arbeiten wolle, sich melden könne, und bald waren dritthalb tausend Menschen beschäftigt. Dies ist die Geschichte unserer ersten freiwilligen Arbeits-Anstalt.

Getreidemarkt.

Dieser Markt trägt den Namen von seiner Bestimmung und dem stehenden städtischen Getreide-Magazin (Körnerkasten). Vormals war er der militärische Richtplatz; der Gemeine Wenzel vom Kolowrat'schen Regimente, als Deserteur zum Strange verurtheilt, war der letzte, der hier am 28. Jänner 1747 gerichtet wurde, denn von da an wurde der Richtplatz auf die Gänsweide versetzt. Im J. 1809 fanden hier leider ähnliche Auftritte Statt, indem die Franzosen gegen den Jesuiterhof (s. d.) zwei Wiener Bürger erschossen. In unseren Tagen zog die Grabung eines artesischen Brunnens die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Markt.

Gewehrfabrik (K. K.).

Das die heutige k. k. Gewehrfabrik an der Ecke der Währingergasse bildende Gebäude war ursprünglich das Gartenhaus der Herren von Brenner, von welchen es Graf Theodor von Bathyany an sich brachte, der es verschönerte und mit Gartenanlagen zierte. Als Joseph II. die Errichtung einer Gewehrfabrik beschlossen hatte, verlegte er sie in diesem Hause, das er zu diesem Zwecke vom genannten Grafen kaufte.

Die technische Einrichtung dieser wichtigen Waffenwerkstätte, welche jedoch blos Militär-Gewehre erzeugt, ist von hoher Vollendung, und ihre Besichtigung für den Sachkenner von höchstem Interesse.

Gewerbe.

Den deutlichsten Begriff von dem regen Gewerbsbetriebe Wien's gewährt ein Blick in den jährlich vom n. ö. Gewerbs-Verein herausgegebenen Gewerbs-Kalender, worin alle Gremien und Innungen und alle dazu gehörigen, theils bürgerlichen und theils befugten Individuen enthalten sind. Wir ersehen, um einige Hauptmomente anzuführen, daraus, daß Wien gegen 3000 Schneider, 2500 Schuhmacher, 2000 Seidenzeugmacher, 1500 Tischler, 1200 Handelsleute (von Großhändlern bis zu den tolerirten Kaufleuten), 1200 Weber, 1200 Wirthe (Wein- und Bier-), 800 Schlosser, 620 Greißler, 560 Drechsler, 510 Juwelen-, Gold- und Silberarbeiter, 510 Trödler, 340 Uhrmacher, 310 verschiedene Schmiede, 300 Bäcker, 170 Branntweinbrenner und 140 Caffehsieder hat.

Mehrere in früheren Zeiten vorkommende Gewerbe sind in Folge der veränderten Sitten und Gebräuche ganz verschwunden, und daß es darunter noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch curiöse Gewerbe gegeben hat, wissen wir aus einer Mittheilung Gräffer's, der aus Ponty's Häuser-Verzeichniß von 1779 unter mehreren andern folgende anführt, die noch überdies sämmtlich Hausbesitzer waren: Althan (5), Peter Karlinger, Krebsen-Zähler. —

Himmelpfortgrund, Froschhändler. — Landstraße (173), Klein-Salzmäßler. — Altlerchenfeld (30), Beutelstricker. — Altlerchenfeld (162), Patschenmacher. — Lichtenthal (71), Schindelzähler. — (66), Froschfänger. — Magdalenagrund (6), bürgl. Lichteranzünder. — Platzl (63), Plattelschlager. — Roßau (100), bürgl. Nachtführer. — Wieden (97), bürgl. Standelsitzerin. — Stadt Wien (1290), bürgl. Weinausrufer (in der Stadt und in den Vorstädten, wie die Austrommler umherschreiten, Wein-Versteigerungen auszurufen). Daß es Krebsen- und Schindelzähler gab, wird uns nicht wundern, wenn wir unsere heutigen Kirschenzählerinnen betrachten, die nach unserem Gewährsmann eine neuere Erfindung sind.

Gewerbs-Produkten-Ausstellung.

Nach einem Beschluße Kaiser Franz des I. und spätern Anordnungen wird von fünf zu fünf Jahren eine öffentliche Ausstellung von Musterstücken der Erzeugnisse aller Fabriks-, Manufakturs- und Gewerbszweige der gesammten Monarchie in Wien veranstaltet, womit im J. 1835 der Anfang gemacht wurde; die zweite fand 1839, die dritte 1845 Statt. Zur Leitung derselben ist eine eigene Commission zusammengesetzt, deren Mitglieder wenigstens zu zwei Drittheilen aus Individuen des Gewerbs- und Handelsstandes, und die übrigen aus Regierungs-Beamten und aus Mitgliedern des polytechnischen Institutes zu bestehen hat. Es versteht sich von selbst, daß die einzusendenden Musterstücke nicht kleine Proben, wie man sie für Musterkarten anwendet, sondern vollständige Waarenartikel sein müssen. Das großartige Lokale der Ausstellung wird jedes Mal vor dem Gebäude des polytechnischen Institutes aufgeschlagen. Mit allerh. Entschließung vom 13. Mai 1835 wurde für die Ausstellung auch eine feierliche Vertheilung goldener, silberner und broncener Ehrenmedaillen bewilligt, um jene Fabriks-, Manufakturs- und Gewerbs-Unternehmer aufzumuntern, welche sich nach dem Ausspruche von aufgestellten Sachverständigen einer ehrenvollen Auszeichnung am würdigsten gemacht haben.

Geymüller'sche Häuser.

Das der Freiin Clara von Geymüller gehörende schöne Haus (102) in der Schottengasse ist der, schon in der ältesten Zeit seines großen Umfanges wegen bekannte Baumgartner-Hof, einst ein stiftliches Besitzthum, dessen großer Hof mit einer schönen Brunnengruppe, eine Najade und einen Amor vorstellend, geziert ist. Es gehörte später den Grafen von Hoyos, und dann dem Grafen von Neipperg.

Geschichtlich merkwürdiger und von zierlicherer Bauart ist das Rudolph Freih. v. Geymüller'sche Palais in der Wallnerstraße (272), einst die Wohnung der Grafen Caprara, ein in der Kriegsgeschichte Österreich's rühmlich ausgezeichneter Name.

In diesem Hause wohnte der Divisions-General Bernadotte, welcher nach der Ratifikation des Friedens zu Rastadt zu Anfang Februars 1798 als französischer Botschafter nach Wien kam. Er gab am 13. April ein häusliches Fest und ließ eine dreifarbige Fahne auf dem Balkon des Hauses ausstecken. Das Volk stutzte über diese ungewöhnliche Erscheinung; es hielt die Fahne für ein Signal des Aufruhrs, sammelte sich in großen Massen und wurde, als der Botschafter die Fahne selbst auf das Ersuchen der Polizeibehörde nicht einzog, so erbittert, daß es die Fenster des Hauses einwarf, die Fahne vom Balkon riß und sie auf der Freiung verbrannte. Die Garnison trat unter die Waffen und die Stadtthore wurden gesperrt. Die Ruhe war bald hergestellt, doch konnte der Botschafter nach zwei Tagen nur

unter starker militärischer Bedeckung bei Hof die Abschieds-Audienz nehmen. Ein Augenzeuge erzählt von diesem Ereignisse, daß der Mann, der sich zuerst der Fahne bemächtigte, damals ein Student, noch als ergrauter Staatsbeamter lebt, und die Quaste der Fahne als Trophäe aufbewahrt.

Auf welche Weise Bernadotte damals vom Tode errettet wurde, ist weniger bekannt. Es war Kaiser Franz selbst, der sich durch die Volksmassen drängte, und in dem Pallaste, dem jetzigen Geymüller'schen Hause, erschien. Das Volk begrüßte seinen Kaiser mit ungeheuerem Enthusiasmus, und es wurde Zeit gewonnen. Der damalige turbulente Republikaner endete als der Weiseste der Könige, von seinem Volke und Europa bewundert. Er war einer der Großkreuze des Maria Theresien-Ordens, den ihm der Kaiser Franz auf dem Schlachtfelde bei Leipzig, nachdem er ihn seit seiner Entfernung aus Wien nicht gesehen hatte, mit lächelnder Miene, indem er ihn umarmte, mit den Worten umhing: „Mein Vetter, wir sind alte Bekannte.“ Der Kaiser Franz achtete diesen Fürsten hoch, eben so der Erzherzog Carl, der ihm oft gegenüber stand.

Glacis (Das)

oder der freie Raum zwischen der Stadt und den Vorstädten, der mit Ausnahme der Donau-Ufer-Strecke zwischen dem Rothenthurm- und dem Neuenthore um die ganze Stadt läuft, verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß nach der zweiten türkischen Belagerung (1683) verordnet wurde, kein Haus der österreichischer Seits zerstörten Vorstädte dürfe der Stadt näher als 600 Schritte von den Pallisaden der Festungswerke der Stadt wieder aufgebaut werden, wovon die Leopoldstadt allein ihrer Lage wegen ausgenommen war.

Im Jahre 1741, als Maria Theresia unter drohenden Umständen kaum die Regierung angetreten hatte, glich das Glacis einem Feldlager, denn es campirten dort mehrere Tausend Mann Truppen, die sich in Wien versammelten, um den Thron der Fürstin zu sichern. Dieser Raum war bis zum Jahre 1770 ein wüster, von Unrath, Schlamm und Staub bedeckter Platz ohne Fahrwege und Fußsteige, unbequem und selbst bei Tage unsicher zu durchwandeln. — Nächtlicher Weile trieb sich dort ein brod- und herrenloses Gesindel herum und es fanden zahlreiche Händel und Raufereien Statt, die nicht selten ein blutiges Ende hatten, und wozu vormals der Umstand, daß sowohl die Studenten als die Handwerksgesellen Degen trugen, nicht wenig beitrug. Selbst als Carl VI. den Letztern das Waffentragen untersagt hatte, dauerte der Duellanten-Unfug noch fort. Joseph II. nahm im besagten J. 1770 die erste Regulirung des Glacis vor; er ließ rings um die Stadt erhöhete Fahrstraßen und von einem Stadtthore zum andern, so wie auch nach allen Vorstädten eigene Wege für Fußgeher anlegen, wodurch das Glacis zu einem schönen Wiesengrunde umgeschaffen, und die Verbindung der Stadt mit den Vorstädten sehr erleichtert wurde. Mit Anfang Dezembers wurde der Anfang mit Aussteckung der neuen Wege um die ganze Stadt gemacht; nämlich zum Fahren in der Mitte zwischen Stadt und Vorstädten und zum Gehen dicht an den Stadtgraben. Die erste Strecke der Fahrstraße von dem Getreidemarkt bis zum Kärntnerthore war mit Anfang des gedachten Monats bereits zu Stande gebracht. — Mit Ende des folgenden Jahres war die ganze Fahrstraße vollendet und von jeder Vorstadt ein Fußweg nach der Stadt, und in den Zwischenplätzen Wiesen angelegt.

Auch wurde das Glacis rund um die Stadt, vor den Stadtthoren die Fahrwege bis zum Eingange der Hauptstraßen der Vorstädte, so wie die große im Zirkel um die Stadt laufende Straße, und alle von der Stadt nach den Vorstädten führenden Fuß-

wege zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Publikums beleuchtet. Sie wurden im Jahre 1781 mit Alleen von Kastanienbäumen besetzt; diese Bäume gediehen trefflich und wurden anfangs von der fleißigen Hand der büßenden Züchtlinge begossen.

Am 11. April 1797 sollten wegen der Befestigung der Stadt bei der Nähe des Feindes die Alleen des Glacis gefällt werden. Dem damaligen Stadt-Unterkämmerer Wohlleben gelang es, die schönen Baumgänge gegen die Verbürgung zu erhalten, sie bei dem Eintritte der wirklichen Gefahr augenblicklich wegzuschaffen. Inzwischen wurden die Vertheidigungsanstalten eifrigst betrieben, die Zugbrücken hergestellt, die bedeckten Wege pallisadirt u. s. w.

Bei den allgemeinen Stadtverschönerungen der neuesten Zeit wurde das Glacis durchaus geebnet, mit vielen neuen Alleen durchschnitten, mit Ruhebänken besetzt und zum herrlichsten und nächsten Spaziergang der Stadt umgewandelt. Die von den Franzosen im J. 1809 gesprengten Außenwerke des Paradiesgärtchens bis zum Kärntnerthore wurden vollends geschleift, die Gräben und die Ravelins ausgefüllt und mit dem Glacis in gleiche Ebene gebracht; die Contre-Escarpe durchaus mit Rasen belegt, ihre Ränder am Glacis mit Spalieren und Baumreihen besetzt, und im Stadtgraben rings um die Stadt eine schöne Pappel-Allee angelegt. Eine ähnliche Zierde, wie unser Glacis hat keine andere Hauptstadt. Selbst der Pariser hat keinen Anblick wie hier, wo die prachtvollen Granitmauern der innern Stadt mit einem schimmernden, breiten Rande von Smaragd eingefaßt sind, um durch wechselnden Farbenton sie trennend zu verbinden mit den weit und fern schimmernden Radien der ungeheuern Vorstädte, so daß die Worte der Frau von Staël: „Wien ist ein unschätzbarer Diamant in Smaragd gefaßt,“ was damals eine Schmeichelei war, heute Wahrheit ist.

Der merkwürdigste Theil der Esplanade ist jedoch der vor dem Carolinenthor liegende Punkt, gewöhnlich das Wasser-Glacis (S. d.) genannt. Der große Raum zwischen dem Burgthore und dem Schottenthore wird als militärischer Exercierplatz benützt; der Rabenstein erhob sich bis zu Joseph des II. Zeit in der Gegend nächst der Roßau, und auf dem Wiesenplatze gegen die Alserkaserne wurden bis zu unseren Tagen die militärischen Hinrichtungen vollzogen.

Gluck (Christoph Ritter von).

Dieser unsterbliche Tondichter, der die deutsche Oper zu ihrem höchsten Glanze erhob, wurde den 25. März 1714 in Neustadt an der Waldnaab, einem Städtchen im Kreise Oberpfalz Baierns geboren. Schon früh widmete er sich der Musik; doch erst nach seinem 40. Jahre trat er mit den großen Meisterwerken auf. Sein ganzes Streben ging darauf aus, eine neue Bahn zu brechen, wobei er sich über Mode und Herkommen hinwegsetzte, und Alles der Wahrheit und dem Ausdruck aufopferte. Von San Martini in Italien tiefer in die Geheimnisse der Tonkunst eingeweiht, gab er zuerst in Mailand die Oper „Artaxerxes“ und in Venedig „Demetrius.“ Gleiche Anerkennung fanden in London sein „Sturz der Giganten“ und in Wien die Opern „Orpheo, Alceste und Armida.“ In Paris setzten sich der Aufführung seiner Iphigenia manche Schwierigkeiten entgegen; doch 1774 erschien der 60jährige Gluck selbst dort, und die Oper wurde nicht nur mit außerordentlichem Erfolg gegeben, sondern auch in zwei Jahren 170 Mal wiederholt. Der Iphigenia in Aulis“ ließ Gluck die Iphigenia in Tauris“ und „Echo und Narcissus“ folgen, die gleichen Enthusiasmus hervorbrachten. 1787 kehrte er mit einem beträchtlichen Vermögen nach Wien zurück, wo er

in demselben Jahre am 15. Novemb. starb. Gluck war äußerst thätig, wenn ihn die Ausführung eines Gedankens beschäftigte; oft sprang er dann des Nachts auf, um weiter zu schreiben, oder vergaß darüber Essen und Trinken. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte Mozart. — Seine Werke in ihrer edlen Einfachheit und antiken Größe stehen fast einsam da. Niemand hat sie erreicht oder übertroffen. Auch fand er weder in Frankreich noch in Deutschland Nachahmer. In Deutschland wurde er mehr bewundert als geliebt.

Auf dem Freithof vor der Matzleinsdorfer-Linie, rechts am Eingange befindet sich Glucks Grabstein, elend, schmutzig und mit folgender fast unleserlicher Inschrift:

Hier ruht
ein rechtschaffener, deutscher Mann,
ein eifriger Christ und treuer Gatte,
Christoph Ritter von Gluck,
der erhabenen Tonkunst großer Meister.
Er starb am 15. Nov. 1787.

Unlängst ließ hierüber eine öffentliche Stimme sich also vernehmen: „Ärmlich und verlassen sieht des großen Meisters Ruhort aus, gewaltig abstechend gegen die verschwenderische Pracht des nachbarlichen Grabdenkmals, jenes der Familie des Großhändlers D. — Das kann und soll nicht so bleiben! Soll denn die große Musikstadt Wien, wo mit so richtigem, begeisterten Verständnisse von Tausenden der geschicktesten Künstler und gründlich gebildeten Dilettanten die Meisterwerke eines Mozart, Beethoven u. s. w. zu Gehör gebracht werden, nicht die armselige Summe von einigen Gulden anwenden wollen, um diese Grabstätte würdiger zu zieren? Als vor wenig Jahren Lanner starb, da war in Kürze ein geschmackvoller Denkstein besorgt und Gluck, der Compositeur von Alceste, Orpheus, Paris und Helena, Iphigenia, der Lehrer Maria Antoinettens, sollte darauf nicht Anspruch machen dürfen?

Glückshäfen.

Diese befanden sich Anfangs am Petersfreithof und wurden 1702, als die dortige Kirche neu erbaut wurde, auf dem Graben und zwar an der Stelle vor dem Sparkassagebäude und vor den zwei 1840—1841 abgetragenen Häusern verlegt, wo sie durch ein volles Jahrhundert blieben. Es waren Breterbuden, die durch reiche Gold- und Silbergeschirre die Vorübergehenden anlockten, gegen Entrichtung einer kleinen Einlage aus dem in der Mitte angebrachten Drehfasse sich eine Nummer zu ziehen, was natürlich meistens eine Niete war. Diese Glückshäfen wurden erst im Anfange dieses Jahrhunderts abgestellt.

Gnadenbilder (Marianische).

Wien's Gotteshäuser sind reichlich mit wunderthätigen Frauenbildern versehen, mit welchen verschiedene Legenden verbunden sind, die am gehörigen Orte mitgetheilt werden. Hier folgt das Verzeichniß dieser, im täglichen Verkehre sogenannten Gnadenbilder:

In der Stadt.

Dienstboten-Muttergottes bei St. Stephan.

Hausmutter, v. im Kloster zur Himmelpforte, heute bei St. Stephan.

Maria von Pötsch bei St. Stephan.

Maria von Candien in der Michaelerkirche, in der Schottenk., in der Maria-Stiegenk., vormals auch bei den Lorenzerinnen und Siebenbüchnerinnen.

Maria Heil der Kranken, v. bei den Clarisserinnen in der Singerstraße.

Maria Hilf in der Peterskirche.

Maria von Loretto in der Augustinerk.

Maria Major oder die Mutter der guten Hoffnung bei St. Anna.

Maria Major oder wunderbare Mutter, v. im Königskloster.

Schutzmutter, v. bei den Jakoberinnen.
Maria Trösterin der Betrübten bei den Capuzinern am Neuenmarkt.

In den Vorstädten.

Maria von Bethlehem, Maria Hilf und schmerzhaftweinende Mutter bei den Weißspaniern, heute Minoriten in der Alsergasse.

Maria von Czenstochau in der Pfarrkirche in der Leopoldstadt.

Maria Hilf in der Kirche der gleichnamigen Vorstadt.

Maria Hilf bei den Paulanern auf der Wieden.

Maria mit dem geneigten Haupt in der Carmeliterkirche in der Leopoldstadt.

Marienbild in der Kirche der Barmherzigen.

Maria Major auf der Laimgrube.

Maria vom guten Rath in der Augustinerkirche auf der Landstraße.

Maria von Czenstochau, Maria von Einsiedel und Maria Hilf zu Hernals.

Maria de Mercede in der spanischen Spital- (heute Waisenhaus-) Kirche.

Maria Treu in der Piaristenpfarre in der Josephstadt.

Maria Trost bei St. Ulrich.

Schmerzhafte Mutter bei den Serviten in der Roßau.

Godl (Zur Frau).

Das Haus zur Frau Godl (55) gehört zum Strozzengrunde und ist nichts weniger als eine reizende, sondern eine schon ziemlich veraltete, abgestandene Frau Godl. Dieses vorzeitige Gewand kleidet unsere Frau Godl aber gut, und ist auch ihrem vorgerückten Alter mehr angemessen als der moderne architektonische Flitter, den wir allenfalls bei einer Jungfer Godl angehen ließen, der aber einer Frau Godl, unter welcher man in der Regel ehrsame Matronen versteht, nicht gut anstehen würde.

Dieses Haus führte Anfangs den goldenen Adler im Schilde, den aber die Dankbarkeit der Grundinsassen, trotz Grundbuch und Schematismus verscheucht hat. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts besaß eine wohlhabende und wohlthätige (was nicht immer beisammen ist) Frau dieses Haus, welche sich es angelegen sein ließ, bei Kindern armer, rechtlicher Leute Pathenstelle zu vertreten. Diese christliche Mildthätigkeit wurde aber nach und nach so oft in Anspruch genommen, daß endlich wenige Kinder der Nachbarschaft geboren oder gefirmt wurden, bei welchen die Adler-Hausfrau nicht zur Godl erbeten wurde.

So kam es, daß besagte Hausfrau allgemein die Frau Godl genannt wurde, und daß es allenthalben in jenem Vorstadtgrunde hieß, wir gehen zur Frau Godl, welchen Namen zum Schluße statt der Hausfrau das Haus selbst erhielt. Bekannt ist in neuerer Zeit auch das Krippelspiel, welches in diesem Hause durch eine lange Jahrenreihe in der Fastenzeit aufgestellt und das besuchteste seiner Art war.

Goldberg'sches Stifthaus.

Unter Ferdinand III. besaß die Hochschule am Ende des alten Fleischmarktes ein Schulhaus, der Goldberg genannt, wo den armen Studenten, die sich vom Singen und Almosen nährten, Herberge, Holz, Licht, Bücher und Arzeneien umsonst geliefert wurden. Als die Hochschule von Ferdinand II. den Jesuiten übergeben wurde, erhielten sie auch diesen Goldberg.

Bald darauf wurde dieses Haus durch Pazmany eine höhere Bildungsanstalt für den ungarischen Clerus (s. Pazmaneum). Da hierüber mit der Universität ein Streit entstand, so traten die Jesuiten derselben das ihnen in der Zwischenzeit vermachte Scholz'sche Haus (975) in der Johannesgasse ab, welches seit dieser Zeit den

Namen des Goldberg's erhielt und worin arme Studenten untergebracht wurden.

Es ist in seinem heutigen Baustande eines der ältesten Häuser Wiens und seine Einkünfte werden noch immer zum Unterhalt armer Studenten verwendet.

Bis zu Josephs Zeiten hatte das Haus eine den Aposteln Peter und Paul gewidmete Capelle, welche der berühmte Paul Sorbait, Professor der Heilkunde 1678 für die armen Studenten dieses Stifthauses erbaut hatte. Graf Gotthard von Salaburg ließ diese Capelle 1700 erhöhen, um darin aus seinem benachbarten Hause (976) dem Gottesdienste beiwohnen zu können.

Goldenen Birne (Zur).

Dieses Gasthaus ist eines der ältesten der Landstraße und es hat in neuerer Zeit durch seinen großartigen Garten und schönen Tanzsaal, die heute davon getrennt sind, eine ephemere Berühmtheit erhalten. Ohne uns dabei länger aufzuhalten, wollen wir unser Augenmerk auf einige sonderbare Passagiere richten, die dort im Monat April 1842 ihr Absteigquartier nahmen.

Zur Abendszeit kam daselbst ein ganz eigenthümlich konstruirter Wagen — augenscheinlich aus weiter Ferne an. Vier Extrapostpferde zogen ihn. Hunderte drängten sich in seine Nähe und erschöpften sich in Muthmaßungen über die Bestimmung dieses archenähnlichen Kastens. Es errieth sie jedoch Niemand früher, als bis man aus seinem Innern zwei englische Vollblutpferde herauskommen sah.

Diese Thiere gehörten dem Ritter von Bethmann in Frankfurt am Main und hatten die Reise von England nach Wien durchaus mit der Extrapost gemacht. Ihre Bestimmung war die gräfl. Hunyad'sche Trainiranstalt zu Pahrendorf in Ungarn, um zum Wettrennen vorbereitet zu werden, und auf der Wiener Rennbahn Proben ihrer Schnellkraft abzulegen.

Goldene Greif (Der).

Der Greif ist ein Fabelthier, welches in die Kategorie der Drachen, Lindwürmer, Basilisken und ähnlicher Gebilde der Phantasie gehört. Er wird abgebildet mit dem Körper und Schweif eines Löwen, dem Kopf eines großen Adlers oder Geiers, und an den Füßen Löwen- oder Geierklauen. Gewöhnlich sind auch die Vorderfüße gefiedert; und ein mächtiges Flügelpaar befähigt dies Ungeheuer, sich augenblicklich in die Luft zu schwingen. Der Greif gehört mehr der romantischen, als der klassischen Fabelwelt an, er spielt oft eine Rolle in den Feenmährchen und Ritterromanen. Wie die der Drachen, so ist in der Maschinerie dieser Erzählungen auch die Funktion der Greife; Burgen, verzauberte Schlösser, Feenpaläste, gefangene Prinzessinnen und verborgene Schätze zu bewachen. Auf Greifen reiten Feen und Zauberer, Greife rauben Kinder, Greife tragen Gefangene aus ihren Kerkern durch die Lüfte fort. Vom Mährchen der persischen Sultanide bis zum deutschen Kindermährchen herab, spielt der Vogel Greif eine Rolle. Seine Gestalt benutzte eine schöpferische Architektonik vielfach zu Ornamenten, und auf hundertfältige Weise bürgerte er sich als Wapen oder deren Schildhalter, in Fürstenhäuser und Ritterfamilien ein. Der Greif ist zugleich ein Symbol der Stärke, des Muthes, der Macht, der Klugheit und der Wachsamkeit, lauter Eigenschaften, die ihn als ritterliches Stammzeichen oft erwählen ließen.

Der Greif hat sich auch in Wien geltend zu machen gewußt; der Gasthof zum Erzherzog Carl in der Kärntnerstraße hieß vormals der Greif und das Haus (634) in der Bischofsgasse, so wie einige Vorstadthäuser führen noch heute einen goldenen Greif zum Schildzeichen. Ob eines dieser Häuser von dem alten eingebürgerten Rittergeschlechte der Greifen

(Griffo), das besonders bei der Kirche zu Maria-Stiegen seßhaft und wovon Wernhard von Greif 1303 Besitzer dieser Capelle wurde, dessen Familie sie bis 1357 besaß, wo sie durch Kauf an das Bisthum Passau kam, den Namen erhielt, ist zweifelhaft.

Goldene Hirsch (Der)

in der Rothenthurmstraße (728) ist unter diesem Namen schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt; er gehörte Anfangs der ausgezeichneten Familie der Heiberger (Haiperger), welche darin eine schöne, vielbesuchte Hauscapelle unterhielten, er wurde nach ihnen eine Zeitlang von seinem Besitzer, dem Rathsherrn Oktavian von Lumago, Lumago's Haus genannt, und gehört heute dem Griechen Georg Karajan. Die ersten Besitzer des Hauses, die Heiberger, waren den Künsten und Wissenschaften eben so großmüthig ergeben, als durch gottesdienstliche Stiftungen ausgezeichnet; die Capelle in ihrem Hause wird in Urkunden schon unter Albrecht VI. genannt.

In der Folge wurde der goldene Hirsch eines der besuchtesten Gasthäuser Wien's, wozu seine Lage und die darin bestandene Fechtschule für Handwerksbursche zum Spiegel-Fechten nicht wenig beitrug, und erst vor wenigen Jahren verschwand der alte zweistöckige Bau, um dem heutigen Raum zu geben.

Seitdem, sagt Fitzinger, ist aus dem alten Hirschen ein neuer Hirsch geworden, wenn auch nicht mit zwei neuen Geweihen, doch mit einigen neuen Stockwerken, die nicht abgeworfen werden; sondern abwerfen (nämlich Zins).

Goldene Lamm (Das) in der Stadt.

Dieses Wirthshaus in der Naglergasse gehört zu den ältesten in der Stadt; es kömmt schon zur Zeit der türkischen Belagerung vor, und war 1703 der Tummelplatz arger Auftritte.

Die Pagen und Heiduken des Adels waren damals eine zügellose Volksklasse, der deßhalb auch das Waffentragen untersagt wurde. Diese Leute trotzten wohl auch der bewaffneten Macht und es kam in den Straßen nicht selten zwischen ihnen und der Stadtguardia und Rumorwache zu förmlichen Treffen.

Ein solcher Tumult entstand im J. 1703 eines arretirten Lakeien wegen, wobei die Rumorwache genöthigt war, sich mit ihrem, auf dem Graben Verhafteten, ins nahe Wirthshaus zum Lamme in der Naglergasse zu flüchten und es zu verrammeln.

Die zusammenströmenden Heiduken, Läufer und Lakeien erbrachen aber die Thür und befreiten ihren Kameraden; ja sie erstürmten und plünderten sogar das Rumorwachthaus am neuen Markt, bis das Militär durchgriff, und einen der ersten Rädelsführer, Jakob Bock, einen zwanzigjährigen Mohren, dem Freimanne übergaben, der ihn am hohen Markt zum abschreckenden Beispiel an den Galgen knüpfte.

Goldene Lamm (Das) in der Leopoldstadt.

Dieser Gasthof muß sowol hinsichtlich seiner großartigen Beschaffenheit, als seines hohen Alters wegen, zu den ersten Bewirthungsanstalten der Hauptstadt gezählt werden. Seine Fronte erhebt sich pallastartig gegen die Donau und gegen das Stierböck'sche Caffehhaus, im Anfange der Praterstraße, und beherrscht daher eine der besuchtesten und schönsten Passagen Wiens.

Diese günstige Lage verschaffte ihm selbst in seiner vorigen, nichts weniger als ansprechenden äußern Form, einen ungewöhnlichen Zulauf; es ist daher nicht zu bewundern, wenn er endlich so reichlich goldene Wolle getragen hat, daß er sich in seiner gegenwärtigen Riesenhaftigkeit mit hundert Passagierzimmern emporhob. Es ist eine Eigenheit dieses Gasthauses, daß seit der Zeit,

als mit der ottomanischen Pforte diplomatische Verbindungen angeknüpft worden sind, mit wenigen Ausnahmen die muselmännischen Abgesandten dort gewohnt haben.

Einen glänzenden Einzug hielt dahin der, am 5. Juni 1665, wegen des auf 20 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstandes eingetroffene Gesandte. Er wurde auf der Moser'schen Wiese zwischen dem Neugebäude und Simmering empfangen, auf welcher ihm vom kaiserlichen Dolmetsch ein Pferd entgegengeführt wurde. Den Zug eröffneten zwei kaiserliche Einspanner, diesem folgte die erste berittene Bürger-Compagnie der Fleischhauer, mit Trompeten und Pauken, die zweite Compagnie der Niederleger, der Bürgermeister mit seiner Compagnie, das Gefolge der Gesandtschaft, kaiserliche Trompeter und Pauker, der Botschafter mit dem Hofmarschall, der Stadtquardie-Oberstlieutenant und der kaiserliche Dollmetsch, die berittenen ständischen Glieder, und den Schluß machte eine vom Hofmarschall eigens errichtete Compagnie. Der Zug ging durch das Kärntnerthor, bei den Augustinern vorüber, über den Kohlmarkt, Graben, bei St. Stephan und durch die Rothenthurmstraße, in die Leopoldstadt zum goldenen Lamm.

Nach Abschluß des Carlowitzer-Friedens (vom 25. Jänner 1699), erschien der Botschafter Ismael in Wien, wo er am 30. Jänner 1700 feierlich einzog. Er wurde eben so, wie obiger empfangen. Gleiche Ehre widerfuhr dem, im Jahre 1704 eingetroffenen Ibrahim Bassa, welcher auch dieselbe Wohnung bezog.

Einer der glänzendsten Gesandten-Einzüge, die Wien je sah, war jener des türkischen Botschafters Ibrahim, am 14. August 1719. Fürst Schwarzenberg und Feldmarschall Daun empfingen ihn auf der Simmeringer-Heide, von wo er mit einem Gefolge von 800 Personen aus allen der Pforte unterworfenen Völkern, mit unzähligen Knechten, Rossen und Maulthieren, die Favorite vorbei, durch das Kärntnerthor, über den Augustinerplatz, Kohlmarkt, Graben, St. Stephan, zum Rothenthurmthor hinaus zog. In der Stadt behauptete die Bürgerschaft ihr altes Recht, und stellte sich auf verschiedenen Plätzen in acht prächtig bewehrten Compagnien auf, Rathsbürger, Niederleger und Hofbefreite. Alle Trommeln und Trompeten erschallten, und Ibrahims Gefolge beantwortete diesen musikalischen Gruß durch ihre morgenländischen Weisen.

Mit vielem Glanze erschien auch Hagi Hallil Effendi, der dem Wienerhofe am 19. April 1755 die feierliche Eröffnung von der Thronbesteigung Osmans III. machte.

Diese Aufzüge machten zu ihrer Zeit in Wien und in ganz Europa ein ungewöhnliches Aufsehen, weil es sonst nicht die Sache der hochmüthigen ottomanischen Pforte war, christliche Mächte mit Gesandten zu beschicken.

Auch von den Elementen ist dieser Gasthof seiner Lage wegen, nur zu oft heimgesucht worden, und es verging kein Jahrzehend, ohne daß die Donau bei Eisgängen und Überschwemmungen daselbst Verheerungen verursacht, und besonders mit den Wein-Vorräthen in den Kellern arg gewirthschaftet hätte. Hinter den Wasserfluthen blieb die Flamme nicht ganz zurück. Am 5. Juli 1770 brach in diesem Hause ein heftiges Feuer aus, wobei mehrere Mauern und Gemächer einstürzten, und viele Menschen stark beschädigt oder ganz erschlagen wurden. Denkwürdig ist dieser Brand durch die Lebensgefahr, in welche dabei der große Menschenfreund Joseph II. gerieth. Der edle Fürst war auch bei dieser Veranlassung, wie er immer zu thun pflegte, zur Rettung herbeigeeilt und hatte kaum seinen Fuß aus einer, von den Flammen ergriffenen und ganz glühenden Kammer gezogen, als die Mauern ringsum niederfielen,

und die Löschenden in Ausübung ihrer edlen Berufspflicht in den Schutt begruben.

Auch das Invasionsjahr 1809 ist an diesem Gasthause nicht unbemerkt vorbeigestrichen. Am 12. Mai 1809 hieben zwei, nächtlicher Weile von Simmering in den Prater gedrungene französische Husaren, vor dem Hausthore des „goldenen Lammes," zwei österreichische Landwehrmänner nieder, welche sich in der Jägerzeile verspätet hatten, und sich vor der Verfolgung der feindlichen Reiter in das Gasthaus flüchten wollten, welches sie leider nicht mehr erreichen konnten. Die Rache folgte aber auf der Stelle, denn fast in demselben Augenblicke schmetterte ein österreichischer Kanonenschuß von der gegenüber liegenden Rothenthurmbastei, beide Husaren zu Boden; es war der letzte Schuß, der geschah, indem zu gleicher Zeit auf jener Bastei die weiße Fahne aufgesteckt wurde.

Hier wohnte ebenfalls der nach London bestimmte persische Botschafter Hußein Chan, welcher den 15. Februar 1839 in Wien angekommen war, und von Kaiser Ferdinand den 17. empfangen wurde, welchem er ein Schreiben des Schah überreichte.

Goldene Metzen (Der).

So wird sehr passend das Haus (2) der Laimgrube zwischen der Getreidemarkt-Caserne und dem Hügel der dortigen Hauptstraße genannt, weil sich darin das städtische Getreide-Magazin befindet. Noch im J. 1766 sah man über dem Thore dieses magistratischen Freihauses, oder wie es damals hieß, des „Gemeiner Stadt-Wien-Kornhauses" die Bildnisse der hh. Theobald und Florian mit der Umschrift:

„D TheobaLDI. ParoChIaLes AeDes."

Nämlich: „Pfarrhaus von St. Theobald." Diese Schrift gibt auch das J. 1652 als jenes der Erbauung dieses Hauses an. Früher stand darauf folgende Inschrift:

Alles steht in Gotteshandt
Der alte Pfarrhof St. Theobald genanndt
Im 1529 Jahr von Thirggen ruinirt,
Im 1620 Jahr zu Gottes Ehren reparirt.

Vormals war der Platz, wo das Körner-Magazin steht, dem Vicedom-Amte unterthänig, von welchem der Magistrat es so wie der ganze Grund Laimgrube an sich brachte und dann den großen, drei Gaden hohen Getreidekasten erbaute, worin über 100,000 Metzen sicher aufbewahrt werden können.

Im Hofe des Hauses befindet sich ein thurmähnlicher Anbau, in welchem die Säcke mittelst einer Maschine in die verschiedenen Geschoße des Magazins auf- und abgeladen wurden. An den Markttagen herrscht in diesem Hause eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit.

Als eine Merkwürdigkeit dieses Gebäudes ist noch zu bemerken, daß nach einem besondern Befehle Joseph des II. alle Kartenmaler (Spielkartenmacher) mit ihren Familien darin wohnen und daselbst ihre Arbeit verrichten mußten. Es wäre interessant zu wissen, welche Motive diesem sonderbaren Gebote zum Grunde lagen.

Goldene Schlange (Die) in der Stadt.

Dieses in der Steindelgasse liegende und die Ecke der Currentgasse bildende Haus (428) ist in legendarischer Betrachtung das merkwürdigste der Hauptstadt, und zwar der darin sich befindenden Stanislaus-Kostka-Capelle wegen, die einst das Wohnzimmer des genannten Heiligen war.

Er war einer der ersten Jesuitenzöglinge in Wien (1561—1566) und von Geburt ein polnischer Edelmann. Nach dem Berichte des Dompredigers P. Peikard geschah in diesem Hause mit Kostka folgendes Wunder. „Stanislaus in Polen 1550 geboren, ward im 14. Jahre seines Alters sammt seinem ältern Bruder Paul unter der Auf-

sicht Bilinski's, eines polnischen Edelmannes, der nachher Domherr zu Pultau wurde, des Studirens halber nach Wien geschickt, weil die Patres der Gesellschaft Jesu in ihrem Collegium auf dem Hof zu dociren angefangen hatten. Nächst diesen Collegien dingte sich Bilinski mit seinen zwei jungen Herrn bei einem evangelischen Rathsherrn, Kimberger, zur Kost und Wohnung ein, wo sie auch vier Jahre beisammen blieben.

Die ganze Zeit hindurch mußte Stanislaus vieles leiden von seinem unartigen Bruder, der ihm in allen Dingen zuwider war. Dies geschah hauptsächlich wegen ungleicher Zuneigung beider Brüder. Stanislaus war zur Andacht und Sittsamkeit, Paul hingegen zur Welteitelkeit geneigt. Daher dieser an jenem allezeit etwas zu strafen fand. Er konnte fast kein friedsames Wort mit ihm sprechen. Es verblieb aber bei diesen harten Worten nicht, sondern es kam auf harte Streiche, auf Rippen-Stösse u. dgl.; wobei gewöhnlich dem Paul der Zorn mehr entbraunte, da Stanislaus alles mit Geduld zu ertragen pflegte. Bilinski legte sich zwar oft ins Mittel, weil er aber des Größeren Gunst nicht verscherzen wollte, gab er meistens demselben recht und der Jüngere mußte den kürzern ziehen.

Wegen so vielen Gewaltthätigkeiten und des strengen Lebens, welches Stanislaus führte, erkrankte er im Monat Dezember 1566 so gefährlich, daß die Ärzte dessen Aufkommen in Zweifel setzten. Stanislaus wünschte mit den h. Sacramenten versehen zu werden; allein in einer ketzerischen Behausung wollte solches der Eigenthümer nicht verstatten. In dieser Angst setzte der halb erstorbene Jüngling sein ganzes Vertrauen auf Gott und die h. Jungfrau und Märtyrin Barbara, welcher er schon ehemals in der Wiener'schen Convikt-Capelle sich verlobte.

Wie Bilinski alle Umstände hiervon bemerkte und nachher als Zeuge die Sache gerichtlich beschwor, habe Stanislaus zur Nachtszeit auf seinem Krankenbett im Gebet ausgerufen: Er sehe vor seinen Augen die h. Jungfrau Barbara, und die beiden Engeln, die ihm sagten, er solle sich auf die Knie nieder lassen. Er habe sich hierauf im Bette auf seine Knie niedergelassen und das göttliche Geheimniß zu sich genommen.

Noch ein anderes Wunder ereignete sich in diesem Zimmer. Auf die Erscheinung Barbara folgte die der Mutter Gottes, welche mit dem Jesukind auf den Armen sich dem kranken Stanislaus näherte, ihren göttlichen Sohn auf das Bett setzte, und ihm die tiefste Anbetung gönnte. Da Stanislaus bisher in seiner Standeswahl noch im Zweifel war, eröffnete ihm die Mutter Gottes den göttlichen Willen, daß er sich in die Gesellschaft Jesu einverleiben sollte."

Diese Vision erfüllte ganz Wien und hatte zur Folge, daß Stanislaus Kostka's Schlafzimmer anderthalb Jahre nach seinem am 15. August 1568 erfolgten Tode in eine Capelle umgestaltet wurde. Stanislaus war nach der Erscheinung nach Rom gezogen und in den Orden der Jesuiten getreten. Er starb in einem Alter von 18 Jahren.

Die Capelle erhielt besonders 1604 große Verehrung. Im J. 1742 ließ die Jungfrau Barbara Cholerin von Mohrenfels sie glänzend erneuern. Im J. 1717 wurde das heutige Haus mit Beibehaltung der Capelle gebaut, welche noch heute die Capelle der Pfarre am Hof ist.

Goldene Sonne (Die) in der Stadt.

Dieses in der rothen Thurmstraße liegende Haus (726) ist erst vor einigen Jahren (1841) in seiner gegenwärtigen Prachtform unter seinem Eigenthümer Plattensteiner entstanden. Es war vormals ein sehr besuchtes, uraltes Gasthaus, und kömmt urkundlich schon im J. 1590 und zwar bei Gelegenheit des damaligen Erdbebens, das heftigste, welches Wien je erlitten hat, „als die gast-

geb herberg zur güldenen Sunnen“ vor. In jenen verhängnißvollen Tagen ereignete sich in diesem Hause ein sonderbarer Glückszufall. Bei der Erderschütterung des 16. Septembers stürzte dieses Haus ein und erschlug fünf Kausleute, die dort abgestiegen waren, und zwar zwei von Rosenheim aus Baiern und drei Linzer, welche 25,000 fl., eine für jene Zeit sehr große Summe bei sich hatten. Auch die Gastgeberin, ihre Töchter und zwei Dienstmägde wurden im Schutt des Hauses begraben. Dem Wirthe gelang es im Hemde die Gasse zu erreichen. Am wunderbarsten aber erging es dem Hausknechte, der allein in einem Hausthürmchen oder Erker schlief, mit welchem er auf die Erde herabgeworfen wurde und so glücklich niederfiel, daß er unverrückt in seinem Bette blieb und daß ihm nicht das mindeste Leid geschah.

Goldenen Stuck (Beim).

Ein Bramarbas, der, wie er sagte, den Feind auf dem Kraute auffraß, konnte in der That weder Feuer- noch sonstige Waffen sehen, ohne das Fersengeld zu geben. Er vermied jedes Höckerweib, weil ihn die Äpfel ihrer runden Form wegen an Kanonenkugeln erinnerten. Noch weniger war er über die Mariahilfer-Hauptstraße zu bringen, weil sich allda ein Haus (437) mit dem Schilde beim goldenen Stuck befindet. Der Hasenfuß mit der Löwenmähne besorgte das Losgehen desselben, wenn er vorüber gehe. Wie sorgfältig mag dieser Mann erst den Platz am Hof und den innern Burgplatz, der dort aufgepflanzten Kanonen wegen, vermieden haben?

Man findet aber auch in andern Vorstädten Häuser mit diesem kriegerischen Namen und der Kugeln, worunter wohl nur Stückkugeln verstanden sind, gibt es unzählige und von allen Farben (goldene, blaue, rothe u. s. w.). Im Himmelpfortgrunde findet man auch ein Haus zum Pulverthurm; was hätte unser Bramarbas erst gesagt, wenn alle diese Stücke, Kugeln und der Pulverthurm in einer Gruppe beisammen ständen?

Gonzaga-Bastei.

Diese Bastei erhebt sich beim Fischerthor; sie entstand unter Leopold I. in den Jahren 1662 — 1664 wegen Befürchtung eines Einfalls der Türken, der 20 Jahre später wirklich erfolgte. Sie erhielt ihren Namen von dem Feldmarschalle Fürsten Gonzaga, der zur Zeit ihrer Erbauung Stadt-Commandant von Wien war. Sie ist in unseren Tagen mit Bäumen besetzt worden und gewährt eine schöne Aussicht auf den Donau-Canal und den Kahlenberg. Diese Bastei ist im Jahre 1809 dem Übermuthe Napoleon's entgangen, weil sie außer der zur Sprengung verurtheilten Linie lag, darum ist sie die einzige, die wir heute noch in ihrer ehrwürdigen alten Gestalt mit den Wapenschildern an den Kanten, und im Mittelpunkte mit dem großen steinernen Adler erblicken, neben welchem die Inschrift steht: **Leopoldus Rom. Imp. Germ. Hung. Boehm. zc Rex Archidux Aust. Propugnaculum Hoc muro obduc. Curavit anno MDCLXIV.**

Gottscheer.

Eine eigene Erscheinung in Wien's Straßen sind die Gottscheer-Buben mit ihren Hängkörben, worin sie Rosinen, Mandeln, Feigen, Datteln und Zuckerwerk feil bieten. Es gibt unter diesen herumziehenden kleinen Krämern aber auch viele After-Gottscheer, die das krainerische, dem Fürsten von Auersperg gehörige Herzogthum Gottschee oder das Gottscheerland nie gesehen haben. Die wahren Bewohner dieses Landstrichs sind Nachkömmlinge der alten Gothen, eines deutschen Volkes, welches sich in Krain niedergelassen hat, und hat etwas ganz Eigenes an sich.

Hiezu gehört wegen Mangel an Herz-

haftigkeit seine gänzliche Untauglichkeit zum Militärstande, und sein angeborner Hang zum Handel und Wandel, welches ihnen den Namen der Juden unter den Wenden zuzog. Zum Theil trägt dazu die stiefmütterliche Beschaffenheit des Bodens bei, der oft nur zwei Körner für einen der Aussaat gibt. Die Gottscheer beschäftigen sich daher großentheils mit der Verfertigung von Holzarbeiten (Siebe, Trinkgeschirre, Fässer u. s. w.), welche sie auf Packrosse durch die ganze Monarchie und in angrenzende fremde Länder, verführen, weil man in Gottschee des Felsenbodens wegen, mit Fuhrwerk kaum weiter kommen kann.

Graben (Der).

Dieser Platz, der volkreichste Wiens, der Spaziergang der eleganten Welt, stets belebt von den mannigfaltigsten Gruppen aller Stände, hat eigentlich keinen Anspruch auf den Namen eines Platzes, denn er ist nur eine breite Straße, die vor einigen Jahren durch den Abbruch zweier Häuser vor dem Sparkassa-Gebäude an Symmetrie und Länge viel gewonnen hat.

In der Mitte des Grabens steht die große Votivsäule Leopold des I., der heil. Dreifaltigkeit geweiht (s. d). Zu beiden Seiten desselben, in ziemlicher Entfernung stehen, wie auf dem Hofe, zwei Springbrunnen, gleich jenen mit Bildsäulen aus Bleikompositionen von Fischer geschmückt. Die obere stellt den heil. Joseph, die untere den heil. Leopold dar. Sie wurden 1804 aufgestellt. Die zwei Bassins dieser Brunnen waren vormals mit künstlich verschnörkelten Eisengittern umfangen. In ihrer Mitte, oberhalb des Quellbeckens auf einem mit vier Delphinen verzierten Postamente standen früher steinerne Statuen der h. h. Leopold und Joseph, von Mathielli. An diesen beiden Brunnen waren ehemals Limonadenhütten, so wie heute die Zelte aufgeschlagen, in denen Gefrornes verabreicht wird.

Der Graben wird nie leer von Spaziergängern. Die eigentliche Zeit, wo der beau Monde sich daselbst versammelt, ist an den Sonntagen, nach der 12 Uhr-Messe bei St. Michael. Auch befinden sich auf diesem Platze die ausgezeichnetsten Kaufläden, in Mode- und Galanterie-Waaren.

Der Graben erhielt seinen Namen, weil er in der Vorzeit in der That der Stadtgraben war, indem die Häuserreihe vom Sparkassegebäude bis zum Trattnerhofe die Stelle der alten Wallmauer einnimmt. Der Platz vor dem Trattnerhofe war ursprünglich zum Brodverkauf bestimmt; im J. 1418 standen dort 40 Bäckertische. Darum wurde hier mehrere Male die Strafe des Bäckerschupfens angewendet, auch stand daselbst noch lange nach Versetzung der Bäckerbuden ein hölzernes Kreuz, an welches nach der Bäckerordnung von 1635 betrügerische Bäcker gespannt wurden.

Nach Entfernung der Bäcker fanden sich hier (1449) die Fleischhacker mit ihren Bänken ein, was ein Jahrhundert währte, worauf die Fleischbänke in den tiefen Graben verwiesen wurden.

Zugleich befanden sich auf dieser Seite des Grabens eine Reihe von Mehlverschleiß-Gewölben, bekannt unter dem Namen der Mehlzeile, daraus wurde im 17. Jahrhundert der Eiermarkt und im 18. der grüne oder Kräutermarkt, welche Benennung und Bestimmung sich bis zu Joseph des II. Zeit erhielt, obgleich die Grünwaaren-Stände schon 1753 auf die Seilerstätte versetzt worden waren.

Die meisten Häuser des Grabens haben ein historisches oder geselliges Interesse; die vorzüglichsten sind: das Elephantenhaus (oder die gold. Krone, 619), der Trattnerhof, das Sparkasse-Gebäude, das Hubhaus (1144), das Storchenhaus (281), das vormalige Spielmann'sche oder heutige Dobl-

hof'sche (1121) u. a. m. Von allen diesen wird besonders gesprochen.

Gräffer (Franz).

Dieser um die österr. Literargeschichte und Bibliographie sehr verdiente Mann ist der Sohn des Wiener Buchhändlers August Gräffer, bekannt als der Gründer des Militär-Schematismus.

Franz Gräffer wurde in Wien den 6. Jänner 1785 geboren, und widmete sich schon in früher Jugend seinem Berufsgeschäfte, welches ihn einige Zeit hindurch in die Dienste des Grafen St. Leu (Ludwig Bonaparte, gewesenen Königs von Holland), und hierauf als Bibliothekar in jene des Fürsten Moriz v. Lichtenstein und des Grafen Carl v. Harrach führte. In der Folge trat er selbst an die Spitze einer Antiquar-Buchhandlung.

Er ist der Verfasser einer großen Anzahl gern gelesener Schriften, die großen Theils pseudonym erschienen; er gründete 1819 die werthvolle Zeitschrift: das Conversationsblatt, und hat sich mit dem Hofsekretär Czikann durch die Gründung und Herausgabe der gehaltvollen österr. National-Encyclopädie ein unvergängliches Verdienst erworben.

Seine letzten Werke sind die anziehenden kleinen Wiener-Memoiren, in ihrer Fortsetzung betitelt: »Dosenstücke« (zusammen 5 Theile, bei Beck und Mörschner), und die Wienerische Kurzweil (bei Pichler's Witwe 1846), welche so wie früher seine, in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Lokal-Notizen viel beigetragen haben, die Liebe des Publikums zu vaterländischen und besonders zu Wiener Merkwürdigkeiten zu wecken.

Gran (Daniel).

Über das zügellose Leben dieses ausgezeichneten Freskomalers, dessen Kunstschöpfungen wir in der Hofbibliothek (dessen Kuppeldecke ein wahres Meisterstück ist), an der Decke der Schloßcapelle zu Schönbrunn, im großen Saale zu Hetzendorf und im Altarblatte der Carlskirche, die heil. Elisabeth vorstellend, bewundern, herrscht ein bedauerliches Dunkel. Man weiß nur, daß er 1694 in Mähren geboren wurde, und nachdem er einige Reisen gemacht hatte, nach Wien kam, wo ihn der kunstliebende Carl VI. vielfach beschäftigte, und man kann sagen, übermäßig belohnte, wenn es wahr ist, daß Gran, so lange er in Hetzendorf arbeitete, wobei ihm eine Hofequipage mit vier Pferden zu Gebote stand, täglich 100 Dukaten erhielt. Um so befremdender ist es, daß Gran im vorgerückten Alter zu St. Pölten 1757 arm und verlassen starb.

Greifenstein (an der Donau).

Eine Meile von Klosterneuburg, am rechten Ufer der Donau hinauf, ragt auf einem hohen, mit schattigen Waldungen bekränzten Berge das mächtige Gebäude der uralten Veste Greifenstein empor, den Bewohnern der Kaiserstadt als einer der angenehmsten Spazierfahrten, und als die Wiege mannigfaltiger Sagen bekannt.

Von Klosterneuburg gehen zwei Wege nach Greifenstein, der eine an dem Donaustrome, der andere durch die alte St. Martin-Vorstadt, und durch die Dörfer Ober- und Unter-Kritzendorf. Außer diesem Orte vereinigt sich die Straße.

Die schönen, abwechselnden Auen, die zahlreichen Rebenhügel, die mannigfaltigen Wäldchen, aus welchen einsame Häuschen hervorblicken, erheitern allenthalben die Wanderung nach Greifenstein, bis ein höherer Gegenstand die Aufmerksamkeit fesselt. Unter dem Dorf Höflein öffnen sich die hohen Berge und zeigen das Innere ihres wundervollen Baues. Kaum fußhoch mit Erde bedeckt, zieren Bäume, Reben und Gras die Gipfel der Höhen, und unter dieser Bedeckung hört die Vegetation

ganz auf. In verschiedenen Geschieben ruhen die unermeßlichen Steinmassen auf und unter einander; die Schattirung, die Form und der Bau dieser mächtigen Sandsteinlager geben auch dem, in mineralogischen Kenntnissen Unbewanderten Stoff zur Bewunderung. Der erste dieser Steinbrüche lieferte die ungeheuern Steine zum Baue des Stiftes Klosterneuburg, und aus dem Zweiten soll das Material zur Erbauung des Riesendomes zu St. Stephan genommen worden sein.

Von dem, am Fuße des Schloßhügels vor Greifenstein liegenden Dörfchen gleichen Namens, dessen Häuser in den dunklen Waldklüften zerstreut sind, windet sich gleich neben dem Wirthshause am Ufer des Flusses der Fahrweg hinauf, von welchem für Fußgeher ein Pfad ausläuft, der sich durch Gebüsch von Ahorn, Haseln und Buchen bis zum Gipfel erhebt, wo den Besteiger ein finsterer Eichenwald empfängt.

Man betritt durch ein Eisenthor das Innere der Burg durch einen kurzen finstern Gang, welcher nach dem Hofe führt. Die sich am Eingange links zeigende Vertiefung ist, wie die Sage meldet, der Anfang eines unterirdischen Ganges, welcher bis zur Donau reichte, und den man verschüttet hat; vorwärts schreitend, gelangt man mittelst einer neuen bequemen Treppe in den großen, geschmackvoll möblirten Burgsaal, dessen Fenster bis an den Boden reichen. An diesen Saal schließen sich mehrere, ebenfalls in gothischem Geschmack eingerichtete Gemächer. Vor den Fenstern des einen derselben betritt man einen breiten Söller, welcher die herrlichste Aussicht gegen den Donaustrom darbietet.

Links im Burgsaale befindet sich eine Wendeltreppe, welche abwärts in die Wohnung des Schloßaufsehers, aufwärts nach einer geräumigen Platte führt, die mit einem eisernen Geländer versehen ist, und über welche man zu dem gewaltigen viereckigen Thurm gelangt. Dieser wahre Lug-ins-Land, wie man solche hohe Warten vormals nannte, ist von unzerstörbarer Festigkeit. Die Dicke der Mauern erregt Erstaunen. Bequeme Treppen führen bis auf beinahe zwei Drittheile der Höhe auf einen Gang, welcher von außen rings um den Thurm sich schlängelt. Hier genießt man einer bezaubernden Aussicht; bis in die weiteste Entfernung glänzt die Donau in den vielfältigsten Windungen aus dunkelgrünen Auen hervor; man erblickt das Tulnerfeld, die Gegend von Krems und den glänzenden Schneeberg an Steiermark's Gebirgen.

Dieser Thurm ist der interessanteste Theil der Burg. In seiner obern Abtheilung ist ein festes Gemach, wo man einen plumpen, von eichenen Blöcken zusammengesetzten Verschlag, einen sogenannten Gefängnißkasten, oder wie man ihn hier nennt, einen Kotter, findet, welchen die Unwissenheit als den Ort bezeichnet, in welchem König Richard Löwenherz während seiner Gefangenschaft in Österreich gesessen haben soll. Viele Fremde, besonders Engländer, haben dieses Märchen geglaubt, aus den Bohlen oder Balken Späne abgeschnitten und ihre Namen zu verewigen gewähnt, als sie ihn an diesen Kotter eingruben.

Im Burghofe, wo der Felsstein allenthalben zu Tage streicht, an der Wand des Burggebäudes, die der Wohnung des Schloßaufsehers entgegen steht, führte einst die alte Treppe in das Innere der Veste. Sie ist jetzt vermauert, und nur am Schlußsteine derselben zeigt sich das eingedrückte Mal jenes sterbenden Reinard, den wir aus einer Sage, die wir später erzählen wollen, kennen, und wovon die Burg ihren Namen erhalten haben soll. Die Höhlung des Steines ist gerade so groß, daß man den Daumen und Ballen der rechten Hand hineinlegen kann. Wenn man die Festigkeit des Steines berücksichtigt, so wird Reinard's

Geist noch lange ohne Hoffnung der Erlösung umherwandeln müssen.

In der untern Abtheilung des Thurmes ist das Burgverließ, welches in der Vorzeit keinen Eingang hatte, und worin die Gefangenen vom Fußboden des obern Gemaches, in welchem sich der früher erwähnte Gefängnißkasten befindet, durch eine Öffnung hinabgelassen wurden. Hier saß der greise Emerich, der ebenfalls in der Sage vorkömmt. Eine junge Schlange gesellte sich hier zu ihm, die er von seinem kärglichen Brote ernährte, und endlich so groß zog, daß sie mehr Nahrung verlangte, als er ihr, seiner eigenen Erhaltung wegen, geben konnte. Einst, als sie schlief, tödtete er sie, und das Fleisch, das man an der Winde heraufzog, soll zwei Vierteleimer gefüllt haben. Bei seiner Befreiung hing Emerich seinen Stock in einem Ring auf, der noch im Jahre 1809 zu sehen war.

In der Geschichte dieser Burg spielt noch eine andere Schlange eine Rolle. Unter Ferdinand I. war Nikolsburg der Sitz gefährlicher Schwärmereien. Dorthin kam auch Baltasar Hubmayer von Friedberg, einer aus der Secte, welche das weltliche Reich Christi wieder herstellen wollte und die Erwachsenen noch einmal taufte. Da das Übel mit Blitzesschnelle um sich griff, so mußten die Herren Leonhard und Hans von Lichtenstein jenen Hubmayer und dessen Weib nach Wien liefern. Hier schmachtete er einige Zeit im Kärntnerthurme und wurde dann zu Greifenstein eingekerkert, wo eine Schlange, die er zähmte, seine einzige Gesellschafterin war.

Die Geschichte Greifenstein's ist ganz dunkel. Das Jahr seiner Entstehung und der Name des Erbauers ist unbekannt. Nur so viel ist gewiß, daß im 12. Jahrhundert darin das uralte Herrngeschlecht gleichen Namens ansäßig war; denn ein Herr Dietrich von Greifenstein erscheint als Zeuge in der Stiftungsurkunde Klosterneuburg's. Dieses Geschlecht soll zwei Greifen im rothen Felde zum Wapen gehabt haben, und schon im Anfange des 13. Jahrhunderts ausgestorben sein *). Wenn der letzte Umstand richtig ist, so ist jener Friedrich von Greifenstein, der mit Herzog Leopold bei Sempach (1386, den 9. Juli) focht, und mit 26 andern Rittern im Kloster Königsfelden begraben wurde, wo alle 27 an den Kirchenwänden in voller Rüstung kniend abgebildet sind, von einem andern Geschlechte dieses Namens, wie auch sein Wapenschild, das aus einem weißen Greif in schwarzem Felde besteht, anzudeuten scheint.

Bestimmtere Nachrichten hat man über Greifenstein seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Um diese Zeit besaß das Bisthum Passau die Burg und behielt sie bis auf unsere Tage. Im J. 1247 ließ der Bischof Rüdiger die Befestigungen Greifenstein's ausbessern und verstärken. Eine starke Besatzung wurde daselbst gehalten, und die Burg hatte stets eine volle Rüstkammer.

Als der berüchtigte Frohnauer, welcher, als scheinbarer Vermittler zwischen den kämpfenden Brüdern Friedrich IV. und Albrecht VI., das Land plündernd durchzog, bei seinen Streifzügen die Dörfer jenseits der Donau verheert hatte, ging er über den Fluß und nahm Greifenstein trotz der tapfern Vertheidigung der Passauer, mit stürmender Hand ein. Bei seinem Abzuge gab er die Burg den Flammen Preis.

Das Bisthum Passau stellte das Schloß im J. 1463 wieder her, und es blieb be-

*) Franz von Gaheis meldet (in seinen Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien 2. Heft 1803), daß er in Greifenstein's alter Rüstkammer, nebst mehreren andern Waffenstücken, auch viele zerbrochene Gewehre gesehen habe, und daß auf einem derselben die Jahreszahl 1503 mit dem Greifensteinischen Wapen, zwei rothe Greife im grauen Feld, angebracht gewesen sei.

wohnt bis in das 17. Jahrhundert, wo es verlassen wurde. Die letzte Bewohnerin war ein altes Mütterchen, welche in der ganzen Gegend für eine Hexe gehalten wurde, weil sie Wurzeln und Kräuter suchte. Nach dem im Jahre 1796 erfolgten Tod dieses Weibes blieb die Burg ganz verödet, obgleich die Gemächer noch im ziemlichen Stande waren und sogar Öfen hatten. Nunmehr aber trug der Muthwille der Besuchenden mehr zur Zerstörung des noch Vorhandenen bei, als der Zahn der Zeit und die Gewalt des Wetters. Vor ihrem gänzlichen Verfalle rettete sie endlich ihr voriger hochgesinnter Besitzer, der Fürst Johann von Lichtenstein, der ihr mit großen Kosten ihre jetzige Gestalt und einen Wächter gab.

Die Sage über den Ursprung des Namens Greifenstein, welche der Verfasser der Sagen der österreichischen Vorzeit in einen gewöhnlichen Ritterroman eingekleidet hat, und die schon oft zu poetischen und dramatischen Arbeiten benützt wurde, ist in ihrer ursprünglichen Einfachheit folgende:

Die Burgherren auf Greifenstein gehörten ihres Ansehens und ihrer Macht wegen schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu den ersten Geschlechtern am schönen Donaustrome.

Von ihrer hohen, unersteiglichen Felsenveste beherrschten sie das umherliegende blühende Land und boten jedem feindlichen Angriffe Trotz.

Herr Reinard war ein Mann von anerkannter Tapferkeit, aber auch von rauher Gemüthsart. Von seiner Gemalin, die er frühe verlor, hatte er eine Tochter, Namens Etelina — ein, wie sich von der Heldin einer Sage der Vorzeit von selbst versteht, holdes, schönes Mädchen, um das sich der wilde, stets mit Fehde und Waidwerk beschäftigte Ritter wenig bekümmerte, und das der fromme Burgkaplan Emerich mit väterlicher Liebe und Sorge erzog und bildete.

Etelina wuchs zur Bewunderung der ganzen Umgegend heran; den stärksten Eindruck machte die Liebliche aber auf einen Edelknecht ihres Vaters, den jungen Rudolph, welchen das Fräulein vor allen Freiern, ohne daß sie es wollte und wußte, auch lieb gewann. So geschah es, daß die Liebenden in einer unglückseligen Stunde vom Pfade der Tugend sich verirrten, und daß die Beklagenswerthe nur zu bald die Folgen davon fühlte.

Ihre Lage wurde um so schrecklicher, als nun Reinard, der einige Zeit am Hoflager des Kaisers verweilt hatte, seine nahe Ankunft mit der Nachricht meldete, daß er für Etelina einen Bräutigam von hohem Range mitbringen werde. Es blieb dem armen Mädchen daher nichts übrig, als sich dem frommen Emerich, ihrem väterlichen Freunde, zu vertrauen. Dieser wußte vor der Hand keine andere Aushilfe, als sie dem ersten Zornausbruch des harten Herrn von Greifenstein zu entziehen.

Er sandte das jammernde Mädchen daher mit Rudolph durch den unterirdischen, jetzt verschütteten Burggang in den Wald hinaus, versah sie mit Brot und Wein, und versprach, sie auch in Zukunft mit Nahrung zu versehen. Bald nachdem das unglückliche Paar sich in der finstern feuchten Erdschlucht verborgen hatte, kehrte der Ritter mit dem reichen Eidam heim, und wollte alsogleich zu Etelinen. Emerich sagte sie krank und sehr schwach an, und bat, sie für heute ruhig zu lassen, weil er Zeit gewinnen wollte, den Ritter vorzubereiten.

Gegen die Erwartung Emerich's besuchte aber Herr Reinard schon am frühesten Morgen des nächsten Tages das Gemach seiner Tochter, die er — bekanntlich nicht fand. Hierauf eilte er zum Kaplan. Dieser, auf die Macht der Beredsamkeit sich verlassend, brachte dem Ritter allmälig die Geschichte seiner Tochter bei.

Schrecklich wüthete der Ritter, als er das Vorgefallene erfahren hatte. Er wollte den Priester zwingen, ihm den Aufenthalt der Geflüchteten zu entdecken, und als dieser sich standhaft weigerte, schleppte er den Greis in das oben beschriebene Thurmgemach, wo er durch die eiserne Fallthür zu ewiger Haft hinabgelassen wurde. Auch that der Ritter den Schwur, seinem ungerathenen Kinde nie zu verzeihen, und sollte er eidbrüchig werden, so möge ein jäher Tod ihn ereilen und sein Geist keine Ruhe finden.

So verstrichen Monate, bis der Winter heranbrach und tiefer Schnee das Land bedeckte. Da zog eines Tages der mißmuthige Reinard hinaus in die Waldungen auf die Bärenjagd. Als er die wilden Ufer der Donau erreicht hatte, trat ihm eine, in Thierfelle gehüllte, ganz verwildete Gestalt in den Weg, die ihm sprachlos winkte, ihr zu folgen. Es war der unglückliche Rudolph.

Der furchtlose Ritter folgte dem wilden Waldbewohner, der ihn in eine Höhle führte, und ihm dort das Jammerbild seines einzigen Kindes zeigte, das, mit Lumpen bedeckt, einen Säugling an der Brust haltend, das Fleisch von den Gebeinen eines erlegten Wildes nagte.

Dieser Anblick ergriff des Ritters Vaterherz mit Allgewalt; von dem Lallen seines Enkels tief gerührt, faßte er seine Tochter in die Arme, und sprach das schöne Wort der Verzeihung. Eteline wurde nach Greifenstein gebracht, und Reinard eilte sogleich nach dem Verließe, den edlen Emerich zu befreien. Da faßte ihn der finstere Geist des gebrochenen frevelhaften Eides. Er glitt an der Treppe aus, stürzte hinab und brach das Genick. Seine Hand hatte krampfhaft den Schlußstein der Treppe ergriffen, und sich fest daran eingeklammert. So fanden ihn die Seinigen.

Rudolph, der nun Herr des Schlosses war, vollzog dankbar Emerich's Befreiung, den er stets wie seinen Vater liebte und ehrte. Auch würde fortan nichts mehr das Glück Rudolph's und Etelinen's gestört haben, wenn sich nicht entdeckt hätte, das Reinard's Geist in den Stunden der Mitternacht die Hallen der Burg, und vorzüglich die Treppe auf- und abwandle, und den erschrockenen Burgbewohnern seufzend verkünde: er würde erst eingehen zum ewigen Frieden, wenn der Stab, welchen Emerich, als man ihn aus dem Verließe befreite, daselbst in einen Ring hing, von selbst aus dem Ringe fallen, und der Stein, an welchem er sich im Todeskampfe hielt, von einander springen würde.

Seitdem griff jeder seiner Nachkommen und ihre Dienerschaft unaufhörlich an den bezeichneten Stein, um ihn morsch zu machen, und wenigstens auf diese Weise zur Erlösung des irrenden Schattens beizutragen, und daher erhielt denn auch Reinard's Burg und Geschlecht den Namen Greif an den Stein (Greifenstein).

Da für jetzt der Stein erst zu einer kleinen Höhlung vertieft ist, so wird der Geist sich wohl noch einige Jahrtausende gedulden müssen. Übrigens werden aber alle Besucher der Burg eingeladen, durch einen mildthätigen Steingriff ihr Schärflein zur Befreiung des Geistes beizutragen.

Griechische Bethäuser.

Die Bekenner des griechischen Glaubensbekenntnisses besitzen im Innern der Stadt vier Bethäuser; jenes der unirten Griechen befindet sich auf dem Dominikanerplatze im Barbarastifte (666); — jenes der russischen Griechen oder die russische Capelle in der Wallfischgasse (1020) (s. Altenburgerhof); — jenes der nicht unirten Griechen österreichischer Unterthanen am alten Fleischmarkte (705) mit einem Thurme und Glocken, und endlich jenes der griechischen Gemeinde fremder Unterthanen, oder die sogenannte griechische Capelle am Hafnersteig im

kleinen Küssenpfennig (713), wohin sie vom Steierhof 1804 übersetzt wurde.

Grillo (Leander).

Den 15. März 1718 wurde Leander Grillo, von Palermo in Sicilien gebürtig, wegen einer von ihm den 4. dieses Monats in Wien an den Haushofmeister des englischen Gesandten, Johann Furi, begangenen Mordthat, auf Urtheil vor der Schranen auf den hohen Wagen gesetzt, dann nächst dem sogenannten Schlegelhof auf der Landstraße, worin er die That verübte, vorbeigeführt, daselbst nach der damaligen Amtssprache das erste Mal ihm einen Zwick in die rechte Brust, und nachdem vor dem Kärntnerthore wiederum der andere Zwick in die linke Brust gegeben, demnach von dem hohen auf einen niedern Wagen gesetzet, zum Räderkreuz nach der gewöhnlichen Richtstatt nächst der Roßau geführt, und endlich allda mit dem Rade von oben herab zum Tode hingerichtet; der Körper wurde hierauf in das Rad geflochten und aufgesteckt.

Grinzing.

Grinzing liegt westlich von Heiligenstadt, von wo aus ein höchst angenehmer Pfad zwischen Wein- und Blumengärten, gerade am Wirthshause des Ortes vorüber, in die Ostseite des Dorfes führt. Es steht unter Klosterneuburg.

Unbekannt und in tiefes Dunkel gehüllt ist die Entstehung dieses freundlichen Dorfes. Wahrscheinlich verdankt es seinen Ursprung dem Geschlechte der Herren von Gründsing, die noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts geblüht, und vermuthlich den noch heut zu Tage bestehenden freien Trummelhof besessen haben. Rüdiger der Grünzing, der um diese Zeit starb, liegt bei den ehemaligen Minoriten begraben. Bis zum J. 1426 besuchte die hiesige Gemeinde unausgesetzt den Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Heiligenstadt. Da aber ihre Bevölkerung bedeutend zugenommen hatte, so erbaute sie mit Erlaubniß des Probstes Georg I. Müstinger, und des Convents zu Klosterneuburg, eine Capelle zu Ehren des heil. Kreuzes, „als es erfunden ist,“ und stiftete dazu eine ewige Messe, die jedoch nur an Wochentagen, sowohl im Winter als Sommer, ein eigener Caplan noch vor Aufgang der Sonne verrichten sollte. Das Stift baute späterhin eine Wohnung für den Geistlichen hinzu, und übertrug die Feier des gestifteten Meßopfers Anfangs einem Weltpriester, nachher aber einem Chorherrn von Klosterneuburg, der zuweilen, da er im Namen der Mutterkirche die Seelsorge ausübte, Parochus (Pfarrer) genannt wurde, obschon Grinzing noch immer zu Heiligenstadt eingepfarrt blieb.

Was die Geschichte dieses Ortes betrifft, so ist sie nur eine Erzählung trauriger Begebenheiten. Doch in keinem Vergleiche steht mit diesem erlittenen Ungemache jenes, welches in den neuern Zeiten über die Gemeinde hereinbrach. Die französischen Truppen plünderten 1809 das Dorf, drangen in die Keller, zerschlugen die Fässer, ließen Wein auslaufen, und verwendeten endlich alle noch brauchbare häusliche Einrichtung, Fenster, Thüren, Betten, Tische und Bänke zur Einrichtung ihrer Lager-Baraken, die sie aus den Garten- und Hausplanken erbaut hatten.

Die Lage von Grinzing ist fruchtbar und angenehm. Die Pflege des Weinstockes, der hier, sowohl in der Ebene als auf dem Gebirge, einer der vorzüglichsten in Österreich ist, macht den ansehnlichsten Nahrungszweig aus.

In dem einstmaligen Trummelhofe errichtete Joseph Baron von Managetta, Land-Obereinnehmer, im J. 1761 eine kleine ordentlich eingerichtete Haus-Capelle.

Die im Dorfe befindliche Pfarrkirche

ist mittlerer Größe, unansehnlich, und von ziemlich altem Geschmacke; die innere Einrichtung zwar ländlich, doch anständig. Gleich neben der Kirche befindet sich der schöne Pfarrhof, woran der Friedhof stoßt, welcher so wenig, wie die Kirche, merkwürdige Grabstellen enthält.

Zur hiesigen Pfarre gehört auch das Schloß auf dem sogenannten Cobenzl-Berg, der eine halbe Stunde von Grinzing entfernt ist.

Grohmann'sche (Adolph) Haus.

Vier Umstände machen dieses auf dem Kohlmarkte stehende Haus (278) erwähnungswerth.

1. Es nimmt die Stelle der zwei alten Enkevoirtischen Freihäuser ein, Besitzungen des unter Maria Theresia erloschenen Grafengeschlechtes dieses Namens, wovon eines am Kohlmarkte, das andere in der Wallnerstraße lag, und aus welchen das heutige Haus entstand, welches

2. ein stattliches Gebäude ist, inwendig mit seiner Hausuhr ein schloßähnliches Aussehen hat und gute Zinsen trägt.

3. Früher besaß es die Frau Theresia Tiussy von Borgnamenburg, eine Doktors-Witwe, die in einem Alter von beinahe 80 Jahren mit einem, noch die Großjährigkeit nicht erreichten Jünglinge zum zweiten Male zum Traualtar trat, und vor zwei Dezennien, bald darauf, mit dem Hippenmann ihre dritte und letzte Hochzeit hielt. Viele Zeitgenossen werden sich dieses kleinen, dürren, stark geschminkten und modisch geputzten Weibchens noch erinnern, die allenthalben auf Spaziergängen zu sehen war, und deren auffallende eheliche Verbindung lange Zeit hindurch der Gegenstand des öffentlichen Gespräches war. Endlich

4. befand sich darin das bekannte Milano'sche (dermalen Daum'sche) Caffehhaus, zu jeder Zeit eines der besuchtesten der Hauptstadt.

Grünbaum.

Sie war von 1812 bis 20 die berühmteste deutsche Sängerin. Ihre Glanzperiode fällt in die der deutschen Oper des Kärntnerthor-Theaters in Wien. Sie ist die Tochter des bekannten Componisten Wenzel Müller, der sie selbst unterrichtete. In Prag begann sie ihre Laufbahn, fand dann in Wien ein brillantes Engagement, und erwarb sich auf den ersten deutschen Theatern durch ihre Gastspiele allgemeine Bewunderung. An Wohlklang der Stimme, an Bravour und dramatischen Ausdruck überragte sie alle ihre Zeitgenossinnen; man nannte sie die deutsche Catalani, von der sie vielleicht nur durch die Neuheit der Erscheinung einige Zeit in Schatten gestellt wurde. Als kaiserliche Kammersängerin verließ sie, noch im Besitze herrlicher Mittel, die Bühne, unternahm eine größere Kunstreise, auf der ihr noch reiche Lorbeeren blühten, und ließ sich in Berlin nieder, wo ihre Tochter (geb. 1812) eine anmuthige, begabte Sängerin, die weniger in großen Parthien, als in solchen, welche Anmuth, Feinheit und gewandtes Spiel erfordern, excellirte, bei der Hofoper angestellt war.

Gumpendorf.

Gumpendorf, die älteste aller Vorstädte, wurde 1786 vom Magistrate dem Grafen von Meraviglia abgekauft. Früher gehörte es dem Hause des Grafen von Molard, deren Name in der nach ihnen genannten Gasse noch fortlebt. Zur Zeit Rudolphs von Habsburg gehörte es dem Herrn von Capellen, von denen einer diesen Fürsten in der Marchfeldsschlacht von dem riesigen Herbot von Füllenstein befreite. In den frühesten Zeiten gehörte es dem Geschlechte der Gumpendorfer, von welchem schon 1156 einer vorkommt. Gumpendorf zählt 18 Gassen, 414 Häuser und 13,000 Einwohner. Es wurde dort um 1670

von den Grafen von Königseck ein schöner Gartenpallast angelegt, welcher im Sommer 1698, als Peter der Große im Alter von 26 Jahren Wien besuchte, von Leopold I. sammt mehreren Nebengebäuden zu dessen Empfang prächtig hergestellt wurde. Hier erhielt Peter am Vorabende seiner beabsichtigten Reise nach Italien die düstere Kunde vom Aufruhr der Strelitzer, worauf er spornstreichs nach Moskau zurückkehrte, um auf eine blutige Art die Ordnung wieder herzustellen.

Das Haus führt heute die Nr. 320, es bildet auf der Hauptstraße das dominikale Bräuhaus und zum Theile die Kaserne. Graf Leopold Wilhelm von Königseck hatte darin im J. 1688 die Abendmahls-Capelle gestiftet. Unter Maria Theresia befand sich durch längere Zeit in diesem Gebäude die k. k. Ingenieur-Schule.

Die jetzige Kirche zu St. Ägyd der Vorstadt ließ der Schottenabt Benno Pointner 1765 — 1770 aufführen. Das Hochaltarblatt dieser Kirche, welche den 1. Mai 1820 von dem Fürst Erzbischofe von Wien, Grafen von Hohenwarth consecrirt wurde, der h. Ägydius in der Glorie, ist von Jos. Abel; — die unbefleckte Empfängniß und Johann der Täufer sind von Kremser Schmidt; — Christus am Kreuze von Professor Redl und die h. Martha von Kreipel gemalt.

Zu den merkwürdigen Gebäuden Gumpendorf's gehört der sogenannte Kreuzherrnhof und die Dominikaner-Mühle (s. d.).

Von dem alten Hof der h. Geistritter oder wie man sie gewöhnlich nannte, der Kreuzherrn von Bulgarn, von ihrer Gruft, ihrem Kerker, zeigten sich noch vor zwei Jahrzehenden Spuren in Haus und Garten Nr. 53, wo die vorigen Besitzer, die Marquese Spinola, die von den Türken in Asche gelegte Capelle von St. Johann Baptist wieder herstellten und die im Anfange dieses Jahrhunderts verschwand. Gegenwärtig ist dieser Kreuzherrnhof das Besitzthum des geschätzten Dichters und Botanikers J. B. Rupprecht, der dort auch seine sehenswerthen großartigen Garten-Anlagen hat. In dieser Vorstadt war es auch, wo der große Jos. Haydn nach seiner Rückkehr aus England ein Haus mit einem Gärtchen miethete.

Gundelhof (Der).

Dieser Hof, der die Verbindung des Bauernmarktes mit der Brandstätte unterhält und eine der lebhaftesten Passagen der Stadt ist, gehört dem Freiherrn von Rothschild und ist in mancherlei Hinsicht merkwürdig.

Als die Hauptfacade des Gebäudes kann die Seite gegen die Brandstätte betrachtet werden, die sich für die Zeit ihrer Entstehung im 17. Jahrhunderte in einem edlen Style und in großen Dimensionen darstellt. Diese Seite des Hauses contrastirt auf eine dem Beobachter interessante Art mit jener auf dem Bauernmarkte, die in ihrer krummen Linie, mit dem Vorsprungfenster im ersten Stocke und der vormals so beliebten Rundelle an der Ecke gegen den hohen Markt zu, uns in ein früheres Jahrhundert versetzt.

Der sehr geräumige Hof des Hauses bildet ein hie und da etwas irreguläres Oblongum, in dessen einer Ecke an den Flügel gegen den Bauernmarkt sich durch die ganze Höhe des Gebäudes ein Anbau erhebt, an dessen Spitze heute ein Windfähnchen sich dreht, der in früheren Zeiten aber einen Thurm bildete. Im ersten Stockwerke dieses Anbaues befand sich auch eine Hauskapelle, wovon am innern Mauerwerke noch deutliche Spuren vorhanden sein sollen. Es ist zu bedauern, daß dieser schöne, geräumige Hof durch zwei ebenerdige zu Wagenremisen und kleinen Verkaufsläden bestimmte Gebäude verunstaltet und beschränkt wird. Die vier Flügel des Gebäudes haben, obgleich

zu verschiedenen Zeiten gebaut, dennoch dieselben architektonischen Formen und nur die verhältnißmäßig sehr schmale und niedrige Stiege im ältesten Gebäude gegen den Bauernmarkt zeugt von höherem Alter.

Der Gundelhof ist übrigens die Zierde der Brandstätte (Brandstatt), die im Mittelalter viel geräumiger war, als wir sie heute in ihrer abgeschlossenen Lage erblicken, was aus des Stadtarchitekten Hirschvogel's Plan der Stadt Wien vom J. 1547 zu ersehen ist. Erst durch den Bau des später entstandenen Gundelhofes, welcher sein Dasein dem reichen und in die Angelegenheiten der Stadt Wien vielfach eingreifenden Bürger, Georg Gundlach verdankt, woher er den Namen Gundlachhof erhielt, der im Munde des Volkes mit der Zeit in Gundelhof ausartete, so wie im J. 1560, wo der Bürgermeister und der Stadtrath hier ein zweites neues Gebäude und zwar dort aufführten, wo gegenwärtig das Haus (628) steht, welches die ganze, dem Gundelhofe gegenüberstehende Seite der Brandstätte einnimmt, verlor dieser Platz, welcher damals als Hüttenplatz und Binderholz-Lagstätte diente, viel an Raum und erhielt seinen heutigen Umfang und abgesperrte Gestalt.

Der Gundelhof hieß früher von seinem ersten Erbauer der Strasserhof; die Herrn von Strasser erbauten darin auch 1400 durch den Baumeister Eberhard Schwarz von Altenburg die schon berührte Thomaskapelle, welche schon unter Friedrich III. diplomatisch bekannt war. Später wurde diese Capelle 1609 von Augustin Haffner, 1620 von Paul Wideman, 1626 von Daniel Springer restaurirt und besonders 1695 von dem Hofkammerrath, Bartholom. von Tinti, schön ausgeschmückt. Schließlich ist vom Gundelhof noch zu bemerken, daß im Mai 1800 die Börse vom grünen Faßel am Kohlmarkt dahin verlegt wurde.

Günderode (Carl Freiherr von).

Die Schicksale dieses Mannes, der zu jenen gezählt werden muß, die aus Mangel an Lebensklugheit sich in ein Gewebe von Widerwärtigkeiten verwickeln, war einst das allgemeine Tagesgespräch unserer Hauptstadt. Er ist der Sohn des kais. Obristen, Freiherrn von Günderode zu Groitz und seiner Erziehung scheint es an der gehörigen Richtung gefehlt zu haben.

Im 18. Jahre seines Alters trat er 1758 zu Innsbruck in den Orden der Serviten und übernahm 1766 in seinem Kloster die Stelle des Professors der Rhetorik, Logik und Metaphysik. Nach Aufhebung der Jesuiten (1773) übernahm er die Lehrkanzel der dogmatischen und polemischen Theologie auf der Hochschule zu Innsbruck.

Wegen einer unter dem Titel: Candidus et Nigrellus (der Schwarze u. Weiße) herausgegebenen Broschüre ward er 1777 seines Lehramtes entsetzt und in das Kloster Maria Waldrost, vier Stunden von Innsbruck auf einem hohen Berge verwiesen. Gleichwohl erhielt er zwei Jahre später die theologische Doktorwürde und die Kanzel der Kirchengeschichte zu Innsbruck.

Im J. 1781 kam er nach Wien, wo ihn seine Feinde in einen Prozeß verwickelten, weil er sich den Bart hatte abnehmen lassen. Im J. 1783 entschied die Hofstelle aber die Sache zu seinem Vortheile. Dieses bewog seine Gegner, eine lange Liste von Lehrsätzen aufzusetzen, die er vorgebracht haben soll und worüber er zur Verantwortung gezogen wurde. Viele dieser Punkte waren bloße Äußerungen der Laune, so soll er z. B. in Betreff der Fasten gesagt haben, warum soll man um theueres Geld Stockfische von den Holländern kaufen, da wir so viele im Lande haben?

Günderode leugnete vor der Commission keinen dieser Sätze, und das Ende der Untersuchung war, daß der Professer

Schwarzl, ein Glied der Commission, die Schuldlosigkeit des Geklagten gegen die Meinung der übrigen Beisitzer siegreich darstellte. Günderode's Feinde griffen daher, wie das noch heute zu geschehen pflegt, seine Conduite an und bewirkten endlich, daß er seines Lehramtes entsetzt, und daß Schwarzl nach Freiburg im Breisgau übersetzt wurde.

Günderode erhielt eine Bestimmung nach Gradiska und die Weisung auf das ihm zugesagte Reisegeld zu warten. Plötzlich sah er sich jedoch angehalten, und wurde, weil er nicht abgereiset war, im Servitenkloster in der Rossau verhaftet. Erst nach mehreren Monaten waren alle Anstalten zu seiner Abreise getroffen und er verließ den 25. Dezember 1783 Wien mit der Triester Diligence. In der Folge soll Günderode sich nach Deutschland begeben haben.

Guntramsdorf.

Dieser Markt liegt dem Stationsplatze der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn nahe, nicht weit vom Schiffahrtskanal, und zählt den Anninger und Eichkogel, Gumpoldskirchen, Laxenburg, Mödling und Baden zu seiner Nachbarschaft. Allein demungeachtet gehört er nicht zu den Ortschaften in Wiens Umgebung, die sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen haben, was er schon seiner gesunden Lage wegen verdient. Weingärten, Getreidefelder, Wiesen und Auen bilden um ihn einen reizenden Gürtel und sowol der nahe dabei liegende Wiener-Neustädter-Canal als die dreihundert Menschen beschäftigende Schaf- und Baumwollwaaren-Druckfabrik des Herrn V. Maver, so wie die eben so betriebsame Maschinenpapier-Fabrik Fürst und Comp. tragen zur Belebung des Ortes wesentlich bei.

Die Herrschaft Guntramsdorf gehört dem General Freiherrn v. Sterndahl und dem Freiherrn Carl v. Moser. Das Schloß hat eine schöne Lage und ist von einem sehenswerthen Garten umgeben. Der Wein, welcher in dieser Gegend wächst, ist dem Gumpoldskirchner, Pfaffstettner und Badner gleich zu stellen. — Die Umgebung war früher naß und sumpfig und wurde erst in neuerer Zeit trocken gelegt. Die Pfarrkirche zu St. Jakob ist unansehnlich.

Guntramsdorf gehörte dem berühmten Feldmarschall Wilhelm Freiherrn von Roggendorf, der so wesentlich zur Vertheidigung Wiens gegen die Türken 1529 beitrug. Von hier rief den ergrauten Helden 1541 der Kaiser ab, um abermals gegen die Türken zu ziehen, und an den erhaltenen Wunden zu sterben. Hier wurde die bekannte Virtuosin auf dem Fortepiano, Leopoldine Blahetka den 15. Nov. 1810 geboren. Sie gab den 28. März 1819 im landständischen Saale ihr erstes öffentliches Concert.

Im Winter 1462 nahmen des Kaisers Söldner Traiskirchen, das eine Räuberschar besetzt hatte, mit Sturm. Es wurden gegen 80 der Räuber erschlagen, die andern flohen nach Guntramsdorf, wo ihre Brüder die Kirche verschanzt hatten, theils nach Mödling, wo die große Steinkirche zu St. Othmar einen guten Vertheidigungsplatz und Herzog Albrechts Name einen Vorwand bot, gegen den Kaiser und die Wiener zu Felde zu ziehen; denn ein Hauptmann Albrechts befehligte das Gesindel, das sich dort hinter den heiligen Mauern verhielt.

Am Tage der unschuldigen Kinder vereinigte sich mit den Kaiserlichen in Traiskirchen ein Haufe Wiener, meistens rüstige Bürgerssöhne und Weingärtner, die des Winters Muße nützen wollten, sich des Frühlings Feldarbeit im Voraus vor den wüthenden Räubern zu sichern. Man zog vor Guntramsdorf, lagerte in den abgebrannten Häusern und richtete die Schirme für die von Wien mitgebrachten Geschütze auf. In der Kirche lag Georg von Pottendorfs Hauptmann, Krebs genannt, ein alter unverzagter Kriegsmann. Als die

Wiener in kurzer Zeit die Wälle und Zäune zerschossen hatten und sich Abends zum Sturme rüsteten, da sahen sie des andern Morgens die Mauerlücken mit Balken und Mist angefüllt. Vergebens warf man über den Trümmern einer alten Mühle ein Erdwerk auf, die Kirchenmauer zu übersehen, trotz der mächtigen Steinkugeln, welche die Mauer bis an den Grund zerschossen, mißlang alle Anstrengung durch die List der Feinde. Als der Graben halb gefüllt war, die Wiener und die Kaiserlichen die Leitern und Sturmzeug herbei brachten, schütteten Knechte des Krebs viel Wasser aus dem tiefen Kirchenbrunnen auf die Brustwehren, bis sie vom Eise spiegelglatt wurden, und als die Feinde mit Macht anstürmten, vermochte keiner auf dem Walle zu fußen.

Viele alte Krieger, viele ehrbare Bürgerskinder stürzten in den drei angelegten Stürmen vom Walle und nach einem bedeutenden Verluste an Todten und Verwundeten zog man mißmuthig ab.

Gurk (Urban von).

Er war Bischof zu Gurk und von 1563 bis 1568 zugleich Administrator des Wiener-Bisthums. Die österreichischen Fürsten liebten ihn so sehr, daß ihm Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. zu ihrem Rathe machten und mit der Würde eines Hof- und Pfalzgrafen beehrten. Der Erzherzog Carl, welcher Inner-Österreich regierte, ernannte ihn ebenfalls zu seinem Rathe und hörte seine Predigten mit Gefallen an. Als Kaiser Ferdinand I. 1564 zu Wien mit Tod abging und sein Leichnam in der Domkirche ausgesetzt wurde, hielt Urban die Leichenpredigt auf einem besonders hiezu bei der damals genannten Helena- jetzt Magdalenencapelle errichteten Predigtstuhle. Er starb zu Gurk 1573. Die Geschichtschreiber melden von ihm, daß er 1529 in Österreich unweit Wien als ein fünfjähriger Knabe unter der zurückgelassenen Beute der fliehenden Türken gefunden worden sei.



Haarmarkt.

Erfaßt der Böse dich bei einem Haar'
So hat er dich bald ganz und gar.
Alter Spruch.

Zu den kleinern Plätzen der innern Stadt gehört der Haarmarkt in seiner Dreiecksform, der seiner Lage und der Einmündung von vier Gassen (der Bischof-, Raben- und Rothen-Thurmgasse und des alten Fleischmarktes) wegen zu den belebtesten Theilen von Wien gezählt wird.

Es gab eine Zeit, wo man diesen Platz das Rendezvous der Thiere nannte, weil die drei Häuser, welche die Basis seiner Triangelform bilden, von animalischen Wesen ihren Namen erhalten haben, nämlich die drei Raben (645), die große Gans (646) und der goldene Hirsch (728).

Es gab aber vormals auch Leute, welche behaupteten, die malitiose Benennung des Haarmarktes rühre nicht von diesen arglosen Schildbildern, sondern von menschlichen Gebilden her, die sich hier einst haufenweise herumtrieben, und es manchen Thieren an Bissigkeit und Stößigkeit zuvorthaten, indem sie keinem Vorübergehenden, am allerwenigsten aber eine schöne Vorübergeherin des Weges wandern ließen, ohne ihnen einen blauen Fleck bei- oder eine Zahnritze anzubringen.

Auf diesem Markte wurde nämlich zur Zeit, als die Spinnstuben noch nicht aus den Städten und aus den Häusern der schönen Welt verbannt waren, der Flachs oder das sogenannte Haar verkauft, wovon dieser Theil der Stadt, so wie auch der die Wallnerstraße mit der Naglergasse verbindende, den Namen erhalten haben, und hier versammelten sich die Käuferinnen dieser Artikel nicht nur zu hunderten an der Zahl, sondern auch nahe daran an Jahren, denn bekanntlich haben von jeher die alten Frauen vorzugsweise das Geschäft des Spinnens in Anspruch genommen.

Diese Damen begnügten sich aber nicht, den Flachs oder das Haar allein durch die Hechel zu ziehen, sondern sie gingen nach und nach so weit, dieses auch mit Menschen zu thun, und haben es auch seitdem glücklich dahin gebracht, das Hecheln in der Regel zu einer rein weiblichen Beschäftigung zu machen.

Man findet zwar zuweilen auch Männer, die sich derselben unterziehen; die Erfahrung hat aber gezeigt, daß diesen die Arbeit nie so gut geräth, wie den Damen; solche ungeschickte Hechelkrämer waren es auch, welche dem guten Haarmarkte deßhalb die Richtigkeit oder Ehrlichkeit seines Namens streitig machen wollten, und mit der Gegen-Behauptung auftraten, nicht vom Flachs-, sondern vom Menschen-Haare habe diese Gegend der Stadt den Namen erhalten.

Nach ihrer Versicherung sollen hier zur hochseligen Zeit der Perücken, der Haarbeutel und der Haarzöpfe die berühmtesten und geschicktesten Friseurs oder Haarkräusler,

und die renomirtesten Perückenmacher oder Haartouren-Fabrikanten von Wien ihre Läden und Magazinen gehabt haben, und von diesen Werkstätten des Kunstfleißes habe der Markt den Namen bekommen.

Beide Partheien, nämlich die alten Mütterchen mit dem Spinnrade und die alten Weiber mit Zopfperücken lagen sich wegen der Namens-Erklärung des Haarmarktes lange in den Haaren, und es ist noch unentschieden, wer von beiden Theilen dabei mehr Haar gelassen hat.

Übrigens entscheiden die Urkunden diese Streitfrage, denn der Platz hieß vormals der Flachsmarkt und erscheint schon 1280 mit den Häusern des Hubmeisters und der mächtigen Familie der Hutstocker. Dieser Markt, der mit Ausnahme des unteren triangulären Raumes eigentlich kein Markt ist, beginnt beim Lichtensteg und zieht sich bis zur Rothenthurmstraße hinab. Die meisten seiner Häuser, z. B. das kleine und große Waghaus (641 und 643), die drei Raben (644), die große Gans (646), der goldene Hirsch (728) und das lange Haus (730), haben ein besonderes Interesse, welches ihre besondere Besprechung erfordert.

Hacken (Zu den drei).

Das auf der Freiung liegende Gasthaus zum römischen Kaiser hieß schon zur Zeit der türkischen Belagerung 1683 zu den drei Hacken, die in früherer Zeit auch daran in einem riesigen Aushängschilde angebracht waren.

Dieser Gasthof (138) enthält einen schönen Saal, der vor einigen Jahrzehenden der angesehenste der Hauptstadt und durch die glänzenden Ballfeste bekannt war, die darin abgehalten wurden.

Als am 13. Juli 1683 ein bei den Schotten entstandener Brand auch die großen Pulver-Vorräthe im kais. Zeughause ergriffen hatte, welche der damals noch sehr junge Held Guido v. Starhemberg glücklich rettete, war das Volk, dem die Ursache des gefährlichen Feuers unbekannt war, so erbittert, daß Christoph Zweier, ein Officier aus den ungarischen Bergstädten, der in den drei Hacken wohnte, auf das Ärgste mißhandelt und in den tiefsten Kerker geworfen wurde, weil er der nahen Brunst wegen seine Habe flüchtete und sich unter seinem Gepäcke einige Stecken befanden, die man für Rakettenstecken hielt. Bei dieser Veranlassung fand auch der arme Tanon (Tanan) durch den erhitzten Pöbel einen jämmerlichen Tod (s. Baron Zwiebel).

Heute ist der Freih. Salomon v. Rothschild der Besitzer dieses Hauses, welches einer radikalen Verwandlung entgegensieht.

Haber (Zum nassen).

Zu den possirlichsten Häuserbenennungen gehört der nasse Haber (347) in der Zieglergasse am Schottenfelde; nicht weniger spaßhaft ist auch der Umstand, der diesem Hause, worin sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Bierschenke befand, seinen Namen gegeben hat.

Eines Tages an einem frühen Morgen sprachen hier drei vollkommen armirte Grenadiere ein, um ihre, von einer nächtlichen Patroulle ganz ausgetrockneten Kehlen im Fluge mit einem Trunke zu laben.

In der Schenke befand sich nur eine 18jährige Magd, die mit Scheuern und Reinigen beschäftigt war, und sich um so unlieber in ihrer Beschäftigung gestört sah, als die drei Kriegsmänner schonungslos einen eben erst gewaschenen Bodenfleck der Trinkstube mit ihren Tritten beschmutzten.

Das trotzige Benehmen des Mädchens reizte die Ankömmlinge, welche keine Verächter schöner Kellnerinnen waren, zu übermäßigen Liebkosungen, welche sich die scheuernde Hebe ernstlich, aber vergebens verbat, denn die Martissöhne wurden in dem

Grade zudringlicher, in welchem sich der Unwille des Mädchens steigerte.

Da sich dasselbe von drei Seiten attakirt und keine Möglichkeit eines Rückzuges sah, ergriff es als letztes Vertheidigungsmittel aus dem Wasserschaffe das darin liegende nasse Ausreibetuch und schlug damit tapfer auf ihre Angreifer los, die, um nicht von oben bis unten besudelt zu werden, sich gezwungen sahen, ihr Heil in einer schleunigen, und keineswegs ehrenvollen Flucht zu suchen.

Der höchst komische Auftritt, drei bewaffnete Männer vor einer, mit einem nassen Haber versehenen Mädchen davon laufen zu sehen, hat sich bis heute im Schilde dieses Hauses erhalten.

Hadersdorf.

Der Weg von Wien nach Mauerbach geht über Hadersdorf, wohin, außerhalb Mariabrunn, rechts eine schöne Allee leitet. Es gehört in das Landgericht Burkersdorf und zu der Pfarre Mariabrunn.

Der Ort hat eine äußerst romantische Lage. Er besteht aus einem herrschaftlichen Schloß, einem Wirthshause, einer Mühle und 24 Häusern, worunter einige hübsche Landhäuser mit Gärten sich befinden.

Das Schloß gleicht in seiner Bauart einer alten Festung, in die man über eine Aufzugbrücke gelangt. Es ist mit einem großen Teiche oder Wassergraben umgeben, auf welchem man mit Gondeln fahren kann. Der Garten wird durch die vorüberziehende Straße in zwei Theile getheilt. Der an dem Schlosse gelegene Theil ist von mittelmäßigem Umfange, in französischem Geschmacke angelegt. Der Theil über der Straße ist ein eingeplankter Thiergarten in einer reizenden Gegend, wo Hügel, Thäler, Wälder und Wiesen abwechseln.

Mitten auf einer Wiese erhebt sich ein kleines Sommergebäude, welches der Lieblingsaufenthalt des, in der österreichischen Geschichte unsterblichen Helden Loudon war.

An dem Eingange verdienen mehrere kleine Basrelifs bemerkt zu werden, welche er, als er 1789 Belgrad eroberte, von dort hieher bringen ließ. Sein Bildniß in Carrara-Marmor hat zur Unterschrift:

Meditatio mortis optima Philosophia.

Auch hat der Garten eine Wasserkunst und mehrere schöne Aussichten. An der äußersten Spitze des Parkes ist ein eigener eingeschlossener Platz, das türkische Gärtchen genannt. Es ist dicht von Pappeln, Trauerweiden und Tannen umschattet, und mit einer Mauer umfangen. In der Mitte desselben erhebt sich Loudon's Grabmal. Es ist ein länglichtes Viereck von Sandstein, mit Trophäen, Kriegs-Armaturen und Basreliefs geschmückt, welche sich auf die berühmtesten Unternehmungen des hier ruhenden Helden beziehen.

Auf den Stufen des Grabmals ist ein junger Krieger mit dem Ausdruck des Schmerzens hingelehnt. Das Ganze ist von der Meisterhand des Professors der Bildhauerkunst, Franz Zauner. Auf der Vorderseite ist die vom Hofrathe v. Birkenstock verfertigte Inschrift:

Tiro
Ad Borysthenem
Dux
Ad Moravam. Viadrum.
Boberim. Neissam. Vistritiam.
Veteranus
Ad Unnam. Istrum. Savum.
Clarus Triumphis.
Simplex. Verecundus.
Carus Caesari
Militi. Civi.

Auf der Rückseite steht:

Gideoni. Ern. Loudono
Conjux
Contra Votum Superstes
Ac Haeredes
Pos.
MDCCLXXXX.

Ein anderes Denkmal hat ihm Joseph II. im Saale des Hofkriegsrathes errichtet. Es stellt Loudon's Büste dar mit der Inschrift:

Gideonis Loudoni Summi Castrorum Praefecti Semper. Strenui. Fortis, Felicis, Militis et Civis optimi Exemplum. Quod. Duces Militesque. Imitentur. Josephus II. Aug. In Ejus Effigie. Proponi. Voluit Anno MDCCLXXXVIII.

Hadersfeld.

Zwei Waldwege, der Fleischhacker- und der Jägergraben, führen von Greifenstein unter der Nacht des dicksten Buchen- und Eichenwaldes zum Schlosse Hadersfeld, dem Hause Lichtenstein gehörig, wo ein ländliches Wirthshaus billigen Forderungen entspricht. — Nicht weit von hier bezeichnet eine vom Fürsten Johann v. Lichtenstein gesetzte Pyramide die herrlichste Aussicht in dieser Nähe Wien's.

Es ist sonderbar, daß, so sichtbar auch die Pyramide da steht, man doch schwer den Aufgang zu ihr findet. Göttweih, Ernstbrunn von der einen, der Ötscher von der andern Seite sind die entferntesten Punkte, welche man von hier aus gewahr wird.

Von Hadersfeld aus gelangt man anfänglich über sonnige Höhen, dann aber abwechselnd durch schattige Waldungen über den Spitalberg nach Kierling, einem Dorfe, mitten zwischen Weinbergen, mit einer Pfarrkirche, die den heil. Aposteln Petrus und Paulus gewidmet ist.

Von hier aus über den Harschhof auf der langen Gasse gelangt man nach dem bekannten, vom Hofrathe v. Hammer und der Freiin v. Kruft besungenen Weidling, einem, der Stiftherrschaft Klosterneuburg unterthänigen Dorfe von 79 Häusern, am Weidlingbache, 2½ Stunde von Wien. Es ist einer der besuchtesten Orte, besonders seit ein wohlhabender Bürger aus Wien hier ein treffliches Wirthshaus errichtet hat, von welchem aus man die angenehmsten Streifereien unternehmen kann.

Eine weitere Excursion führt nach Weidlingbach, einem kaum aus einem Dutzend Häuser bestehenden Dorfe, in einer höchst romantischen Gegend, welche vorzüglich von dem Marksteine (am Wege) mit der Jahreszahl 1778 bezeichnet, ungemein abwechselnd und interessant ist. Etwas abwärts über eine Wiese kommt man zuletzt zu dem Steinriegel und auf demselben zur sogenannten Waldhütte. Außer dem Garten, welcher zur Hütte gehört, liegt eine Weide, von welcher man einer weiten Aussicht über Thäler und Hügel genießt, die aber von einem fernen Berge begrenzt wird, hinter welchem sich das bekannte Tulnerfeld (mit seinem rothen Boden) ausbreitet.

In geringer Entfernung südlich vom Steinriegel erhebt sich der Hof Säublingstein, an dem interessanten Fußwege gelegen, der von Mauerbach über Berge (Ruesberg) und durch Wälder, fast ganz im Schatten, nach Greifenstein führt. Er ist hinsichtlich der Gebirgs-Aussicht ein interessanter Punkt.

Der Steinriegel liegt schon im Viertel O. W. W.; an der Grenze desselben sind die Gesengerhütten (im Gesengerwald), einzelne Holzhauerhütten, wie Weidlingbach, zum Landgerichte Burkersdorf gehörig.

Hafner (Philipp).

Im J. 1762 erblickte man eines Tages in den Straßen der Stadt große Anschlagzettel, welche nach dem damaligen Gebrauch mit Fratzenbildern versehen waren. Es war die Ankündigung eines neuen Schauspiels, unter dem Titel: „Megära, die fürchterliche Hexe, oder: das bezauberte Schloß des Herrn von Eichhorn.“ Die Hauptscenen des Stückes waren auf

dem Zettel nach Art der Seiltänzer-Anzeigen in gevierten Abtheilungen vorgestellt und reichlich mit Teufels-Gestalten versehen.

Dieses Stück war die erste Arbeit eines jungen Mannes, Namens Philipp Hafner (geb. in Wien 1731, gest. 1764, im 33. Jahre), der damals Stadtgerichts-Beisitzer und bestimmt war, in Wien's dramatischer Welt bald eine bedeutende Rolle zu spielen.

Alles drängte sich in's Hoftheater und verließ die Erstlingsarbeit dieses letzten, talentvollen Verfechters des alten Possenspiels mit vieler Befriedigung. Dadurch aufgemuntert, schrieb Hafner 1763 „die bürgerliche Dame, oder: die bezähmten Ausschweifungen eines zügellosen Eheweibes," mit Hanswurst und Columbia, zwei Muster heutiger Dienstboten, welches man für ein regelmäßiges Stück ausgab. — Hierauf erschienen: „Der von drei Schwiegersöhnen geplagte Odoardo, — der allzeit beschäftigte Hausregent und die zwei Schwestern von Prag," welches die ersten Produkte seiner fruchtbaren Feder waren.

Was Hafner in der Bühnen-Welt war, das war er auch in der wirklichen, nämlich ein origineller und unerschöpflicher Possenreisser, der sich leider dem Trunke ergab und dadurch den Tod sich zuzog. Er starb wie er gelebt hatte, denn sein letztes Wort war ein Scherz über den Namen seines Arztes Matthes.

Hahnenbeiß (Haus zum).

In der Bezeichnung der Häuser Wien's nahmen zu jeder Zeit und nehmen auch heute noch die verschiedensten Geschlechter des Thierreiches die erste Stelle ein.

Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Hahn, eines der merkwürdigsten Thiere, uns im Gebiete der Hausschilder oft entgegen tritt. Wir besitzen heute noch sowohl in der innern Stadt als in den Vorstädten viele Häuser mit den Schildzeichen weißer, goldener und rother Hähne; am Bauernmarkt sehen wir ihn sogar „wie er im Spiegel schaut (607)," wodurch unsere, der Hoffahrt so abholden Vorfahren, ohne Zweifel das Lächerliche der Gefallsucht darstellen wollten.

Der Häuser-Schematismus lehrt uns, daß das Haus (322) am Hofe neben der Nuntiatur gegen den Heidenschuß zu, noch heute den Namen des Hauses zum Hahnenbeiß führt. Dieses Schild ist uralt, indem es in jahrhundertalten Urkunden vorkommt. Auch haben wir noch vor etlichen Dezennien über dem Thore des früheren, baufällig gewordenen Gebäudes das Wandgemälde gesehen, welches den besagten Namen anschaulich darstellte. Zwei Hähne standen darauf kampffertig einander gegenüber und schienen auf das Zeichen zu harren, um über einander herzufallen.

Dieses Gemälde war übrigens kein leeres, bedeutungsloses Hausschild, sondern bezeichnete ehemals in der That den Schauplatz, wo die auch in Wien sehr beliebten Hahnenkämpfe abgehalten und die Streitthiere gehegt und gepflegt wurden.

Mit diesem, zu allen Zeiten sehr beliebten Thiergefechte nährten sich bis zum 14. Jahrhunderte vorzüglich Böhmen und Mähren, nicht nur in den österreichischen Provinzen, sondern auch im Auslande auf eine eigene Art.

Sie hielten in ihren Wohnhäusern eigene Hahnenzuchten mit einer besondern Fütterung, wodurch diese Thiere eine ungewöhnliche Größe und Stärke bekamen; man reizte sie zum Zorne und leitete sie zum streiten an, wobei man ihnen eigene Waffen, gleich einem Sporn mit Stacheln, an die Füße band, womit sie den Kampf so lange fortsetzten, bis sie entweder ihre Wärter durch einen lauten Ruf oder Schlag an ein Bret zur Ruhe brachten, oder bis einer der Streitenden erlag. Die Schiffsregister von den ältesten Zeiten geben uns den Beweis, daß

man solche streitbare Hähne in großer Anzahl auf der Elbe versandte, auch zogen Slaven damit in alle Theile der Welt, wie die Tiroler mit ihren Kanarienvögeln herum, und sie suchten durch eigene Spiele, welche sie in Städten und Dörfern gaben, sich zu nähren. So kamen sie auch nach England, wo dieser Hahnenkampf um so größeren Beifall fand, als er den Engländern eine gewünschte Gelegenheit zu den beliebten Wetten gab, und wo er auch noch heut zu Tage geübt wird. „Schade, sagt unsere alte Nachricht, daß man diesen durch geringen Aufwand leicht einführbaren Sonntagsunterhalt nicht wieder erneuert, und so eine arme, brotlose Familie in Nahrung zu setzen sucht. Der alte Hahnentrank, welcher aus Haber mit etwas Wein oder Bier gesotten wird, ist ja kein Geheimniß für uns.“

In diesem Hause war also der Schauplatz dieser Thiergefechte in Wien; hier versammelten sich vor Jahrhunderten adelige Herrn und Bürger mit demselben Ungestüm, mit derselben Schaulust, mit welcher man sich heute zu einer interessanten theatralischen Vorstellung oder zu dem Concerte eines Virtuosen hindrängt.

Wenn das Barbarische der Hahnenkämpfe außer Anschlag gelassen wird, so kann man das Interesse derselben nicht ganz in Abrede stellen. Die Hähne zeigen dabei allerdings eine Art von Kampflust oder ritterlichem Geiste, der sehr zu ihren Gunsten stimmt.

Hahn (Wo der) im Spiegel schaut.

Das Haus oder vielmehr das Häuschen (607), welches die Ecke des Eisgrübels gegen den Bauernmarkt bildet, hat den sonderbaren Schild, „wo der Hahn im Spiegel schaut“ und ist auch an sich eine architektonische Antiquität, die mit ihrer winzigen Stiege und abenteuerlichen Bauform mehr Beachtung verdient als ihr geschenkt wird.

In dem auffallenden Schilde hat man ein Spottbild der Eitelkeit (S. Hahnenbeiß) zu erblicken geglaubt. Andere sagen, es sei eine Aufforderung zur Wachsamkeit, weil in der Vorzeit der Hahn das Sinnbild derselben gewesen sei, wie es die Wetterhähne auf den Thürmen und der Umstand bewiesen, daß man die Geistlichen Gotteshähne nannte, weil sie die Gläubigen, wie jener Hahn den Petrus, zur Buße und zum Besuche der Kirche anhalten sollen.

Der Hahn kam übrigens mit dem Begriffe eines gedeihlichen Ehestandes vielfach in Berührung. Im Halberstädtischen mußten kinderlose Eheleute dem Pfarrer jährlich einen sogenannten Geduldhahn für den Entgang der Taufgebühren abliefern, damit er sich deßhalb noch gedulden möge.

Im Herzogthum Braunschweig und den benachbarten Ländern gehörte nach dem Tode eines Ehemanns, der keine männlichen Erben hinterließ, der beste Hahn seiner Verlassenschaft dem Pfarrer, das beste Pferd oder der schönste Ochs dem Dorfrichter und dem Küster eine Bratwurst.

Die beiden Dörfer Lindenau und Leitsch bei Leipzig hatten ein gleiches Recht; nach dem Absterben eines sohn- oder enkellosen Mannes erbte der Pfarrer den besten Hahn, oder starb das Weib ohne Tochter oder Enkelin, die Pfarrerin die beste Henne.

Gegen alle diese Angaben sind wir jedoch geneigt, diesen sich im Spiegel beschauenden Hahn mit dem Hahnenbeiß in Verbindung zu setzen, denn um die Streithähne kampfsüchtiger zu machen, pflegte man sie durch ihr eigenes Bild in einem Spiegel zu reizen.

Hainburg.

Dieses Städtchen liegt östlich von Deutsch-Altenburg, hat ein altes Bergschloß und eine berühmte Ärarial-Tabakfabrik, welche die größte der Monarchie ist,

und über 1000 Menschen, folglich den vierten Theil der Bevölkerung beschäftigt, und 100,000 Zentner Tabak liefert. In dieser Stadt erhielt Joseph Haydn den ersten Unterricht in der Musik.

Hier vermählte sich der 22jährige, glühende Held Ottokar von Böhmen am 7. April 1252 der 47jährigen, tiefgebeugten Margarethe von Österreich, Schwester Friedrich's des Streitbaren, um einen Scheingrund zum Besitze Österreichs zu haben.

Das unglücklichste Jahr Österreichs war das Jahr 1683 wegen des verheerenden Türkeneinfalls. Die Stadt Hainburg hatte sich heldenmüthig vertheidigt, mußte aber der stürmenden Übermacht der Türken unterliegen. Sämmtliche Bewohner, man sagt 8423 an der Zahl, flohen gegen das Fischerthor, in der Hoffnung, durch selbes sich retten zu können. Allein auch hier drangen die Barbaren ein, und ermordeten die zusammengedrängte ganze Volksmasse bis auf fünf Personen. Noch ist an einer Mauer das Denkzeichen zu sehen, wie hoch das Blut dieser Schlachtopfer angeschwollen war. Man nennt es das Blutzeichen zu Hainburg.

Hainburg wurde 1827 von einer Feuersbrunst beinahe ganz zerstört und ist seitdem wieder neu aufgebaut worden. Merkwürdig ist das Rathhaus mit einem Altar aus der Römerzeit und dem sogenannten Römerthurm mit dem Steinbilde König Etzel's. Im Rücken der Stadt am Fuße des Schloßberges erhebt sich das neue herrschaftliche Schloß, mit drei schönen Sälen, einer Capelle und einer Gruft, so wie mit einem Theater und einem Parke.

Die Stadt liegt in einem Kranze von Ruinen römischer Bauwerke. Die Römerreste, Hunnenburg genannt, woher der Name Hainburg abgeleitet wird, — im Niebelungenliede genannt, ist noch in den Trümmern durch zahlreiche Sagen interessant; auch die Aussicht ist von hier reizend.

Gleich außer Hainburg führt ein angenehmer Waldpfad zur kleinen Ruine Rotenstein, angeblich ein Templerschloß, welches auf einem schroff aus der Donau emporsteigenden Felsen steht.

Hallwyl'sche Trauerstein.

Es muß als eine Sonderbarkeit bemerkt werden, daß sich in der Pfarrkirche zu St. Joseph in der Leopoldstadt oder der vormaligen Carmelitenkirche nur ein Grabstein befindet, und zwar jener des Grafen Ferdinand Leopold von Hallwyl (oder Hallweil), der folgende einfache Inschrift hat:

†

Ferdinandus Leopoldus Sac. Rom. Imp. Comes ab Halweil, obIIt DIe X. aVgVstI, sVb ara Ista tVMVLatVs In paCe.

Noch viele Jahre nach seiner Setzung wurde dieses Monument vom Volke allgemein der Hallwylsche Trauerstein genannt, weil damit ein tragisches Ereigniß verknüpft ist, woran eine Rückerinnerung nicht ohne Interesse sein dürfte. — Die schon im Jahre 1640 Statt gefundene Erhebung des Hauses Braganza auf den Thron Portugals wurde von Seite des kaiserlichen Hofes, seiner Verbindung mit jenem Spaniens wegen, erst im Jahre 1693 anerkannt. In diesem Jahre wurde in Wien der erste portugiesische Botschafter angenommen, es war der Fürst Carl Joseph Procop von Ligne, Marquis d'Aronches, dessen Einzug an Pracht Alles übertraf, was Österreichs Hauptstadt seit langer Zeit gesehen hatte. Sein hiesiger Aufenthalt war aber von kurzer Dauer, und mit traurigen Umständen verbunden. — Der Fürst hatte auf den jungen Grafen Leopold Ferdinand von Hallwyl aus Eifersucht in der Liebe einen so grimmigen Haß geworfen, daß er ihn zu tödten beschloß. Er lockte den Grafen, der noch überdies sein täglicher Gast war, mit sich auf die Jagd außer Burkersdorf, hinter Gablitz gegen den Riederberg zu, und ließ

ihn dort im Dickicht unfern der Straße vor seinen Augen am 10. August 1696 durch einen welschen Banditen erstechen. Zur schnellen Flucht des Mörders waren unterlegte Pferde bereit. Eine hölzerne Pyramide mit der einfachen Inschrift:

10. August
1696
Graf Halleweil

bezeichnete die Stelle. Nach geschehener Greuelthat fuhr der Fürst ganz ruhig nach Wien zurück, und beklagte sich in der Abendgesellschaft mit frecher Stirne gegen des Ermordeten Schwester, daß der Graf sich von ihm unvorsichtiger Weise in den tiefen Wald, der von jeher unsicher gewesen sei, entfernt habe. — Schon des andern Tages scharrten Hunde die leicht mit Erde bedeckte Leiche des Grafen von Hallwyl zu Tage; die empörte That und ihr Urheber war aber leider eben so wenig zu beweisen als zu bezweifeln. Das murrende Volk machte Miene, des Fürsten Wohnung anzugreifen. Sein Haus wurde zu seiner Sicherheit bewacht. Bald darauf verließ er Wien, zog heim, und gab dort eine Rechtfertigungsschrift heraus. Von aller Welt gemieden, und wahrscheinlich auch von seinem Gewissen getrieben, irrte er durch viele Jahre von Land zu Land umher, wobei sein ungeheures Vermögen nach und nach dahinschwand. Zuletzt fristete er sein Leben in Venedig durch den Handel mit Münzen und alterthümlichen Kunstsachen, worin er große Kenntnisse besaß. Kurz vor seinem Ende ging er wie ein Bettler in durchlöchertem Hut und Mantel ohne Unterkleider umher, und verschwand plötzlich. Man erzählte sich damals, ein Freund des ermordeten Grafen von Hallwyl, der dem Mörder lange nachgetrachtet, habe ihn zur Nachtzeit in den großen Canal gestürzt.

Hamsabey.

Die einst unferne des Chores im St. Stephansdome aufgehängten Fahnen befinden sich jetzt im bürgerlichen Zeughause. Eine davon war jene des tapfern Seehelden Joh. Jos. Grafen von Herberstein, Maltesergroßpriors in Ungarn. Maria Theresia ließ in den ersten Jahren des Erbfolgekrieges mehrere preußische, bayrische und französische Fahnen hier aufhängen. Die merkwürdigste ist eine große, rothe türkische Fahne mit Sprüchen aus dem Koran, im Treffen bei Ofen über den gefürchteten Hamsabey, von Wien's Befreier, dem Herzog von Lothringen erobert.

Dieser noch mit türkischen Bauten prangende Ort, eigentlich Erd, trägt von Hamsa Bey seinen Namen, eines der wildesten türkischen Zwingherrn, dessen Ende aber an rührender Romantik seines gleichen sucht. — Die Freunde Adam Bathiany und Peter Szapary, waren Hamsa's und des Pascha von Ofen, durch rastlosen kleinen Krieg, Schrecken geworden.

Nach vielen vergeblichen Nachstellungen gerieth der jugendliche Held Szapary in einen Hinterhalt und wurde mit Wunden bedeckt, gefangen. Der rachelechzende Hamsabey ließ ihn heilen und darauf unter unmenschlicher Mißhandlung, mit andern gefangenen Christen unter Peitschenknall vor den Pflug spannen. — Die Türken forderten für ihn ein ungeheures Lösegeld. Vergebens machte seine verzweifelnde Gattin alles zu Gelde. Vergebens besteuerten seine treuen Unterthanen sich selbst. Vergebens erbaten sie vom Hofe die Erlaubniß, im ganzen Reiche für die Befreiung des tapfern Christenhelden und vielgeliebten Herrn zu betteln.

Endlich fing Adam Bathiany einen der ersten türkischen Heerführer. Gegen ihn wurde Szapary ausgewechselt und kam zurück, als ein wandelndes Gerippe mit erloschenen Augen und langem Bart. Nur langsam wurde der Löwe wieder Löwe.

Als nach dem Entsatze Wien's die Türken in allen Schlachten geschlagen, Ofen selbst endlich unter großem Blutvergießen

mit Sturm erobert wurde, war Szapary unter den ersten Helden des Tages und Hamsabey unter den Gefangenen. Laut brachte beim Siegesmahl der Herzog von Lothringen Szapary's Gesundheit aus und schenkte ihm seinen grausamen Peiniger, mit ihm zu verfahren, wie er wolle.

Spornstreichs eilte ein Diener Szapary's, ein Gefährte seiner Gefangenschaft und seiner Leiden, in Hamsabey's Kerker, ihm anzukünden: „Nun sei er in seines Herrn Hand und er solle sich nur auf unerhörten Martern einer erfinderischen Rache gefaßt machen.“

Nach der Tafel eilten Szapary und Bathiany in Hamsabey's Gefängniß. Szapary sprach: „Kennst du mich? ich komme mich zu rächen!“

„So räche dich“, antwortete der Türke. „Ich spotte deiner und fluche dir nach unter den Todesqualen.“ — „So fühle denn!“ erwiederte Szapary, „die Rache des Christen, dem sein Glaube befiehlt, Böses mit Gutem zu vergelten. Ich schenke dir Leben und Freiheit, ohne Lösegeld, ohne Bedingniß.“

Hamsabey hatte Gift genommen, welches er stets bei sich trug. Ganz vernichtet durch Szapary's Großmuth warf er sich zu seinen Füßen, um seine Verzeihung flehend und um die Taufe, da der Christenglaube so erhabene Tugenden lehre!

Wirklich empfing Hamsabey die Taufe. Alle Kunst der Ärzte aber vermochte nichts mehr. Er verschied einige Stunden darauf. — Szapary war mit unbeschreiblicher Rührung sein Taufpathe und der erste Leidtragende hinter seinem Sarge.

Hand (Die) der heiligen Anna.

Die schätzbarste Reliquie der St. Annakirche ist die rechte Hand der h. Anna, welche vor Zeiten im Karthäuser-Kloster Mauerbach im Wienerwald sich befand und von einem Prälaten desselben der Annakirche geschenkt wurde. Fuhrmann hat sie (laut seiner historischen Beschreibung u. s. w. von Wien, 1766) in ihrer ganzen Größe auf einem halben Bogen abbilden lassen und mit folgender Unterschrift bezeichnet: „Die wahre Größe, und eigentliche Abbildung der unversehrten Hand; der glorwürdigen allgemeiner Nothhelferin heiligen Annä, der werthesten Anfrau Jesu, und Mutter der unbefleckten Gottes Gebährerin Mariä, hat die eigentliche Hand berühret, in der h. Annä Kirche der Soc. Jesu in Wien.“ (S. Annakirche).

Händel.

Aeneas Sylvius sagt, nachdem er die Schönheit Wien's beschrieben hat: „Aber in einer so herrlichen und edlen Stadt geschehen andere sehr arge Dinge. Tag und Nacht gibt es Händel, die man für ordentliche Treffen halten möchte, bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Künstler, bald die Tagelöhner gegen die Bürger. Selten lauft eine große Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab, und wo so ein starker Zank auflodert, da ist Niemand, der ihn trennt, nicht die Obrigkeit, nicht der Fürst.“

Man würde diese Anführung für übertrieben halten, wenn die Geschichte Wien's und der Gesetzgebung sie nicht hundertfältig bestätigten, was wir in unseren Blättern häufig darthun werden. Wenn man die vorzeitige Streitsucht der Bewohner Wien's, die sich über alle Classen der Gesellschaft verbreitete, mit dem heutigen Zeitgeiste vergleicht, so muß man gestehen, daß sich die Sitten in dieser Hinsicht sehr veredelt haben und daß das, was vormals Regel war, heute zur Ausnahme geworden ist.

Handlungs-Kranken-Institut.

Dieses Institut erstand 1745 unter dem Namen Confraternität und seine Gründer waren die Handlungs-Commis Schweiger, Weigl, Vollgruber, Langensen, Schönecker und Pach.

Die Mitglieder dieser Anstalt leisten jährlich einen bestimmten kleinen Beitrag und haben daher Anspruch im Erkrankungsfalle unentgeldlich aufgenommen und verpflegt zu werden. Das Lokale des Institutes war früher im allgemeinen Krankenhause, ist aber seit einem Dezennium in einem eigenen Gebäude in der Alservorstadt (280) und ist sehr zweckmäßig eingerichtet.

In einem Seitenzimmer befindet sich zum Gebrauche für die Kranken eine schöne Handbibliothek. In der eigenen Hauskapelle wird jährlich am Pfingstmontag mit großer Feierlichkeit das Stiftungsfest der Anstalt gehalten. Der Marmoraltar ist von dem Hofarchitekten Zobel, und das Altarblatt, den Schutzpatron St. Joseph vorstellend, von Pellegrini. Die kleine zierliche Orgel stiftete das Mitglied Ferd. Gramer im J. 1809. Die Zahl der jährlich verpflegt werdenden Kranken schwebt zwischen 50 — 100.

Handlungs-Verpflegs-Institut.

Dieses im J. 1795 entstandene Institut hat den Zweck, durch bestimmte jährliche Beiträge jenen Handlungsmitgliedern, welche wegen hohen Alters oder körperlichen Gebrechen erwerbunfähig geworden sind, oder auch deren Witwen durch Betheilung die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Der jährliche Betheilungsbetrag ist 80 fl., die Zahl der Betheilten 25 — 30 und die Beitragenden gegen 700. Das Lokale befindet sich im obigen Kranken-Institute.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.

A.

B.

D.

Angabe einiger Druckfehler.

Seite 127, Spalte 1, Zeile 20 von oben lese lutum statt tutum.
» 202, » 2, » 11 » unten » Gambrinus statt Gambinus.
» 336, » 1, » 8 » unten » Baret statt Biret.

